WIDENER LIBRARY
HX J416 .

46511.9 (18)

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

SUSAN GREENE DEXTER

Digitized by Google

3. D. 256. de Pelvis Lues, mit d. der Gonorrhoe verglichen. Beschreibung
1772–738. und Cur: Beschreibung des Todes seines Sohnes 1783. Cerv.
mit Leuchtmann in Leiden ist Jahr 25 Merz 1783. gestorben.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur.

Achtzehnter Band.

Lemgo,
in der Meyerschen Buchhandlung. 1780.

Digitized by Google

4651.9 E18

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
SEP 8 1966

Digitized by Google

In der Meyerſchen Buchhandlung zu Lemgo ſind dieſe Michaelismeſſe, 1780, folgende neue Bücher herausgekommen.

Bibliothek, auserleſene, der neueſten deutſchen Litteratur, 18ter Band, gros 8.

Crells, C. chemiſches Journal, für die Freunde der Naturlehre, Arzneigelahrtheit, Haushaltungskunſt und Manufakturen, 4ter und 5ter Theil, 8.

Erzählungen des Cicero, mit Einleitungen, neue ganz veränderte Auflage, von M. M. Fr. Sörgel, 8.

Hezel, W. Fr., über die Quellen der moſaiſchen Urgeſchichte, gros 8.

Hißmanns, Mich., Magazin für die Philoſophie und ihre Geſchichte, aus den Jahrbüchern der Akademien angelegt, 3ter Band, 8.

Ludi pueriles: cum colloquiis quibusdam. Ex ſermone teutonico latine vertit Jo. Ph. Lud. Finke, 8.

Plato Werke, aus dem Griechiſchen überſetzt von J. Fr. Kleuker, 2ter Band, 8.

Runde, Chr. Heinr., die vornehmſten Wahrheiten des Evangelii Jeſu Chriſti, gros 8.

Schmahling,

Digitized by Google

Schmahling, des jüngern, christliche Glaubenslehre nach dem apostolischen Bekentnis, 8.

Spittler, des Hrn. Prof., Geschichte des Kelchs im Abendmahl, gr. 8.

Xenophons sämtliche Schriften, aus dem Griechischen neu übersezt von A. Chr. Borheck, 2ter Theil, gros 8.

## I.

Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, an Se. Durchlaucht den Erbprinzen von Braunſchweig und Lüneburg. Zweiten Theils zweiter Band, oder viertes Stük. Braunſchweig, im Verlag der Fürſtl. Waiſenhaus-Buchhandlung, 1779. 1 Alphabet, 6 Bogen. 8. (Mit fortlaufender Seitenzahl, von 387-849.)

Ich habe mir vorgenommen, den in dieſem Buch enthaltenen Ideen und Behauptungen nachzugehen. Nicht um den Leſer dieſer Bibliothek mit dem Inhalt deſſelben bekant zu machen. Dies Geſchäfte würde überflüſſig und unnüz ſein; da das Werk algemein bekant iſt, und algemein geleſen wird. Ich gedenke vielmehr eine Prüfung ſolcher Sätze hier einzu-

rücken, die mir zweifelhaft oder ungegründet geschienen haben. So ehrwürdig mir der in so vieler Rükſicht um Religion und Aufklärung verdiente Verfaſſer iſt: ſo feſt bin ich auch auf der andern Seite überzeugt, daß er die entgegengeſezten Meinungen eines Privatmannes, wenigſtens in ſo fern, mit der ihm eignen Verträglichkeit und Duldſamkeit billigen wird, in ſofern ſie die Aeußerungen eines Unterſuchers ſind, der ſich mit dieſen Gegenſtänden in der Abſicht, um Wahrheit zu würdigen und zu prüfen, vertraut gemacht hat. In dieſem Vertrauen werd' ich die Bedenklichkeiten, die Zweifel, die Gegengründe niederſchreiben, die ich auf dem Wege eigner Unterſuchung auffinden werde, und die mir die Liebe zur Wahrheit eingeben wird. Da ich die Abſicht habe, auf der Bahn und im Lichte der Wahrheit fortzuwandeln: ſo ſcheu' ich das Licht ſo wenig, daß ich dem Direktorium dieſer Bibliothek gern erlaube, mich dem ehrwürdigen Verfaſſer zu nennen, wofern ihm an der Kentnis des Privatmannes etwas gelegen iſt, der ſich hier mit Freimüthigkeit mit ihm unterhält.

Dieſer Band, der, nach Ausſage des Vorberichts, (worinnen Herr Jeruſalem auf eine rührende und feierliche Weiſe von ſeinen Leſern Abſchied nimt,) leider der lezte ſein ſol, enthält nur eine einzige Betrachtung, nemlich die vierte über den Moſes. Sie zerfält aber in fünf Abſchnitte.

Erſter Abſchnit. Seine Geſchichte. S. 387-532. Ich habe mir folgende Behauptungen ausgezeichnet.

Gleich

Gleich S. 388. Ist es wol wahr, daß ohne die Erfindung der Buchstabenschrift die ganze große Absicht der mosaischen Verfassung, nemlich die reine Erkentnis und Verehrung des einigen wahren Gottes, und die damit verbundene weitläuftige gesezliche Einrichtung, wobei alles auf die genaueste buchstäbliche Beobachtung ankam, nie hätte erhalten werden können? — Das ist mir wenigstens nicht einleuchtend, um so viel weniger, da der Hr. V. hier darauf ausgeht, eine Spur der besondern göttlichen Providenz in diesen Bemerkungen zu entdecken. Wenn dergleichen Absichten durchleuchten; wenn das menschliche Auge in die Charte der Gottheit hinüberschielet, in die sie ihre Plane verzeichnet hat; wenn der Beobachter absichtlich Begebenheiten, Umstände, Dinge dreht, ründet, schraubt, um sagen zu können, hier ist Gottes Finger: da kan fürwahr der vorsichtigere Untersucher nicht folgen. Diesen Fehler, dies Spähen nach Projekten der Vorsicht, dies ängstliche Aufsuchen der so weitgehenden Absichten der Gottheit, hab' ich in diesem Werk zu häufig gefunden, als daß ich ihn nicht rügen müste. Ich solte denken, alles alles, was geschieht, geschehe nach Gottes Absichten, passe in seine Plane, zeuge für seine Providenz. Woraus denn folgt, daß sein Auge jederzeit über seine Welt wacht, und daß man diese seine Vorsorge in jedem Augenblik, aus jeder Begebenheit müsse abnehmen können. Wenn nun aber ein Schriftsteller nur bei dieser oder jener Veranstaltung, nur bei diesem oder jenem Ereignis, welches er entweder selbst erlebt, oder wovon die Geschichte Nachricht giebt, vorzüglich von Planen der Gottheit, die er in ihrem Um-

fang zu übersehen wähnt, spricht: heist das nicht so viel, als wenn er mit trockenen Worten behauptete, Gott habe gerade bei den Begebenheiten, die er sich ausgezeichnet hat, mehr Providenz angewandt, als bei dem, was alle Tage um uns her vorgeht? Daher sind alle Teleologien unnüz; sobald in denselben nur einige Natureinrichtungen, oder nur gewisse Vorfälle der Geschichte ausgezeichnet worden. Gottes Providenz ist Tag täglich sichtbar, ist dem aufmerksamen Man in der Geschichte seines eignen Lebens, seiner eignen Angelegenheiten, seines eignen Wirkens und Leidens sichtbar, und ohne Zweifel fühlbarer, als in den Begebenheiten, die sich vor Jahrtausenden zugetragen haben, und die wir eben deswegen, beim gänzlichen Mangel der erforderlichen Nachrichten, am allerwenigsten zu übersehn im Stande sind. Alle Teleologien sind gewaltsame Auspressungen der Angaben der Natur, oder der Geschichte, um dadurch ein Resultat herauszubringen, welches von selbst herausfält. Aber wenn nun gar die Angaben absichtlich gedreht; wenn die Fakta mit falschen Farben übertüncht werden, damit gerade diejenigen Pinselstriche am meisten ins Auge fallen, die man auszuschmücken sich vornahm? Dies ist es, was mir an Herrn Jerusalems Werk nicht gefallen wil. Ich habe nur noch zu zeigen, daß dies in der angeführten Stelle wirklich geschieht. a) Grundlos ist die Behauptung, daß eine weitläuftige gesezliche Einrichtung, wie die Mosaische war, ohne die Buchstabenschrift, nie hätte erhalten werden können. War nicht der Gottesdienst der Aegyptier mit einer ungeheuren Menge von Cerimonien überladen, die man durch die Hieroglyphen

phen fortpflanzte? Ist irgend in der ganzen Welt so viel Cerimoniengeist in Religion und Staatsverfassung, als bei den Sinesen, die doch alle ihre alten Anstalten nicht durch Buchstabenschrift verewigen? b) Eben so wenig kan mittelst der Buchstabenschrift die Unveränderlichkeit irgend einer Lehre oder Verordnung bewirkt und gesichert werden. Das lehrt die Geschichte der mosaischen Religion selbst. Der todte Buchstab in Moses Büchern hat sein Volk nicht fesseln können. Denn die Buchstabenschrift läst, wie die Bilderschrift, Interpreten zu. Sobald aber diese da sind, ist es um die Unveränderlichkeit einer Verordnung gethan. c) Der Vorwurf, daß der unter den bildlichen Schriftzeichen verborgene Verstand ein Priestergeheimnis würde geworden sein, trift ja offenbar auch die Buchstabenschrift in gleichem Grad. Die Priester waren bei allen Nationen und in allen Zeitaltern die Depositairs der Religionen und ihrer Gebräuche. Waren sie's nicht bei den Juden? Sind sie's nicht bei uns? Dafür schüzt die Buchstabenschrift nicht.. — — Sind diese meine Bemerkungen über das studirte, gesuchte Providenzspähen unsers Verfassers in der angezogenen Stelle richtig: so bleibt an der ganzen Veranstaltung der Gottheit, bei den mosaischen Unternehmungen und Einrichtungen, gerade eben so viel Weisheit und Vorsicht sichtbar, als sich uns jeden Augenblik zur Beobachtung aufdringt; und das teleologische Ausheben, Verkleistern und Ausmalen hätte demnach wenig oder gar keinen Werth.

S. 392. „Aus dem Umstand, daß diese Gebäude (nemlich die neuen Provintstädte, die die Israeli-

ten bauen muſten,) von Ziegeln aufgeführt wurden, da ſonſt die Aegypter ihre Größe und Pracht in den ungeheuren Werkſtücken ſezten, Moſes auch ſonſt nirgend eine Anſpielung auf die Pyramiden und die übrigen großen Prachtgebäude macht, lies ſich vielleicht vermuthen, daß die Aegypter um dieſe Zeit den Gedanken von Aufführung ſo großer Werke noch nicht gehabt, und daß es ihnen noch an Geſchiklichkeit und Werkzeugen gefehlt habe, dergleichen ungeheure Laſten aus den Steinbrüchen zu heben, und zu ſolchen Höhen hinauf zu bringen." — Ich würde gerade das Gegentheil vermuthen; und zwar aus folgenden Gründen: a) Die Steingebäude müſſen natürlicher Weiſe älter ſein, als die Ziegelgebäude. Den Stein hat die Natur bereitet; man braucht ihn nur zuſammen zu tragen. In Aegypten trat noch der beſondere begünſtigende Umſtand hinzu; daß die zu den Pyramiden verarbeiteten Steine weiche Kalkſteine ſind, die ſich leicht aushauen und bearbeiten ließen. Das Ziegelbrennen hingegen ſezt weit mehr Raffinirung, mehr Erfindungsgeiſt, mehr Verſuche voraus. Daher es zuverläßig eine weit jüngere Erfindung iſt. b) Herr Niebuhr, der dieſe Gebäude geſehn, und daher von der Schwierigkeit oder Leichtigkeit ihrer Aufführung am beſten urtheilen kan, ſagt: (Reiſebeſchreibung nach Arabien. II. 43.) Die Erbauung der Pyramiden erfordere wenig Kunſt. Der Baumeiſter fand den Stein, welchen er brauchte, einen weichen Kalkſtein, der leicht zu bearbeiten iſt, in der Nähe. Um ſie auf einander zu häufen, brauchte er nur ſehr einfache Maſchinen, weil die Pyramiden zwar ſehr hoch ſind, aber wegen der großen Breite ihrer

rer Grundfläche eine so schräge Oberfläche haben, daß man die Steine leicht mit einer Winde hinauf ziehn konte. Wenn nun die Steine alle gleichsam Treppenweise über einander gelegt waren: so hauete man die äußersten Ecken ab, und dann hatte die Pyramide ein ganz glattes Dach. So stelt sich Herr Niebuhr die Sache vor. Gewis ist es, daß diese Nation nie vorzügliche Kentnisse der Mechanik gehabt hat. Wenn man alle Konjekturen der Neuern über die Art, wie die Aegypter die ungeheuren Steinmassen hinaufwälzten, vergleicht: so sieht man, daß die dabei angewandten Methoden nichts weniger als künstlich gewesen. S. Meister's Abhandlung hierüber in den Novis Commentariis Regiæ Societatis Scientiarum Gottingensis. *Tom. V.* c) Diese Werke müssen zu einer Zeit erbauet worden sein, da das ganze Land wahrscheinlich von lauter Leibeignen bewohnt wurde. Denn da Herodot immer von 100000 Menschen redet, die bei einer solchen Arbeit gebraucht wurden: so wär's unbegreiflich, wo die Könige die ungeheuren Summen hätten hernehmen können, wenn sie die Arbeiter hätten bezahlen müssen. Ich weis wol, daß die Nahrung und Kleidung der ägyptischen Arbeitsleute äusserst schlecht war; allein die Berechnung der erforderlichen Kosten eines solchen Werks, die Herodot liefert, wäre doch, so gering sie auch ist, viel zu gering, wenn der Arbeitslohn mit einbegriffen wäre, der doch nicht blos wegen der Menge der Arbeiter, sondern auch wegen der Länge der Zeit, die der Bau eines solchen Werks, beim gänzlichen Mangel von mechanischen Kentnissen, erforderte, eine nahmhafte Summe aus-

machen muste *). Nun aber wissen wir aus der ägyptischen Geschichte, daß der Druk des Despotisms gerade im höchsten Alterthum am stärksten war, und daß er in den spätern Zeiten immer mehr und mehr nachlies. Dieser Umstand macht mir's wahrscheinlich, daß die Erbauung dieser Gebäude, und vielleicht der allergrösten unter denselben, in die frühesten Zeiten zurükfält. Waren doch schon zu Josephs Zeiten der Sonne große und prächtige Tempel geweihet, die mehr Kunst erforderten, als die Pyramiden, deren Baumeister und Erfinder man schon zu Herodots Zeiten nicht mehr zu nennen wuste. — Moses Feinde, die ihm seine Schriften so gern streitig machen und absprechen möchten, könten aus diesem Stilschweigen desselben einen Grund mehr zur Unterstützung ihrer Behauptung hernehmen; wenn Moses ein ägyptischer Geschicht oder Reisebeschreiber hätte sein wollen.

S. 393, verglichen mit vielen andern Stellen. Ich kan nicht begreifen, wie man es den Königen Aegyptens verdenken, oder gar als eine himmelschreiende Ungerechtigkeit anrechnen kan, daß sie das Israelitische Volk, welches sich einmal ihrer Herschaft unterworfen hatte, auf die Aufforderung eines Mannes, wie Moses war, nicht wolten ziehn lassen. Zwar forderte Moses den Pharao in Jehovens Namen auf; aber Pharao kante den Jehovah der Hebräer nicht. Wenn heute ein Franzos nach Potsdam ginge, und den König in Got-

*) Man vergleiche die Vorrede des Grafen Caylus zum fünften Band seines Recueil.

Gottes Namen beschwöre, daß er alle französischen Flüchtlinge, die sich in seinen Staaten niedergelassen, über den Rhein mit Haab und Gut wolle ziehn lassen, damit sie, in ihrem alten Vaterland, der Gottheit, für die neue Religionstoleranz des jetzigen Königs von Frankreich, Dank bringen möchten; nicht wahr der Man, der diesen Antrag zu thun wagte, würde abgewiesen werden? Hätte der König von Aegypten dergleichen Zumuthungen nachgegeben; der Politiker würde fürwahr seinen Regentenwerth ganz anders bestimt haben, als der Theolog. Dieser würde ihn uns als einen dem Befehl einer ihm unbekanten Gottheit nachgiebigen und folgsamen Man schildern, und seine Gottesfurcht und Frömmigkeit rühmen. Jener würde ihn als einen schwachen politischen Thoren beschreiben, der nicht für Krone, Scepter und Thron gemacht war. Welche von beiden Schilderungen die richtigste, treffendste und ähnlichste sei, fält jedem in die Augen. Wie hat man denn diesen so natürlichen Maasstab des Regentenwerths so ganz miskennen, und den thätigen, wachsamen Wolthäter seines Volks als einen harten, unbiegsamen Barbaren darstellen können? — Aber, sagt man, die Israeliten wurden doch mit tyrannischer Strenge des unleidlichsten Despotisms behandelt? Freunde, die ihr das Verfahren der Pharaonen mit dieser Anmerkung zu verdammen suchet, sehet euch doch in der Geschichte Aegyptens und seiner Verfassung um! War diese nicht despotisch; waren die Aegyptier nicht Leibeigne? Muste es den König und die ganze Nation nicht befremden, wenn die Hebräer, die man zur Zeit der Theurung so väterlich gespeiset hatte, ein ander

Verhältnis gegen den Monarchen forderten, als die Nation hatte, deren Land sie bewohnten? Sind nicht die Regierungsformen und Staatsverfassungen klimatisch? Ist nicht der Despotism von jeher für den Orient die wolthätigste und beste Verfassung gewesen? Wie konte es für Menschen eine bessere Regierungsform geben, die die Natur selbst zu Sklaven gebohren werden lies? Und ist das Volk Gottes nach der Einführung der Mosaischen Theokratie je freier und unabhängiger geworden, als es in Aegypten war?

S. 396=397. Abermal eine Stelle, wie die obige. Der Hr. V. wirft wieder einen verstohlnen Blik menschlicher Kurzsichtigkeit ins Register einer angeblichen besondern Providenz. Meine Leser sollen aus meinen Anmerkungen überzeugt werden, daß, wenn in irgend einem Fal so gewis in diesem, der menschliche Blik kurzsichtig ist, und daß man nothwendig seine Schwachheit verkleistern mus, wenn man, wie hier der Fal ist, ohne Anleitung der Geschichte, urtheilen wil. Das dünkt mich schadet der Religion mehr, als es ihr nuzt. „Diese Flucht, sagt der V. braucht die Vorsehung abermals zur Ausführung ihres großen Plans, und besonders, um diesem das Gepräge zu geben, daß es kein blos menschliches Unternehmen, sondern ganz ihr Werk sei. Denn hätte Moses für sich den Entwurf gemacht, sein Volk in Freiheit zu setzen: so hätte er sein großes Ansehn, während daß er noch am Hofe war, weit besser dazu gebrauchen können.“ (Woher weis das Hr. J? Sind uns nicht alle damaligen Konjunkturen, beim tiefen Schweigen

der

der Geschichte, ganz und gar unbekant? Wie? Wenn diese die Ausführung eines solchen Planes damals ganz unmöglich machten? Konten sie sich nicht in der Folge auf eine vortheilhafte Weise ändern? Wäre das nicht auch göttliche Providenz?) „Hier besas er, fährt der V. fort, alles Vertrauen seines Volks noch; ohne allen Verdacht von Seiten der Aegypter.“ (Woher hat der Hr. V. dies Datum? Ist es nicht eine eigenmächtige, wilkührliche Voraussetzung?) „Hätte er also mit den Häuptern desselben seinen Plan ruhig entworfen, sich in Aegypten selbst eine starke Parthei machen, auch mit einigen benachbarten Völkern ein geheimes Verständnis unterhalten, und zu einem Aufstand alles aufs sicherste veranstalten können.“ (Das ist ja noch die Frage, ob er's konte?) Ich behaupte, er kont' es nicht; sonst hätt' er's gethan; und bewundere demohngeachtet die Vorsehung, die alles gerade zu einer solchen Zeit wirklich werden läst, da sein Wirklichwerden fürs Ganze am zuträglichsten ist. Wenn Moses seine Verbindungen genuzt hätte; nicht wahr, da würden wir die göttliche Providenz gerade deswegen bewundern, daß sie diesen Man gerade in die Lage brachte, in welcher er sich seine äußerlichen Verhältnisse zu Nuz machen konte? Es würde ja doch die Providenz sein, die dies alles so einleitete; und „die Welt würde es auch da erkennen, daß die Ausführung blos ihr Werk sei.“)

S. 402, u. f.. Eine solche fortlaufende ununterbrochene Reihe von Verwüstungen der lebendigen und der leblosen Natur, als bei der Befreiung des Volks durch Moses vorgegangen, kömt doch in der gan-

ganzen Geschichte nicht vor. Und dieser verschwenderische Aufwand barbarischer Zerstörungen der ägyptischen Menschheit solte durch wunderthätige Kraftäußerungen des Gottes bewirkt worden sein, der ganz Güte ist? Ich scheue mich nicht zu bekennen, daß ich lieber die Wahrheit dieser Geschichte, der mein ganzes moralisches Gefühl widerstrebt, wegläugnen, lieber glauben möchte, daß sie von einem Betrüger erdichtet worden, (wenn man ihr anders nicht durch eine Analyse im Geiste des Orients zu Hülfe kommen kan,) als daß der Gott, den ich als einen gütigen, liebreichen Vater seiner Geschöpfe anbete und verehre, an solchen Verwüstungen, deren Schrecken über alles geht, wo der Schuldige mit dem Unschuldigen, der Unmündige mit dem Erwachsenen, an Pestbeulen dahinsterben, und in des Meeresabgründen umkommen mus, Theil haben solte. Sagt mir doch, war die Befreiung eines einzigen Volks aus der Sklaverei Zweks genug, zur Veranstaltung solcher Martern und Plagen? Hätte Jehovah die Nation nicht durch seine mächtige Hand aus Aegypten herausführen; oder des Königs Herz zur Nachgiebigkeit umschmelzen und lenken können? Ihr antwortet, der Hauptzwek dieser Strafen war der Sturz und die gänzliche Ausrottung der Abgötterei. Dies einmal zugegeben, frag' ich, sind die Plagen nicht noch zu hart? Ist Abgötterei ein Laster des Herzens; oder ein Irthum des Verstandes? Kan der Abgötter nicht ein eben so guter und moralischer Mensch sein, als es der Bekenner eines einigen Gottes der Regel nach sein sol? Haben die Aegypter auch, nachdem sie mit diesen fürchterlichen Plagen heimgesucht worden, den einigen wah-

wahren Gott angebetet? Ist also jener angebliche Hauptzwek durch diese Strafen erreicht worden? Sind nicht Asien, Afrika, Amerika und alle Südländer bis auf den heutigen Tag mit Abgötterei erfüllt? Sind sie's nicht von jeher gewesen? Ich kan mich aus diesem Labyrinth nicht herausfinden. — Aber, diese Wunder sind's ja, womit Moses die Wahrheit und Göttlichkeit seines Berufs bewies? Das ist es eben, was ich mir nicht denken kan. Seine ganze Geschichte sagt's, daß er ein Werkzeug war, dessen sich die göttliche Vorsehung zur Ausführung einer großen Absicht bediente. Daß aber eine Vorsehung, um diese Absicht zu erreichen, Menschen und Vieh und die leblose Natur verwüstet und verheert habe, dies kan ich mit meinen andern bewährten Vorstellungen von der Gottheit, die mich kein einziger Umstand als grausam und zerstörend kennen gelehrt hat, nicht zusammenreimen; und ich genieße daher weit mehr Beruhigung, wenn ich den Knoten, den ich nicht zu lösen weis, mit Gewalt durchhaue. Ich würde in der That lieber zur Parthei derer übertreten, die der V. S. 404=407 reden läst; ohne daß Moses von seiner Hochachtung, selbst vom Glauben an seinen göttlichen Beruf, das mindeste verlieren würde; wiewol ich meine Hochachtung wieder nicht auf die Stücke bauen, oder sie mit den Gründen vertheidigen möchte, die Hr. J. S. 409=411 anführt. Auch ist derjenige, der jene Kette von zerstörenden Wunderthaten nicht glaubt, eben nicht schon genöthigt, den Moses einen Betrüger (S. 411.) zu nennen. Man läst ja oft eine Speise, die man nicht verdauen kan, stehn, um sich an der Mahlzeit im Ganzen um so viel reichli-

cher

cher laben zu können. Ich ahnde in dieser ganzen Erzählung, morgenländischen Schwulst, orientalische Uebertreibungen, wie sich ohne Mühe darthun läst.

S. 413 u. f. Eine wichtige Untersuchung über die Wunder überhaupt. Mit allem Recht verwirft Hr. J. die gewöhnliche Erklärung von Wundern, daß es nemlich Wirkungen seien, die über alle Gesetze der Natur gehn, und nur allein durch die unmittelbare Darzwischenkunft der Almacht Gottes, des Herrn der Natur, hervorgebracht werden können. Denn wir kennen alle Gesetze der Natur und ihre verborgenen Triebfedern nicht; auch kennen wir das Maas aller wirkenden vernunftigen Wesen in dem ganzen Gebiete der Schöpfung nicht, daß wir mit Gewisheit bestimmen könten, wo diese ordentlichen Gesetze, oder das mögliche Maas der Kräfte aller endlichen vernünftigen Wesen aufhöre und die Almacht unmittelbar zu wirken anfange. Daher sezt der Hr. V. folgenden Begrif vom Wunder fest. Wunder ist eine solche Wirkung, die dem bekanten Lauf der Natur nicht gemäs, und durch menschliche Kraft (deren Maas wir am meisten mit Gewisheit kennen,) nicht bewirkt werden kan; sondern entweder durch die Almacht des Schöpfers selbst, oder durch ein höheres vernünftiges Wesen, (denn vernünftige Wesen haben nur allein die Kraft zu wirken,) hervorgebracht werden mus. — Daß auch die Erklärung noch immer keinen festen Grund habe, sondern, nach dem Verhältnis der Beobachter und Beurtheiler einer solchen Begebenheit, und auch an sich schon schwanken müsse, werden folgende Anmerkungen erhärten.

ten. a) Der „bekante Lauf der Natur macht's nicht. Er kan auch, wenn die Erklärung Haltung und Festigkeit haben sol, nicht als Charakter in dieselbe aufgenommen werden. Denn, können nicht gewisse durchaus natürliche Begebenheiten nur höchst selten, nur in Jahrtausenden, oder vielleicht so lang die Welt steht, nur einmal vorfallen? Solche Ereignisse müssen uns, ihrer großen Seltenheit wegen, als dem bekanten Lauf der Natur zuwider scheinen; da sie's doch nicht sind, indem sie bei ihrer außerordentlichen Seltenheit demohngeachtet ihr eignes Naturgesez haben können, welches wir aber nicht zu ergründen im Stande sind. Wie wollen wir da entscheiden, ob ein solches Ereignis wundervoll, oder ob's natürlich ist? Dieserwegen ist jene Erklärung schon an sich unbrauchbar. Ihre relative Unbrauchbarkeit aber erhellet aus folgender Anmerkung. b) „Menschliche Kraft." Ich zweifle sehr, daß wir ihr Maas und Gränze mit Gewisheit kennen solten. Denn es kömt auf die Individuen an, die eine Wirkung beurtheilen, und an welchen sich die menschliche Kraft wirksam beweiset. Diese aber haben, nach dem Maas eigner Kraft und Einsicht, einen ganz verschiedenen Maasstab, wornach sie den Umfang der Kraft des Menschen überhaupt messen und bestimmen. Sie können dabei auch nicht anders verfahren. Wenn nun ein geschikter europäischer Taschenspieler, oder auch ein gründlicher Naturforscher nach Afrika ginge, und den Negern, deren schlaffer Dumsin nichts von körperlicher Geschiklichkeit, nichts von Naturkräften weis, seine Künste oder seine physikalischen Versuche vormachte; ich wette, der europäische Taschenspieler sowol, als der

Phy-

Physiker ist ihnen der außerordentlichste Wunderman. Wir brauchen nicht einmal aus Europa hinaus zu gehn. Unser gemeine Man spert bei dergleichen Dingen gleichfals Augen und Ohren auf; und wenn es hoch kömt, sagt er, das gehe nicht richtig zu. Er würde jenen gewis für einen Wunderthäter halten; wenn er nicht ein warnendes Wahrzeichen schon durch seine Benennung an der Stirne trüge. c) Was insbesondere den Wirkungskreis höherer Wesen betrift, der hier deswegen einige Schwierigkeit macht, weil sich nicht demonstrativisch darthun läst, daß diese höhern Wesen nicht auf unsre Erde wirken, und bisweilen aus gutgemeinten Absichten einen nachtheiligen Einflus auf uns haben könten, der wiederum die Theorie von Wundern verwirt: so wil ich hier meinen Lesern einen Gedanken zur Prüfung überlassen, der, durch die Verneinung eines solchen Einflusses, jene Schwierigkeit heben dürfte. Solte es wol nicht wahrscheinlich sein, daß Geschöpfe von höherm Rang als der Mensch ist, z. B. Engel, nach der gangbaren Vorstellung, solche Dinge, die der Mensch wirkt, nicht zu bewirken im Stande sind? Wie? Wenn Gott den Kreaturen, die volkommener und vorzüglicher sind, als der Mensch, weil er ihnen gewisse höhere Eigenschaften und Vorzüge verliehen hat, die der Mensch nicht besizt, wenn Gott, sag' ich, auf der andern Seite diesen höhern Wesen wiederum gewisse Vorzüge und Volkommenheiten abgenommen hätte, die der Mensch wirklich hat? Sind doch schon die Kräfte des Menschen in manchen Stücken weit geringer, als die Kräfte des Thiers? Wie? Wenn dies sich nun mit der Reihe der erschaffenen Wesen,

sen, die in gewissen Rükſichten auf höhern Stufen der Volkommenheit stehn, und über den Menschen erhaben sind, eben so verhielte? Da ließe sich nun begreifen, wie jede Kreatur in der Sphäre ihrer Wirksamkeit bleiben müsse, ohne, auch nach gutgemeinten Absichten, in der Welt Unordnungen oder solche Wirkungen hervorbringen zu können, die der Mensch als Wunder anstaunen müste, und die doch irgend ein verschmizter Betrüger zu seinem Vortheil, zum Erweis seiner Würdigkeit, gebrauchen könte. — Aus diesem allem folgt, daß die Erklärung unsers Verfassers über die Natur der Wunder unhaltbar ist. Die Lockische Erklärung: Wunder sei ein Effekt, der nach aller Menschen Einsicht aus den Kräften der sichtbar und zunächst sich dabei wirksam zeigenden Wesen, sich nicht ableiten läst, nicht begriffen, nicht erklärt werden kan; hat mir noch immer die brauchbarste geschienen, wenn gleich die bisher vorgetragenen Erinnerungen sie zum Theil mittreffen. Unauflösliche Knoten hat diese Lehre von den Wundern überal; und es ist schwer einzusehn, wie man so sehr viel auf dieselbe hat bauen können, da man noch nicht einmal mit der Erklärung, was Wunder eigentlich sind, hat fertig werden können. Ich glaube daher gern, daß sich die Göttlichkeit einer Lehre und einer Religion aus andern Gründen müsse beweisen lassen; daß Wunder unmöglich das gewisse Siegel der Wahrheit sein können; und daß jede göttliche Religion das kentlichste Gepräge ihres erhabenen Ursprungs in ihr selbst, in der Beschaffenheit ihrer Vorschriften trägt, ohne eines Wunderkreditivs zu bedürfen.

S. 417. Ueber die Möglichkeit der Wunder. Bekantlich hat Spinoza diese Möglichkeit aus der Unveränderlichkeit Gottes zu bestreiten gesucht. Diesen Gedanken hat Hr. J. nicht berührt. Halten läst er sich auch in der That nicht. Die Gottheit, sagt Spinoza, hat die Naturgesetze gemacht; und sie solte sich ihnen durch Wunderthaten widersetzen? Das wäre ja offenbar Veränderlichkeit, und Veränderlichkeit sezt Zufälligkeit voraus. Ich frage: Wer hat eine solche Unveränderlichkeit des unendlichen Wesens, daß nicht mehrere Akte seiner Kraft auf einander solten folgen können, erwiesen? Die Möglichkeit eines Wunders läst sich mit der Unveränderlichkeit des unendlichen Wesens, in sofern diese erwiesen werden kan, allerdings zusammenreimen. Seine Unveränderlichkeit faßt nichts weiter in sich, als den jedesmaligen Besiz der höchsten Summe von Kräften und Volkommenheiten. Darinnen ist nichts weniger, als die Unmöglichkeit einer Folge mehrerer Willensakte mit inbegriffen. Gott hat zwar den Kräften in der Welt den Stand und die Richtung gegeben, daß das Beste durch sie befördert werde. Allein, wie? Wenn sich nun die Zwecke seiner Weisheit und Güte, schon wegen der Endlichkeit seiner Geschöpfe, nicht anders als durch eine unmittelbare Darzwischenkunft, durch ein unmittelbares Aufhalten, Unterbrechen, Verändern des ordentlichen Naturlaufs erhalten ließen? Diesen Fal können wir uns wenigstens als möglich denken, wenn wir gleich, weitere Rechenschaft davon zu geben, nicht im Stande sind.

S. 425.

S. 425, 426. Das Mittel, welches hier zur Hebung einer Krankheit vorgeschlagen wird, scheint mir weit schrecklicher zu sein, als die Krankheit selbst. Denn wenn ein Wunder allein nicht Beweiskraft genug hat, darf man wol vernünftiger Weise erwarten, daß ihrer sieben, oder zehn, oder hundert etwas beweisen werden? Aber noch mehr, darf man vernünftiger Weise erwarten, daß die Gottheit je eine solche übermäßige, unaufhörliche Beleidigung solcher Gesetze, die nach unsrer sowol, als nach der Erfahrung andrer Menschen noch gar keine Ausnahme hatten, veranstalten und bewirken werde? Gerade dies überschwengliche Aufhäufen von Wundern würde den Wunderthäter in meinen Augen verdächtig machen. Moses selbst hat so viele Wunder nicht gethan, als er nach der gewöhnlichen Vorstellung verrichtet haben sol. Denn die ägyptischen Gelehrten brachten ja, wie er selbst erzehlt, einige von den Effekten zu Stande, die er vor den Augen des Königs wirklich machte. Dieser Umstand verringert den Werth des Gottesmannes nicht nur nicht; sondern er erhöhet ihn vielmehr. Seine Wunderthaten werden um so viel glaubwürdiger, eben weil ihre Zahl so ungeheuer nicht ist, als sie uns von den gewöhnlichen Untersuchern seiner Geschichte vorgelegt wird. Eine einzige außerordentliche, wunderthätige Verrichtung mus jeden Beobachter aufmerksam machen, ihn anziehn, und ihm Vertraen einflößen, sobald er sie hinlänglich geprüft hat.

S. 430 u. f. In dieser Bestreitung und Widerlegung des bekanten Humischen Arguments gegen die

Glaublichkeit der Wunder, würd' ich einen andern, und, wie mich dünkt, sicherern Weg einschlagen. Wunder, das giebt jeder zu, sind die allerunwahrscheinlichsten Ereignisse. Allein es solte doch wol Fälle geben, da die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse die innere Unwahrscheinlichkeit der Wunder aufwiegen dürfte; Fälle, da Wunder den höchsten Grad von historischer Wahrscheinlichkeit, die von Hume eigentlich bestritten wird, haben können. Wenn nemlich eine ansehnliche Anzahl groser, aufgeklärter, rechtschaffener Männer, die kein Interesse, keine Partheilichkeit zur Ablegung eines gewissen Zeugnisses bestimmen, und in ihren Aussagen von der Wahrheit weglenken konte, für eine äuserst unwahrscheinliche Begebenheit, die die bisherige Erfahrung aller Zeitalter gegen sich hat, aussagen; da dürfte es wol unwahrscheinlicher sein, daß alle diese Männer von geprüfter Einsicht und bewährter Rechtschaffenheit auf einmal, ohne weiteren Grund, getäuschte Leichtgläubige, und verworfene Betrüger und Böswichter werden solten, als daß die bezeugte Begebenheit wirklich nicht geschehn sei. Denn beides wären Wunder; das eine aber wäre doch unbegreiflicher, als das andre. Und das deswegen, weil wir mit Gewisheit erkennen, (zu welcher uns die Erfahrung hilft,) daß das Licht der Erkentnis in vielen Köpfen nicht auf einmal verlöschen, und das System gewohnter rechtschaffener Neigungen und Handlungen nicht auf einmal aus dem Herzen vieler Rechtschaffenen herausgerissen werden kan. So was kan allenfals in der Fernwelt des Dichters; aber nicht in einer Welt der menschlichen Seelen, die der Philosoph zu beobachten und kennen zu

ler-

lernen Gelegenheit hat, vorfallen. Auf eine solche Vorstellung dieser Sache kan auch der kühnste Deist nichts einwenden, so lang er noch den Aussprüchen der gesunden Vernunft Gehör geben wil; im entgegengesezten Fal aber hat alles Disputiren ein Ende. Ein jeder aber wird auch aus dieser Bemerkung die Folge ziehn, die man fürwahr nicht genug einschärfen kan, da sie so wenig beachtet wird, ich meine die Folge, daß bei den Prüfungen eines jeden angeblichen Wunders die Prüfung der Männer, die für dasselbe aussagen, die Hauptsache ausmacht, und daß man seine Entscheidungen in jedem Fal, da eine solche strenge Prüfung der Kentnisse und der Rechtschaffenheit der mehrern Zeugen (denn es müssen ihrer nothwendig mehrere sein,) unmöglich ist, seine Entscheidung über den Werth oder über den Unwerth der Wunder wenigstens zurükhalten müsse.

— Aber wo wil ich mit meinen Anmerkungen hinaus? Ich habe noch kaum die ersten Seiten dieses Werks geprüft, und stehe schon an den äußersten Gränzen, in die eine Rezension in dieser Bibliothek eingeschlossen sein mus. Unangenehm ist es mir, daß ich meiner Neigung, mich mit einem so würdigen Man über so wichtige Gegenstände zu besprechen, nicht länger nachhängen darf. Aber ich lege das Buch nur für diesmal weg; es sol noch lange mein lehrreicher Gesellschafter sein.

Zweiter Abschnit. Mosis Lehre von Gott. S. 533-556.

Dritter Abschnit. Lehre von der Schöpfung. S. 557-626.

Vierter Abschnit. Lehre von der moralische Regierung Gottes über die Welt, oder Geschich vom Falle. S. 627-755.

Fünfter Abschnit. Von der Religion Mos und deren äußerlichen Einrichtung. S. 756-849.

Wer wird diesen vortreflichen Plan des müd Greises so vortreflich fortführen, wie er ihn angefang hat? Keiner wird über die Religion so schreiben, w er; der nicht für die Religion lebt, wie er.

Nhlm.

## II.

Vermischte Abhandlungen über Gegenstände d Gesezgebung und Rechtsgelehrsamkeit. E stes Stük. Leipzig im Schwickertschen Ve lag 1779. 86 S. in 8.

Die Mysterien der Themis werden zwar von vie würdigen Priestern, gutmüthigen Brüdern u unschuldigen Opferknaben verwaltet; allein die meis beschäftigen sich mehr mit sorgfältiger Beobachtung rer hergebrachten Liturgie, als daß sie es wagten, das Innerste ihres Tempels einzudringen, um dort Gründen ihrer mechanisch erlernten Formulare nac forschen. Wir freuten uns daher nicht wenig, an d Herrn Verfasser dieser Abhandlungen einen der selte

T

Denker kennen zu lernen, welche sich mit dem Geist der Gesetzgebung vertraut zu machen suchen. Freilich darf ein Rechtsgelehrter bei Abfassung eines Urtheils keinen Gebrauch von der Jurisprudentia legislatoria machen; allein das Studium derselben wird nicht nur ihn selbst mehr aufklären, und fähig machen mehrern Nutzen zu stiften, sondern auch in jeder Gesellschaft ihn vor allen seinen Miteingeweiheten, welche das Causas cognoscere rerum, nicht für eine Regel ihres Ordens halten, vortheilhaft auszeichnen.

I. Ueber die Eide. S. 1–23. Schon fangen Misbräuche an, dieses in der Furcht der Gottheit gegründete Zaubermittel, welches dem Regenten seinen Thron, und dem Bürger den ruhigen Genus seiner Güter sichern, ja, welches den Lügner nöthigen soll, Vermögen, Ehre und Leben der himlischen Wahrheit aufzuopfern, zu entkräften. Diesem abzuhelfen müste man erstens die Eide besser erklären und bestimter abfassen, und sie nicht vom Secretarius im zerstreuenden Geräusch der Gerichtsstube, sondern vom Decernenten selbst abnehmen lassen, nachdem der Schwörende über Fragstücke, die der Gegner drei Tage vorher zur Prüfung des Richters eingereicht, punctweise vernommen, und der Eid auf jeden dieser Puncte gerichtet worden. Dies würde die Partheien aus ihrer Gedankenlosigkeit rüßen, und die falschen Erklärungen solcher Anwälde verhindern, die ihre Kunst darin suchen, daß ihre Clienten zum Eide gelangen, und folglich den Proces gewinnen. — Zweitens müste man die Eide seltener und feierlicher machen. Der Herr V. schlägt daher 1) eine

Versicherung auf Ehre und Gewissen vor, welche in Bagatelsachen, in Civilzeugnissen, und stat der meisten zu und zurükgeschobenen Eide eingeführt werden könte. Nur in wichtigen Sachen sollen die Partheien, nach Eröfnung der Zeugenaussagen, auf die Beschwörung derselben dringen können, wodurch viele Eide ersparet, und manche Aussagen noch näher bestimt werden dürften. 2) Der gemeine Eid fände in solchen Contracten, z. B. beim Darlehn ohne Interesse, Depositо, Commodato, u. s. w. stat, bei deren Schliessung man sich nicht durch schriftliche Beweismittel vorsah, da sie ein wechselseitiges Zutrauen voraussetzen. 3) Der feierliche Eid dürfte nur in wichtigen Fällen, beim Verdacht des Meineides, nicht leicht auf Zuschiebung des Gegners, sondern wenn nach geführtem Beweise auf einen Reinigungs- oder Erfüllungseid erkant wird, auferlegt, und vom Prediger, nach verrichteter Andacht, in der Kirche bei verschlossenen Thüren abgenommen werden, so daß er das Ansehn einer gottesdienstlichen Handlung gewönne. — Die Verletzung der Wahrheit müste jedesmal nicht nur mit Ersetzung des vierfachen Werths der streitigen Sache, sondern auch außerdem noch durch herbe Strafen vergället werden; der Lügner der ersten Classe verlöhre allen öffentlichen Glauben, und würde, um desto mehr Eindruk auf fühllose Gemüther zu bewirken, durch eine körperliche Züchtigung innerhalb den Gerichtsmauern ehrlos gemacht; dieses geschähe im zweiten Fal auf einem öffentlichen Plaz, und gäbe allen Privatgesellschaften, oder Wein und Bierhäusern das Recht ihm ohne Grobheit den Zutrit zu versagen; im dritten würde der

Mein-

Meineidige nach erhaltenem Staupbesen und Brandmarkung auf ewig von aller Gemeinschaft mit Menschen entfernt. — (Wir glauben, daß auch der gemeine Eid wegfallen könte, da sich jede Sache nach ihrer Wichtigkeit entweder zum feierlichen Eid, oder zur Versicherung auf Ehre und Gewissen qualificiren kan; lezere wird vielmehr dadurch, daß sie nicht noch einer Classe von Eiden nachgesezt ist, an innerer Würde gewinnen, da sonst oft leichtsinnige Paralele zwischen der feierlichen Versicherung und dem gemeinen Eid zum Nachtheil der erstern gezogen werden dürften. Allenfals könte der feierliche Versicherer in den Fällen, wo der Herr V. den gemeinen Eid gebraucht wissen wil, mit der vorgeschlagenen schwereren Strafe desselben vorhero bedroht, und, fals er die Wahrheit verlezte, belegt werden). — Drittens müste man einige Eide abschaffen, oder sehr einschränken und abändern. Hieher gehören 1) fast alle versprechende Eide, als Amtseide, die die Menschen zu Meineiden gewöhnen, da sie meistens auf alle Kleinigkeiten gehn; überdem halten nur genaue Aufsicht und Furcht der Strafe den Gewissenlosen und Nachlässigen in Ordnung; eben so schädlich sind die wirklich unnüzen Bürgereide, und die schriftlichen Versicherungen an Eidesstat in Schuldverschreibungen, besonders in Bürgschaften der Weiber für ihre Männer. Jeder Eid solte nur mit Vorwissen der Obrigkeit geschehn können. 2) Die Eide der eigenen Ueberzeugung (de credulitate) greifen offenbar ins Amt des Richters; die Parthei solte blos Thathandlungen beschwören, und allein der Richter aus selbigen schließen; hier aber macht die Parthei eidlich die

Schlüsse selbst, die doch, wenn sie falsch sind, unmöglich den Richter verbinden können eben so zu urtheilen. Man solte sie also in Juramenta de ignorantia verwandeln: „daß der Schwörende weiter keine Umstände „wisse, woraus sich in dieser streitigen Sache etwas „schließen lasse.“ 3) Auch könne die eidliche Bestärkung der Handlungsbücher wegfallen.

II. Ueber die schönere Rechtsgelehrsamkeit. S. 24-40. Bloße Thathandlungen sind zu trocken, und bloßes Raisonniren ermüdet; beides — denn jedes Gesez ist ein Factum, und die Folgesätze aus selbigem sind Philosophie — vereinigt die Jurisprudenz. Diese Reitze sind der schöneren besonders eigen, da sie nicht blos die Geburtsjahre einzelner Gesetze, sondern ihren Ursprung und Entstehungsart mit beständiger Hinsicht auf das ganze Gesezgebungssystem untersuchet; sie schließet aus den Factis, und aus den neuen Gesetzen einer Periode, in Vergleichung mit den damals noch in Flor bleibenden alten, auf den Geist der Legislation, auf die damalige Denkungsart und auf neue Gesetze veranlassende Disharmonien. Dies klingt freilich etwas idealisch; allein nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten wird man bald Stof zum Denken finden. Nur müssen die Reitze dieser sanfteren Themis nicht durch ein schmuziges Gewand entstelt, sondern mit den Volkommenheiten einer männlichen, edlen und runden Schreibart, ohne jedoch in verstimte Empfindelei auszuarten, geschmükt werden. Es giebt drei Arten der practischen juristischen Schreibart: die entscheidende des Richters — Kälte und Präcision mit Würde

de verbunden; die überzeugende und die blos bittende; jene bittet auf ihre vorgestelte Gründe um einen Rechtsspruch, diese um Gnadenbezeugungen. Die Vortheile der angenehmen Schreibart liegen im Vergnügen des Gelingens, und dem Liebgewinnen der Geschäfte, die man bald zeitversplitternden Gesellschaften vorziehen wird.

III. Angenehme Seite der juristischen Praxis. S. 41-43. Prophetisch sieht der Rechtsgelehrte alle mäandrischen Ausgänge der Chicane voraus, speculirt in jedem Fal über die Lücken der Gesezgebung, und lernt von den sich ihm entdeckenden Partheien die Tiefen des menschlichen Geistes kennen. Wer also Kopf und Herz zur Jurisprudenz mitbringt, wird nicht über ihre Trockenheit klagen, und dadurch angehenden Juristen Leichtsin und Verachtung ihrer Geschäfte einflössen.

IV. Von den Eigenschaften und Unterschied des Civil und Criminalprocesses. S. 44-51. Beide suchen die Warheit zu erforschen; nur verwendet man in lezterem grössere emsigere Genauigkeit auf Entdeckung der Schuld oder Unschuld. Im Civilproces bleiben daher viele Formalitäten weg, ob es gleich ein Vorurtheil ist, wenn man Mittel zur Erforschung der Warheit, z. E. Vernehmung des Beklagten über Artikul, über welche sich doch ein Zeuge vernehmen lassen muß, deswegen nicht gebrauchen wolte, weil man sich ihrer gegen Inquisiten bedient.

V. Wie man durch Verlängerung einiger Fristen den Proces verkürzen, oder doch wenigstens den

den Chicanen abhelfen könne. S. 52-55. Der Kläger mus oft mehrere Klagen hinter einander versuchen, weil er nicht weis, welche er anstellen sol, und sein Sachwalter weis auf unerwartete Einwendungen in der Replic oft in der Eile nicht anders, als läugnend zu antworten, wodurch unnütze Beweise und verdorbene Processe entstehen. Diesem wil der Herr V. durch eine vorläufige Actionem præparatoriam interrogatoriam und einzureichende Fragstücke des Beklagten abhelfen — (die längst aus dem Gebrauch gekommenen Interrogationes in iure, von denen die Positiones gewissermaßen Ueberbleibsel sind, waren etwas ähnliches; indes haben sie den erwarteten Nutzen nicht geleistet).

VI-VIII. Ueber die Beweise, welche zu Unterstützung und Entkräftung der Schuldverschreibungen geführt werden müssen, S. 56-67. Der Herr V. hat mit vielem bon sens die Bisarrerie der Verordnung gezeigt, nach welcher ein Gläubiger ungeachtet der in Händen habenden Schuldverschreibung, außer wenn sie ein Wechsel ist, die Valuta beweisen mus, sobald der Aussteller nur sie empfangen zu haben läugnet. Anfangs bedienen sich oft die Schuldner dieser Ausflucht nur, um Frist zu gewinnen; allein wenn dem Gläubiger sein Beweis nicht gelingt, so werden sie, durch die Gunst der Gesetze selbst, zu schaamlosen Betrügern. Dieses Uebel wird durch die so gewöhnliche Vermischung der Einrede der nicht empfangenen Valuta, und der Einrede der Verletzung über die Hälfte noch vermehrt, deren Unterschied doch sehr wichtig ist. Denn die Valuta mus vom Inhaber der Schuldverschrei-

schreibung, die Verlezung aber vom Aussteller derselben bewiesen werden, und suchen daher die Partheien gern die eine hinter die andere zu verstecken, wogegen der Hr. V. Vorschläge thut.

IX. Von den öffentlichen Verwaltungen der Rechtshändel, und dem Gebrauch der Beredsamkeit in den Gerichtshöfen. S. 67-79. In Frankreich sind in den Gerichten, wo der Druk der Rechtsschriften nicht geduldet wird, die schlechtesten Sachwalter, und die meisten Chicanen. Heimliche Ränke fliehen den Schauplaz öffentlicher Untersuchung. Wenn daher die Advocaten, nach geschlossenem Schriftwechsel und bereits abgelesener Relation, ehe die Richter votirten, ihre Sachen im Angesicht des ganzen Publicums vorstelten, so würden dem Despotismo der Richter und der Schaamlosigkeit der Sachwalter Schranken gesezt, die Gegenstände der Gespräche vermehrt, Kentnisse der Rechte, Theilnehmung an dem Schiksal anderer und Eifer fürs algemeine Beste unter das Volk verbreitet, und wahre Beredsamkeit und Empfindungen der Ehre, des Edlen und Schönen in den Sachwaltern erwekt werden. Ordnung, Deutlichkeit, und ruhige Ueberzeugung im Vortrag würden beim Richter, der die Sache vorhin schon kaltblütig untersuchte, mehr wirken, als Declamationen, die durch das Einnehmende des Vortrages um so weniger gefährlich sein würden, wenn die Reden abgelesen werden müsten.

X. Von dem Erfüllungseide der Juden gegen die Christen. S. 80-86. Es ist kein Grund vorhanden, warum man dem Juden schlechterdings gegen den Chri-

Christen den Erfüllungseid verschränken solte. Denn wenn z. B. der Jude durch einen unpartheiischen vereideten christlichen Zeugen halb bewiesen hat, so ist es offenbar ungerecht, wenn nicht der Jude zum Erfüllungseid, sondern sein christlicher Gegner zum Reinigungseid gelassen wird, der, als Parthei in seiner Sache, doch nicht so unpartheiisch ist, wie der Zeuge; einer von beiden hat also einen Meineid geschworen. — Eben so wenig ist der Jude beim Urkunden-Beweis vom Erfüllungseid gänzlich auszuschließen. Nur in solchen Fällen, wo der Beweis zwischen dem Reinigungs und Erfüllungseid schwankt, mus der Christ wegen seiner größern Glaubwürdigkeit eher, als der Jude, zum Eide gelassen werden.

60.

## III.

**Vermischte mediciniſche Schriften von M. A. Weikard, Fürſtl. Fuld. Leibarzt. Zweites Stük. Mit einem Kupfer. Frankfurt am Main, bei Andreä 1779. 8. 298. S.**

Eben der pretiöse Ton, eben der gesuchte und nicht selten sonderbare Wiz, eben die verzerrete Schreibart, und liebe Rechthaberei, eben die befliſſentlichentliche Verfechtung seiner Hypotheſen, die im ersten Bande paradirten, kommen auch hier wieder vor. Es

Es ist doch immer höchst unangenehm, wenn man allenthalben auf Geniesuchtskranke stoßen, und ihre Ungezogenheiten oder übertriebene Süßigkeiten gelassen anhören sol. Hier stehen folgende Artikel. I. Wirkung des Bades bei Brückenau im Fuldischen. Ausgang der Nerven- und Gliederkrankheit. Das laue Bad hellte sie, und der Verf. schliest also, daß im Anfange zerstreuete Gichtmaterie da gewesen sei. (Wir wollen es ihm zu Liebe glauben. II. Ein unwilkührlicher Harnflus. Er erfolgte bei einer Dame nach dem Gebrauche des Bades. Senfpflaster, aufs Schaambein gelegt, und acht bis zehn Tropfen Alkali-volatil-fluor, in Wasser genommen, halfen. (Die ganze Geschichte ist so erzählt, wie sie ein Lustigmacher seinen theuersten Herren Kommilitonen erzählt. Wozu diese alberne Zerrerei, die einen gesezten Man gar nicht kleidet?) III. Vom kalten Waschen. Heilte ein Brustgeschwür, und machte einem nachäffenden Hypochondristen Blutspeien. IV. Von einer Lähmung bei einem Hypochondristen. Ein Franciskaner hatte viel Blähungen, fühlte eine Schwere im Arme, und bekam endlich eine halbseitige Lähmung. Sogleich der Schlus, also entsteht der Schlag von gereizten oder entkräfteten Nerven, nicht vom überschwemten Gehirn. (Sie können Recht haben, und auch nicht, wie man es nimt.) V. Von Schlagflüssen. Mit vielen Tiraden wird bewiesen, daß noch vieles in der Theorie von Schlagflüssen schwankend sei, daß mehr eine gewisse Schärfe im Gehirn und Nerven, als Ergießung, die Schuld habe, vielleicht auch eine Oefnung der Pulsader behagen dürfe; aber zum Unglük

hat dies alles jeder unbefangene Arzt längst gewust und befolgt. VI. Von einer Pulsadergeschwulst in der großen Pulsader. Dazu gehört das Kupfer. Außer dem Falle, noch etwas von den Pulsadergeschwulsten und deren mancherlei Arten: aber bei alle dem nichts Neues oder Unbekantes, außer etwan die Anwendung (S. 49), daß, da der Kranke hauptsächlich gichterische Anfälle hatte, — auch der Pulsadergeschwulst sein könte. Fast solte man glauben, der Verf. habe in seiner Pathologie blos Gichtmaterie, als die einzige Ursache aller Krankheiten, gefunden. VII. Von einer tödtlichen Verstopfung in den Därmen. Nichts weiter, als der auf eine witzelnde Art gesagte Gedanke, auch Altagskrankheiten lassen sich nicht allemal heilen. VIII. Beiträge zur Geschichte der Schlagflüsse. Sol Bestätigung der n. 5. sein. Das Beste ist, daß er die vom Hrn. Prof. Crell empfohlenen kalten Wasserumschläge passiren läst. IX. Von der Luft. Eine Satire auf die neuen Luftmacher, und Beweis, daß die in der Luft befindlichen schädlichen Theile die Krankheiten erzeugen. Hum! Wie artig! X. Von der Nervenkrankheit und was etwa noch dazwischen komt. Hier wieder die alte Lehre, daß die meisten Zufälle aus dem Magen entspringen, mit einer gelehrten Mine gepredigt. Dabei gelegentlich Gedanken von den Wachholderbeeren, Chokolade, Wein, Kajeputöl, Eichelkaffee, Stahlwasser, Reizbarkeit, lebender Kraft und Thierlein, und endlich wieder Gichtmaterie, Ursache der Nervenkrankheit. Was doch die neuen Herren vol Schöngeisterei für Weisheit auskramen können, ohne dabei zu erröthen, oder

oder sie doch anders auszukramen! XI. Das Nervenfieber. Die Behandlungsart ist vernünftig; die Erklärung, warum es Nervenfieber heist, fast kindisch und läppisch. XII. Fixe Luft. Eigentlich Spötterei gegen das Hulmische Mittel. XIII. Alkali volatil-fluor. Wird gegen den Wurm am Finger empfohlen. Etwas für jene, die es lesen mögen, ist Ausfal auf den Berliner Recensenten. Daß doch die Herren keinen Tadel vertragen können. Und bei alle dem ist jener noch ganz säuberlich mit ihm umgegangen. Von der Beobachtungskunst. Hat einzelne gute Stellen. — Wem folgende Art zu schreiben gefält: Es kam so weit, daß ich ihr einige Liederchen sang S. 2. Sie haben Sie ja in ihren betrübten Umständen gesehen S. 3. Wer immer in angstiger Furcht wegen eines Schlagflusses lebt, ist just so ein Narr, als ich einmal einer war. Um Vergebung! Ich wolte es anders vorbringen, S. 19. Also Courage, meine Herren. S. 20. Er fing an zu sterben. Die Sache war in einigen Minuten vorbei. Fort war er. S. 60. Und ich bleibe halt doch dabei S. 63. Daß das Lachen sogar die Aufrichtung des männlichen Gliedes bei der Venuslust wieder zusammen wirft. Daß sie uns bei gewissen Geschäften ja nicht lachen machen, lieben Kinderchen. S. 72. Das wäre doch auch zum Krepiren. S. 102. Das schmekt anders, Mammeselchen. Es ist Chokolade ꝛc. S. 148. Das Recipe S. 213. Der Krankheitsdämon S. 237. Dem wünschen wir Glük dazu. Uns eckelt für dieser losen Speise und aller verderblichen Gewinsucht.

*

## IV.

Ueber Sprache und Dichtkunst. Fragmente fon Klopstock. Mit Chursächsischer Freiheit. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung 1779. 19 Bogen, 8.

Ueber Sprache und Dichtkunst. Fragmente fon Klopstock. Erste Fortsetzung. Hamburg 1779. $5\frac{1}{2}$ Bogen. 8.

Daß man in diesen Fragmenten vorzügliche Bemerkungen finden werde, verspricht schon der Name ihres Verfassers, der, wenn irgend einer, es vor andern wissen mus, was Dichtkunst und was Sprache ist.

Erstes Fragment. Fom deutschen Hexameter.

Zweites Fragment. Ueber die deutsche Rechtschreibung. Mit Zusezen.

Drittes Fragment. Fon der Darstellung.

Firtes Fragment. Fon der Wortfolge.

Fünftes Fragment. Fon den abwexelnden Ferbindungen, und dem Worte: Ferſten.

Sextes Fragment. Zur Geschichte unsrer Sprache.

Sibentes Fragment. Neue Silbenmasse. Nachläse.

So weit geht das erste Stück. In der Fortsezung laufen die Fragmente fort, nemlich:

Achtes

Achtes (Warum schreibt Hr. K. hier Achtes, und nicht Achtes? wie im ersten Stück. Vergl. S. 242.) Fragment. Fon der Schreibung des Ungehörten.

Neuntes Fragment. Fom edlen Ausdrukke.

Zantes Fragment. Fon einer lateinischen Uebersetzung des Messias.

Der Rezensent hat sich durch diese Fragmente durchbustabirt; denn buchstabiren mus hier jeder Leser, wenn er auch noch so gut lesen kan. Aber es war ihm unmöglich, sich, so gern er's auch sonst wegen der Güte der Sachen gethan hätte, noch einmal durch ein Buch durchzuarbeiten, wo er alle Augenblicke auf die Bedeutung des durch die neue Orthographie des V. unkentlich gewordenen Worts sinnen mus. Unsre Leser mögen diese unangenehme Arbeit aus folgender Probe kennen lernen.

S. 234 u. f. „Unsre jezige Rechtschreibung ist, bis auf die Bezeichnung des Tons, gegen die Französische und Englische fortreflich. Denn dise haben wirklich (der Ausdruk ist nicht übertriben) eine gewisse Barbarei. Aber äben deswägen, weil wir schon so weit sind, (wir schreiben schon izt nicht wenig Wörter nach dänen Regeln, fon welchen ich bishär geredet, und di ich teils auf disem Eingefürten genommen habe) weil wir schon so weit sind, so solten wir follenden.

Es ist sonderbar genung, daß Mut dazu gehört, dise Follendung forzuschlagen. Es wird mich indes ni reuen in gehabt zu haben, wi di Sache auch ausfalle.

Wir haben einiger Zeit Ferschidnes an unsrer Ortografi ferendert. Dis zeigt, daß wir ire Mängel einsen. Aber wir sind dabei mer nach Einfellen als nach Grundsezen, und nach disen nicht so ferfaren, daß wir si überal, wo es geschen muste, angewendet hetten. Wär nur ein wenig in der Sache bewandert ist, erist Beispiele genung dafon an. Und so ist denn auch der Erfolg diser fon wenigen angenomnen Ferenderungen gewäsen, daß unsre Rechtschreibung dadurch nur noch schwankender geworden ist. Si ist jezt so beschaffen, daß sie selbst di, welche si sorgfeltig studirt haben, durch Zweifel, wi dis und das zu schreiben sei, ser oft ferdrüslich macht. Und wi mus es follends dänen, di si fil weniger kennen, das ist den Meisten; hir gen? Ich begreife nicht, wi man di Gabe einer so unaussprechlichen Geduld haben kan, und bei diser Ungewisheit nur eine Zeile schreiben mag. Aber äben durch dises Schwankende ist unsre jezige Rechtschreibung zu einer Ferendrung nach Grundsezen reif geworden. Mir wenigstens hat di Zeit diser Reise da zu sein geschinen; sonst würd' ich meinen alten Forsaz einmal meine Meinung über eine solche Ferendrung zu sagen jezt noch nicht ausgefürt haben.

Es ferstet sich, daß man mit der Ferendrung in den Büchern anfangen müsse. Denn nur aus disen kan si ins gemeine Läben übergen. Aber auch die Erzlher würden das Irige zur Beförderung der Sache beitragen; wen sie fon der forgeschlagnen leichten Ortografi zu der jezigen fil schwerern fortgingen. Denn jezt noch müssen si freilich auch dise leren.

Noch

Noch ein Wort zur Kentniſ der erſten. Si endert ſich mit der Ausſprache. Denn warum ſolten Schatten und Baum, wi eſ auch wehe, ſich nicht gleichen? Si bewart alſo etwaſ auf, und zwar mit chronologiſcher Genauigkeit, daſ mit zur Geſchichte der Sprache gehört. Daſ hat die jezige nicht getan. Mosheim ſchrib noch immer darumb, warumb, ob man gleich ſchon ſer lange for im diſ b nicht mer hören liſ. Aber da war eſ einmal gewäſen. Denn um hiſ for Alterſ umbi. In Gegenteil waren di unausſprechbaren Verdoplungen z. E. deſſ in Freundſchafft, Zukunfft u. ſ. w. gewiſ nimalſ gehört worden. Diſ Geſchreibe war alſo mer alſ chronologiſcher Fäler; eſ war Verfelſchung der Sprachgeſchichte.

Ich darf ſom Vorigen nichz widerholen; aber auf daſ, waſ für dän ſchon darin lag, där genau ſa, darf ich, um Andrer willen, aufmerkſam machen, darauf nämlich, daß die Rechtſchreibung, dären Annämung ich wünſche, ſer leicht iſt. Denn ſi iſt, auſſer iren Gründen, in Folgendem ganz enthalten:

| | |
|---|---|
| Buchſtaben überflüſſige | y; c, dt, th, daſ End-ſ, ph, f oder v. Auch di Doppellaute ai und äü (äu) |
| groſſe | bleiben. |
| Selbſtlaute | |
| ä, e | keinſ von beiden zweilautig zu brauchen. |
| Mitlaute | |
| d, b | auch, wen ſi am Ende der Silbe t, p klingen. Kind; Stab. |
| h | nicht am Ende der Silbe. ſa. |

| | |
|---|---|
| pf | nur f im Anfang der Silbe, und wen es si nach einem Mitlaute endet. Fender, stumf. |
| n | ni für m. Sanft, stumf. |
| s | überal, wo es di jezige Rechtschreibung sezt. |
| ferdoppelte | nur, wo sie ausgesprochen würden, ausser daß, denn und hatt. |
| ss | wird zwischen Selbstlauten, wi di andern ausgesprochen; grosse. |
| Schreibferkürzungen. | überal zu brauchen, wo si hingehören. |
| z | überflüssig. |
| q | one u. Qelle. |
| Das Tonzeichen | hat nur der Ton der Denung, (auch der halben) und nur da, wo man in mit dem abgebrochnen verwexeln könte. |
| Das Häkchen (') | bekommen nur b, w, d, g, und s. " |

Diese Stelle haben wir hier eingerükt, theils als Probe der neuen Orthographie, theils als Regel, die der V. zur Befolgung festsezt. Sein Gesez ist; „das Gehörte der guten Aussprache nach der Regel der „Sparsamkeit zu schreiben." (S. 242.) Ueber das Thunliche oder Unthunliche dieses Projekts sezen wir nichts hinzu; weil wir überzeugt sind, daß es nicht ausgeführt werden kan. Nur die Frage erlaube uns Herr Klopstock: Wo sollen wir die gute Aussprache suchen?

## V.

Samlung einiger Abhandlungen, Aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, von Christian Garve. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung 1779. 1 Alphabet, 6½ Bogen. Oktav.

---

Ich habe diese Aufsäze, sagt der Verfasser, (S. 3. 4.) beinahe ganz unverändert gelassen, nicht weil ich sie für volkommen halte, sondern weil ich jezt außer Stande bin, große Verbesserungen zu machen, und kleine für den Nuzen, den sie stiften, zu mühsam halte. Ueberdies macht oft die Veränderung, die in dem Gemüth, oder in den Umständen eines Schriftstellers vorgegangen ist, daß er Stellen seiner ehemaligen Schriften zu verbessern glaubt, wenn er sie blos seiner jetzigen Lage und Denkungsart gemäßer macht. Endlich ist es entweder an sich, oder nur mir insbesondere schwer, den Faden alter Gedanken so volständig wieder zu finden, daß er anders geleitet werden kan, ohne zerrissen zu werden. Ich finde es weit leichter, eine Materie von neuem durchzudenken, als einzelne Stücke derselben nach einem alten Plane zu bearbeiten.

Diese Entschuldigungen sind allerdings gültig, wenn sie ein Schriftsteller, wie unser Verfasser ist, — an dessen traurigen durch hartnäckigte Krankheiten ver-

urſachten Umſtänden, nicht blos ſeine Freunde, ſondern das ganze deutſche philoſophiſche Publikum (und ſolten Philoſophen nicht alle einander wolwollen?) ſchon längſt den wärmſten Antheil genommen hat, — gebraucht. Es iſt fürwahr betrübt, daß dieſer vortrefliche Man, deſſen Talente zur Erweiterung ſeines Faches unverkenbar ſind, nun ſeit ſo vielen Jahren der Welt der Weltweiſen hat abſterben müſſen.

Schäzbar iſt indeſſen auch dies kleine Geſchenk des geſchäzten Mannes. Wir ſind überzeugt, daß viele Gelehrten die Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften blos um dieſer Garveſchen Abhandlungen willen leſen muſten, und daß nunmehr die Samlung derſelben um ſo viel algemeiner gebraucht und benuzt werden wird. Da dieſe Aufſäze ſchon längſt bekant ſind: ſo wollen wir nur die Ueberſchriften herſezen. Unſrer Zergliederung und Empfehlung bedürfen ſie nicht.

I. Verſuch über die Prüfung der Fähigkeiten. Aus dem achten Bande der N. Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte. S. 8–115.

II. Betrachtung einiger Verſchiedenheiten in den Werken der älteſten und neuern Schriftſteller, beſonders der Dichter. Aus dem zehnten Bande. S. 116–197.

III. Vermiſchte Anmerkungen über Gellerts Moral, deſſen Schriften überhaupt, und Charakter. Aus dem zwölften Bande. S. 198–252.

IV. Einige Gedanken über das Intereſſirende. Aus dem zwölften Bande. Erſter Theil. S. 253–312. Zweiter Theil. S. 313–378.

V.

V. Anhang zur voranstehenden Abhandlung. S. 379-439. Diesen Anhang hat der V. im Jahr 1779 aufgesezt, und er erscheint demnach hier zum erstenmal. Drei Punkte über das Interesse, welches aus Leidenschaften entsteht, solten in jener Abhandlung ausgeführt werden. 1) Welches sind die Leidenschaften, an welchen wir in der poetischen Schilderung am meisten Theil nehmen? Diese Frage ist im zweiten Stük der alten Abhandlung beantwortet worden. 2) Auf welche Art müssen sie geschildert werden, wenn sie interessiren sollen? 3) Für welche Leidenschaften ist es am nüzlichsten, die Menschen zu interessiren? Diese beiden Fragen, sagt der V. sind noch zu beantworten übrig. Aber die leztere gehöret zur Untersuchung der Natur des Interessirenden gar nicht, und die erste hat grösstentheils schon die Beantwortung erhalten, deren sie fähig ist. — Voran gehn einige Grundsätze. Dann folgt eine lehrreiche Zergliederung eines der berühmtesten leidenschaftlichen Auftritte, des Todes der Dido, im vierten Buch der Aeneis. Aus der Zergliederung dieses Gemäldes zieht der V. zwo algemeine Folgerungen. Erstlich: wo viel Interesse in den Reden der Leidenschaft sein sol, da mus Abwechselung, Streit und Verbindung mehrerer Leidenschaften sein. Zum zweiten das vornehmste Interesse der Dichtkunst, besonders der epischen, ist, Wahrheit und Natur in poetischem Schmuk zu sehn, natürliche Gedanken in schönen Versen. Da dieser Schmuk so leicht der Wahrheit Eintrag thut: so empfinden wir die überwundene Schwierigkeit, wenn beide glüklich vereinigt sind, und geniessen das Vergnügen der Kunst. Da uns oft die

Würde des Ausdruks auf gemeine Wahrheit erst aufmerksam machen mus: so werden wir im Bilde gewahr, was uns im Original entwischte, und genießen also das Vergnügen an der Natur. — Endlich fügt der V. auch einige Ergänzungen zu seiner vorigen Abhandlung bei. Sie betreffen hauptsächlich die Materie von der Verwickelung in poetischen Erzählungen, die der Verfasser für nothwendig hält, wenn ein Drama interessiren sol. Denn die Ueberwindung großer Schwierigkeiten ist es allemal, was den großen oder den merkwürdigen Man zeigt. Diese müssen also in jeder Begebenheit vorkommen, welche interessiren sol. Aus diesen nun entsteht die eigentliche Verwickelung, sobald dieselben, in einen kleinen Zeitraum zusammengedrängt, sich schnel wieder auflösen sollen. — Ueber den Maasstab, wornach der Schriftsteller zum voraus muthmaßen kan, welcher Theil des Werks seine Leser am meisten interessiren wird, erklärt sich der V. so: Es ist gerade der Theil, der ihn selbst, da er schrieb, am meisten interessirt hat, bei dem er die meiste Lust, die gröste Leichtigkeit und das volste Genüge fand. Gedanken, die andern lebhaft werden sollen, müssen sich uns zu der Zeit, da wir sie hervorbrachten, mit vorzüglicher Klarheit dargestelt haben. Und wenn die Helligkeit der Begriffe den Leser vergnügen sol, bei dem sie doch durch die Verschiedenheit seiner Denkungsart etwas verdunkelt wird, wie solte sie den Schriftsteller gleichgültig gelassen haben, bei dem sie in ihrem ersten Lichte strahlt; wenn Begebenheiten zeitvertreibend, oder rührend sind für diejenigen, die sie stükweise und nach und nach erfahren, wie vielmehr müssen sie denjenigen

nigen ergözt oder gerührt haben, der sie auf einmal übersah, und ihre Theile selbst ausbildete! — (Wir glauben nicht, daß die Schriftsteller hierauf allemal sicher rechnen können; eben weil die Materien an sich schon die verschiedenen Individuen auf eine den Graden nach verschiedene Weise interessiren. So kan es also leicht kommen, daß z. B. die Episode, die den Dichter selbst nicht vorzüglich interessirte, den Leser oder den Zuhörer am meisten und mehr interessiren dürfte, als alles übrige am Stük, welches sich doch der Verfasser mit der grösten Helligkeit dachte; eben weil die Leser gerade mit dem Gegenstand, mit dem Geschichtchen, mit dem Vortrag am meisten sympathisiren können, der in die Episode gelegt ist).

VI. Ueber den Einflus einiger besondern Umstände auf die Bildung unsrer Sprache und Litteratur. Eine Vorlesung. Aus dem vierzehnten Band der Neuen Bibliothek. S. 440-470.

Einen so ruhigen, ordentlichen Ideengang, so viel gesezte Würde des Vortrags, so viel Scharfsin ohne Subtilität, haben wenige Weltweisen unsers Vaterlandes.

53.

## VI.

Schriften, von Helfrich Peter Sturz. Erste Samlung. Leipzig, bei Weidmans Erben und Reich, 1779. 18 Bogen, Oktav.

Ein

Ein groſser Theil der hier zuſammengedrukten Aufſäze iſt ſchon aus dem deutſchen Muſeum bekant. Der Verfaſſer, der ſeit dem 12ten Novemb. 1779 nicht mehr iſt, verdient unſtreitig als ein vorzüglich guter Kopf geſchäzt zu werden. Sein Genie leuchtet ſelbſt da durch, wo er nach Wiz ängſtlich haſcht, wo man's ihm anſieht, daß er Gedanken und Ausdruk mit Mühe herausarbeitete, ohne die Natur walten zu laſſen. Nachahmer wünſchen wir ihm keine; ſie verunglücken gewis. Seine Urtheile über Menſchen und menſchliche Handlungen möcht' ich wenigſtens nicht unterſchreiben. Man vergleiche unter andern nur den Artikel, Klopſtock. Jeder, der nicht zu dieſem Bruderclubb gehört, hat ſich gewundert, wie ein ſolcher Kopf, als Sturz war, ſo über Klopſtock ſchreiben, wie er Tellows Briefe an Eliſa mit Vergnügen leſen konte, u. ſ. w. Sind doch dieſe Briefe die ärgſte Satyre und Pasquille auf Klopſtock, die auch die Barden, die Bolarden, und die übrigen enthuſiaſtiſchen Bewunderer dieſes Mannes nicht gut heiſſen konten. Wenn Cramer, in ſeinem Klopſtock, Er und über ihn, wieder ſolche Anekdoten ausgekramt hat; ſo fürcht' ich, er iſt ſein Feind, der ihm am meiſten ſchadet.

Die Artikel ſind: Briefe, im Jahr 1768 auf einer Reiſe im Gefolge des Königs von Dännemark geſchrieben. — Pitt. — Denkwürdigkeiten von J. J. Rouſſeau. — Klopſtock. — Fragment aus den Papieren eines verſtorbenen Hypochondriſten. — Ein Rangſtreit. — Ueber ein Paar alte Mün-

Münzen. — Etwas von Regenſchirmen. — Fragment über die Schönheit. — Ueber Linguets Vertheidigung der Todesſtrafen. — Wer iſt glüklich? — Die Reiſe nach dem Deiſter.

53.

## VII.

Des Abt Joſeph Boscowich Reiſe von Conſtantinopel durch Romanien, Bulgarien und die Moldau nach Lemberg in Pohlen. Aus dem Franzöſiſchen überſezt und mit einigen Zuſäzen begleitet, nebſt einer Karte. Leipzig, bei Breitkopf 1779. 8.

Der Verfaſſer machte die Reiſe, welche er hier beſchreibt, im Jahr 1762 im Gefolge des geweſenen engländiſchen Geſandten bei der Pforte, Herrn Porter. Sein Büchelchen iſt immer leſenswerth und in der Geographie und Statiſtik brauchbar, wenn es gleich in Abſicht auf die Wichtigkeit und Neuheit der Bemerkungen nicht eben zu den Reiſebeſchreibungen vom erſten Range gehöret. Wir zeichnen für unſre Leſer folgende Nachrichten aus: Die Moldau hat, wie man Hrn. B. ſagte, 100 Stunden Wegs in der Länge, und 80 in der Breite. Eine daſige ſogenante Stunde beträgt ungefehr ſo viel als $\frac{3}{4}$ Stunden in Teutſchland. Man zählte im Jahr 1762 in der Moldau 160,000

Ein-

Einwohner, ohne die Weiber und Kinder. Kein Mohammedaner kan in diesem Lande ein Amt verwalten, wär' es auch noch so gering. Der Grosherr wählt unter den Griechen, welche der Pforte unterthan sind, solche, die zu Konstantinopel unter einem fast sklavischen Joche seufzen. Diesen ertheilet er die höchste Gewalt in diesem Lande, oder andere Aemter von grossem Ansehn, die zugleich sehr einträglich sind. Deswegen sind diese Leute oft so überaus uneinig und erbittert auf einander, und bestechen heimlich die Minister mit sehr beträchtlichen Summen, welche gleichwol gegen das, was sie der Pforte, es sei nun für den Grosherrn, oder für die Minister, rechtmäßig bezahlen müssen, nicht in Vergleichung kommen. Zu diesem Ende borgen sie oft die grösten Summen zu 20 bis 30 pro Cent, und erpressen sie wieder auf eine unglaubliche Art von den Unterthanen. — Der Tribut, welchen der Grosherr jährlich aus der Moldau zieht, beläuft sich auf 50, bis 60,000 Piaster. Außerdem mus noch eine große Summe bezahlt werden, die unter die Minister der Pforte vertheilt wird, sowol bei der Installation, als bei jeder Confirmation des Fürsten. — Die Griechen zu Konstantinopel sagen gemeiniglich, die Moldau trage dem Fürsten nur 2700 Beutel ein; man hat aber Hrn. B. versichert, daß sie gewöhnlich 2900 Beutel einbringe, welche er auf ungefehr 1,450,000 Piaster oder 7,350,000 französische alte Livres rechnet. Die Walachei trägt ihrem Fürsten 5000 Beutel ein. Alles dies Geld geht für die öffentlichen und geheimen Kosten wieder auf, so daß der Fürst oft wenig für sich behält. Und, was das schlimste ist, es wird alles aus

dem

dem Lande geschikt. Außer einer so ansehnlichen Summe, welche auf erwähnte Art aus der Moldau geht, wird noch eine andre nicht minder beträchtliche von den Ministern des Fürsten erpreſt, auch wol noch von anderen Griechen, welche Ehrenstellen bekleiden. Sie pachten bisweilen dem Fürsten seine Einkünfte ab, und scharren dann auf alle mögliche Weise zusammen, um die Pachtsumme herauszubringen, und sich über das zu bereichern. (Gerade wie die Generalpächter in Frankreich.) Sie thuen dies mit desto größrer Uebervortheilung, weil ihr Reich gewöhnlich nicht länger als die Regierung ihres Fürsten dauert, der die Stellen an seine Kreaturen zu vergeben pflegt. Für Spezereien und andre zum Luxus erfoderliche Waaren geht auch viel Geld aus dem Lande, zumal da der dasige Adel in ausländischen Tüchern und Stoffen, in Pelzwerk und prächtigen Equipagen großen Aufwand macht. Dagegen komt auf unterschiedenen Wegen wieder Geld ins Land; sonst würde auch dasselbe in kurzer Zeit gänzlich erschöpft werden. So gehen z. B. jährlich auf 40,000 fette Ochsen außer Landes, besonders nach Schlesien, Siebenbürgen und in andre benachbarte Länder. Das Stük wird um ungefehr 10 Ducaten verkauft, daß demnach für diesen Artikel allein mehr als 1500 Beutel einkommen, den Ducaten etwas geringer als 4 Piaster gerechnet. Die Moldau sezt jährlich auf 10,000 Pferde an Fremde ab, welche guten Theils das Stük zu 20 auch 30 Ducaten verkauft werden. An Hammeln verkauft man jährlich ungefehr 200,000, bisweilen auch 300,000 Stük an Ausländer. So wird auch eine große Menge Honig

und

und Wachs auswärts verführet. Jener geht meistens nach Konstantinopel, dieses grösstentheils nach Venedig. Die Moldau zieht für diese beiden Artikel jährlich ungefehr 1000 Beutel. Auf 300,000 Chilo Getraide werden nach Konstantinopel geführet; auch verkauft man sehr viel Holz vorzüglich zu Mastbäumen. Inschlitt, unbearbeitete Häute, Pelzwerk aus dem Lande, geräuchertes Fleisch, Käse, gesalzene Butter, Wein und Tobak, wovon vieles außer Landes verschikt wird, machen auch noch wichtige Handelszweige aus. — Ueberhaupt ist dies Land fast mit allen Nothwendigkeiten reichlich versehen, und es könte eins der glüklichsten sein, wenn es nicht durch die übertriebenen Auflagen gedrükt, und von den Griechen auf allerlei Art geplündert würde. — Die Bojaren machen in der Moldau den höchsten Adel aus. Es gibt auf hundert Bojarenfamilien; aber fast alle sind neue Familien im Lande, oder die erst neuerlich zu diesem Rang erhoben worden. Alle alte, die vor der Unterwerfung unter die türkische Herrschaft vorhanden waren, sind ausgerottet, oder ins äußerste Elend gerathen. Am Hofe des Fürsten gibt es 12 große Aemter, über welche er disponiret. Wird er abgesezt, so verlieren die 12 ersten Hofbeamten ihre Stellen; doch behalten sie ihren Rang, und einige einträgliche Privilegien bei. So sind sie z. B. frei von einigen Tributen, eine gewisse Anzahl ihrer Vasallen ist frei von Auflagen u. s. w. Der Fürst erweiset den Bojaren viele Achtung. Er mus wol; man hat Beispiele, daß Fürsten abgesezt worden, weil die Bojaren sich bei der Pforte über sie beklagt hatten. Gleich große Achtung mus der Fürst den Geistlichen bezei-

bezeigen, insonderheit dem Erzbischof und den drei Bischöfen. Diese behalten ihre Aemter Lebenslang und hangen weder von der Pforte, noch vom Fürsten, noch vom Patriarchen zu Konstantinopel, auch nicht einmal was ihre Diözesen betrift, ab. — Jezt wagt es kein Fürst mehr, ohne Einwilligung der Bischöfe und der vornehmsten Bojaren eine außerordentliche Auflage auszuschreiben. — Die Einkünfte des Erzbischofs belaufen sich auf 40 bis 50 Beutel. Jeder gemeine Priester zahlt dem Bischofe jährlich zwei Piaster. Die Geistlichkeit überhaupt bezahlt dem Fürsten nur die Hälfte der gewöhnlichen Abgaben. Es gibt eine große Anzahl Mönchsklöster im Lande, die von ihren Aebten abhangen, ohne auf irgend eine Art dem Bischof unterworfen zu sein. Sie erwählen ihre Aebte selbst, mit Einwilligung des Fürsten. — In Jassy verwahret man eine handschriftliche Geschichte der Moldau, welche auf Befehl des Gregorius Ghika, der zu unterschiedenen malen Hospodar der Moldau gewesen, und Gelehrsamkeit und Geschmak gehabt haben sol, zusammen getragen worden. Er hatte zu dem Ende mit gröster Sorgfalt alle Urkunden aufsuchen lassen. Vermuthlich lautet in dieser Geschichte die Nachricht von der ersten Bevölkerung der Moldau und vom Ursprunge ihres Namens anders, als der Bericht, welchen unser Verfasser, der gemeinen Sage nach, Seite 109 davon anführet. Denn diese Erzählung schmekt sehr nach der Fabel. — Die Breite von Jassy ist, des Hrn. B. Berechnung zufolge, 47 Grad 12 Minuten. Wir lassen es bei diesem Auszuge bewenden; er enthält unsers Erachtens, einige geographische Nachrichten aus-

genommen, das Erheblichste aus dem ganzen Werkchen. Die Uebersetzung gehört weder zu den schlechten, noch zu den besonders guten. Etwas mehr Fleis wäre nicht überflüssig gewesen. Das beigefügte Chärtchen (eine Zugabe, die das Original nicht hat) ist ganz artig gestochen; (oder vielleicht gedrukt) hoffentlich auch richtig gezeichnet. Recens. hat es nicht mit anderen guten Charten verglichen. Die im Anhange gegebene Erläuterung dieser Reisecharte enthält ganz bekante Sachen.

188.

## VIII.

Euripidis Tragoediae, Fragmenta, Epistolae, ex editione Josuae Barnesii, nunc recusa & aucta Appendice Observationum e variis doctorum virorum libris collecta. Tom. I. Lipſ. Sumtu Svikerti, 1778. Tom. II. Lipſ. 1779, 8, mai.

Barnes gab den Eripides 1694 zu Kambridge in Folio heraus, wovon wir hier gegenwärtige Ausgabe unsern Lesern als einen Nachdruk bekant machen. Als Nachdruk einer ältern Ausgabe bedarf es eigentlich weiter nichts als einer Anzeige; denn sie censiren würde doch nur heißen die barnesische censiren, deren Werth längst entschieden ist. Barnes legte den

canterschen Text zum Grunde und verbesserte ihn nach seinen Einsichten und den Hülfsmitteln die er vor sich fand. Er lies die Scholien unter den mit der lateinischen Uebersetzung begleiteten Text, so weit wir solche haben, abdrucken, und that samt den Noten der Kritiker auch seine eignen hinzu. Voran gehen zwei ziemlich lange Aufsätze. Der erste: de Eurip. Vita & Scriptis; und der andre: de Tragoedia; beide vom Barnes. In beiden ist viel litterarische Compilation: aber man kan auch bald beim Lesen sehen daß Barnes humanistische und kritische Kentnisse nicht hinreichten, eine Ausgabe zu liefern, die sich mit den schönen Ausgaben vergleichen ließe, die von einigen Klassikern in Deutschland heraus gekommen sind. In den Anmerkungen ist dieses auch sichtbar. Sie stehen oft nicht am rechten Orte; sind auf Gerathewohl, d. i. nach keinem rechten Plane gemacht; und grammatische Genauigkeit fehlt auch nicht selten. Das wäre kürzlich des Recensenten Glaubensbekentnis vom Barnes; und folglich auch von diesem Nachdrucke. Bei dem allen müssen wir dennoch diesen Nachdruk loben. Er ist so weit wirs etwa haben bemerken können ziemlich richtig; und man kan denn doch wenigstens für sein Geld eine ziemliche Ausgabe haben, da die Barnesische Ausgabe selten vorkam, und immer theuer war. Unbeschadet aller Brauchbarkeit hätte dieser Nachdruk um ein merkliches wohlfeiler sein können, wenn die lateinische Uebersetzung weggeblieben wäre, denn es ist doch nur eine Ausgabe für Gelehrte, welche diesen schlechten Behelf müssen entbehren können. — Ueberhaupt kan Recens. den Wunsch nicht zurük halten, daß man doch in Leip-

zig, und wo man sonst theure griechische Ausgaben, sonderlich von Prosaisten drucket, die lateinischen Uebersetzungen weglassen mögte. Sie ertheuren die Bücher so sehr, daß der Verleger sie entweder auf den halben Preis herunter setzen, oder befürchten mus sie bleiben ihm liegen. Man denke nur z. B. an die neueste Ausgabe vom Plutarch die nun schon 33 Rthlr. kostet. Wie viele deutsche Gelehrte können solche Ausgaben bestreiten! Die kleine Handausgabe vom Lucian, à Band 1 Rthlr. kömt gewis so hoch, daß, wenn man weniges zulegt, die große Reitzische dafür angeschaft werden kan. Wo wil das hinaus! Mögte doch diese Erinnerung den Verlegern und Besorgern solcher Ausgaben und Nachdrücke die Augen öfnen.

3*17.

## IX.

Natürliche aus dem Endzwek der Gesellschaft entstehende algemeine Policeiwissenschaft. Vom Verfasser des Lehrbegrifs sämtlicher ökonomischer und Cameralwissenschaften. Erster Theil. Frankfurt am Mayn, in der Eßlingerischen Buchhandlung. 1779. 1 Alphabet, 11½ Bogen, Oktav.

Man kan dem Verfasser gute, brauchbare Einsichten in die Wissenschaften, die er bearbeitet, nicht

nicht abſprechen. Aber läugnen läſt es ſich auch nicht, daß er bei ſeiner Schreibſeligkeit viele Gegenſtände nicht tief genug unterſucht; daß er viele bekante und unerhebliche Dinge vorträgt, ohne die erforderliche Sonderung und Scheidung derſelben vorzunehmen; daß er ſehr oft bei ſolchen Unterſuchungen, die eigentlich auf hiſtoriſch ſtatiſtiſchen Kentniſſen kleinerer und größerer Reiche und auf Thatſachen beruhen, ſich mit algemeinen Räſonnements hilft, deren ganze Kraft aus Grundſäzen flieſt, die zwar in der Theorie wahr, aber in der Praxis nie befolgt worden ſind, ſeitdem es Regenten und Staaten gegeben hat; und endlich, daß er, wie alle Polygraphen, nicht ſelten daſſelbe wieder vorträgt, was er in ſeinen vorhergehenden Schriften, nur unter einer wenig veränderten Form, (nach der eignen Ausſage unſers Verfaſſers,) „bis zum Ekel“ auseinander geſezt hat. Wir befürchten in der That, Herr von Pfeifer (denn dieſer iſt bekantlich der Verfaſſer des Lehrbegrifs ſämtlicher ökonom. und Cameralwiſſenſchaft,) wird ein zweiter Juſti; wenn er anders, wie er angefangen hat, fortfährt, ſich immer wieder auszuſchreiben. Jeder Schriftſteller müſte doch fürwahr mehr Achtung nicht allein für das Publikum, ſondern hauptſächlich für ſich ſelbſt haben. Kein Gelehrter hat je auf dieſem Weg eine bleibende Belohnung, einen bleibenden Ruhm erlangt. Sehr natürlich, da man auf dieſem Weg immer wieder auf den Punkt zurükkehrt, von dem man ſchon ſo oft ausgegangen war. Der Verfaſſer verſpricht über einen jeden von den folgenden Gegenſtänden — über das Manufaktur und Fabrikenweſen; über die Kommerzien; über die Forſt-

wissenschaft; über die Bergwerkkunde — ein Lehrbuch zu schreiben, worinnen er eine jede von diesen Wissenschaften „umständlich, nach ihrem ganzen Umfang“ abzuhandeln gedenkt. — Nur nicht zu umständlich; wenn ich bitten darf. Denn Kürze im Entwickeln der Materien ist eben nicht ein Vorzug der Schriften unsers Verfassers; wenn er gleich S. 13 eine ihm gewöhnliche Kürze, und S. 15 einen gedrungenen Vortrag an seinen Arbeiten rühmt. Wie konte der V. Kürze und Gedrungenheit von sich prädiziren, da er in einer andern Stelle (S. 133) sagt, er habe eine gewisse Materie, in seinen andern Schriften, „bis zum Eckel“ bewiesen und entwickelt?

In der Einleitung tadelt der Verfasser diejenigen Schriftsteller, die die Gränzen der Policeiwissenschaft blos auf die Policei in den Städten beschränken, und auch da nur die Aufsicht über Zucht und Ordnung, die Policeitaxen, die Anstalten wider mancherlei Unglüksfälle, und ganz vorzüglich die Reinlichkeit in den Städten unter der Policei begreifen. Er glaubt, daß durch diesen, seiner Meinung nach, unrichtigen Begrif die Policeiwissenschaft verunstaltet, und daß das eine verstümmelte Policei sei. Er selbst giebt ihr einen ungleich weitern Umfang. „Der algemeine Gegenstand der Policeiwissenschaft (heist es, S. 8.) geht dahin, die Wolfahrt der einzelnen Familien mit dem algemeinen Besten in einer (eine) ununterbrochenen (ununterbrochene) Verbindung und (in einen) genauen Zusammenhang zu setzen. Da nun die Glükseligkeit der Menschen zwei Hauptgegenstände hat, nemlich ihre eigne

eigne moraliſche Beſchaffenheit, und dann die Glüksgüter: ſo mus auch die Policei, deren alleiniger Endzwek es iſt, die Wolfahrt der einzelnen Familien mit dem gemeinſchaftlichen Beſten zu vereinigen, ihre ganze Aufmerkſamkeit der moraliſchen Beſchaffenheit der Menſchen, und deren ſowol beweglichen als unbeweglichen Vermögen ſchenken. Je volkommener alſo in allen inneren Landesverfaſſungen das Beſte der Privatperſonen mit der algemeinen Wolfahrt des Staats in Verbindung geſezt wird, um ſo volkommener, um ſo wolthuender wird auch die Policei ſein.“ — (Sehr unbeſtimt und mangelhaft mus ein jeder Leſer dieſe Erklärung finden. Denn das alles zugegeben, was der V. hier ſagt, frägt ſich's noch, welches iſt denn das Unterſcheidungsmerkmal der Policei von den übrigen Zweigen der Staatskunſt? Dieſer Unterſcheidungscharakter müſte nothwendig in der Erklärung liegen, wenn ſie tauglich ſein ſol. Denn ehe wir dieſen kennen, iſt es ganz unmöglich, der Wiſſenſchaft ihre beſtimte Gränzen abzuſtecken. Und den finden wir nun in der Erklärung unſers Verfaſſers nicht; eben, weil am Ende alle einzelne politiſche Wiſſenſchaften den von unſerm V. angezeigten Zwek erreichen müſſen. Die Beſtimmung dieſes Begrifs müſſen wir doch offenbar aus den Geſchäften und Verrichtungen der Policeikollegien ſchöpfen. Wenn wir alſo unterſuchen: was gehört für das Policeikollegium? Was für Geſchäfte werden in demſelben abgethan? Wofür ſorgt die Policei? ſo dürften wir vielleicht folgende drei Hauptſtücke, worunter alle Policeiſachen gebracht werden können, auffinden: 1) Die Sorge, es ſo unmöglich zu machen, als es es bei

menschlichen Anstalten nur immer angehn will, daß Feinde der innern bürgerlichen Ruhe ihre Anschläge ausführen können. Hieher gehört die Sorge der Policei für die Wegschaffung der Gelegenheiten, die sich zur Stöhrung der innern Ruhe und zur Kränkung der innern Sicherheit des Bürgers von schlechten Menschen benuzen ließen. 2) Die Sorge für die Bequemlichkeiten des Bürgers. Der Bürger sol nicht blos für seinem Mitbürger sicher sein; es sol auch für seine Bequemlichkeit gesorgt werden. Das thut die Policei. 3) Die Sorge, daß so wenig, als möglich, Unglüksfälle in Städten und Dörfern vorfallen können; und daß, wenn sie, bei allen guten Anstalten, doch eintreten, der daraus erwachsende Schade so gering werde, als möglich. — Dies sind, wie mich dünkt, die eigenthümlichen Gegenstände der Policei; und alle Anstalten derselben lassen sich unter eins von diesen Kapiteln bringen. Die übrigen Departemens im Staat, als, das Justizkollegium, die Kammer, das departement des affaires etrangeres, der Kriegsrath, u. s. w. haben ganz andre Geschäfte zu besorgen, und sie bekümmern sich, der Regel nach, um jene Policeisachen gar nicht.)

Der V. hat sein Werk in zwei Theile getheilt. Der Erste enthält die Theorie; der Zweite wird die ausübende Policeiwissenschaft enthalten. Die Theorie wird in dreizehn Hauptstücken abgehandelt, die wiederum in mehrere Kapitel zerfallen.

Erstes Hauptstük. Von der gesezgebenden Gewalt in Policeisachen. — Kap. I. Die Policeigesetze han-

hangen von der obersten Gewalt ab; Sie sind nach den Regeln der Klugheit, auch nach der Beschaffenheit der Natur des Staats, und den Umständen des Volks einzurichten. Die hier vorkommenden Sachen sind leicht. Aber ist's wol wirklich so unschiklich, „wenn den Handwerkszünften erlaubt wird, Verfügungen und Strafen in Policeisachen über ihre Mitglieder ergehn zu lassen, wie S. 21 gelehrt wird? In vielen Fällen ist es sogar anzurathen, daß sich die Handwerker selbst bestrafen; z. B. wenn mir der Schneider ein Kleid im Zuschnit verdirbt. Ist es da nicht sehr gut, daß seine Mitmeister, die die Sache verstehn, über ihn erkennen? Auch daß die Gerber zu gewissen Zeiten die Arbeiten ihrer Zunftgenossen untersuchen, u. dergl. m. — Kap. II. Verschiedene Beschaffenheiten der Policeigesetze in Deutschland, samt ihren augenscheinlichsten Gebrechen. Der V. sagt, er könne die deutsche Staatsverfassung nicht mit Zuverläßigkeit bestimmen; „wenn man ihm auch Daumschrauben aufsetzen solte.“ Sonst steht nichts erhebliches in diesem Kapitel.

Zweites Hauptstük. Von dem Zusammenhang und den Verhältnissen der Policeigesetze mit den übrigen Staatsverfassungen. (Wie unschiklich ist dieser Ausdruk an dieser Stelle? Der V. schreibt überhaupt sehr undeutsch. Das Buch start von grammatikalischen Fehlern, die einem Leser, der sich nicht gern seinen Geschmak verderben möchte, die Lektüre sehr fatal machen.) — Kap. I. Ein genauer Zusammenhang der Policei mit dem Finanzwesen ist nothwendig. Dies erhellet daraus am deutlichsten, daß in einem Lande,

wo die Landesherlichen Einkünfte und die Steuren verpachtet sind, gute Policeianstalten gar nicht stat finden; weil die Einführung und Verbesserung guter Entwürfe überal Geld kostet, wozu sich kein Pächter versteht. — Kap. II. Zusammenhang der Policei sowol mit den Kommerzien, als mit den bürgerlichen Rechten. — Kap. III. Zusammenhang der Policei mit der Religion.

Drittes Hauptstük. Von der Fürsorge für die Vermehrung und Erhaltung der Menschen. — Kap. I. Ein verständiges Wesen, so andre verständige Wesen regieren will, sol sich und die Seinigen, seine Stärke und Schwäche kennen lernen. Volkszehlungen sind Policeisachen. Todtenbeschauung mus überal eingeführt werden. Mordthaten, Vergiftungen, das Begraben lebendiger Menschen, und andre Unordnungen werden dadurch verhütet. Alle sechs Jahre mus das Volk gezehlt; die Todtenlisten aber müssen immer fortgeführt werden. — Kap. II. Algemeine Grundsäze der Bevölkerung. Die Leichtigkeit, sich in einem Staat zu nähren, begünstigt die Bevölkerung. Der Ackerbau thut's nicht nothwendig. — Kap. III. Hindernisse der natürlichen Vermehrung der Menschen sind wegzuräumen. Mangel an Unterhalt, Bedrückungen, der theils freiwillige, theils erzwungene eheloſe Stand der Geistlichen und der Soldaten, sind Hindernisse der stärkern Volksmenge. Keine Nation hat durch mancherlei Belohnungen ihre Bürger so kräftig zum ehelichen Stand aufgemuntert, wie die Römer. Die Huren, meint der V. solle man nicht bestrafen, weil sie ohnehin gestraft genug sind; man solle ihnen dagegen

alle Hofnung benehmen, durch Unzucht in den Ehestand zu gelangen; folglich keine Mansperson anhalten, eine von ihm geschwängerte Person zu heirathen. (Aber so stark ist doch der Trieb zum Heirathen nicht, als der V. hier voraussezt; wenigstens ist er's nicht algemein. Das lehren die Ehrengeschirre, die beim Mangel alles Temperaments, Männer oder Weiberhasser sind, und zum Cölibat von der Natur prädestinirt zu sein scheinen.) Findlings und Waisenhäuser müssen gut eingerichtet sein; und für die Ausstattung armer Mädchen mus gesorgt werden. — Kap. IV. Die Bevölkerung ist durch die Aufnahme der Fremden sehr vortheilhaft zu befördern. (Hier hätte allerdings bestimt dargethan werden sollen, daß der Kolonist mehrentheils ein sehr zweideutiges Geschenk für ein Land sei. Ist er gut, aber überflüssig: so belästigt er die Subsistenz des alten Einwohners, dessen Revenüen er schmälert. Taugt er nichts; was wil man mit ihm anfangen? Und das ist doch der gewöhnliche Fal. Unter 10 neuen Ankömlingen sind mehrentheils neun Taugenichtse. Bedarf ein Land jener größern Bevölkerung: so locke man sie dem alten Einwohner ab. Dies geschieht durch Erleichterung der Subsistenz. Wer eine Familie ernähren kan, der wil gemeiniglich auch eine haben. Der Keim der menschlichen Fruchtbarkeit schlägt Wurzel; sobald der Boden gut ist.) — Kap. V. Die Hauptursachen der Entvölkerung; und Mittel dagegen. Ungesunde Lage des Landes, Pest und Seuchen, Krieg, große Armeen, Mangel, große Abgaben und Plackereien entvölkern. — Kap. VI. Algemeine Maasregeln gegen das Auswandern und die Ausführung der Menschen.

Vier-

Viertes Hauptstük. Von der Kultur des Erdreichs und von der Behandlung der unbeweglichen Güter zum gemeinschaftlichen Besten. — Kap. I. Die Glükseligkeit des Staats sowol, als die von selbiger unzertrenliche starke Bevölkerung beruhet gröstentheils auf die (der) Beschaffenheit des Landes und einem richtigen Verhältnis des unbeweglichen Eigenthums, mit dem gemeinschaftlichen Besten. — Kap. II. Die Kultur des Landes verlangt, daß die Waldungen mit andern Grundstücken in richtigem Verhältnis stehn. Recht gute Regeln aus der Forstpolicei! — Kap. III. Die Kultur des Landes erfordert, die Moräste auszutroknen, und denen Gewässern sichere Gränzen anzuweisen. Viele inländische Gewässer machen durch ihre Ausdünstungen die Luft regnichter und kälter. Die stehenden Wasser machen die Luft fauligt. Gute Vorschläge zur Verminderung dieses Schadens! — Kap. IV. Die gute Kultur des Erdreichs will, daß man die Erdarten kennen, und jede nach Beschaffenheit der Umstände zu verbessern verstehn solle. — Kap. V. Die Nuzung der Privatgüter ist der Oberaufsicht der Landespolicei unterworfen. Der V. dringt auf die Abschaffung der Gemeinheiten. „Dies ist das Fach, sagt er S. 133. worin ich schon vor 30 Jahren mit gutem Fortgang praktisch gearbeitet, und worüber ich mich seit 15 Jahren müde geschrieben.“ — Kap. VI. Das unbewegliche Eigenthum der Privatpersonen ist nach guten Verhältnissen zu dirigiren. Dies sind, wie jeder sieht, lauter Kapitel aus der Oekonomiepolitik. Man lasse nur die Sorge des Staats über das Eigenthum der Privatpersonen nicht zu weit gehn. Es müssen noth-

wendig

wendig Verzehrer im Staat sein. — Kap. VII. Der Unterhalt der Menschen ist zu besorgen, und die Theurung möglichst zu verhüten. Der V. verwirft die Fruchtsperre, und erklärt sich für eine uneingeschränkte Freiheit des Kornhandels. Trit einmal in außerordentlichen und seltenen Fällen Getraidemangel ein: so mus der Staat in fremden Ländern Korn aufkaufen, und es im Lande um einen mäßigen Preis, folglich mit Schaden verkaufen.

Fünftes Hauptstük. Vom Anbau, Wachsthum, Bequemlichkeit und Verschönerung der Städte und Dörfer. — Kap. I. Der Städte Hauptzwek ist, den Zusammenhang des Nahrungsstandes zu unterhalten. — Kap. II. Die Lage, der Anbau, die Vergrößerung der Städte mus mit ihren Endzwecken in richtigen Verhältnissen stehn. — Kap. III. Das Wachsthum der Städte beruhet auf starker Bevölkerung und auf blühenden Gewerben. (Aber diese Bevölkerung der Städte hat doch auch ihr bestimtes Maas, wenn sie dem ganzen Land wolthätig sein sollen. Denn sehr große Städte verschlingen das ganze Land, welches öde liegen bleibt.) — Kap. IV. Der Wachsthum der Dörfer und Landgüter verlanget die den Endzwecken gemäßeste Einrichtung.

Sechstes Hauptstük. Vom Grund und der Beförderung des Nahrungsstandes im Lande. — Kap. I. Das Fundament, worauf sich der Nahrungsstand gründet, mus wol gelegt werden. Diese Sorge mus zuerst auf den Getraidebau und den Flor der Landwirthschaft überhaupt; dann auf die Kleidungswaaren, auf Linnen,

Wol-

Wollen und Ledermanufakturen; endlich auf die Werkzeuge und Geräthschaften gehn, die zum Ackerbau, zu den Manufakturen und zu den übrigen Geschäften der Menschen unentbehrlich sind. Alles übrige gehört in das weitläuftige Register der Bequemlichkeiten. — Kap. II. Der Grund des Nahrungsstandes beruht auf den beweglichen Gütern. Den Nahrungsstand machen alle Arbeiten und Gewerbe aus, wodurch bewegliche Güter gewonnen werden. Man kan diese unter zwo Hauptrubriken bringen. Die eine machen die Früchte der Erde und andere Landesprodukte aus. Die zwote sind die Kunstprodukte, oder die Bearbeitungen und Umformungen der rohen Materialien. — Kap. III. Algemeine Mittel, die Manufakturen und Fabriken empor zu bringen. Man mus die rohen Materialien leicht anschaffen können. Die Ausfuhr der rohen unverarbeiteten Produkte mus nicht gestattet werden. Keine rohe Materialien darf der Staat, wenn er im Lande aus einer Hand in die andre geht, mit irgend einer Art von Auflagen beschweren. Der V. hält mit Justi die Prämien für ein weit kräftigeres Unterstützungsmittel der Manufakturen, als die Geldvorschüsse. Und das mit Recht. Die Geldvorschüsse des Staats taugen in keinem einzigen Fal; auch nicht bei der Ansetzung neuer Kolonisten. — Kap. IV. Algemeine Mittel, die Handwerke auf einen guten Fus zu setzen. Ein vorzüglich gutes Kapitel! Der V. hält zwar, auf gut physiokratisch, die Zünfte und Innungen für eine Erfindung barbarischer Zeiten. Aber er glaubt doch, daß ihre Aufhebung weit größere Unordnungen verursachen würde; und daß man daher nur auf die Abstel-

lung

lung der vornehmsten Misbräuche bei denselben bedacht sein müsse. — Kap. V. Woleingerichtete Bequemlichkeiten gereichen zur Aufnahme des Landes und sind Merkmale eines guten Zustandes. Hier wird von den Brunnenanstalten; von der Benuzung der Ströme zur Schiffart, der die an denselbigen liegende Mühlen und die Wasserzölle sehr nachtheilig sind; von den Landstraßen; vom Postwesen; von den Fuhrleuten; von der Erleuchtung der Städte zur Nachtzeit; von den Anstalten für die Reinlichkeit der Städte gehandelt.

Siebentes Hauptstük. Von der Beförderung des Nahrungsstandes durch in und ausländische Kommerzien. — Kap. I. Der Grund inländischer Gewerbe beruhet auf dem starken Verbrauch der Landeswaaren. — Kap. II. Das Genie des Volks mus kultivirt und der Trieb zur Arbeitsamkeit aufgemuntert werden. Die Aufmunterungsmittel sind: Freiheit zu denken; eine woleingerichtete Kinderzucht; Luxus, und Belohnungen. — Kap. III. Die Kommerzien gehören besonders in Absicht auf die Handlungsbalanz zur Landespolicei. Nur der Passivhandel sei ein Gegenstand der Policei; der Aktivhandel gehöre für die Staatskunst. Folgende sind die Branchen des Handels: Produktenhandel, Koloniehandel, Manufakturhandel, und der ökonomische Handel, (Le commerce d' entrepot). — Kap. IV. Die Kommerzien und Gewerbe erfordern Freiheit und Schuz. Bekantlich Materien, über die die Politiker noch nicht einig sind.

Achtes Hauptstük. Von Beförderung des Nahrungsstandes theils durch Anwendung verschiedener Hülfs-

Hülfsmittel, theils durch Aufhebung mancherlei Hindernisse. — Kap. I. Die Policeitaxen sind in manchem Betracht nüzlich, und in andern der Aufnahme des Nahrungsstandes schädlich. (Zu den Taxenfeinden gehört auch der Recensent; weil er sie für überflüssig, und in vielen Fällen für ungerecht hält. Die Konkurrenz thut bessere Dienste, als alle Taxen. Wer bei einer starken Konkurrenz von Verkäufern dieselbige Sache höher im Preise hält, als ein andrer, wird seine Waare nicht los.) — Kap. II. Banken, Lombards und Leihehäuser können zur Beförderung des Nahrungsstandes dienen. — Kap. III. Wider die Unglüksfälle sind vernünftige Maasregeln zu nehmen. Hier wird die Lehre von den Assekuranzen abgehandelt. (Man müste auch nicht zugeben, daß ein Haus von mehrern Brandkassen assekurirt werde; weil man Beispiele hat, daß die Bewohner ihr eignes Haus in Brand stekten, um nun den gedoppelten Werth aus mehrern Brandkassen zu ziehn. Das Höhereinsezen der Häuser, als sie wirklich werth sind, ist doch gewöhnlicher, als der V. glaubt. Viele schlagen sogar ihre Meubles an.) — Kap. IV. Die Monopolien und das Hausirengehn sind überhaupt betrachtet dem Nahrungsstande sehr schädlich. (Einen Schaden des Hausirens hat der V. nicht angezeigt. Wir meinen, daß sich die Hausirerinnen gewöhnlich selbst feilbieten, und ihre verbektesten Waaren auskramen. In Wien sol man vorzüglich Gelegenheit haben, diese Bemerkung zu machen.)

Neuntes Hauptstük. Vom Zusammenhang des Nahrungsstandes im Lande. — Kap. I. Ein guter

Zu-

Zusammenhang des Nahrungsstandes ist zu dessen Aufnahme schlechterdings erforderlich. — Kap II. Der Zusammenhang des Nahrungsstandes verlangt einen guten Absaz der verfertigten Waaren. — Kap. III. Der Zusammenhang des Nahrungsstandes erfordert einen genugsamen Umlauf des Geldes und der Güter. (Der V. mus vergessen haben, daß er schon oben von den Banken gehandelt hatte; denn er kömt wieder auf diese Materie, und er verweiset uns abermals auf eine Abhandlung in seinen Verbesserungsvorschlägen, wie er schon oben gethan hatte.) — Kap. IV. Der Zusammenhang des Nahrungsstandes verlangt Schuz und freie Gerechtigkeit.

Zehntes Hauptstük. Vom sitlichen Zustand der Unterthanen und von den bürgerlichen Tugenden, zur Erhaltung der innerlichen Sicherheit und zur Beförderung des gemeinschaftlichen Besten. — Kap. I. Der sitliche Zustand der Unterthanen ist ein wichtiger Gegenstand für die Landespolicei. — Kap. II. Eine gute Kinderzucht formirt gute Bürger. — Kap. III. Das gemeinschaftliche Beste erfordert die Fürsorge der Regierung für die Wissenschaften. Hier auch etwas vom Buchhandel; vom Buchdrucken, und Papiermachen. — Kap. IV. Die Beförderung des gemeinschaftlichen Besten verlangt eine gute Uebereinstimmung mit der häuslichen Regierung. — Kap. V. Es erfordert, das Gesinde der häuslichen Regierung, unter gehöriger Einschränkung, zu unterwerfen. (Es ist nicht algemein rathsam, dem Hausvater das Recht zu überlassen, sein Gesinde zu züchtigen. Auf Akademien z. B. ist die

Einrichtung sehr heilsam, daß der Herr seine Domestiken nicht einmal mit einer mäßigen körperlichen Strafe belegen darf. Es ist ihm schlechterdings verboten, nach seinem Gutdünken sein Gesinde durch Prügeln und andre Züchtigungen zu bestrafen. Das ist sehr weise, weil sich sonst jeder Student über seine Aufwärterin dasselbige Recht anmaßen würde, welches sein Hauswirth über sie hat; und da wäre des Raufens und Prügelns kein Ende. Dergleichen Rükſichten hat unser V. nicht genommen.)

Eilftes Hauptstük. Von den bürgerlichen Tugenden, in so fern sie Gegenstände der Policei sind. — Kap. I. Bestimmung der bürgerlichen Tugenden zur Beförderung des gemeinschaftlichen Besten. (Wir fürchten, einige dieser Eigenschaften, die der V. zu den bürgerlichen Tugenden zählt, dürften nicht nur selten sein; sondern auch bei aufgeklärten Bürgern gar nie vorkommen; z. B. die Bereitwilligkeit, sein Vermögen zum Theil, oder auch ganz dem Besten des Staats aufzuopfern. So was kan dem rechtschaffensten Bürger, dem wärmsten Patrioten nicht zugemuthet werden.) Das scheint uns sehr recht, daß der V. den Konkubinat in Schuz nimt. Jeder Politiker mus ihm beitreten. Daß aber die Unauflöslichkeit der Ehen das Gift der Bevölkerung sei, und daher weggeräumt werden müsse, mag er mit den Theologen und mit den Kanonisten ausmachen. Die Ausschweifungen der schwärmenden Venus dürfen hingegen nicht geduldet werden. — Kap. II. Die Policei mus den bürgerlichen Untugenden, folglich auch der schädlichen Ueppigkeit

keit wehren. (Doch nicht mit Gewalt, sondern nur durch Erschwerungen. Wer seinen Luxus bezahlen kan, genieße ihn. Es ist hart, ihm dies zu verbieten. Der ärmere Man mus schon wegen seiner Armuth diesen Appetit nicht haben.) — Kap. III. Die Policei mus die Betrügereien zu verhindern trachten und auf gerechtes Maas und Gewicht genau halten. — Kap. IV. Die Policei ist verbunden, sowol in den Städten, als auf dem Lande zweckmäßige Sicherheitsverfügungen zu machen.

Zwölftes Hauptstük. Von der besondern Fürsorge für die einzelnen Familien, zum gemeinschaftlichen Besten. — Kap. I. Die Unverlezlichkeit des Hausfriedens gehöret zur Vorsorge der Landespolicei. — Kap. II. Die Abwendung der Feuersbrünste gehört zum algemeinen und Privatbesten, folglich zur Obliegenheit der Policei. Ein Reglement über die Feuerlöschanstalten. (Wär's aber nicht besser; wenn die Garnisonen in großen Städten an die Feuerspritzen kommandirt würden? Die Ordnung beim Militärstand ist größer, und die Hülfe schleuniger.) — Kap. III. Die Versorgung der Armen ist eine zum gemeinen Besten erforderliche Anstalt. — Kap. IV. Gute und wirksame Anstalten gegen das Betteln sind zur Beförderung des gemeinen Besten nöthig.

Dreizehntes Hauptstük. Von den Mitteln, die bisher gegebenen Vorschriften zur Wirklichkeit zu bringen. — Kap. I. Die Policeigesetze verlangen eine genaue Beobachtung. — Kap. II. Die besondre Gerichtsbarkeit der Policei mus richtig bestimte Gränzen

haben. — Kap. III. Verhältnismäßige Belohnungen und gute Beispiele sind die wirksamsten Mittel. — Kap. IV. Die Bestrafung der Uebertreter mus nach den Bewegungsgründen beurtheilt, und mit Vorsichtigkeit verhängt werden.

Aus dieser Anzeige erhellet, daß das Werk reichhaltig genug ist. Anfängern kan es allerdings sehr lehrreich sein. Wer hingegen mit den Anfangsgründen bekant ist; wer sich durch die Lektüre der tiefer eingehenden englischen Politiker gebildet hat, wird wenig schmakhafte Nahrung in diesem Buch finden.

53.

## X.

Chemisches Journal für die Freunde der Naturlehre, Arzneigelahrheit, Haushaltungskunst und Manufacturen. Entworfen von D. Lorenz Crell, der theoretischen Arzneigelahrheit, und der Materia Medica ordentlichem öffentlichen Lehrer auf der Julius Carls Universität. Zweiter Theil. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung, 1779 in 8. 250 Seiten.

Dieser zweite Theil des sich ganz besonders auszeichnenden und algemein nüzlichen chemischen Journals ist dem Herrn Professor Spielman zugeeignet. —

In

In der Vorrede dankt der Hr. Prof. vor die Beiträge wodurch Männer von entschiedenen Verdiensten in der Chemie ihn unterstüzt hätten, und diese Unterstüzung nimt er als einen hinlänglichen Beweis an, daß der Entwurf dieses Journals nicht ganz gemisbilliget worden; auch wiederholt er nochmals seine dringende Bitte, unter den schon bekant gemachten Bedingungen, an alle diejenigen Chemisten, welche den weisen Enthusiasmus für ihre Wissenschaft noch durch Vaterlandsliebe anfeuren lassen, daß sie, so viel in ihrem Vermögen ist, durch ihre fleißigen Beiträge den Ruhm der teutschen Chemie zu erhalten und zu vermehren sich bestreben mögen.

Dem Plan, welchen sich der Hr. Prof. in dem ersten Theile dieses Journals entworfen, folgt er auch bei diesem zweiten, außer daß hier noch einige Anzeigen neuer chemischer Schriften und dann noch einige Vorschläge beigefügt sind. — Der originellen Aufsätze sind dreizehen an der Zahl, und davon wollen wir nun kürzlich den Inhalt anzeigen. 1) Ueber einige baumähnliche Bildungen von metallischen Salzen, von Hr. Prof. Gmelin, in Göttingen. Vermittelst des Silbers und Quekſilbers dergleichen baumähnliche Bildungen hervorzubringen war schon bekant; Hr. G. beweist aber, daß es auch durch Hülfe des Kupfers möglich ist. 2) Chemische Untersuchung des Sauerkleesalzes von Hrn. Wiegleb. Zu dieser Untersuchung hat Hr. W. nicht allein das Sauerkleesalz, welches auf den Thüringerwalde bereitet wird, sondern auch das weiße schwei-

zerische angewendet. Es gehöret dieses Salz nach der Meinung der Chemisten unter die Weinsteinarten; nach der Untersuchung des Hrn. W. ist es ein mit einer eigenthümlichen Säure übersättigtes Mittelsalz. Das Verhältnis dieses Salzes gegen andere Körper, als gegen Säure, alkalische Salze, Erden und dergleichen wird genau angegeben, auch sind dabei die Bemerkungen, welche Savary über dieses Salz gemacht hat, mit beigefügt worden. 3) Chemische Versuche mit der Holzsäure, in Absicht vermittelst derselben eine Naphte zu verfertigen, von Hrn. Göttling. Zuerst liefert derselbe eine kurze Geschichte der schon bekanten Naphten. Der V. destilliret Büchenholz aus einer eisernen tubulat Retorte, den davon erhaltenen Holzgeist sondert er so gut wie möglich von dem zu gleicher Zeit mit übergegangenen stinkendem Oele ab, und destilliret denselben, um ihn noch von den vielen anklebenden schmutzigen Theilen zu befreien, nochmals aus einer gläsernen Retorte. Diesen noch wenig gelblichten Geist sättigte er dann mit reinem vegetabilischen Laugensalze aus der Potasche, welches ein Mittelsalz gab, das vieles mit der blätterichten Weinsteinerde gemein hatte. Es war dieses Salz noch mit sehr vielen öligten Theilen verbunden, welches die dunkele Farbe deutlich zeigte, deswegen lies er es in einem eisernen Gefäs bei etwas starken Feuer fließen, um die öligten Theile zu verbrennen. Die geflossene Salzmasse wurde dann wieder in Wasser aufgelöst, filtriret und wiederum bis zur Trockene abgeraucht. — Zu diesem abgerauchten Salze wurde nun halb so viel nordhauser Vitriolöl sehr behutsam gemischt, und die

star-

ſtarke Holzſäure davon über den Helm bei ſchiklichem Feuer abgetrieben. — Die ſtarke Säure, welche er erhielt, war ganz helle, roch wie Knoblauch und wog 10 Quentgen; mit dieſer Säure wurde eben ſo viel Weingeiſt behutſam vermiſcht, und nach einer gelinden Digeſtion bei Lampenfeuer über den Helm deſtilliret, und davon erhielt er 13½ Quentgen herliche vegetabiliſche Naphte. — Durch dieſen beſondern Fall, wo der V. mehr Naphte erhalten, als er Weingeiſt genommen hat, glaubt er alle diejenigen Chemiſten zu widerlegen, die behaupten, daß Naphten nichts anders als die abgeſchiedenen öligten Theile des Weingeiſtes ſind. 4) Beobachtung bei der Vermiſchung einiger Naphten mit den entgegengeſezten Säuren von Hrn. Prof. Crell. Die Theorie von der Entſtehung der Naphten iſt der erſte Gegenſtand dieſer Abhandlung. Vitriolnaphte mit gleichen Theilen rauchendem Salpetergeiſt vermiſcht, und 36 Stunden ohne den Kurcks zu öfnen, womit das Glas verſtopft war, ſtehen gelaſſen, verwandelte die Vitriolnaphte in wahre gelbe Salpeternaphte; eben ſo wurde die Salpeternaphte durch beigemiſchte Vitriolſäure in Vitriolnaphte verwandelt.

5) Von der Bereitung des Brechweinſteins von Hrn. Mönch, Apotheker in Caſſel. — Am beſten hat Recenſ. dieſe Bereitung des Brechweinſteins in Saunders kleinem Buch vom Spiesglaſe geleſen. 6) Eben derſelbe vom Kenzeichen des Gummi Guajaci. 7) Fernere Verſuche mit dem Guajacgummi und beſonders mit der Tinctur deſſelben, von Hrn. D. Dehne. Durch Beimiſchung des Spiritus nitri fumantis dul-

cis bekomt das Guajacgummi eine schöne blaue Farbe; auch schon die Dämpfe der Salpeternaphte färbin nicht allein die Guajactinctur, sondern auch das zu Pulver gestoßene und auf Papier gelegte Gummiguajac so blau, wie das schönste Berlinerblau. — Hofmans schmerzstillender Liquor wolte diese Erscheinung nicht zuwege bringen. 8) Etwas vom Kampfer aus der Küchenschelle, von Hrn. Heyer, Apotheker in Braunschweig. Das destillirte Wasser von der in der Blüthe stehenden schwarzen Küchenschelle hatte, da es ein halbes Jahr in einem wohl verwahrten Glase war aufbehalten worden, Crystallen abgesezt, die den Eigenschaften nach mit dem Campher übereinkamen. 9) Von elastischem Harze, von Hrn. Thorey, Apotheker in Hamburg. Hr. T. giebt in diesem Aufsatze Nachricht, wie sich die verschiedenen Auflösungsmittel gegen dasselbe verhalten. 10) Fortsetzung der Versuche mit der aus dem Rindertalk entwickelten Säure von dem Hrn. Herausgeber selbst. Es macht derselbe zuerst eine leichtere Methode diese Säure zum Vorschein zu bringen bekant, und dann wird gewiesen, wie sich dieselbe gegen metallische Substanzen verhält; dieser Aufsaz ist eben so, wie der, welchen wir im ersten Theil über diesen Gegenstand gelesen haben, vol von tristigen Beobachtungen. 11) Zerlegung des Walraths, auch von dem Hrn. Prof. Crell. — Neuman, Levis und Spielman versichern, daß der Walrath durch kaustisches Salz nicht in Seife verwandelt werden könne, hier wird aber das Gegentheil bewiesen; Recens. mus dem Hrn. Prof. Crell Recht geben, weil er den Walrath schon öfters durch Hülfe der kaustischen Lauge in wahre Seife verwandelt hat. 12)

12) Eben derselbe: Fortsetzung der Versuche Phosphorus zu bereiten; eine leichtere Methode das Phosphorsalz aus den Knochen durch Hülfe des flüchtigen Laugensalzes zu ziehen ist der Hauptgegenstand dieses Aufsatzes. 13) Eben desselben Zerlegung der Cacaobutter. Ein halbes Pfund weiße durch die Auspressung bereitete Cacaobutter gab durch die Destillation 3 Unzen 36 Gran röthlich braunes flüßiges Oel und 2 Quentgen 6 Gran gelblichte Säure. Auch löste sich die Butter durch die kaustische Lauge in eine volkomne Seife auf. — Nun folgen noch Auszüge aus den Schriften der königl. schwedischen Academie der Wissenschaften, wovon wir nur die Ueberschriften hersetzen wollen, als: 14) Versuche mit Traß angestellet von B. Q. Anderßon. 15) Berkman von der Vereinigung des Quekßilbers mit der Kochsalzsäure. 16) Zubereitung des ätzenden Sublimats ohne Feuer, von Hrn. Monnet. 17) Retzius Anmerkung über vorhergehende Abhandlung. 18) Versuche mit den Mörtel und den Cementarten von P. A. Gadd. 19) Versuche mit Weinstein, und dessen Säure von A. J. Retzius. 20) Untersuchung dreier Arten Blutwasser von P. Zetzel. 21) Untersuchung des Flusspats und dessen Säure von E. W. Scheele. 22) Anleitung dauerhafte Ziegel zu brennen von T. Bergman. 23) Eine versuchte Art Häuser aus Kupferschlacken zu bauen, von Carl Haldin. 24) Anmerkung über vorhergehende Abhandlung von S. Sandel. 25) Fortsetzung der Geschichte von Vereinigung des Quekßilbers mit Salzsäure von T. Bergman. — Den Beschlus machen nun noch, wie schon oben ist gesagt worden, Anzeigen ver-

schiedener neuer chemischer Schriften und einige Vorschläge; als z. B. von Hrn. Wiegleb, Vorschlag zur leichtern Crystallisation des Boraxes aus dem Tinckal; Vorschlag zur Untersuchung der Ursachen, warum aus dem schweistreibenden Spiesglase sich so wenig vom Könige wieder herstellen laße, vom Hrn. Prof. Crell selbst.

34.

## XI.

Joseph Müllers, K. K. Directoratsraths, Nachricht von den in Tyrol entdekten Turmalinen oder Aschenziehern, an Ignaz Edlen von Born. Mit zwo Kupfertafeln. Wien in der Krausischen Buchhandlung, 1778. gros 4. 3 B.

Den Turmalin hat man seit 60 Jahren erst gekant und von seiner Herkunft nichts anders gewust, als daß er auf Ceylon eigentlich zu Hause sei, von daher er durch die Holländer, selten in seiner rohen Gestalt, sondern fast allemal geschliffen, zu uns gekommen. Man hat zwar auch aus Brasilien Edelsteine herüber gebracht, die man für Turmaline ausgegeben; allein bei näherer Untersuchung hat man gefunden, entweder daß sie zu den Schörlen, oder zu den Smaragden gehören.

Nun

Nunmehro hat man, wie unser Verf. an den Hrn. von Born meldet, den Turmalin auch in Europa, und zwar in Tyrol ganz von ohngefehr angetroffen; und nach der Beschreibung, die Romé de Lisle in seiner Crystallographie von der natürlichen Gestalt dieses Steins macht, hat der neu entdekte nicht nur eben diese Gestalt, sondern er besizt auch diejenigen unterscheidenden Eigenschaften, die die Mineralogen dem wahren Turmalin beilegen.

Er ist Kolofonienfärbig, durchscheinend, säulenförmig, hat neun Seiten von ungleichen Flächen, 2 stumpfe Endspizen, deren Flächen aus 3 ungleichseitigen Fünfecken bestehen, und ein gegliedertes Ansehen, welches von den vielen Querrizen herrühret, die man in den Säulen antrift. Er schlägt mit dem Stahl Feuer; schneidet das Glas, wie der Diamant; läst sich schleifen und poliren; wird bei der geringsten Wärme electrisch und er zeiget sich so wol im Glüh- als Schmelzfeuer eben so, wie der Turmalin von Ceylon.

Eine besondere Eigenschaft hat der Verf. an dem Seinigen wahrgenommen, wovon man noch nicht weis, ob sie auch den Ceylonschen Turmalinen zukomt; nemlich jener braune der Länge nach durchsichtige Turmalin ist, der Quere der Säulen nach, in dickeren Stüken ganz undurchsichtig; wird aber ein dergleichen in der Quere abgebrochenes Scheibchen so dünne, als ein Blat Papier geschliffen: so wird dasselbe smaragdfärbig grün durchsichtig, mit einem in der Mitte sehr klaren Punct. Diese dünnen Scheiben zeigen noch immer ihre electrischen Pole. Ein Stükchen von einer Säu-

le

le hingegen, nach der Länge geschliffen, bleibt immer braun rauchfärbig, durchsichtig: jedoch zeiget sich auch schon die grünliche Farbe, wenn man es nach der Quere wendet.

Dieser neu entdekte Turmalin findet sich in Tyrol, im Zillerthal, an einem hohen aus Granit bestehenden Berge, der Greiner genant. Die Steinart, worin er bricht, ist ein Schneidestein (Topfstein, Lapis lebetum) mit eingemischten Drusen von Steatit. An ein paar Stücken war der Talk säulenförmig, und in eine strahligte Figur in dem Schneidestein angeschossen, und eine dieser strahligten Säulen endigte sich in eine volkommene kleine durchsichtige Turmalinsäule.

Ueber diesen Umstand, der die Entstehungsart des Turmalins erklären kan, ist der Verf. zu geschwind hinweggegangen. Vielleicht wird er bei künftigen mehrern Beobachtungen umständlicher untersucht.

8.

## XII.

Johann Heinrich Lambert's, Königl. Preuß. Oberbaurathes und ordentlichen Mitgliedes der königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, Pyrometrie, oder vom Maaße des Feuers und der Wärme. Mit 8 Kupfertafeln. Berlin bei Haude und Spener. 1779. In 4. 2 Alphabet.

Herr

Herr Karsten hat zu diesem Werk eine Vorrede gemacht, worin er sich's, und mit Recht, zum Verdienst anrechnet, den sel. Lambert zur Herausgabe dieses Buchs, das kurz vor seinem Tode fertig ward, bewogen zu haben. Auch wir würden's uns nicht weniger zum Verdienst anrechnen, wenn Herr Karsten, auf unser Zureden, sich entschlösse, auch diese Wissenschaft bald selbst zu bearbeiten, und sie an seine Photometrie, wie Hr. Lambert an die seinige, anzuknüpfen. Zwar sind die Eigenschaften der Wärme noch fast zu wenig bekant, die Gesetze ihrer Kraft, ihrer Bewegung, ihres Vermögens einzudringen und auszufließen, noch zu unbestimt, als daß man sie für ganz zur Mathematik gehörig ansehen könte. Unsers Erachtens bleibt sie, wie die Elektricität, noch mehr ein Gegenstand der bloßen Naturlehre; doch scheint uns der Schrit, den Hr. Lambert vorwärts gethan hat, allerdings wichtig; und eine glükliche algemein passende Hypothese fehlt nur noch, um die vielen schon da liegenden Erfahrungen der Berechnung zu unterwerfen. Solte nicht auch almählich der Zeitpunkt herannahen, wo die Elektricität ins Gebiet des Mathematikers gezogen werden könte? Und wenn's möglich wäre, diese beiden Wissenschaften auf gemeinschaftliche Grundsätze zurükzuführen; denn erst scheint's würde die mathematische Behandlung derselben Consistenz gewinnen.

Vorausgeschikt ist noch ein Aufsaz von Herrn Eberhard über Lambert's Verdienste um die theoretische Philosophie. Hr. E. sucht in demselben vorzüglich zu zeigen, was für Vortheile, und welche Nachtheile

theile die mathematische Vorstellungsart speculativen philosophischen Untersuchungen bringe. Beim Zusammensetzen der Begriffe, beim Erfinden und Beweisen von Wahrheiten, glaubt er, gewähre sie Vortheile, aber bei Bestimmung und Entwickelung der Begriffe selbst sei sie nachtheilig. Dies leztere mögten wir doch so geradezu nicht unterschreiben. Denn wo ist eine Wissenschaft, welche die ersten Grundbegriffe mit solcher Präcision entwickelt, als die Mathematik? — wir reden nicht von Mathematikern, die keine Mathematiker sind. — Und solte die Gewohnheit den ersten Ideen bis in die Tiefe nachzuspähen, wo es für Menschen Verstand ganz dunkel wird, sich nicht von einer Art von Begriffen auf andere Arten übertragen? Zudem sind ja unzählig viele Begriffe der Metaphysik mit den ersten der Mathematik einerlei.

Das Werk selbst ist in acht Theile getheilt, von denen der erste blos einige vorläufige Grundbegriffe angiebt, auch von den verschiedenen Wissenschaften, worin man die Feuerlehre nach Analogie anderer Stücke der angewandten Mathematik zerlegen könte, handelt.

Der zweite Theil handelt von der Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Drebbels Thermometer, nebst einer kurzen historischen Nachricht von dem Mann. — Zusammendrücken der Luft durch äußere Gewalt. Der V. legt Mariottens Regel zum Grunde, nach welcher der Raum, in den die Luft zusammengepreſt wird, im verkehrten Verhältnis der drückenden Kraft ist. An der Richtigkeit schon dieser Regel, besonders, wenn die Zusammenpressung stärker wird,

tragen

tragen wir großen Zweifel; wenn aber sogar die beigefügten Versuche (§. 38. f) bei der vervielfachten Kraft die Luft noch stärker, als nach diesem Verhältnis zusammenpressen lassen; so können wir der Richtigkeit dieser Schlüsse unmöglich beipflichten. Schon an und für sich würde es unwahrscheinlich sein, daß die Federkraft der Luft — und diese ist es doch eigentlich, die dem äußern Druk widersteht — der Dichtigkeit umgekehrt proportional bleiben solte. Die Natur der Elasticität liege, worin sie wolle: so wird man doch wahrscheinlich vermuthen müssen, daß an beiden Seiten bei Verdichtung und Verdünnung derselben eine Gränze sein müsse, wo im ersten Fal die Federkraft entweder für sich unendlich wird, oder sich in Berührung verwandelt, die man ebenfals als einen unendlichen Widerstand betrachten kan; im zweiten Fal aber würde im Punkt der Gränze die Federkraft völlig o sein, und also über diesen Punkt hinaus gar keinen Widerstand leisten. Je mehr sich nun der Zustand der Luft einer von diesen Gränzen nähert, desto mehr mus die Mariottsche Regel an ihrer Genauigkeit auf einer, oder der andern Seite verlieren; zumal da durch Versuche dies, was wir aus der Natur der Sache vermutheten, schon bestätigt ist, daß nemlich bei größern Dichtigkeiten die Federkraft in stärkerm Verhältnis zunimt. Doch da diese beiden Gränzen weit entfernt, und unsere Luft ziemlich in der Mitte zwischen ihnen zu stehen scheint: so darf man allerdings — da man noch kein genaueres Gesez hat — die kleinen Unrichtigkeiten, die bei nicht gar zu großen Verdichtungen kaum bemerklich sind, bei Seite sezen.

Hier-

Hierauf gründet nun der V. die beiden Grundsätze (§. 48. 49): Bei gleicher Wärme ist die Dichtigkeit, und die Schnelkraft, im Verhältnis des Druks; und: bei gleicher Dichtigkeit ist die Kraft der Wärme im Verhältnis des Druks.

Veränderungen mit dem Drebbelschen Thermometer und Beobachtungen. Thermometer von andern flüssigen Materien. Fruchtlose Bemühungen, in einerlei Temperatur übereinstimmende Thermometer von verschiedenen Materien zu erhalten. Eigene Beobachtungen des V. mit Weingeist. Weingeistthermometer von de la Hire, Mariotte, Hawksbee, Hales, Fowler, Benart u. a. m. Behutsamkeitsregeln bei Bestimmung der festen Punkte des Frierens und Siedens. Nach den de Lucschen Beobachtungen, bestimt der V. daß man im Durchschnit für jeden Zol verminderter Barometerhöhe beim Siedepunkt vom Reaumurschen Thermometer 0,9 Grad abziehen müsse.

Hydrostatische Thermometer. Ausdehnung fester Körper durch die Wärme. Muschenbroek's künstlich zusammengesezes Pyrometer. Der V. hat eine Tabelle von den Resultaten der damit gemachten Versuche beigefügt. Weil aber Muschenbroek's Grade mit denen anderer Thermometer natürlicher Weise nicht harmoniren, aber die gewöhnlichen Thermometer auch die Hitze, welche Muschenbroek's Pyrometer messen konte, nicht angeben können; und es doch zur bequemeren ungefähren Uebersicht gereicht, wenn man sie auf irgend eine Art mit den Graden gewöhnlicher Thermometer vergleichen könte: so hat der V. (§. 227.) und in der

Folge,

Folge, das natürlichste Verfahren gebraucht, imaginäre höhere Grade der gewöhnlichen Thermometer vorauszusetzen, und diese sowol beim Queckſilber, als andern flüſſigen Materien proportional zu bestimmen. Es thut hier nichts zur Sache, daß Queckſilber, und jede flüſſige Materie ſich anders ausdehnt; denn da dieſe höhern Grade nur eingebildet ſind: ſo kan kein wirklicher Widerſpruch der Phänomene entſtehen, und ſie dienen blos als Bezeichnung. Wenn z. E. ſiedendes Waſſer keiner weitern Ausdehnung fähig iſt: ſo kan freilich ein Waſſerthermometer die Hitze von ſiedendem Oel nicht angeben; die Natur liefert alſo keine weitere Skale; aber ſtat derſelben könte man ſich in beliebiger Proportion eine einbilden. Wir wollen 2 feſte Punkte bestimmen, den Frier- und Siedepunkt. Zwiſchen dieſen mögen in einem Queckſilberthermometer m Grade, und in einem Waſſerthermometer n Grade fallen. Geſezt nun jenes könte die Hitze von ſiedendem Oel noch angeben, und zeigte ſie an mit p Graden: ſo würde man nach dieſer Proportion ſchließen $m : n = (p-m) : x$ und der imaginäre Grad, den das Waſſerthermometer für ſiedendes Oel zeigen würde, wäre = dem Grade des Siedpunkts + x. So bald alſo nach dieſen eingebildeten Graden des Waſſerthermometers eine Hitze angegeben wäre, ſo könte man ſie gleich auf das Queckſilberthermometer reduciren, denn man hat alsdann, m, n, x und daraus folgt p nach der vorhergen Proportion. Bei dieſem Verfahren aber iſt zu beobachten: 1) daß man nicht mehr, als 2 feſte durch die Natur gegebene Punkte annehmen darf, und dieſe unverändert beibehalten mus; 2) daß man wol eingebildete

Grade von mehrern Thermometern noch so verschiedener Art nach Eines Thermometers wirklichen Graden bestimmen darf, welche alsdann in diesen eingebildeten Graden auch unter sich harmoniren werden; aber daß man nicht zugleich noch mehrerer Thermometer wirklichen Graden Eine imaginäre Skale einrichten kan. — Diese Erläuterung schien uns zur genauern Aufklärung des Verfahrens im (227 §.) nöthig. Beim Muschenbroekschen Pyrometer für Eisen ist der Frierpunkt bei o, der Siedpunkt bei 53; also unser voriges $m = 53$. Beim Fahrenheitschen ist $n = 180$. Schmelzend Zinn bei Muschenbroek 109 Grade, also $p - m = 56$. Und die Proportion; $53 : 180 = 56 : 190$. Also $x = 190$, und der Grad des Siedpunkts (212) $+ x$, oder der eingebildete Grad des Fahrenheitschen Thermometers $= 402$, wie ihn auch der V. angegeben hat.

Ausdehnung der Dünste durch Wärme. Austroknende Kraft der Wärme. Ziegler's merkwürdige Versuche (§. 242 243), wodurch er die Kraft der erhizten Dünste 4 mal so gros fand, als die Kraft einer in gleichem Grade erhizten Luft allein. — Den Grund der Ausdehnung beim Frost findet der V. (§. 247) darin, daß sich die Eistheilchen in eckigte Lagen bilden, die natürlicher Weise nicht alle genau in einander passen, und also einen größern Raum anfüllen. (Solte nicht außer diesem noch eine fremde Materie in gefrorne Körper hineindringen? Fast alle Wahrnehmungen scheinen dies zu bestätigen.)

Dritter Theil. Erwärmung und Erkältung der Körper. Mittheilung der Wärme. Wir wollen

hier

hier den Schlüssen des V. etwas nachgehen, weil sie den Grund aller nachfolgenden Berechnungen enthalten. Zuerst untersucht er den Newtonschen Saz, daß die Wärme, welche ein erkältender Körper in jeder Minute (Elemente der Zeit) verliert, der Wärme, die er alsdann hat, proportional sei. Er führt Amonton's Bedenklichkeiten dagegen an, Martine's versuchte Verbesserung, Barnocart, Richmanns Untersuchungen. Zulezt fügt er selbst (§. 254) dem Newtonschen Saz die gehörigen Erläuterungen und Berichtigungen bei. Nun reducirt er alles auf den einfachsten Fal. Eine kleine Kugel, (wo die Wärme also unbeträchtliche Zeit braucht, vom Mittelpunkt auf die Oberfläche auszufließen), durchaus gleich warm, umgeben von einer dünnen keine Wärme haltenden und also immer gleich gemäßigten Atmosphäre (diese lezlere Voraussetzung hätte ohne Nachtheil der Kürze wegfallen können). Jezt (§. 258) sezt er den Ueberschus der Wärme der Kugel über die der Luft = y; die Zeit = T. Nun geht also in jedem Element d T, ein Theilchen Wärme d y weg, das mit y proportional ist. Also $\frac{dy}{y}$ = Const. Nimt man nun d T beständig: so sei die Größe $\tau$ = d T : Const, und Const, oder $\frac{dy}{y} = \frac{dT.}{\tau}$ Diese Größe $\tau$ die homogen mit d T sein mus, weil d y mit y homogen ist, und also Zeit sein mus, diese nent er inskünftige die Erkältungs- oder Erwärmungssubtangente, weil nemlich $\tau$ die beständige Subtangente der logarithmischen Linie sein würde, die T zu Abcissen, y zu Ordinaten hat. Also wäre $\tau$. log. nat.

$y = T + C$. Und wenn für $T = 0$, $y$ sich in $Y$ verwandelt: so wird $C = l.\ \log.\ \text{nat.}\ Y$. Also $l.\ (\log.\ \text{nat.}\ y - \log.\ \text{nat.}\ Y) = T$ oder $\log.\ \text{nat.}\ \left(\frac{y}{Y}\right) = \frac{T}{l}$. Wir haben mit Fleis die Berechnung, wiewol mit einigen kleinen Veränderungen genau nachgeführt, weil sie die Grundberechnung ist. Auch ist zu merken, daß der V. natürliche Logarithmen versteht. Uebrigens da er blos von Erkältung redet: so wird der Quotient $\frac{dy}{y}$ negativ, und daher enthält seine Gleichung den Quotum $\frac{Y}{y}$ stat des hier angegebnen $\frac{y}{Y}$. — Sehr richtige Bemerkungen finden wir in (§. 260.)

(§. 263 f.) Versuche die Mittheilung der Wärme eines Körpers an andere betreffend. Erwärmung am Feuer und der Sonne. Untersuchungen über abwechselnde Erwärmung und Erkältung. Ueber veränderliche Wärme. Wichtig ist die Erinnerung (§. 293.)

Erwärmung eines Körpers durch den andern 1) wenn einer den andern ganz umgiebt. Verschiedenheit der Wärmen, welche gleichviel Feuertheilchen in verschiedenen Flüssigkeiten hervorbringen. Der V. giebt (§. 308) zwischen Queckſilber, Weingeist und Wasser diese Proportion an, daß gleichen Quantitäten dieser Materien gleiche Wärme zu geben, bei dem ersten 4 Feuertheilchen, bei dem zweiten 6, bei dem dritten 7 erfordert würden. 2) Wenn sich die Körper nur berühren. Dies wird nun natürlicher Weise weit verwickelter. Dahin gehört auch die nachfolgende Untersuchung von der Fortpflanzung der Wärme durch eine Reihe sich berührender Körper.

Vier-

Vierter Theil. Bewegung der Wärme. Die Ausflussgesetze der Wärme und des Lichts kommen überein, durch Versuche bestätigt. Verdichtung der Feuertheilchen bei Brenngläsern und Brennspiegeln. Ob die Erwärmung der Verdichtung der Strahlen gemäs, oder stärker sei. Das leztere folgt aus gewissen Versuchen mit dem Villetschen Brennspiegel, wobei der V. aber Fehler vermuthet. Auch uns scheint aus der Natur der Sache die Proportionalität zu fließen. Denn für die wirkliche Wärme wäre doch wol die Menge der Feuertheilchen durch den Raum dividirt das schiklichste Maas. Freilich bei Schäzung derselben durch Thermometer kömt's nicht auf die absolute Größe der Wärme, sondern auf ihre ausdehnende Kraft an, die sich in verschiednen Körpern auf verschidne Weiße äußert. Den Grund dieser Verschiedenheit würde ich aber doch lieber in der Beschaffenheit der Körper, deren Theile, fester und schwächer zusammenhängen, als in der Verschiedenheit der Kraft selbst sezen. Außer den Erinnerungen, die der V. selbst (§. 361) gegen die entgegenstehenden Versuche mit dem Villetschen Brennspiegel gemacht hat, mögten wir noch dies bemerken. Die Erkältung ist zwar bei einem schon erwärmten Körper seiner Wärme gemäs, wie aus den vorhergehenden Grundsäzen erhellet; aber es frägt sich, ob der Körper in dem Augenblik, da er neue Wärme erhält, schon von dieser neuen Wärme etwas gleich den Augenblik wieder ausströmt. Sehr zu vermuthen ist, daß die Feuertheilchen nicht an der Seite wieder ausströmen, wo sie eben hereindringen, sondern daß sie ihren Weg in geraden und schiefen gebrochenen Richtungen durch den

Körper fortsetzen, bis sie wieder an eine Oberfläche kommen, wo sie ausströmen können. Während dieses Durchdringens vergeht Zeit, die desto länger ist, je schwächer die Kraft der Feuertheilchen ist, sich gleichsam durch den Körper durchzuarbeiten, und während dieser Zeit verliert der Körper von dieser neueindringenden Hitze nichts. Hieraus scheint nun zu folgen, daß ein Körper, der doppelt dichte Strahlen empfänge, weniger als doppelt erwärmt werden müste, weil die Strahlen mit größerer Gewalt die Hindernisse wegtreiben, und also schneller durchfahren. Aber man mus bemerken, daß eben diese größere Geschwindigkeit den nachfolgenden Feuertheilchen schneller Plaz macht, und also das Element der Zeit, worin eine neue Menge Feuer hineinströmt, bei dichtern Strahlen kleiner wird. Geseze die Größe dieses Elements wäre in verkehrter Verhältnis der Dichtigkeit der Strahlen: so würde die Feuermenge, die in gleichen unendlich kleinen Zeittheilchen in beide Körper hineinströmte, wie das Quadrat der Dichtigkeit sein. Wenn nun auch aus dem mehr erwärmten eine mehr als verhältnismäßige Wärme ausströmte: so könte er doch mehr Wärme bekommen, als er verhältnismäßig haben solte. — Wir geben gern zu, daß dies nur Schlüsse, oder wie man wil Vermuthungen, a priori sind, die sich gänzlich der Prüfung und Entscheidung näherer Versuche unterwerfen müssen.

Die Archimedischen Spiegel nimt der V. auch als Zusammensetzung von ebenen an, und giebt eine Methode an, wie sie bequem construirt werden könten. —

Hitze

Hitze des Monds in Vergleichung der Sonne. Wenn der ganze Himmel mit Vollmonden besezt wäre, so würde doch nicht mehr Licht entstehen, als wenn bei einem heitern Tage eine dünne Wolke die Sonne verdekt. Wärme würde es nicht einmal so viel geben. Zu dem Zahnschen Experiment (§. 379. 380) werden nicht einmal so große Brenspiegel erfodert. Der Erfolg zeigt sich bei viel kleinern, freilich denn auch in kleinerer Entfernung.

Geschwindigkeit der Wärme, (§. 395. 396) ein sehr artiges Experiment des V. diese Geschwindigkeit zu beobachten. Zwei senkrecht stehende Röhren verband er durch eine horizontale; die lezere aber hatte eine dünne Scheidemand von Blech. Die eine von den senkrechten Röhren fülte er bis an die Scheidewand der horizontalen mit kaltem Wasser, und gos nun in die andere heißes, wo er dann an einem in das kalte Wasser gehaltenen Thermometer die Ankunft und Zunahme der Wärme bemerkte. Das übelste bei diesem Experiment ist die Verschiedenheit der Materien, durch welche die Wärme sich fortpflanzen muste.

Fünfter Theil. Kraft der Wärme. Versuche die zum Zerreißen der Körper erfoderliche Kraft zu bestimmen. Der V. meint bei der Annäherung der Metalle zum Schmelzen gehe in ihnen etwas ähnliches vor, als wenn sie auseinander gerissen würden. Nun ist's allerdings wahr, in beiden Fällen werden die Theilchen der Materie von einander getrent, welches man auch an dem vom V. angeführten Beispiel sehen kan, da glühendes Eisen weit leichter sich in die Länge

ziehen läst. Doch wäre in der Art, wie diese Trennung der innersten Theile hervorgebracht wird, noch wol ein beträchtlicher Unterschied, und man dürfte die Kraft, welche die Wärme anwendet einen Körper zu schmelzen wol nicht nach Maas der Kraft, welche ihn zu zerreißen erfodert wird, schätzen. Die Feuertheilchen nemlich würken vermuthlich auf die Weise, daß sie sich zwischen die Elemente des Körpers hineindrängen, auch wol seitwärts ein Element über das andere wegschieben, wozu weit weniger Kraft gehört, als cohärirende Körper in gerader Linie zu trennen. Was aber das Wichtigste hiebei ist, die Kraft, welche den Körper zerreist, mus alle Elemente der Zerreißungsfläche mit einmal trennen, dahingegen die Wärme nach und nach eins nach dem andern trent, und also in jedem Augenblik weit weniger Kraft anwendet, als zum senkrechten Zerreißen nöthig wäre.

Schmelzbarkeit gemischter Materien. Wärme und Kälte, die durch Mischung entsteht. Schnelkraft der Wärme. Ein artiger Versuch ist der Cullenische, den der V (§. 492-495) unsers Erachtens sehr richtig erklärt. Wenn nemlich aus einer Klocke, worin ein Thermometer befindlich ist, die Luft schnel herausgepumpt wird: so fält das Thermometer eine kurze Zeit sehr schnel, und steigt bald darauf aber langsam wieder auf seine vorige Höhe. Der V. erklärt dies sehr einfach (und gewöhnlich sind die einfachsten Erklärungen die besten) so: Mit der Luft werden die darin befindlichen Feuertheilchen zugleich herausgezogen; die übrige Wärme verbreitet sich nun durch den ganzen

Raum,

Raum, verliert also beträchtlich von ihrer Dichtigkeit, und das Thermometer mus fallen. Aber die Wärme dringt almählig von aussen durch das Glas in die erkältete Luft, und ersezt also nach und nach den Abgang der Feuertheilchen; daher sezt sich das Thermometer auch langsam wieder in seinen vorigen Stand. — Stufen der Wärme vorzüglich in der Chemie gebräuchlich. Verstärkung des Feuers.

Sechster Theil. Noch etwas über die Verhältnis der Kraft und Menge des Feuers. Hier wird die Theorie schwierig, so wie überhaupt wenn sie tiefer in das Wesen der Dinge eindringen wil. Sogar der Grundsaz (§. 518): die Feuermenge ist aus ihrer Kraft und Größe des Körpers (versteht sich bei einerlei Materie) zusammengesezt, hat Mangel an Evidenz. (§. 524) ist scheinbar: der Körper dehnt sich um so viel aus, als die Feuertheilchen in ihm Plaz einnehmen. Gewissermaßen läst sich dies allerdings behaupten, nur ist der Plaz, den eine gewisse Menge Feuertheilchen einnimt, nicht immer gleich gros. Die Einschränkungen und Bemerkungen, welche der V. (§. 525. 526) selbst macht, sind sehr gut. — Eine etwanige Anwendung dieser Theorie, so weit es thunlich war, liefert der V. im zweiten Abschnit dieses Theils besonders auf Holzfeuer.

Siebenter Theil. Empfindung der Wärme. Wärme thierischer Körper. Linings's, Martin's Versuche. Empfindung der Wärme ist relativ, nemlich der Mensch fühlt blos, ob mehr Wärme aus- oder eine geht. (Solte dies das Empfindungsurtheil über Hize

und Kälte bestimmen? Uns dünkt, das Beispiel, welches der V. selbst anführt, steht entgegen. Im Fieberfroste ist der Mensch wärmer, als im gesunden Zustande. So mus also doch, als der Frost sich nahte, mehr Wärme in ihn hineingedrungen sein, als er wieder verlohr. Folglich müste vor dem Frost der Empfindung nach Hitze vorhergegangen sein.)

Achter Theil. Von der Sonnenwärme. Vor einiger Zeit wolte uns jemand bereden, wir hätten von der Wärme, die wir empfänden, wenig oder nichts der Sonne zu danken. Diesem trit nun zwar der V. nicht bei; aber er glaubt doch auch, wenn die Erde jemals ganz kalt gewesen wäre, so würde eine ungeheure Zeit verstrichen sein, ehe sie von der Sonne den Grad der Wärme hätte erlangen können, den sie wirklich hat. Da sie immer wieder im Himmelsraum an der der Sonne nicht zugekehrten Seite erkältet: so bestimt er die Zeit ihrer gänzlichen Durchwärmung auf etwa 11000 Jahre. Die Erde sei aber niemals ganz kalt gewesen, unterirdische Feuer und wärmehervorbringende Mischungen verschiedener Materien hätten ihren innern Theilen immer einen Grad von Wärme erhalten. Aber die tägliche und jährliche Veränderung der Wärme schreibt er ganz der Sonne zu, wie auch der Augenschein lehrt. Weil aber doch die Wärme im Ganzen weder merklich zu- noch abnimt: so schliest er daraus, die Erde müsse jährlich ungefehr so viel im Himmelsraum an Wärme verlieren, als sie von der Sonne bekömt. — Wir haben gegen diese ganze Theorie nichts, sie scheint uns vielmehr sehr mit der Erfahrung übereinstimmend.

Man

Man mag die erwärmende Kraft der Sonne ſehen worin man will, ſo bleibt's ſchwer zu erklären, wie es zugeht, daß ſie ganz unvermindert, oder doch nicht merklich geſchwächt einerlei Wärme und Klarheit behält. Strömt ſie wirklich aus, ſo ſolte man denken, ſie müſte durch den unaufhörlichen Abgang doch endlich etwas merkliches verlieren. Würkt ſie aber blos durch Bewegung des Aethers: worin liegt denn das Principium der unaufhörlichen Kraft? — Wir geſtehen gern, daß uns beides gleich unbegreiflich iſt; und daher können wir in beiden Fällen nicht umhin, eine vielleicht noch einige Jahrtauſende unmerkliche, dann aber beſchleunigte Verminderung anzunehmen, die der Erde und allen Weltkörpern den Untergang droht, wie der ſcharfſinnige Verfaſſer des hierauf ſich beziehenden Stüks im vorjährigen Göttingiſchen Kalender ſehr deutlich gezeigt hat.

Die farbigten Strahlen der Sonne, meint der V. mögten wol von Körpern verſchiedener Farbe in der Sonne herrühren; ſo wie man auch bei Fixſternen verſchiedene Lichtfarben findet. Der Grad der Erwärmung richtet ſich auch nach den Farben der Körper. Uns wundert, daß der V. das leichte Experiment des Hrn. Franklin nicht angeführt hat. Dieſer legte verſchiedene Farben auf Schnee und bemerkte, wie tief ſich jede in den Schnee drükte, wenn die Sonne darauf ſchien.

Tägliche und jährliche Menge der Sonnenwärme. Wolfs, Malrans, Eulers Rechnungen billigt der V. nicht. — Auch wir können die Art zu verfahren nicht gut

gut heißen, wenn man Formeln, deren Wahrheit auf gewissen Umständen beruht, noch weiter fort anwenden wil, wenn diese Umstände wegfallen. Eine Formel ist weiter nichts, als ein Algemeinsaz, aus einer Menge einzelner Sätze, von deren jedem man die Wahrheit demonstriren kan, abstrahirt. Läst sich also einer von diesen einzelnen Sätzen nicht für sich beweisen, so darf man seine Wahrheit nicht aus der Formel herleiten. Zum Exempel dient die bekante Integrirungsformel, die aber für den Exponenten (—1) nicht wahr ist. — Mit Mayers Verfahren ist der Autor besser zufrieden. Das lezte Hauptstük enthält einige Untersuchungen und Berechnungen über die Vertheilung der Sonnenwärme unter der Erde. — Und dies ist also das lezte Monument, welches Lambert unter seinen Mitbewohnern der Erde sich stiftete!

59.

## XIII.

Religionsvorträge. Den Studirenden zu Klosterbergen, gehalten von Christian Gottlieb Perschke, Herzogl. Sachsen-Gothaischer Rath. Halle bei Curt. 172 Seiten in 8.

Wäre der Styl nicht etwas zu geziert, und die Perioden nicht oft zu lang: wir würden diese Religionsvorträge als Muster empfehlen können. Diejenigen

nigen, welche die Schuleinrichtung zu Kloster Bergen kennen, mögen vielleicht den Schlüssel zur Erklärung mancher Stellen in diesen Reden finden. S. 112. „Man hat über unsre gottselige Vorfahren in diesem Kloster angemerkt, daß sie weiland des Bibellesens, des gemeinschaftlichen Singens, Betens und Andachtübens zu viel gemacht haben. Ich weis nicht, wie weit — sie darüber Vorwürfe treffen. Vielleicht fühlten sie die menschliche Schwächen und moralische Krankheit mehr an sich, als wir, daß sie also glaubten, der religiösen Arznei viel zu bedürfen, und nöthig zu haben, so viel die Religionsmittel im gemeinsamen Geist zu gebrauchen. Es komt nur darauf an, daß sie's nicht beim blos häufigen Gebrauch der Mittel bewenden ließen, sondern daß ihr gemeinsames Religionsüben auch in sichtbare That und Werk übergieng. Aber über uns, die Nachkommen jener, könte man wol anmerken, daß wir zum fleißigen Gebrauch der Religionsmittel ziemlich erschlaft und erkaltet sind, daß nun öffentliches, gemeinsames Gebet entweder etwas ist, das der wisgeglättete Sin unsrer Zeit nicht gestattet, oder daß man dergleichen allenfals für etwas ansiehet, das zu einem gewissen äußerlichen Brauch der Ordnung und des Herkommens gehöret. Hilf Gott! wie sind wir auch darin von dem Apostelgeiste verschieden.“ Solte dies wirklich die Denkungsart zu Kloster Bergen sein? S. 116. „Welcher christliche Jüngling nun vom gesundem Sin und einigem Religionsgefühl mus euer so mechanisch und sinlos hergeschnattertes: „Kom, Herr Jesu, sei unser Gast — — u. s. w. nicht für Greuel halten?“ Traurig wäre es, wenn dies noch daselbst das

Tisch-

Tischgebet sein solte. Wir setzen noch die Themata dieser meistentheils sehr kurzen Vorträge her: 1) Von der Fähigkeit und Tüchtigkeit zum Himmel, über Gal. 6, 7-9. 2) Betrachtungen über die Leiden Jesu, über 1 Cor. 11, 26. 3) Vom Vorgefühl des Himmels, über Tit. 2, 11-14. 4) Der Tod Jesu verpflichtet uns zur herzlichen thätigen algemeinen Menschenliebe. 5) Religionsermunterung. 6) Freundeserinnerungen an Jünglinge. 7) Ueber Hochmuth und Dünkel. Im Anhange sind beigefügt, eine Predigt von dem pflichtmäßigen Verhalten eines Christen gegen Feinde, Hasser und Widersacher, und das vortrefliche, wie es von dem Herausgeber mit Recht genant wird, apostolisch-herzliche Gebet des Hrn. Herders am Grabmahle der Gräfin von Schaumburg-Lippe.

33.

## XIV.

Ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des Königlich Preußischen Herzogthums Vor- und Hinterpommern. Erster Theil, welcher außer der algemeinen Einleitung die Beschreibung des Preußischen Vorpommern enthält, herausgegeben von Ludewig Wilhelm Brüggemann, Königl. Preuß. Consistorialrath und Hofprediger bei der Schloskirche in Stettin. Stettin, bei Effenbart 1779. 590 S. in 4.

Der

Der Herr V. wurde zuerst durch die Büschingsche Topographie der Mark Brandenburg auf den Gedanken gebracht, ein ähnliches Werk vom Preußischen Pommern zu liefern. Er war so glüklich aus den ächtesten Quellen schöpfen zu können, da nicht nur die Prediger dieser Provinz, sondern auch auf Befehl des Königlichen General-Directorii alle Landräthe, Beamte und Magistrate ihm die erforderlichen Nachrichten mittheilten; auch stand ihm der Zugang zu den Landes-Archiven offen. Der Herr C. R. hat alles dieses mit so gründlichem Fleis benuzt, daß wir ihm das Verdienst der Genauigkeit und Richtigkeit — zweier wesentlichen topographischen Tugenden — nicht absprechen können.

Die algemeine Einleitung, welche aus 21 Hauptstücken besteht, enthält 314 Seiten. Die Nachrichten vom gegenwärtigen Zustand der Provinz beziehen sich auf das Jahr 1777. Die in der Einleitung befindlichen Tabellen betreffen theils die ganze Provinz, theils Vorpommern insbesondere; indes hat der Herr V. versprochen, im zweiten Theil überal dasjenige zu ergänzen, was jezt noch in Rükſicht auf Hinterpommern fehlt.

Erstes Hauptstük, von den Pommerschen General- Special- Krieges- und See-Charten. S. 1-21. Der Herr V. führt 131 Stük an.

Zweites Hauptstük, von der Lage und den Gränzen des Herzogthums Pommern überhaupt, und des preußischen Vorpommern insonderheit. S. 22.

S. 22-24. Pommern hat, mit Einschließung des schwedischen Antheils, etwa 60 Meilen in der Länge, und 15 und 5 Meilen in der gröſten und kleinſten Breite. Die Peene ist, nach dem zwischen Schweden und Preußen zu Stokholm am 21 Jenner 1720 geschloßnen Frieden, Gränze zwischen dem Preußischen und Schwedischen Pommern, und gehört beiden Kronen gemeinschaftlich. Vor- und Hinter-Pommern werden durch die Oder geschieden.

Drittes Hauptstük, über die Naturgeschichte von Pommern. S. 24-33. Es ist eins der niedrigst gelegenen und flachesten Länder in Deutschland, jedoch nicht ganz ohne Spur von Gebürgen. Die vielen Landseen, und See und Landwärts einige Meilen zusammenhängende Brücher und Moräste, welche allenthalben durch erhabene Landstriche, gleichsam wie durch hohe Ufer, eingefaſſet sind, verschiedne Schifsgeräthschaften, als Anker und Masten, die von den Torfstechern angetroffen worden, die Schichten und Versteinerungen von Seeproducten in Hügeln, und Plätze, die, ob sie gleich von Menschen und Vieh betreten werden, sich doch bei jedem Trit einbiegen, und eine unter ihnen befindliche groſe Samlung Wassers zu erkennen geben — alles dieses läſſet höchst wahrscheinlich muthmaßen, daß die Ostsee in den ältesten Zeiten einen Theil von Pommern beflossen, und ein Erdbeben, oder gar eine ganze Reihe von solchen Convulsionen der Erde ihm die gegenwärtige Gestalt, vielleicht im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, gegeben habe. Die Ostsee hat die Pommerschen Küsten von undenklichen bis auf je-

tige Zeiten sehr beschädigt, und wahrscheinlich drei große Ueberschwemmungen bewirkt. Die Strandgegenden, welche sich selten über eine Meile landwärts erstrecken, übertreffen die übrigen an Fruchtbarkeit, nicht sowol wegen ihres mehrentheils lehmichten, oder auch fetten schwarzen Weitzenackers, der an manchen Orten so strenge ist, daß darauf kein Korn gebauet werden kan, sondern auch wegen der Salzigkeit, welche diese Gegenden von der benachbarten See an sich ziehen; daher das Fetvieh alda auch nicht so leicht das Blutadern oder Blutnetzen bekömt, als auf den landwärts liegenden Fetweiden. Das Clima kan nicht zu den mildesten gerechnet werden; das nahe Meer bringt zeitig Kälte und Schnee, und erst im April trit gelinde Witterung ein; im Frühling verändert sie sich oft dreimal in einem Tage, der Herbst aber wird insgemein angenehmer. Der Sommer ist desto kürzer; die strenge Hitze dauret selten über 2 Monathe. Die im Herbst und Winter sehr gemeinen Sturmwinde, welche indes die Luft außerordentlich reinigen, sind zuweilen mit Bliz und Donner vergesellschaftet. Es sind im Sommer starke Gewitter, die aber meistens strandwärts wegziehen. Oft hat die Ostsee ihre eigne Witterung; bisweilen, jedoch selten, ist ein unterseeisches Gewitter in selbiger vorhanden, welches man aus dem, bei klarem und stillen Himmel, an den Strandküsten bemerkten rollenden Donner, und den ans Land getriebenen vielen todten und gefangenen halbtodten Seefischen hat schließen wollen. Pommerns Naturproducte wären einer nähern Untersuchung und Anwendung werth. Man findet auch Marmor, Bernstein, und vermuthet

im Gollenberge bei Cöslin Metalle, besonders Eisen und Kupfer, ohne selbiges zu benutzen, da man in der Arbeit durch alzuhäufigen Zuflus des Wassers wegen der nur eine Viertelmeile entfernten Ostsee gehindert zu werden fürchtet. An gegrabenen Seltenheiten und Versteinerungen ist hier ein Ueberflus. Das Pflanzenreich, (schon aus der Verschiedenheit des Bodens an Wiesen, Feldern, niedrigen zuweilen unter Wasser stehenden Oertern, Seen, Sümpfen, Heidestrichen, Strandufern, Vorhölzern, Nadel und Laubwäldern, Hainen und Hügeln lässet sich eine reiche Erndte vermuthen), und das Thierreich bietet den Naturforschern eine noch größere Mannichfaltigkeit dar. Die Bären sind selten, und nur Ueberläufer aus Pohlen; die Wölfe aber werden in Hinterpommern noch oft angetroffen. Die Vieh- Pferde- und Schaafzucht ist ein wichtiger Gegenstand der dortigen Oeconomie. Von großen Seethieren lassen sich die Seehunde, Delphine und Schwerdfische häufig sehn; Wasservögel, als der schwarze Storch, der Eisvogel, der Seerabe, und sehr viele Arten wilder Enten, imgleichen Fische, als Neunaugen, Störe, Seehasen, Seewölfe, Dorsche, Knurhäne, Schollen, Butten, Flundern u. s. w. sind hier in größtem Ueberflus. Schildkröten, wie auch Schlangen von der Größe über $2\frac{1}{2}$ Ellen Berliner Maaslänge kommen ebenfals vor.

Viertes Hauptstük, von den Gewässern in dem Preußischen Vorpommern. S. 34-45. Die größern und kleinern Flüsse, und die stehenden Seen werden nach ihrem Lauf, Lage, u. s. w. auf das sorgfältigste beschrieben.

Fünf-

Fünftes Hauptstük, welches einige Bemerkungen über den Charakter der Pommern enthält. S. 45-72. Auch Pommern hat an der Verfeinerung der Sitten dieses Jahrhunderts Antheil genommen. Seine Einwohner haben einen nervigten, dauerhaften und zur Arbeit abgehärteten Körper. Die Schilderung ihres Characters ist zwar rühmlich, bleibt aber immer schwürig; der Hr. V. ist zum Beweise der von ihm ihnen beigelegten fürtreflichen Eigenschaften in seinem Patriotismus so weit gegangen, daß er ein alphabetisches Verzeichnis aller Pommern, welchen seit hundert Jahren die Excellenz zu Theil geworden ist, hinzugefügt hat. Fast scheint er uns hier die Grenzen einer Topographie überschritten zu haben, zumal da wir den wahren Nutzen dieser Verschwendung — sechzehn Seiten sind hievon angefült — nicht einsehen. — Die Beschreibung der Gebräuche und Sitten der ehrlichen, liebreichen und wirthschaftlichen Cassuben, Nachkommen der alten Wenden in Pommern, welche sich noch immer in Lebensart und Aussprache der platdeutschen pommerschen Mundart von dem ursprünglich deutschen Landvolke unterscheiden, ist uns sehr interessant gewesen. Ihre Gegenden sind sehr volkreich; ihre Knechte heirathen, so bald sie etwas erworben haben, daher man selten unbeweibte unter ihnen antrift. Die Heirathen geschehen nicht nach Neigung, sondern nach dem Willen der nächsten Anverwandten; dennoch ist Zank und Unverträglichkeit in den Ehen selten. Wenn die Frau auch von ihrem Manne geschlagen wird, so verheimlicht sie es, und entschuldigt ihn, wenn es ja ruchbar wird, damit, daß en unslagen Wyf aß en

unsolten Kohl sei. Die Jungfrauen unterscheiden sich in ihrer Tracht von den Geschwächten und Weibern. In dem District, wo die eigentlichen ächten alten Wenden wohnen, werden fast alle Hochzeiten in der Woche nach Michaelis gehalten, nachdem vorher alle Brautleute auf einem Tage in derselben Woche beim Prediger zusammengekommen sind, um den Catechismus herzusagen. Der Cassube kan seinen ganzen Anzug für 2 Rthlr. anschaffen. Zu ihrem Brod nehmen sie Roggen, Gerste, Buchweitzen, Haber, Erbsen, so wie jedes gedroschen ist, samt der Spreu, nachdem es nur grob gemahlen worden; vier Wochen nach der Erndte vergönnen sie sich eine bessere Art Brod. Ihr gewöhnlicher Haustrank ist Milch und Wasser, wobei sie ein gesundes hohes Alter erreichen, und schöne weiße Zähne behalten. Ihre äußere Complimente sind polnisch; wenn sie ihre Ehrerbietung jemanden bezeugen wollen, so fassen sie ihn mit der rechten Hand ans linke Knie.

Sechstes Hauptstük, von den Königlichen Landescollegien, welche in Stettin ihren Siz haben. S. 72-90. Diese sind 1) die Pommersche und Camminsche Landesregierung, welche den Prinzen von Preußen unter dem Nahmen eines Königlichen Statthalters als ihren Chef verehret, weshalb sie sich in ihren Anschreiben an andre Collegien des Titels: Seine Königliche Hoheit und die Pommersche Regierung, bedient, und diesem gemäs ihr auch von andern Collegiis geschrieben wird. Sie theilt sich in zwei Senate, und bestehet aus einem Chefpräsidenten, einem Vicepräsidenten, 12 Regierungsräthen, zwei Assessoren, die Siz

und

und Stimme haben, und 18 Referendarien, außer den zum Archiv und zur Canzellei gehörigen Bedienten. Ehemals hatte sie alle Regierungs- und Hoheitssachen zu verwalten; allein da die Landes-Policei-Oeconomie- und Finanzsachen der seit 1723 errichteten Kriegs- und Domainen-Cammer beigelegt worden sind, so gehörten jezt zu ihrem Ressort nur noch die übrigen landesherrlichen Gerechtsamen, als insbesondere die Verwaltung des Königlichen Patronatrechts, des Lehns- und Hypothekenwesens, aller Justizsachen wider die unter dem Stadt- oder Bauer-Rechte nicht stehende Unterthanen, die bei der Coccejischen Justizverbesserung den Consistorien abgenommenen streitigen Kirchen- und Pfar-Sachen, wie auch sämtliche Ehescheidungsprocesse, ohne Rükficht auf den Stand des Beklagten. Die Zahl der Regierungsadvocaten ist 14, der Cassen 2, (die Depositen- und die Sportul-Casse), und der Archive 8. Außer den Gemeinen und Landesrechten haben auch das lübische und Magdeburgsche Recht in verschiedenen Städten gesezliche Kraft. — 2) Die Kriegs- und Domainen-Cammer. Sie ist in Ansehung aller Policei-Cameral- und Finanz-Sachen das höchste Collegium dieser Provinz, und erst unter dem Könige Friedrich Wilhelm 1723 entstanden. Sie besteht aus einem Präsidenten, zwei Directoren, zwei Oberforstmeistern, 14 Kriegs- und Domainen-Räthen, und 12 Referendarien, (welche ohne Stimme den Sitzungen beiwohnen, und zur weitern Beförderung gebildet werden), außer den zum Archiv, Canzellei und Calculatur gehörigen Bedienten. Zum Ressort der Kriegs- und Domainen-Cammer gehört die Besorgung aller Land-Policei

licei- Forst- Bergwerks- Münz- Manufacturen- Fabriken- Gewerks- Cameral- Finanz- und Cassen-Sachen, nebst Stadt- und Landwirthschaftlichen Angelegenheiten, und was aus allem diesem wiederum in das Militairwesen einschlägt, (als das Cantons- und Enrollirungs-Wesen, die Einquartierung, die Märsche im Frieden, und Veranstaltung zum Aufbruch bei entstehenden Kriegen), ferner die Einführung und Verpflichtung der Ober- und Unterbedienten des Collegii, und aller unter demselben stehenden Land- und Steuerräthe, Beamte und Magistrate, imgleichen die Gerichtsbarkeit über selbige in Dienstgeschäften, so wie auch überhaupt in allen Cameral-Justizsachen, deren Grenzen in einem besondern Reglement von 1749 genau bestimt sind. Die Ausfertigung aller Befehle geschieht im Nahmen des Königs; daher auch alle Berichte, Bit- und Klageschriften so abgefast werden müssen, als wenn sie unmittelbar an den König selbst gerichtet würden. Dieses Collegium hat eilf Hauptcassen unter seiner Aufsicht, außer den Kreis und Städtischen Specialcassen. Der Herr V. hat auch alle Steuerräthe, Justizbeamte und Baubediente des ganzen Herzogthums Pommern in 3 Tabellen verzeichnet. — (Wir sind in Benutzung der Nachrichten von diesen beiden Landescollegiis um deswillen etwas ausführlich gewesen, da wir bei Auswärtigen sehr oft irrige Vorstellungen von den Geschäften und Gränzen der Regierungen und Krieges- und Domainen-Cammern, in deren Bestimmung die preußische Verfassung von andern Ländern sehr abweichet, angetroffen haben.) — 3) Das Consistorium, welches in dieser Provinz von der Regierung

gänz-

gänzlich getrent ist. 4) Das Vormundschaftscollegium, welches die Vormundschaft über solche Unmündige, Blödsinnige u. s. w., welche unmittelbar unter der Regierung stehen, und die Oberaufsicht über die Untergerichte und Waisenämter in Vormundschaftssachen führet. 5) Das Criminalcollegium, welches außer einem Senat der Regierung, aus einigen Regierungsadvocaten, die den Character als Criminalräthe haben, besteht, und mit den peinlichen Untersuchungen selbst nichts zu thun hat, sondern, nachdem solche schon von den mit Criminaljurisdiction versehenen Gerichten geschlossen worden, das Urtheil fället, mit den Entscheidungsgründen abfasset, und bei grösern Verbrechen nach Hofe zur Bestätigung einsendet. 6) Das Collegium medicum, dem ein eigner Medicinalfiscal zugeordnet ist. 7) Das Collegium Sanitatis, welches 1709 bei Gelegenheit der damaligen Pest, und 8) das Commerciencollegium, das 1747 errichtet wurde, um den Flor der Handlung, der Manufacturen, und den auswärtigen Debit der Waaren zu befördern.

Siebentes Hauptstük, von den Königlichen Landescollegien, welche in Cöslin ihren Siz haben. S. 91. 93. Diese sind 1) das Hofgericht, welches ein für die so genanten Hinterkreise 1720 errichtetes Landesjustizcollegium ist, ohne daß ihm die übrigen Hoheitssachen in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten übertragen wären, die vor wie nach bei der Regierung zu Stettin verblieben sind. Es theilt sich in zwei Senate, und besteht aus einem Präsidenten, einem Director und 6 Räthen. In allen dahin gehörigen Hinter-

pommerschen Städten gilt das Lübsche Recht. 2) Die Kriegs- und Domainen-Cammer-Deputation. Dieses Collegium ist 1764 zur geschwindern Besorgung der Cammersachen in den Hinterkreisen eingeführt, und besteht außer dem Chef, welches der Cammerpräsident zu Stettin ist, aus einem Director, einem Oberforstmeister und 9 Räthen. Wichtige Sachen werden von der Stettinschen Kriegs- und Domainen-Cammer zugleich unterschrieben, an deren Hauptcassen auch die Cöslinschen Specialcassen, welche jedoch die Rechnungen bei der Deputation ablegen, die Königlichen Einkünfte unmittelbar einsenden. 3) Das Consistorium, welches, so wie 4) das Vormundschaftscollegium 1747 errichtet wurde.

Achtes Hauptstük, von den Königlichen Provincialdirectionen und Gerichten. S. 93-98. Hieher gehören 1) die Accise und Zoldirection, und das Accise und Zolgericht, lezters untersuchet die Defraudationen. 2) Die Tobaksdirection und das Tobaksgericht. Da jezt keine Königliche Tobaksfabrik in Pommern ist, so erhält das Hauptmagazin dieser Provinz zu Stettin die nöthigen Rauch- und Schnupftobake aus den Fabriken zu Berlin, und versendet sie an die, die einzelnen Distributeurs versorgenden, Untermagazine in den größern Städten und an das, zum Verkauf an auswärtige Käufleute errichtete, Exportationsmagazin zu Swienemünde. Jedoch werden die gemeinen Sorten des Rohtobaks im Lande gewonnen, und nach bestimten Epochenpreisen zu 3, $3\frac{1}{2}$ und 4 Rthlr. der Centner dem Landman abgekauft.

Neun-

Neuntes Hauptstük, welches ein Verzeichnis aller adlichen Geschlechte enthält, welche seit dem zwölften Jahrhundert bis auf gegenwärtige Zeiten Landgüter in dem Herzogthum Pommern mit Einschließung des Schwedischen Pommern besessen haben. S. 98-118.

Zehntes Hauptstük. Vorpommersche adliche Vasallentabelle von dem Jahre 1777. S. 118-141. Es sind zu gleicher Zeit die Bedienungen der adlichen Vasallen, ihre Güter, welche sie in und außerhalb der Königlichen Länder besitzen, die Nahmen ihrer Söhne, unverheiratheten und unangesessenen Brüder mit beigefüget.

Eilftes Hauptstük, welches eine Beschreibung der Wapen aller gräflichen und der meisten adelichen Geschlechter enthält, welche jezt Landgüter in dem Preußischen Pommern besitzen. S. 142-182.

Zwölftes Hauptstük, von den Pommerschen Regimentern. S. 183-191. Der Herr V. hat zur bequemen Uebersicht derselben ihre Nahmen, Größe, Oerter, wo sie in Garnison stehen, Stiftungsjahr, die Chefs eines jeden Regiments von der Stiftung an, so wie auch die Chefs der Compagnien in dem Jahre 1777, und die Uniformen in Tabellen sorgfältig verzeichnet.

Dreizehntes Hauptstük, von den Cantons in Pommern. S. 192-201.

Vierzehntes Hauptstük, von der gegenwärtigen Religionsverfassung und dem Zustande der Gelehr-

lehrsamkeit in Pommern. S. 202-233. Seit dem Pommern an Preußen gekommen ist, hat nicht blos die lutherische, sondern auch die reformirte, sowol deutsche als französische Gemeine, und die catholische Religion freie Religionsübung. Den Zustand dieser Kirchen stelt der Hr. C. R. in Tabellen vor. Die Juden werden in ganz Vorpommern nicht geduldet. Der König hat eine große Summe zur Erhöhung der Schulmeistergehalte geschenkt, um künftig tüchtige Subjecte dazu bestellen zu können. — Die Schilderung vom Zustande der Gelehrsamkeit möchten wir etwas weitläufiger wünschen, da nur in einigen Zeilen die Erziehungsanstalten genant werden. Eigentlich hätte der Herr V. das, was er im 5ten Hauptstük von dem Character der Pommern S. 62 anführt, in dieses Capitel bringen, und, wenn gleich Pommern nicht die aufgeklärteste preußische Provinz sein mag, dennoch interessante Nachrichten von den dasigen Gelehrten, von dem Zustande der Litteratur und des Geschmaks, von der Einrichtung der Gymnasien, u. s. w. hinzufügen sollen.

Funfzehntes Hauptstük, von den Königlichen Vorpommerschen Forsten. S. 233-246. Der Herr V. hat die Aemter, worin die Forstreviere liegen, die Holzarten, Größe, Forstbedienten, Schneidemühlen, Teerofen und Nachbaren der Königlichen Forstreviere tabellarisch verzeichnet.

Sechzehntes Hauptstük, von dem gegenwärtigen Zustande der Handlung in Pommern. S. 247. Mit Verweisung auf die in dem ganzen Werke zerstreueten Nachrichten wird hier der Seehandel in einer

Tabelle von allen Schiffen in Vor- und Hinterpommern vorgestelt.

Siebzehntes Hauptstük, von dem gegenwärtigen Zustande der Manufacturen, Fabriken und des Seidesbaues in Pommern. S. 248-257. Geldvorschüsse und Geschenke des jetzigen Monarchen machen sie immer blühender. Aus dem sorgfältigen Verzeichnis aller Fabriken, Stühle und des Werthes der verfertigten Waaren kan man den Nahrungszustand der Städte, insonderheit der kleinern, beurtheilen, deren Einwohner sich außer dem Ackerbau hauptsächlich von der Verfertigung der wollenen und leinenen Zeuge unterhalten. Es waren 1777 in der ganzen Provinz 2246 St[illegible]le im Gange; die Anzahl der Arbeiter belief sich auf 6681 Personen, welche an Waaren überhaupt für 407288½ Rthlr. verfertigt hatten, wovon für 299244⅙ Rthlr. im Lande, und für 90189⅔ Rthlr. außer Landes abgesezt wurde. An einländischen Zuthaten wurden hiezu für 17339⅓ Rthlr., an ausländischen aber für 2672 Rthlr. erfordert. — In eben diesem Jahre gewan Pommern von 229992 Maulbeerbäumen an Seiden Cocons 5300 Pfund 30 Loth, von denen 680 Pfund 28½ Loth reine, und 106 Pf. 10 Lt. Floret-Seide gehaspelt wurden.

Achtzehntes Hauptstük, vom Pommerschen Gewichte und Maaße. S. 257-261.

Neunzehntes Hauptstük, welches eine Beschreibung des Laufes der Posten durch ganz Pommern und einiger Landstraßen, wie auch einen Meilenzeiger der Pommerschen Städte enthält. S. 262-286.

Zwan-

Zwanzigstes Hauptstük, welches eine tabellarische Nachweisung von dem gegenwärtigen Zustande der Städte, Königlichen Aemter und adelichen Güter in Vorpommern enthält. S. 287-311. In diesen Tabellen übersieht man alphabetisch alle Metiers, öffentliche Anstalten, (z. E. Brunnen, Feuergeräthschaften), Garnisonen, Häuser, Kirchen, Prediger, geltendes Recht, Gränzörter der Stadtfluren, Eigenthum der Städte, (als Dörfer, Mühlen, Vorwerke, kleine Pächtereien, Kalkbrennereien, steuerbare Hufen u. s. w.) —

Ein und zwanzigstes Hauptstük, von der jetzigen Eintheilung des Landes. S. 311-314.

Nach dieser algemeinen Eintheilung kömt der Herr C. R. zum Preußischen Vorpommern selbst. (S. 1-276). Er beschreibt alle fünf Kreise Vorpommerns mit ihren Städten, Aemtern und adlichen Gütern, jede Gattung nach dem Alphabeth, sehr ausführlich, wie sich aus der Seitenzahl schließen läst; z. B. die Stadt Stettin fült 57 Seiten an. Am Ende folgt ein Register. Im zweiten Theil haben wir nun noch Hinterpommern mit Einschließung des ihm einverleibten Lauenburgschen und Bütowschen Kreises zu erwarten.

60.

XV.

## XV.

**Der Prediger gegen seinen Kirchenpatron, oder Regeln und Muster für angehende Geistliche zu einer gesegneten Führung ihres Amts in Briefen, entworfen von Chr. Wilhelm Oemler. Jena bei Joh. Geo. Crökers sel. Witwe, 464 S. in 8.**

Der Herr Consistorialrath Oemler reihet sich mit an die Spaldings, Jacobis, Millers und andre verdiente Männer an, und ob er gleich nicht so schreibt und sein Sujet nicht so behandelt wie jene, so gefält uns doch sein warmer Eifer, der ihn antreibt, auch sein Scherflein beizutragen jungen angehenden Geistlichen nüzlich zu werden. Er hat schon verschiedene Schriften, zur Pastoraltheologie gehörig, herausgegeben: und jezt geräth er auf eine specielle Materie, die seither von Niemand ist ausführlich bearbeitet worden: und die doch einer nähern Bearbeitung werth war ꝛc. Er hat bei seiner Schrift einen doppelten Zwek: den ersten, seinen angehenden Brüdern ein kluges und weises Verhalten zu lehren, gegen den Kirchenpatron, damit sie der Nuzbarkeit ihres Amtes auf keine Art noch Weise Hindernisse im Weg legen. Die zweite ist, alle Kirchenpatrone zu überzeugen, welch einen wichtigen Einflus ihr frommes Leben und Wandel in die Beförderung der Nuzbarkeit des Amtes ihrer Geistlichen habe.

be. Wie uns dünkt, so hat der Herr Verf. sein Sujet ganz wohl ausgeführt, hat seinen Vortrag durch gut gewählte Beispiele anschauend gemacht, ob wir gleich auch, vielleicht aus so warmen Eifer, oder nicht genugsamer Menschenkentnis manches unrichtige und schief gestelte mit unter das wahre verwebt gefunden haben. Wir zweifeln inzwischen nicht daran, daß die Schrift Nutzen stiften kan, und werde. Auch ist die Schreibart, weil der Herr Consistorialrath den Briefton gewählt hat, munter und lebhaft, hat aber hin und wieder auch ihre Nachläßigkeiten.

74.

## XVI.

F. G. A. Lobethan Jur. Prof. publ. extraord. & Bibliothecarii in Gymnasio Acad. Anhalt. Systema elementare Jurisprudentiæ privatæ Romano-Germanico-Forensis in usum scholarum adornatum. T. I. Halæ Impensis orphanotrophei 1778. 368 S. in 8. Tom. II. ibid. 1779. 440 S. in 8. Tom. III. 1779. 256 S. ohne Register.

Der Endzwek, welchen sich Hr. L. bei diesem neuen Lehrbuch vorgesetzet hat, ist, das Römische und Deutsche Privatrecht nach seinem ganzen Zusammenhang und nach unserer heutigen Praxi in einem Buch systematisch

matisch vorzutragen. Denn er ist mit der bisherigen Methode das Römische und Deutsche Recht in eigenen Lehrbüchern und in besonders dazu bestimten Stunden zu lehren, äußerst unzufrieden. Dieses scheint ihm wider alle Methode zu sein, da diese beide Theile unserer Rechtsgelehrsamkeit ein Ganzes wären, welches nicht getrent werden dürfe. Ohne uns bei dieser Lieblingsidee des Hrn. Verf., welcher wir aus wichtigen Ursachen unsern Beifal nicht geben können, und bei seiner deswegen angeführten Ursache zu verweilen, weil uns dieses von unserem Zwek zu weit führen würde, wollen wir unsern Lesern vielmehr seinen Plan, wornach er gearbeitet hat, näher vorlegen.

Da der Hr. Verf. das Röm. und Deutsche Privatrecht in einem Lehrbuch vortragen wolte, so muste er so gleich bemerken, daß es, wenn er alle Wahrheiten in einer zwekmäßigen Volständigkeit abhandeln würde, zu einer solchen Stärke anwachsen würde, daß es zu Vorlesungen unbequem würde. Er lies dahero die sogenanten præcognita aus, und verweist seine Zuhörer, welche sich damit bekant machen wollen, auf Nettelbladt præcognita jurisprudentiæ priv. Rom. Germ. forensis. Um sich aber seine Arbeit noch mehr zu erleichtern, hat er die vortreflichen Compendien eines Hellfelds und Selchows zu Grund geleget, und nach selbigen gearbeitet. Ob wir gleich hierüber im Ganzen nichts zu erinnern finden, da diese beiden Lehrbücher ihren entschiedenen Werth haben; so hätten wir doch gewünschet, daß er ihnen weniger gefolgt wäre, als geschehen ist. Denn dadurch ist er verleitet worden selbst

ihre irrige Meinungen anzunehmen, wie wir in der Folge dieser Anzeige einige Beispiele anzuführen Gelegenheit haben werden. Wir wollen hierdurch nicht so viel sagen, als hätte Hr. L. ihnen ohne Auswahl gefolgt und hätte nicht selbsten gedacht, denn dieses würde ungerecht sein, da wir nicht nur einige Stellen bemerkt haben, wo er von ihren Meinungen abgeht, sondern auch solche, wo er, so viel wir uns erinnern können, ganz eigene Meinungen vorträgt, wie wir gleichfals in der Folge durch Beispiele zeigen werden, nur sind wir hier, zumal was den lezteren Punkt anbetrift, der Meinung, daß Hr. L. meistens die Wahrheit verfehlet habe. Jedem Band hat er einige Urkunden, welche einzelne Sätze aus dem deutschen Recht beweisen sollen, meistens aus gedrukten Schriften und besonders aus Senckenbergs sel. jur. & historiar. und Ludewigs reliq. Manuscr. angehängt. Wir zweifeln, ob diese Urkunden den Nuzen haben werden, den sich der Hr. Verf. davon verspricht; desto angenehmer war es uns aber, daß er die merkwürdigsten Gesetze nicht nur angeführet, sondern auch ausgeschrieben hat, und zwar, so weit es sein konte, aus dem Gebauerischen corpore jur. weil dadurch die Zuhörer zum nähern Gebrauch der Quellen und zugleich zur Critik angeführet werden. Er hat auch häufig Schriftsteller angeführet, nur scheint es uns, daß er nicht allezeit die gehörige Wahl beobachtet habe.

Durch diese vorläufigen Anmerkungen haben wir uns nun den Weg zu der nähern Betrachtung dieses Compendiums gebahnt. Wir wollen sie nach den Ei-

gen-

genschaften, die wir bei einem Lehrbuch fordern, anstellen. Diese sind: Gute Ordnung, Bestimtheit der Begriffe und einzelner Sätze, Richtigkeit der Grundsätze und eine zwekmäßige Vollständigkeit. Was nun seine beobachtete Ordnung anbetrift, so zerfält das ganze Buch in zwei Haupttheile. Der erste enthält die Privatrechtsgelehrsamkeit im eigentlichen Verstande, der zweite aber die Privatrechtsgelehrsamkeit erlauchter Personen. Bei dieser Abtheilung geben wir Hrn. L. unsern ganzen Beifal. Die Privatrechtsgelehrsamkeit erlauchter Personen ist gewis als ein Theil unserer Privatrechtsgelehrsamkeit überhaupt zu betrachten, und solte dahero vom Staatsrecht im eigentlichen Verstande getrent werden. Diese Ursachen, welche dieses anrathen, fallen, wie uns dünkt, zu sehr in die Augen, als daß sie hier müsten angeführet werden. Hr. L. hat dahero nach unserer Meinung mit Recht diesen Theil der Rechtsgelehrsamkeit in sein Lehrbuch vom Privatrecht aufgenommen, ob sie gleich mehr Sciagraphie als Abhandlung ist, wie schon die Seitenzahl ausweiset, da sie nur 32 S. beträgt, und der Hr. Verf. ihre Grenzen doch sehr weit gezeichnet hat. Denn er redet darinnen nicht blos von der theoretischen, sondern auch von der praktischen, nicht nur von der bürgerlichen, sondern auch von der peinlichen, geistlichen und Lehnrechtsgelehrsamkeit. Das Privatrecht im eigentlichen Verstand hat so wie das Privatrecht erlauchter Personen seine besondern Unterabtheilungen, nur hat er in dem leztern, so viel möglich war, die Abtheilungen der erstern beibehalten, und wenn uns unser Gedächtnis nicht betriegt, so hat der Hr. Verf. bei dem Privatrecht im

eigentlichen Verſtand eben die Abtheilungen gewählt, welche der Hr. Prof. Nettelbladt in Halle in ſeinen præcognitis jurisprud. privat. Rom. Germ. for. und zwar in dem daſelbſt befindlichen ſchemate ſyſtem. jurispr privat. Rom. Germ. forenſis vorgezeichnet hat, wenigſtens hat Hr. Nettelblad (wenn wir uns nicht ſehr irren); ſo wie Hr. L. alle Rechte und Verbindlichkeiten eingetheilt in ſolche, welche die Erbfolge betreffen und in ſolche, welche ſie nicht angehen, jene werden im leztern, dieſe aber im erſtern Buch abgehandelt, wo er zuerſt von Sachen, denn vom Perſonenrecht nach verſchiedenen Unterabtheilungen redet. Der Gegenſtand des zweiten hat die Rechte und Verbindlichkeiten zum Gegenſtand, welche ſich auf irgend eine Art auf die Erbfolge beziehen, und hat Hr. L. ſie ſehr umſtändlich abgehandelt. Auch dieſe ſyſtematiſche Methode iſt ſo, wie jede andere, einigen Schwierigkeiten unterworfen, allein da hierbei das plus und minus in Anſchlag gebracht werden mus, ſo glauben wir, daß ſie aus der Urſache einen Vorzug vor vielen andern verdiene, weil auf dieſe Art die Materien nicht zu ſehr getrent werden. Bei einzelnen Sätzen ließe ſich vielleicht bisweilen eine ſchiklichere Ordnung und Stellung gedenken. Der Hr. Verf. hat z. E. ſchon §. 112 der Negatoriſchen Klage erwähnt, und erſt in dem folgenden Kapitel das Dienſtbarkeitsrecht abgehandelt. Da aber dieſe Klage aus einem angemaſten Dienſtbarkeitsrecht entſtehet, ſo hätte ſich vielleicht ſchiklicher erſt in dieſem Kapitel davon reden laſſen.

Die Beſtimtheit der Begriffe und der einzelnen Sätze haben wir bisweilen vermiſt. Gleich die erſtere Defi-

Definition, welche wir in ſeinem Buch antreffen, will uns nicht ganz gefallen. Er definirt das Occupationsrecht: jus rem nullius ſingularem per ejus propria auctoritate nobis factam, attributionem, noſtram faciendi. Wir hätten an ſtat rem-ſingularem lieber corporalem und dann lieber apprehenſionem als attributionem geſezt, und hingegen die Worte propria auctoritate nobis factam ganz ausgelaſſen. Die Definition des Eigenthumsrechts iſt zu eng, wenn er ſagt: Eſt jus proprium, (proprium iſt wol überflüſſig) de rei corporalis ſubſtantia pro noſtro arbitrio diſponendi. Nach dieſer Definition hätte derjenige kein Eigenthumsrecht, der nach den Geſetzen verhindert wird, daſſelbe nach ſeinem Wilkühr auszuüben. Bei §. 55 hätten wir lieber: dummodo ager, cui acceſſio fit, arciſinius non ſit, an ſtat limitatus non ſit, geſezt. Bei der acceſſione naturali hat der Hr. Verf. partum ex re animata nicht berührt. Im §. 58 gibt er deswegen folgende Urſachen: Perceptio fructuum ex re propria proveniëntium, quorſum etiam partus ex re noſtra animata referendus, huc non pertinet, quippe quæ vera acceſſio non eſt, ſed ad acquiſitionem dominii, quæ fit per conſequentiam, rectius redigitur, dum jura in dominio contenta ſimul cum ipſo dominio acquiruntur. Dieſe Urſach ſcheint uns nicht hinlänglich zu ſein, denn auf dieſe Art hätte der Verf. die Acceſſion gar nicht unter die modos naturales acquirendi dominium nach unſerm Bedünken zählen ſollen. Denn jeder Zuwachs erwächſet aus dem Eigenthumsrecht, welches dem Eigenthümer an der Sache zuſtehet,

die dadurch vermehret wird, denn hätte ich z. E. kein Eigenthumsrecht an dem Acker, ſo hätte ich auch kein Recht an der Alluvion. Man kan alſo auch hier ſagen: alluvio ſemper eſt jus in dominio contentum, und dennoch hat der Hr. Verf. der Alluvion als eines modi acquirendi dominium per acceſſionem gedacht. 2) Wird das Kind einer Sclavin nach den deutlichſten Geſetzen und wie der Hr. l. §. 129 ſelbſten zugiebt, nicht unter die Früchte gerechnet, und iſt dahero nichts mehr und nichts weniger als Acceſſion, und hätte alſo wenigſtens deſſelben hier gedacht werden ſollen. — Bei dem §. 86 und 88 hätte ſich der Hr. Verf. auch beſtimter ausdrucken ſollen, um dadurch zu keiner Dunkelheit, oder gar zu keinem Widerſpruch Anlas zu geben. Im §. 86 ſchreibt er: Actiones hujus generis (quo dominium perſequimur) vel *dominium plenum* vel minus plenum pro objecto habent. *Quoad primum datur rei vindicatio directa.* §. 88. aber heiſt es: Rei vindicatio directa competit domino ejusque heredibus & quidem cuicunque, ſive ejus dominium ſit plenum, *ſive minus plenum.* §. 112 definirt er actionem negatoriam directam, eſt actio, qua eum, qui ſervitutem ſibi in re noſtra aſſerit, cogimus ut fateatur rem noſtram a ſervitute eſſe liberam. Wir würden in einer Klage niemalen des Eingeſtändniſſes des Beklagten erwähnen weil wir ihn nie oder gar ſelten durch unſere Klage ſo werden überzeugen können, daß er aus Ueberzeugung uns eingeſtehen ſolte, daß das Recht auf unſerer Seite wäre. Eben ſo hätte ſich der Hr. Verf. §. 186 n. 2. beſtimter ausdrucken können, wenn er auch

nur

nur durch ein einziges Wort gesagt hätte, ob die Kinder nach dem Tode der Mutter sich das Privilegium dotis anmaßen können. Er läst uns deswegen in einigem Zweifel, da er schreibt: quod quidem privilegium dotis etiam liberi post mortem matris in suos convertunt usus. Wir würden es den Kindern wegen der l. un. C. de privilegio dotis und des §. 29 J. de action. schlechterdings absprechen, ob sie schon gleich andern Erben an den Gütern ihres Vaters in Ansehung des Heirathguths ihrer Mutter ein stilschweigendes Unterpfand haben, wie der angeführte §. 29. J. und die l. un. §. 1. C. de rei uxor. act. lehret. Fast solte man aber glauben, daß Hr. L. anderer Meinung wäre, und daß er es den Kindern zugestünde, weil es Hellfeld in jurispr. for. §. 1094, dessen Grundsätzen er sonst fleißig folget, denselben eingeräumet hat. §. 953 hat Hr. L. die Züchtiger, Nachrichter, Feldmeister, Abdecker so wie Hr. von Selchow als Synonymen angesehen, allein sie sind es nicht, Abdecker, Feldmeister sind Synonymen vom Falmeister, so wie Züchtiger, Nachrichter es vom Scharfrichter sind. Hier hätte auch der R. A. von 1772, da er das neueste Reichsgesez von dieser Sache ist, angeführet werden sollen, den Selchow so wol als L. anzugeben vergessen haben. §. 1130 hat Hr. L. eine Kaufmansfrau, welche Handlung treibet, definirt: femina, quæ proprio nomine mercaturam exercet mercatrix vocatur. Eine Kaufmansfrau ist eine Witwe (denn wir wissen kein Beispiel, daß eine unverheirathete Weibsperson Handlung treiben dürfe, so wie eine Kaufmansfrau, so lange sie eine an einen Kaufman verheirathete Frau ist,

im juristischen Verstand keine Handelsfrau genant werden kan) welche unter der Firma ihres verstorbenen Mannes die bisherige Handlung fortsetzet. Mit Recht hat Hr. L. erst hier und nicht schon oben §. 661, da er von den Gerechtsamen, welche einem Frauenzimmer wegen ihres natürlichen Zustandes zukommen, geredet hat, so wie Hr. v. Selchow §. 196 gethan, der Rechte und Verbindlichkeiten, welche einem Frauenzimmer als einer Handelsfrau obliegen, gedacht, da die Rechte, welche ihr deswegen zustehen, nicht von ihrem Geschlecht, sondern von dem besondern Zustand, in welchen sie durch die übernommene Handlung gesezt worden ist, abhangen.

Wir wollen nun auf die dritte Eigenschaft eines Lehrbuchs, auf die Richtigkeit der Sätze kommen, und unter den Beispielen, wo wir anderer Meinung sind, nur einige anführen, ob wir uns gleich mehrere angestrichen haben, um nicht alzuweitläuftig zu werden. Gleich §. 1. sind wir auf einen Saz gestoßen, dem wir nicht beipflichten können. Hr. L. sagt daselbst: prima species juris in re ex saniori doctrina est jus in re nullius und gibt (§ 3.) den Grund an: quoniam persona obligata deficit, contra quam hoc jus exercendum, und unterscheidet (§. 5) das jus occupandi von dem exercitio juris occupandi, welches lezteres er ad modos naturales originarios acquirendi dominium, rechnet. Allein, wenn die Befugnis herrnlose Sachen zu erwerben von der Ausübung desselben getrent ist, so ist es nicht mehr und nicht weniger als ein zustehendes Recht, irgend eine herrnlose Sache, wenn

wenn es mir gefällig ſein ſolte, zu erwerben, ohne daß mich ein Dritter darin ſtöhren könte, es iſt alſo blos eine Befugnis, welche kein jus in re verſchaffen und mithin nicht unter die jura in re gezählet werden kan. — §. 3 & 4 theilet Hr. L. das jus occupandi in commune & proprium ein; commune, welches ſo wol dem Staat als den Unterthanen zuſtehet, proprium, welches entweder blos dem Staat, oder den Unterthanen zuſtehet. Unter das leztere rechnet er das Recht feindliche Beute zu erwerben. Sic jus occupandi res hoſtium certis privatis proprium fuiſſe dicendum eſt. Vergleicht man dieſe Stelle mit §. 41, ſo erhellet daraus, daß Hr. L. unter den certis privatis die Soldaten, welche bei den Römern keinen Sold empfangen, verſtanden habe: Milites ſtipendiarii (ſchreibt er daſelbſt) non ſibi „ſed rei publicæ belligeranti *jure* Romano acquirunt, & qui contra *faciunt*, ob peculatum adeo tenentur, niſi quod ex mobilibus quædam militibus concedi poſſint. Eben dieſer Meinung iſt Hr. Hellfeld §. 1735 jurispr. forenſ. Aber ſie iſt falſch. 1) Machen die römiſchen Geſetze, welche von der occupatione bellica handeln, keinen Unterſchied unter Soldaten, welche im Sold des Staats ſtehen, und unter ſolchen, welche keinen Sold erhalten. 2) Die Geſetze, welche dieſe Meinung beweiſen ſollen, ſagen dieſes gar nicht. L. allegirt die l. 12. ff. de acquir. rerum domin. und die l. 36. §. 1. C. de donat. Nach dem erſten Geſez kan ein Procurator ſeinem Principalen und ein Vormund ſeinem Pupillen etwas eigenthümlich erwerben. Dieſes beweiſt höchſtens, daß ein Soldat dem Staat

die Beute des Feindes hätte erwerben können, allein folgt hieraus, daß er sie ihm würklich hat erwerben müssen? Der Gegenstand der l. 36. §. 1. C. ist blos dieser, daß die magistri militum von der Verbindlichkeit ihre Geschenke, welche sie den Soldaten machen, wenn sie auch 500 solidos übersteigen sollen, zu insinuiren losgesprochen werden, ohne Unterschied, ob sie die Geschenke von ihrem bisher besessenem Vermögen, oder von der, dem Feind abgenommenen Beute gemacht haben. Dieses Gesez handelt also gar nicht von dem Occupationsrecht der Soldaten. 3) Mit unserer Meinung stimt auch die Geschichte überein. Schon 347. A. U. C. gaben die Römer ihren Soldaten den ersten Sold. Da dieses von der Zeit an beobachtet worden ist, so wären alle Gesetze, welche von der occupatione bellica handeln, überflüssig gewesen, wenn man einen Unterschied unter den Soldaten, welche Sold, und denen, welche keinen erhalten, gemacht hätte. Denn schwerlich werden die Soldaten den Sold aus Patriotismus ausgeschlagen haben. Wenn 4) l. sagt, qui contra faciunt, ob peculatum adeo tenentur, so siehet er ohne Zweifel auf die nicht angeführte l. 13. ad leg. Jul. pecul. und dieses Gesez sagt auch in der That, daß derjenige, welcher dem Staat die dem Feind abgenommene Beute entzöge, ein crimen peculatus begienge. Demungeachtet beweiset auch dieses Gesez des Hrn. Verf. Meinung nicht. Denn a) gedenket es gar nicht der Soldaten, sondern spricht ganz algemein, weil nicht blos Soldaten, sondern auch andere Personen dieses Verbrechen begehen können. Warum wil man also dieses Gesez wider alle Auslegung

gung blos auf Soldaten einſchränken. Allein geſezt b) es könte blos von Soldaten verſtanden werden, weil dieſe dem Staat leichter etwas von der dem Feind abgenommenen Beute entziehen können, als andere Perſonen, ſo kan man doch keinen Unterſchied zwiſchen den Soldaten machen, und es blos von den militibus ſtipendiariis verſtehen, da die übrigen Geſetze, welche von der occupatione bellica handeln, keinen Unterſchied machen. Man kan daher c) dieſes Geſez entweder ſo erklären, daß die Soldaten ein crimen peculatus begiengen, wenn ſie dem Staat etwas von der Beute entzögen, welche dem Feind nach ſeiner Ueberwindung, um ihn ganz zu ſchwächen, abgenommen worden iſt, weil nach den übrigen Geſetzen, welche von der occupatione bellica militibus competente handeln, die Soldaten, wie es ſcheint, blos die Beute, welche ſie während des Kriegs machen, zu erwerben das Recht haben; oder daß man es von den unbeweglichen Gütern verſtehet, die jederzeit dem Staat acquirirt wurden nach der l. 20. §. 1. de captivis & poſtliminio, wo es heiſt: publicatur enim ille ager, qui ex hoſtibus captus ſit verglichen mit der l. 31. ff. de jure fisci Divus Commodus ſcripſit, obſidum bona, ſicuti captivorum omnimodo in Fiscum eſſe cogenda. Nach §. 39. verwirft Hr. L. bei der occupatione die Diſtinktion in res naturaliter nullius & res facto hominum nullius, und theilt die Occupation als eine Erwerbungsart ein, in occupationem bellicam, inventionem & venationem, welche lezterе die gewöhnliche Eintheilungen hat. Uns gefält die andere Abtheilung der Occupation als

eines modi acquirendi res nullius in res, quæ natura nullius sunt, & res, quæ facto hominum nullius sunt, besser weil hierdurch verschiedene Schwierigkeiten, welche bei des Hrn. Verf. Eintheilung obwalten, hinwegfallen. Nach §. 42 ist inventio occupatio rei inanimatæ, vel derelictæ vel talis, quæ dominum nunquam habuit. Hr. L. rechnet also die res derelictas unter die Dinge, welche durch die Invention acquirirt werden. Nehmen wir nun an, daß 1) nach den Gesetzen durch die Invention blos leblose Sachen erworben werden, so finden wir, daß diese Classification unrichtig ist. Denn kan ein Eigenthümer nicht auch res animatas derelinquiren? Wer wird ihm dieses untersagen können? Wenn also eine solche res animata derelicta acquirirt wird, so kan man nicht, wie doch nach des Hrn. Verf. Meinung geschehen müste, sagen, daß sie durch die Invention acquirirt werden, weil durch diese Erwerbungsart blos leblose Dinge erworben werden können. 2) Kan man alsdann den Schaz unter keine von diesen beiden Classen bringen, nicht unter die res derelictas, denn diese sind, wie der Hr. Verf. richtig sagt, res, quarum dominio se pure abdicavit dominus. Dieses kan man aber von einer Person, die einen Schaz vergräbt, nicht sagen. Denn sie vergräbt ihn nie in dieser Absicht. Nicht unter die res, quæ dominum nunquam habuerunt, denn der Schaz ist gewis ehedem eigenthümlich besessen worden, nur weis man izt seinen ehemaligen Eigenthümer nicht mehr. Indessen scheint es doch, als wenn Hr. L. den Schaz unter die herrnlose Dinge zählen mögte, denn nach seiner Definition ist

ein

ein Schaz res pretioſa in loco abſcondito inventa, de cujus domino non conſtat, *quæ tamen olim dominum habuiſſe videtur.* Dieſe leztern Worte ſind dahero überflüſſig. Ueberdis kan der Schaz auch nicht ohne Einſchränkung zur Occupation gerechnet werden, da er bald jure occupationis, bald aber jure acceſſionis acquiriret wird.

§. 123 komt der Hr. Verf. auf die Frage, welcher bei der ſervitute oneris ferendi, & tigni immittendi, die Reparaturkoſten zu tragen ſchuldig ſei, der dominus dominans oder der dominus ſerviens? Er entſcheidet ſie: Nos Pauli ſententiam quippe quæ rationi maxime conſentanea videtur, noſtram facimus, quando ille domino prædii ſervientis refectionem ſimpliciter absque pacti mentione *injungit l.* 33. ff. de ſervitut. prædior. urbanor. Die Anfangsworte dieſes angeführten Geſetzes ſcheinen allerdings unſerm Verf. das Wort zu reden, wenn es heiſt: „eum debere columnam reſtituere, „quæ onus vicinarum ædium ferebat, cujus eſſent „ædes, quæ ſervirent, non eum, qui imponere „vellet.“ Allein aus den nächſtfolgenden Worten erhellet, daß Paulus dabei auf einen beſondern Vertrag Rükſicht genommen habe: Nam (dieſes iſt die ratio decidendi,) cum in lege ædium (alſo in dem Vertrag, welcher gleich bei der Erbauung der Häuſer aufgerichtet worden iſt) ita ſcriptum eſſet, paries oneri ferundo, uti nunc eſt, (nemlich in dem guten tragbaren Stand, worinnen die Mauer bei Errichtung des Vertrags war) ita ſit (wie dieſes zu verſtehen

ſei,

ſei, erklärt Paulus nun ſelbſten) „ſatis aperte ſigni„ficari in perpetuum parietem eſſe debere, non „enim hoc his verbis dici, ut in perpetuum „idem paries æternum eſſet, quod ne fieri qui„dem poſſet, ſed ut ejusmodi paries in perpe„tuum eſſet, qui onus ſuſtineret.“ Die Mauer ſol alſo blos nach dem errichteten Vertrag von dem domino ſerviente im baulichen Stand erhalten werden, wie das nachfolgende Beiſpiel noch mehr beweiſet: „quemadmodum ſi quis alicui caviſſet, (hier wird wiederum ein Vertrag vorausgeſezt) „ut ſervitutem „præberet, qui onus ſuum ſuſtineret, ſi ea res, „quæ ſervit, & tuum onus ferret, periiſſet, alia „in locum dari debeat.“ Uns wundert, wie Hr. L. ſich auf ein Geſez berufen konte, das ſo offenbar wider ſeine angenommene Meinung iſt. In §. 177 unterſcheidet Hr. L. bei der Frage, in wie fern ſich der dritte Beſizer eines Unterpfands, wenn er von dem Gläubiger zuerſt belangt wird, des beneficii excuſſionis bedienen könne, mehrere Fälle. Ganz recht gibt er zuerſt die Verordnungen des Codex in dieſem Punkt an, nur iſt er hier nicht ganz volſtändig. Denn ein Gläubiger konte nach dieſen Geſezen nicht nur wählen, ob er ſeinen Schuldner oder den dritten Beſizer zuerſt belangen wolle (hieher gehört l. a. 14. C. de pignor.) ſondern er konte auch alle beide zugleich belangen. Dieſes leztere, welches er mit Stilſchweigen übergangen hat, beweiſt die l. 14. C. de obligat. & act. „Eſt „in arbitrio veſtro an — utrosque conveniatis.“ Nach dem Recht der Novellen und zwar der Nov. 4. c. 2. kan der dritte Beſizer allerdings verlangen, daß

der

der Gläubiger ſich vor allen Dingen an ſeinen Schuldner und deſſen Bürgen halte, denn er iſt nicht eher ſchuldig ſein beſitzendes Unterpfand abzutreten, als bis der Gläubiger von ſeinem Schuldner ſeine Befriedigung nicht erhalten kan, ohne daß ein Unterſchied zwiſchen einer general und ſpecial Hypothek gemacht wird. Bei der Nov. 112. c. 1. dem Stein des Anſtoßes bei dieſer Lehre unterſcheidet er nun mehrere Fälle: 1) ob dem Gläubiger eine General oder 2) eine Specialhypothek allein mit Ausſchlus anderer Gläubiger zuſtehe, oder 3) ob er eine General oder Specialhypothek zugleich mit andern Gläubigern habe. Nach Hrn. L. Meinung hat der dritte Beſitzer im erſtern Fal das beneficium excuſſionis, weil hier die Nov. 4 eintrete, hingegen im zweiten Fal ſpricht er es ihm ab. Im leztern Fal unterſcheidet er *wiederum* 2 Fälle, ob nemlich die Rede von einem jüngern oder von einem ältern Gläubiger ſei, weil hier in Anſehung der Excuſſion auf die Priorität geſehen werden müſſe. Im erſten Fal komt dem dritten Beſitzer das beneficium excuſſionis nicht zu, wol aber im zweiten. Dieſe Diſtinktionen ſind ohne geſezlichen Grund. Die Nov. 4. c. 2. iſt ganz allgemein und verſtattet jederzeit dem dritten Beſitzer das beneficium excuſſionis ohne Unterſchied, ob der Gläubiger eine General oder Specialhypothek habe, ob ihm dieſe allein, oder in Gemeinſchaft mit andern Gläubigern zuſtehet, wo aber die Geſetze nichts unterſcheiden, da dürfen wir auch keinen Unterſchied machen. Eben ſo wenig ſind in der Nov. 112 dieſe Diſtinktionen zu finden. Aus dem ganzen Inhalt dieſes weitläufigen Geſetzes erhellet, daß Juſtinian den Begrif einer in Streit befan-

beſangenen Sache habe beſtimmen und zugleich angeben wollen, in wie ferne eine ſolche Sache veräußert werden könne. Dieſen Geiſt athmet das ganze Geſez. Bei der Unterſuchung dieſer Frage komt nun Juſtinian auch auf das Unterpfand, ob es in dem Fal veräußert werden könne, wenn ſchon von dem Gläubiger die hypothecariſche Klage angeſtelt worden ſei, welche Juſtinian bejahend entſcheidet, weil das Unterpfand keine res litigioſa werde. Daß dieſes der Inhalt dieſer Stelle ſei, erhellet nicht nur aus dem Anfang, ſondern auch aus dem Schlus des Kapitels: dort heiſt es: „Ab „hoc autem litigioſi vocabulo hypothecas ſepa„rari decernimus, hier aber „Ex quo jam claret, „quod generales hypothecas multo magis litigioſi „vocabulo nolumus contineri“ und in der Folge: „Et hæc quidem de litigioſis & ſpeciali, nec non „generali hypotheca diſpoſuimus.“ Dieſe Worte beweiſen auch augenſcheinlich, daß Juſtinian hier keinen Unterſchied zwiſchen einer algemeinen und beſondern Hypothek in Anſehung der Veräußerung habe machen wollen. Dahero dasjenige, was er in der Mitte dieſer Stelle von einer Specialhypothek ſagt, ein bloßes Beiſpiel iſt, welches die Sache beſſer erläutern ſol. Aber eben dieſes Beiſpiel hat die Schwierigkeiten verurſachet, welche manchem ſchon ſo viel Schweis ausgepreſſet hat. Sie iſt aber klar, lichtvol und harmoniſch mit andern Geſezen, wenn man ſie frei von allen Vorurtheilen lieſt. Aus dem, was wir bisher geſagt haben, erhellet, daß das ganze Geſez von einem Gegenſtand redet, welcher gar keinen Bezug auf die Excuſſion, welche einem dritten Beſizer zuſtehet, hat. Es

kan

kan dahero auch keinen Unterschied zwischen einer General und Specialhypothek in Rükſicht auf die Excuſſion machen. Wer die Idee, daß ein Gläubiger bei einer Specialhypothek ſogleich gegen den dritten Beſizer des Unterpfands klagen könne, zur Lektüre dieſes Geſezes mit ſich bringt, der ſupponirt ſie bei folgender Stelle: „Si autem hoc debitor non fecerit (i. e. „ſi debitor ex pretio rerum venditarum, credi„tori ſuppoſitarum i. e. oppignoratarum non ſa„tis fecerit,) damus licentiam creditori, qui rem „venditam ſuppoſitam habet, eandem rem vin„dicare, donec ei ſatis pro debito fiat.“ Allein ſie ſagt nichts mehr und nichts weniger, als daß der Gläubiger, wenn ſein Schuldner das ihm verſezte Unterpfand veräußert und ihn von dem erlöſten Geld nicht bezahlt hat, er es bei einem dritten Beſizer vindiciren könne. Ob dieſes aber ſogleich, ehe noch ſein Schuldner ausgeklagt worden iſt, oder erſt alsdenn, wenn er ſeine Befriedigung von ihm nicht erhalten konte, geſchehen könne, davon ſagt Juſtinian hier nichts. Er konte aber dieſen Punkt um ſo mehr mit Stilſchweigen übergehen, da er ſich ſchon in der Nov. 4. weitläuftig genug hierüber erklärt hatte. Es zeigt vielmehr an, daß es in dem Fal, wenn der Gläubiger ſein Unterpfand bei einem dritten Beſizer anſprechen wil, es nach ſeiner vorher gegebenen Verordnungen geſchehen ſol. So wenig nun dieſe erſte Diſtinktion in dieſem Geſez gegründet iſt, eben ſo wenig iſt es die zweite. Dieſe Novelle macht keinen Unterſchied zwiſchen einem Gläubiger, der eine General oder Specialhypothek allein hat, und zwiſchen einem ſolchen, dem eine ſolche

Hypothek mit andern Gläubigern gemeinschaftlich zuste-het. Wenn Hr. L. dieses annimt, so siehet er ver-muthlich auf folgende Worte: Hoc autem præcipi-mus observari (wenn nemlich der Gläubiger sein Un-terpfand von einem dritten Besizer vindiciren wil, wie sich das Gesez ausdrukt.) si non forte ante aut per generalem aut per specialem nominatim hypo-thecam aliis fuerit creditoribus obligata. Tunc enim secundum sacrarum legum nostrarum teno-rem temporum privilegia unicuique creditorum decernimus. Hier wird freilich einer algemeinen und besondern Hypothek gedacht, allein nicht in Rük-sicht auf die Excussion, indem dem Gläubiger das Recht sein Unterpfand zu vindiciren alsdenn abgesprochen wird, wenn ein anderer Gläubiger auf besagte Güther ein älteres Pfandrecht hat. Denn es komt hier auf die Priorität an, welche causæ cognitionem erfordert. Es kan dahero in der angeführten Stelle der gemachte Unterschied nicht auf die Excussion gezogen werden. Mithin beziehet sich Justinian wiederum stilschweigend auf die Nov. 4. c. 2. und seine daselbst gemachte Ver-ordnung. §. 669 verwirft Hr. L. alle Entsagungen des vellejanischen Rathschlusses, weil er unter die leges absolute prohibitivas gehöre. Allein die intercessio mulieris ist kein actus absolute prohibitus, sondern es ist ein actus in favorem mulieris, nullus & non obligatorius. Dieses beweist l. 40. pr. de condict. indebiti. Si quidem ejus causa exceptio datur cum quo agitur, solutum repetere potest, ut ac-cidit in SC. de intercessionibus, und die l. 2. §. 2. de SC. Vellej. wo es heist: SC. opem ferre mulie-

ribus.

ribus. 2) Daß die Bürgschaft einer Frauensperson für einen Dritten, der ihr Man nicht ist, gültig ist, wenn sie dieselbe nach 2 Jahren wiederhohlt. Eine verbotene Handlung kan dadurch nicht gültig werden, wenn sie nach 2 Jahren wiederhohlt wird. 3) Daß eine Frauensperson ihre Intercession erfüllen mus, wenn sie Geld oder andere Dinge für dieselbe angenommen hat. Solte wol hierdurch erst eine verbotene Handlung rechtskräftig werden? 4) Daß durch die l. 32. §. 4 de SC. V. einer Frauensperson ausdrüklich erlaubt wird, der exceptioni SC zu entsagen. „Quoniam „SC. exceptionem opponere potest, *cavere de-*„*bebit*, *exceptione se non usuram*, & sic ad judi-„cem ire.“ Hr. L. sahe zwar selbsten ein, daß dieses Gesez ihm entgegen stehe, allein er wuste es nicht anders zu widerlegen, als daß er sagte: „Obstat om-„nino l. 32. §. 4. ad SC. V. Sed quid hæc unica „Pomponii assertio contra mentem Justiniani.“ Dieses heist aber die Schwierigkeiten nicht heben. §. 675 verbindet Hr. L. ganz besondere Begriffe mit den durch einen unrechtmäßigen Beischlaf erzeugten, in einer rechtmäßigen Ehe aber gebohrnen Kindern, weil er sie nicht als eheliche sondern als solche Kinder ansehen will, welche durch die nachfolgende Ehe erst legitimirt worden wären. Eben so glaubt er, daß Kinder, welche vor dem 7ten Monat gebohren würden, unehelich wären, wenn gleich der Vater sie als die seinigen anerkenne. Allein bei der Legitimation durch eine nachfolgende Ehe wird allezeit vorausgesezt, daß die Kinder, welche durch dieselbe legitimirt werden sollen, schon vor der eingegangenen Ehe nicht nur in Unehren erzeugt,

sondern auch gebohren sein müssen. Der §. F. J. de nupt. und die l. 11. C. de natur. liberis bestätigen unsere Meinung. Hr. L. fühlte selbsten die Schwierigkeiten, welche aus diesem Gesez gegen seine Meinung entspringen, und sucht sie dahero folgendermaßen zu widerlegen: 1) Contextus docere potest, ibi de legitimatione per subsequens matrimonium sermonem esse. Dieses räumen wir Hrn. L. von ganzem Herzen ein: allein zeigt dieses Gesez nicht deutlich, daß Kinder, welche durch eine nachfolgende Ehe legitimirt werden sollen, nicht nur außer der Ehe erzeugt, sondern auch gebohren sein müssen. Hieraus folgt also, daß Kinder, welche zwar außer der Ehe erzeugt, aber in der Ehe gebohren worden, keine legitimati, sondern würklich eheliche Kinder sind, um somehr da es gegen das Ende dieses Gesetzes heist: ut semper in ejusmodi quæstionibus, in quibus de statu liberorum est dubitatio, non conceptionis sed partus tempus inspiciatur. Wenn nun bei dem Zustand der Kinder, wozu gewis vorzüglich die eheliche Geburt gehöret, nicht auf die Zeit der Empfängnis sonden der Geburt gesehen werden sol, und es eine Rechtsvermuthung ist, wie Hr. L. selbsten § 674 gesagt hat, partum constanti matrimonio natum pro legitimo haberi, so scheint die bisher gehabte Meinung die richtigere zu sein. 2) Loquitur de liberis naturalibus, de quibus alia nostrorum, quam Romanorum sententia est. Auch hier sind wir mit Hrn. L. gleicher Meinung. Allein es fragt sich nur, ob das, was dieses Gesez von den mit einer Beischläferin erzeugten Kindern verordnet, nicht auf andere uneheliche Kinder

extendirt wird, welche Frage gewis nach der heutigen Praxi und nach den Verordnungen des kanonischen Rechts bejahend beantwortet werden mus. Denn würden wir die Legitimation der unehelichen Kinder durch eine nachfolgende Ehe nicht auf eine andere Art in Ausübung bringen, als es bei den Römern geschehen ist, so würden bei uns alle Legitimationen hinwegfallen müssen, da nach unsern Gesetzen auch der Concubinat unter die verbotenen Ehen gehört, der doch bei den Römern verstattet wurde. Aus eben der angeführten l. II. C. würden wir auch schließen, daß die Kinder, welche in der Ehe und zwar vor dem 7ten Monath gebohren werden, eheliche Kinder wären, weil man bei dergleichen Fragen auf die Zeit der Geburt sehen sol; da sie nun in der Ehe gebohren worden sind, so wird man ihnen auch die eheliche Geburt nicht streitig machen können. §. 952 behauptet Hr. L. daß die unehelichen Kinder erst alsdann solten zu Handwerken auf und angenommen werden, wenn sie vorher legitimirt worden wären, eine Meinung, welche allerdings die richtige ist; Selchow §. 209 ist gegenseitiger Meinung. Hingegen hat Hr. L. das Selchowische Schema der Ahnenprobe eben so abdrucken lassen, als es in seinem compendio jur. german. stehet. Mithin hat es eben die Fehler, welche dem Selchowischen ankleben.

Was nun endlich die Volständigkeit dieses Lehrbuchs anbetrift, so können wir auch hier nicht mit unserm Vers. ganz zufrieden sein. Denn ohne hier weitläuftig zu rügen, daß er die præcognita ausgelassen hat, welche an vielen Orten nicht ganz hätten übergan-

gen werden sollen, so hätten doch die Grundsätze des kanonischen Rechts, in so fern sie einen Einflus in verschiedene Lehren des bürgerlichen Rechts haben, zweckmäßig berührt werden sollen, welche aber der Hr. Verf. ganz mit Stillschweigen übergangen hat, so wie die Lehre vom Proces. Jus Canonicum aber und Theorie des Processes können in einem compendio über das bürgerliche Recht, welches nach des Hrn. Verf. Plan ausgearbeitet ist, unmöglich fehlen.

Aus dieser Anzeige werden nun unsere Leser selbst urtheilen können, daß zwar dieses Buch nicht ganz unbrauchbar sei, doch aber auch den Grad der Brauchbarkeit nicht habe, den man nun billig von einem neuen Lehrbuch erwartet. Hiermit verbinden wir

Appendix systemati elementari Jurisprudentiæ privatæ Romano-Germanico-Forensis a se concinnato a F. G. A. Lobethan. Halæ impensis orphanotrophei 1779. 156 S. in 8.

Ein vollständiges repertorium über die vornehmsten praktischen Samlungen wäre gewis ein Buch, wornach jeder Praktiker mit beiden Händen haschen würde, welches wir aber in dem nächsten Jahrzehend wol nicht erhalten dürfen. Einen ähnlichen Gedanken hatte Hr. L. bei diesem Buch. Er wolte wegen einzelner in seinem Compendio enthaltener Sätze auf praktische Fälle hinweisen, um sie hierdurch noch mehr zu erläutern und noch anschaulicher zu machen, und in der That glauben wir, daß dieses der leichteste Weg ist, seine Zuhörer, ob er es gleich nicht zunächst für sie bestimt zu

haben

haben ſcheine, von der Theorie zur Praxis zu führen, wenn ſie Fleis und Gelegenheit haben, die angeführten Samlungen nachzuſchlagen. Nur hat Hr. L. die neueſten Schriften von der Art gar nicht genuzt. Man wird einen Puffendorf, Strube, Schmidt ꝛc. vergebens ſuchen, da er nur die ältern allegirt hat z. E. Berger, Richter, Horn, Lynker, Carpzov, Hert, Wildvogel, Schöpf. Seine vorgebrachte Entſchuldigung mögte ihn wol wegen dieſes Vorwurfs nicht ganz rechtfertigen. „Quare qui vel omnibus, qui praxin juridicam exercent, ad manus ſunt ſcripta calluiſtica, vel quoniam non ita pridem in lucem edita ſunt & ſingulari gaudent præſtantia, juris cultori incognita manere non potuerunt.“ Allein die meiſten von den Samlungen, welche Hr. L. angeführt hat, dürften wol die Praktiker eben ſo gut, wie er beſitzen, da ſie immer noch unter die brauchbaren gehören, und die neuern hätten eben deswegen, weil ſie den ältern weit vorzuziehen ſind, genuzt werden ſollen, da man ſich unmöglich allezeit an die einzelnen Fälle, die darinnen enthalten ſind, erinnern kan. Bei dieſer Gelegenheit hat Hr. L. auch noch einige theoretiſche Schriften ſupplirt, die in ſeinem Compendium fehlen.

57.

## XVII.

### Hr. Anna Karl Lorry's D. d. A. von der med. Fak. zu Paris, Abhandlung von den Krank-

heiten der Haut. Aus dem Latein. überſezt von D. Chriſt. Fr. Held. I. B. 748 S. II. B. 514 S. ohne Reg. Leipz. bei Kruſ. 1779. 8.

Unſtreitig iſt Lorry's Buch von den Hautkrankheiten klaſſiſch: Nicht leicht iſt dem Verf. etwas entgangen, was hieher gehört. Mit einer bei den Franzoſen ſeltenen Beleſenheit in ältern und neuern Aerzten, giebt er ſeinem Werke die gröſte Vollkommenheit, und ſezt dadurch unbefangene Leſer in den Stand ſelbſt zu urtheilen. Dabei misfält die unnöthige und ermüdende Weitſchweifigkeit, die Hypotheſenſucht, der ſchwerfällige Stil und die Anhänglichkeit an gewiſſe Lieblingsideen gar ſehr. Stof zum Tadel fände ſich leicht, wenn wir kritteln wollten. Die Stellen der Alten ſind auch nicht allemal ſo benuzt, oder ſo getreu angeführt, wie es hr. Gruner (Morbor. Antiqu. Sect. De ſcabie, lepra &c.) gethan hat.

## XVIII.

D. Jo. Andr. Murray, Medicin. P. P. O. — Obſervationum & animadverſionum ſuper variolarum inſitione Satura. Sectio prima qua ſolemnia inauguralia — ſignificantur. Götting. 1779. 4. p. 20.

Obſervationum Sectio ſecund. p. 20.

Oblervationum Sectio tertia, & noviſſima P. 18.

So wenig mir ſonſt academiſche Gelegenheitsſchrifften anzuzeigen gewohnt ſind; ſo würde die gegenwärtige, (wenn ſie auch nicht den, ſchon allein empfehlenden, Nahmen des Hrn. Verf. führte,) doch alle Aufmerkſamkeit und eine beſondere Anzeige verdienen.

Zu einer glüklichen Einimpfung ſcheinen hauptſächlich zwei Stücke beizutragen; nemlich das flüſſige Eiter, und ein freier Zutritt der Luft; dem Herr M. noch, als ein beträchtliches Mittel, häufiges verdünnendes kühlendes Getränk hinzufügt: bei dieſem bedarf man nicht der Suttoniſchen Geheimniſſe, noch ſelbſt des Dimsdaliſchen Pulvers. Das flüſſige Eiter würkt zuverläßiger, wird leichter durch die zerſchnittenen Gefäßgen und Nerven aufgenommen, und würkt gelinder auf dieſelben, wie man bei vielen zu derſelben Zeit auf andere Art eingeimpften, bemerkt hat. Der Faden, das Pflaſter, die Binde machen einen Reiz, der oft eine Anſteckung vorſpiegelt, und die Wunde heile ſchwerer. Man ſolte den Einzuimpfenden nicht in das Zimmer des Blatternden, wegen der (allerdings) zu befürchtenden Anſteckung durch das Einathmen bringen: ſondern den Eiter in einer Ebenholzkapſel, oder in Wachspapier u. ſ. w. aufbewahren. — Die Kälte überhaupt ſtärke am allerkräftigſten das Nervenſyſtem, ſtelle den Ton der Gefäße her, verdicke die Säfte, vermehre die Seelenkräfte, hemme die Fäulung: man möge jene durch die Luft, oder das Getränk, oder die

Nahrung anbringen. Am stärksten würke die schnelle Kälte; als, eine bewegte Luft, das Untertauchen, das plözliche Uebergießen mit Wasser. Die Erfahrung hat die Wohlthätigkeit der Kälte in den natürlichen Blattern: (so wie die Erhizung das Gegentheil) erwiesen: eben jene kan man bei vielen Tausend eingeimpften, ohne Ableugnung aller historischen Gewisheit, nicht verkennen. Jedoch erfordert die Anwendung derselben, wie aller Arzneimittel, die nöthige Vorsicht. Bei der Fieberhize durch fäulichte Säfte kan man, ohne Nachtheil, eine Kälte ertragen, die einem Gesunden höchst beschwerlich, selbst gefährlich sein würde. Anders müsse man arbeitsame, an das kalte Bad, die rauhe Luft, trokne Speisen gewöhnte behandlen: oder andere, die viel Fleischspeisen, Gewürze, Brandtewein, genießen; als schwächliche, im Zimmer eingekerkerte, eine wenig nährende wäßrige Diät führende Personen. So wird eine hysterische Frau, ein entnervter Man, ein schwaches Kind, bei der Kälte entsezlich schaudern, die einem starken Manne Vergnügen erwekt. Auch die Jahreszeit, in der man die Fenster öfnen, oder ausgehen oder aus dem Brunnen eben geschöpftes Wasser trinken sol, macht wiederum einen großen Unterscheid; auf welches alles aber die Suttons nicht achten wollen. Auch alle Krankheitsperioden sind sich nicht gleich: so mus man nicht das Ausbruchsfieber zu sehr unterdrücken; es vielmehr verstärken, wenn es zu schwach ist; denn ein gewisser Grad des Fiebers, (worin, und nicht in den Blattern selbst, Hr. M. das Wesen dieser Krankheit sezt) scheint zur Entwickelung des Blatterngiftes nothwendig. Er fand selbst, daß durch

den

den Aufenthalt außer dem Bette das Fieber sich legte, weniger Blattern hervorkamen: hergegen zu eben der Zeit, in derselben Familie, bei gegenseitigem Verhalten auch das Gegentheil erfolgte. Eben deshalb und wegen gehindertem Genus der freien Lüfte, scheinen ganz junge Kinder am mehrsten zu leiden. Zu starke Kälte, zu sehr dünne Diät, und Abführung, können die Kräfte so herunter bringen, daß sie das Gift nicht gehörig bearbeiten, oder hernach den Körper nicht gehörig davon reinigen können. Daher erfolgt eine schnelvorübergehende Fieberbewegung, wenige Flecken, ein Ausschlag ohne die gehörige Dauer und Eitergang; und die Fähigkeit zu einer neuen Ansteckung; oder man verursacht doch einen nicht auf einmal hervorkommenden Ausschlag. Das häufige, mehligte, säuerliche Getränk mus blos die Wärme der Frühlingsluft haben (und zu andern Zeiten hat Hr. M. noch nie eingeimpft.) Die Kenzeichen, aus denen man eine völlige Sicherheit vor künftiger Ansteckung schließen kan, sind mehrere mit einander vereinigt: nach vorhergegangener gelinden, nicht weit ausgedehnten Röhte, nebst etwas Härte, Jucken und gelindem Schmerze, mus die kleine (nach der neuen Methode gemachte) Wunde, mit einem Bläsgen bedekt sein, in welcher sich einiger Eiter samlet, darin entweder troknet, oder, nach der Zerplatzung ausfievert. Zugleich sind auch wol kleine Blättergen in der Nachbarschaft; und ein Schmerz in der Achsel, besonders, auf gelinden Druk: oder ein Steifsein, oder ein stumpfes Gefühl. Das oft so sehr gemäßigte Fieber läst sich nicht gut bemerken, oder kömt auch in der Nacht, nach der unzuverläßigen Nach-

richt der Wärterinnen: daher schließe man lieber auf das Fieber aus andern Zeichen: als aus einer unruhigen Nacht, nach vielen vorhergegangenen ruhigen; der Müdigkeit, der Sehnsucht nach dem Bette, dem Kopfschmerz, Röhte der Wangen, Ekel, Erbrechen, Rückenschmerzen, unreiner Zunge, unangenehmen Geschmacke, fehlender Eslust; einem unangenehmen Geruche aus dem Munde. Es ist nicht so leicht zu bestimmen, ob wahres Eiter in den Pocken gewesen sei: denn oft bleiben nur wenig schwörende Pocken übrig, und diese werden oft noch aufgekrazt, oder zerplatzen.

Zweiter Abschnit. Ein sehr drückender Einwurf gegen das Einimpfen ist der, daß man dem gesundesten, zu der Einimpfung bestimten Menschen, nicht für sein Leben einstehen kan: daher ist der Rath bei einzelnen Personen sehr schwer zu ertheilen. Denn das, die Pocken vielleicht tödtlich machende, Gift, könte mit der Zeit überwunden werden, oder doch die Person noch verschiedene Jahre leben. Dergleichen Unglük ist zwar sehr selten: in den ersten, noch nicht erhellten Zeiten der Einimpfung, starb der 52ste; die Suttons rechnen aber nur auf 17000, 5-6 Todte. Unterdessen giebt doch auch dies keinen einzelnen Personen völlige Sicherheit. Nichts würde zur Verhütung dergleichen künftigen unglüklichen Fälle mehr beitragen, als eine freimüthige Erzählung der würklich gehabten Todten, nebst der Leichenöfnung. Eine Ursach dieses betrübten Ausgangs scheint die Schwäche des Nervensystems. Hr. M. sahe, als Zuschauer, zwei solche unglükliche Fälle. Der eine war ein halbjähriges Kind, von einer

hyſteriſchen Mütter geſäugt, bei deſſen Oefnung man keinen Fehler entdecken konte. Bei dem andern zweijährigen Kinde waren die Zeichen der Anſteckung am ſechſten Tage noch zweifelhaft; aber ſo blieb die Wunde, ob ſich gleich ſchon andere Merkmahle der Pocken zeigten. Eine ähnliche Erſcheinung bemerkte Hr. M. bei einem einjährigen Kinde, das er, der zu befürchtenden Anſteckung wegen, einimpfen muſte. Am 6ten Tage war die Wunde geſchloſſen, und ohne Röhte: die Pocken brachen häufig, außer der gewöhnlichen Ordnung, aus, erhoben ſich nicht, und ſchworen nicht gehörig. Am dritten Tage zeigte ſich ein rother Ausſchlag (rash), das Geſicht ſchwol, war roth, das Fieber heftig: doch gieng die Geſchwulſt in die Hände über, und das Kind rettete er durch Klyſtiere, Chinarinde und Vitriolgeiſt. Die Urſach dieſer Trägheit der Faſern bei den geſundeſten Perſonen bekent er, nicht zu wiſſen, da ſchwächliche, blaſſe, oft ſich ſehr gut bei den Pocken befinden. In jenem Falle mus man die Entzündung und das Fieber verſtärken. Dimsdale räth ein Abführungsmittel: aber es ſcheint mir bedenklich: ſicherer iſt ein Brechmittel, da dies ſtärker erſchüttert, weniger ſchwächt, die Ausdünſtung befördert: nächſtdem Fleiſchbrühen, etwas Rheinwein, Biſam, Kampher, die Rinde, vorzüglich ein Senfteig, oder Canthariденpflaſter. — Eine andere Urſach iſt eine plözlich ſich zeigende Neigung zur Fäulnis; ſo geſund auch ſolche Perſonen vor der Einimpfung ſcheinen: ſo erfolgen doch öfters hernach Peterſchen und ſchwarze Pocken. Zu ſolchen tödlichen Urſachen kan man noch die Spuhlwürmer rechnen. So ſtarb ein Kind, bei wenigen gelinden, faſt

ſchon

ſchon abtroknenden Pocken, unter Zukungen (einen ähnlichen Fal ſahe Recenſ.) da man nichts widernatürliches, als Würmer, fand. Unterdeſſen haben doch viele von Würmern geplagte Kinder oft ganz gelinde Pocken: und dennoch ſchüzt die Dimsdaliſche Methode ſelbſt hier nicht vor ſolchen Unglüksfällen. Es bleibt alſo immer gewis, daß ein glüklicher Erfolg der Einimpfung nicht blos von der Kunſt abhängt. — Unter die widrigen Vorfälle beim Einimpfen gehört der nicht auf einmahl erfolgende Ausbruch der Pocken; er entſteht mehrentheils auf zu kühle Luft, beſonders beim Ausbruche, auf eine zu nahrhafte Diät und zu ſtarke Bewegung bei der zu leichtgeachteten Krankheit; auch auf Verſtopfung. Eine ſehr genaue, lebende Krankengeſchichte eines achtjährigen Knabens, der nach der Einimpfung (während welcher er ſich faſt bis zur Ohnmacht erſchrak,) zur gehörigen Zeit gute Pocken bekam. Am 4ten Tage (nach dem bemerkten Fieber) bewegte er ſich ſtark in freier Luft; in der ſechſten Nacht wurde er unruhig und ſehr fieberhaft; ſo daß er die folgende Nacht ſelbſt raßte, nebſt mehreren Anzeigen eines Ausbruchsfiebers. Gleich nach dem Anfange dieſes zweiten Fiebers fand ſich ein ſo häufiger Speichelflus ein, daß er ½ Pfund in ½ Tage auswarf: die zweitägige Verſtopfung hatte er vorher geläugnet. Am 4ten Tage nach dem neuen Fieber, zeigten ſich wenige neue Pocken, von denen einige eiterten. — Einige Folgen rungen aus dem vorhergehenden. — Der Schrecken, der hier nicht ſchadete, wird es noch weniger bei zärtern Kindern thun. Die Luft war damals recht warm: alſo iſt die Kälte nicht die einige Urſach des zweiten

Aus-

Ausschlages. — Die Ursach des starken Speichelflusses, der sonst nur bei zusammenfließenden Pocken ist, läst sich hier schwerlich ausfindig machen.

Der dritte Abschnit. Es ist für den Arzt unangenehm, daß man nicht genau die Zeit des Ausbruchs, nach der Einimpfung, bestimmen kan: man hat Beispiele vom 5-23 Tagen. Hr. M. sahe sie nicht vor dem 6ten Tage: von demselben Eiter erfolgt der Ausbruch bei einigen einen Tag später. Verziehen sie sehr lange, so kan unter der Zeit eine nqtürliche Ansteckung noch vorgegangen sein. Das frische Eiter pflegt indessen doch schneller zu würken. Die Anlage zu den Pocken ist sehr verschieden. Zwei Schwestern, und eine Verwandte, impfte man an einem Tage ein. Die eine bekam sie, nach dem ersten male: die Verwandte nach dem dritten male; und die eine Schwester auch hievon gar nicht, ob man gleich ganz frisches Eiter nahm; doch machten einige andere Umstände die geschehene Ansteckung wahrscheinlich. — Oft heilen, zum Misvergnügen des Arztes, die Wunden sehr langsam, wenn gleich kaum ein Tropfen Blut kam, oder die Wunde mit der Spitze der Lanzette nur gemacht wurde. Solten verdorbene Säfte, zu große Empfindlichkeit, oder zu schlaffe Fasern, der Grund hievon sein? Inzwischen findet man doch auch völlig gesunde Personen, bei denen die Wunde sehr lange offen bleibt, und hernach ohne alle Arznei zuheilt. Hr. M. erzählt mit aller Volständigkeit einen Fal, wo nichts als die Schlafheit der Fasern die Ursach der langen Eiterung zu sein schien. Die Einimpfung geschahe bei einem

fünf-

fünfjährigen Mädgen, durch einen Faden, ohne alle Salben, u. d. Der Zuflus und die Entzündung wurden bald sehr heftig, so daß man am 11ten Tage den im Gelben vom Ei aufgelösten Campher auflegen muste. Der Blattern waren nur ohngefehr 70. Nach der Eiter gab man ein wiederholtes Abführungsmittel: doch waren die Wunden am 41ten Tage noch fließend. Nach dem Gebrauche einer Chinalatwerge heilte die eine bald zu; bei der andern muste man die China in größern Dosen, nebst öfteren Dosen der Jalappe zum Ableiten, geben, und ein Bleipflaster auflegen. Doch fiel die Cruste erst 10 Wochen nach der ersten geheilten Wunde, ab: darauf wurde das Mädgen völlig gesund.

Man sieht auch wiederum aus diesen schäzbaren Aufsäzen, wie viele aufgeklärte praktische Kentnisse Hr. M. (außer seinen bekanten Einsichten in die Botanik, und die Materia medica, in welchen er einer unserer ersten Schriftsteller ist,) besizet, wodurch er sich so manchen ausübenden Arzt sehr verbindlich gemacht hat.

2 † 7.

## XIX.

Einer jüngern Sophie Reise — aber nicht von Memel nach Sachsen — Abstineat positis, quem vexat nausea, mensis. Malen. Des ersten Bandes erster Theil. Frankfurt und Leipzig 1780. in der Felsekerschen Buchhandlung. 8. 12 Bogen.

Die

Die Jungfer kan immer zu Hause bleiben. Wirds niemand übel nehmen — und eben so wenig wird das Publikum die Unterhaltung von Herrn Pastor Gottlob und Herrn Pastor Gerngroß — Sr. Hochehrwürden, den Herrn Kilianus Franciscus Masenius, Herrn D. Weinstein und den Jenischen Studenten Karl, nicht zu vergessen — vermissen.

Das ganze Bändchen ist äußerst arm an Handlung, und der Man, Jüngling oder Knabe, was der Verfasser ist, der die Hermessche Sophie tadelt, erlaubt sich eine Episode oder vielmehr eine förmliche Abhandlung über den Punkt der Ehescheidungen von S. 115-192 !!!

Kläglich ist der Einfal des Herrn Jodocus Ansheim von Sehviel, eine Bienenkönigin rasieren zu wollen, um in ihrer Physiognomie das Königliche zu entdecken. S. 111 folgg.

Der Beichtvater S. 153 folgg. ist wahre Karikatur. — Kurz, mich dünkt nicht, daß es sich der weitern Mühe lohnt, zu beweisen, daß der Verf. es dabei bewenden lassen solte, mit dem ersten Bande des ersten Theils die Makulatur vermehrt zu haben.

7.

## XX.

Blauauge, ein Mährchen aus Morgenland, Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung 1779. 8. Wird

Wird also hauptsächlich nur denjenigen Abendländern behagen, die an Erzählungen aus dem Morgenlande Geschmak finden.

7.

## XXI.

**Karl Weißenfeld, zweiter und lezter Theil mit Kupfern, Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung 1779. 8. S. 412.**

Der Verf. bestätigt bei dem zweiten Theil seines Werks das Schlimme, das unser Kollege Nr. 48 von dem ersten Theile gesagt hat *): „Der Verf. ist kein Genie vom ersten Range — tiefe Blicke ins Herz des Menschen, mit täuschender Wahrheit dargestelte Charaktere ꝛc. darf man bei ihm nicht suchen. — Neue, tiefe Bemerkungen über den Menschen, seine Ausbildung und Perfektibilität haben wir nicht gefunden.“ Ja er raubt sich auch selbst vielleicht den grösten Theil des Lobs, das obiger Recensent wegen der Brauchbarkeit des Buchs für die Klasse der Leser, der es bestimt war, ihm ertheilt hatte. Es solte den Müttern die schlimmen Folgen der verzärtelten Erziehung vorstellen, dazu war der erste Theil hinreichend. Auch schien

*) Band, 15. S. 238 39.

schien der Verf. erschöpft. Daher hat er selbst auf dem Titel des 2ten Theils den Beisaz „ein Lesebuch für Mütter, angehende Erzieher und junge Leute“ weggelassen. Wirklich gehört zur Darstellung jener Folgen nichts, als die weitere Geschichte Karls, die doch an jedem Orte, in Berlin, Greifswalde, Helmstädt, Paris ꝛc. immer die nämliche ist. — Schulden machen und dann an die Mutter um Geld schreiben — und so konte der Pursche, wie seine Mutter durch eine gleich unnöthige Reise, und wie die alberne Rosalinde, durch die ganze Welt geführt, und das Werk bis zum 26sten Theile, wie de la Porte's Reisen, gedehnt werden.

Indessen muste dieser Band doch eine verhältnismäßige Größe haben, und daher wird er mit allerhand Materialien ausgestopft, so wie der Verf. überhaupt so viele humanistische, theologische, historische, metaphysische ꝛc. ja selbst algebraische Gelehrsamkeit über die Quadratur des Cirkels auskramt, daß der junge Julius einem Bedienten in Stralsund, Namens Lars, eine Stelle aus der sechsten Rhapsodie des Homer voraübersezen mus, wo denn der gute Astyanax den Lars, wie billig, bitterlich weinen macht.

Von S. 10–52 disputiert der Kammerrath Wegner in gedachtem Stralsund über den Zustand der Seele nach dem Tode mit vieler Geistesanstrengung und in dem ordentlichsten Zusammenhange, ungeachtet er S. 10 so schwach schon gewesen war, daß er vergessen hatte, welch ein großer Liebhaber sein Vetter Julius von dem Griechischen ist.

S. 230 erhebt sich eine Disputation über die Wahrheit der christlichen Religion zwischen abbelobtem

Julius, einem Ideale von Tugend, und dem Juden Ephraim, dessen Bekantschaft, wie sehr viele andere, auf dem Postwagen gemacht, und der am Schlusse des Gesprächs beinahe bekehrt wird.

S. 302 ist eine ganze, große Stelle aus einem angeblichen Buche des alten Weißenfeld, „historisch-kritische Nachweisung, daß die Europäer Israeliten, und von den verlohrnen zehen Stämmen Abkömlinge sind. Hamburg 1776." eingerükt. Recens. weis nicht, ob ein solches Buch erschienen ist, oder nicht? Im ersten Falle wars gar sehr unnöthig, solchen elenden Kohl wieder aufzuwärmen, im zweiten bewiese der Verf. wie wahr es ist, was er in der Vorr. des ersten Theils sagt: er mache keinen Anspruch auf Wiz.

S. 372 ist eine Skizze einer Universalgeschichte, als eine Probe von dem Unterrichte, den Julius in Stralsund gab, so wie S. 367 eine Probe von seinen Uebungen in der Steganographie — einer Uebung, die mehr mechanisch ist, als daß er Einflus auf Genie und Beurtheilungskraft hätte.

Noch einige Worte über einige einzelne Stellen. S. 69 lernen wir, daß der K. R. Wegner am 10 Jul. Nachmittags um 1 Uhr gestorben ist.

S. 116 verräth der Verf. Mangel an Weltkentnis, daß er die Hofr. Weißenfeldin am Wiener Hofe vorstellen läst. Dies geschieht gewis nicht, wenn der Adel, und zwar der hohe Adel nicht aufs strengste erwiesen wird.

S. 128 und 134, auch S. 359. S. 402 ꝛc. läst er ohne die geringste Vorbereitung, mithin ohne Wahrschein-

scheinlichkeiten die Leute sich antreffen, an welchem Orte der Welt er sie braucht.

Endlich etwas über Nachläßigkeiten des Stils! S. 3 steht, Ombrage, das sehr leicht Verdacht heißen könte. — S. 169 läst er den Pfarrer Peenmüller Medisance sagen, weil das Teutsche, Verleumdung, zu grob klinge, als ob ein fremdes Wort nur deswegen, weil es fremd ist, weniger sagte, und noch dazu hatte der Pfarrer bei dem ganzen Auftritte dem Hofrathe so viele wahre Sottisen gesagt, daß er seine Ausdrücke einfältig nante. S. 167. — Vielleicht ein Beweis von der Wahrheit, daß wir das Herz gerne Preis geben, wenn man nur an unserm Verstande nicht zweifelt.

S. 259 glaubt die Mutter an die Droiture ihres Karls, der sich S. 265 routiniren wird.

S. 315 steht folgende Periode: „Eben deswegen flohe ihn izt, da sein Unglück bekant wurde, und seine Freunde sich leicht vorstellen konten, was sie unter diesen Umständen in seiner Gesellschaft zu gewarten haben würden, Jederman. Mehreres wil ich nicht rügen, da der Verf. in der Vorrede“ wegen der Drukfehler sowol in den eigenen Namen, als besonders in der häufigen Verwechslung des dem und den“ um Nachsicht bittet.

Die Kupfer sind vortreflich.

7.

## XXII.

Commentationes Societatis Regiæ Scientiarum Gottingenſis per annum cIↃ IↃ ccLXXIX. Volumen II. Cum Figuris. Gottingæ, apud Jo. Chriſt. Dieterich. cIↃ IↃ ccLXXX. 4.

Wir haben bei der Rezenſion des erſten Bandes dieſer Jahrbücher (S. Auserleſene Biblioth. Band XVII.) unſern Leſern die neue Einrichtung, daß nemlich die Aufſätze jeder Klaſſe auch einzeln verkauft werden, bekant gemacht.

I.) Phyſiſche Klaſſe. Die Abhandlungen füllen 138 Seiten.

1) *Jo. Andreæ Murray* Obſervationes ſuper ſtirpibus aliquot exoticis horti R. botanici p. 3-24.

2) Obſervationes chirurgicæ. *Aug. Gottl. Richteri.* p. 25-40.

3) De caeruleo materiarum vitro aemularum in antiquis monumentis obviarum colore, *Jo. Frid. Gmelin* Commentatio. p. 41-64.

4) *Jo. Beckmanni* Commentatio de Laccis rubiæ tinctoriæ & phytolaceæ decandræ. p. 65-78.

5) *Henr. Aug. Weisbergii* Obſervationes anatomico neurologicæ de ganglio plexuque ſemilunari in abdomine & nervis illum formantibus. p. 79-111.

6) Hiſtoria tumorum variorum circa carpum & in vola manus obvenientium, qui ſimillimi

limi alicet facie, qua indolem tamen & ſanandi methodum prorſus discrepant. Auctore *Olavo Acrel.* p. 112-138.

II.) Mathematiſche Klaſſe. 60 Seiten.

1) De uſu filorum motui diurno non parallelorum in primis ad maculas ſolares obſervandas. *A. Gotth. Kaeſtner* p. 3-19.

2) *Alb. Lud. Frid. Meiſteri* de variis Architectorum conatibus, optimam munimenti formam ope analyſeos definiendi. p. 20-60.

III.) Hiſtoriſche und philologiſche Klaſſe. 154 Seiten.

1) *Chriſt. Guil. Franc. Walchii* de Hyſtaſpe ejusque vaticiniis apud Patres Commentatio. p. 3-8.

2) Tertia de Zoroaſtre Commentatio, in qua praeſertim in eorum, quos Anquetilius ſub Z. nomine vulgavit, librorum antiquitatem atque auctoritatem inquiritur. A *Chriſtoph. Meiners.* p 19-51.

3) De linguæ Germanicæ epocha diplomatica Commentatio *Jo. Chriſtophori Gatterer.* p. 52-124.

4) De Theogonia ab Heſiodo condita. Ad Herodoti Lib. II. C. 52. Commentatio. A. *Chr. G. Heyne.* p. 125-154.

Noch ſind einige ältere Abhandlungen beigelegt, die der Societät vor ihrer Erneuerung vorgelegt, aber noch nie gedrukt worden. Es ſind ihrer zwo. Sie betragen 60 Seiten.

1) Animadverſiones ad litteraturam Runicam Commentatio I. *Jo. Phil. Murray.* p. 3-13.

2) Animadverſiones in litteraturam Runicam Commentatio altera *Jo. Phil. Murray.* p. 14-60. Beide Aufſätze wurden ſchon im Jahr 1767 der Societät vom ſel. Verf. mitgetheilt.

Wir ziehn dieſe Abhandlungen nicht genauer aus, weil man ja gleich, wenn ſie vorgeleſen werden, in den Göttingiſchen Anzeigen von gelehrten Sachen, ausführliche Nachricht erhält.

53.

## XXIII.

Brelocken aus Allerley der Groß und Kleinmänner. Leipzig in der Dykiſchen Buchhandlung 1778 184 Oktavſeiten.

Da das berüchtigte Allerley in unſrer Bibliothek angezeigt worden: ſo müſſen wir die Brelocken dazu nachholen, die wir, wenn's jezt nicht zu ſpät wäre, unſern Leſern in einem feinen Toilettenkäſtchen, ſauber und rein vorlegen würden. Das Büchlein iſt gar ſchön. Nur der Schwärmerclubb unſers Jahrzehns hat ſich darüber gekreuzigt und geſegnet. Dazu war das Buch eigentlich beſtimt.

365.

XXIV.

## XXIV.

**Neueste Beschreibung aller Merkwürdigkeiten Wiens. Ein Handbuch für Fremde und Inländer. Mit vielen (26) Kupfern. Wien, im Verlage bei Joseph Edlen von Kurzböck. 1779. 14 Bogen Oktav.**

Mit Herrn Nicolai's Beschreibung der Königlich Preußischen Residenzstädte Berlin und Potsdam darf man dies Werk nicht vergleichen; weil es durch eine solche Vergleichung zu viel verlieren dürfte. Es ist billig, daß man den ungenanten Verfasser nach seiner Absicht beurtheilt, die allerdings von Herrn Nicolai's Absicht verschieden war. Aber den Wunsch wird man uns doch bei dieser Gelegenheit erlauben, daß irgend ein fleißiger und geschikter Man in Wien, sich Herrn Nicolai zum Muster wählen, und uns durch eine ausführliche und genaue Beschreibung der Denkwürdigkeiten Wiens in allen ihren Zweigen, in der politischen Staatenkunde weiter führen möge. Ueber Unfruchtbarkeit des Stofs würde ein solcher politischer Topograph gewis nicht zu klagen Ursach haben; weil nicht blos die Zahl der Materialien ansehnlich, sondern auch ihr Gehalt sehr reichhaltig ist.

Die vorhandenen Beschreibungen dieser merkwürdigen Stadt, als des P. Fischer, P. Fuhrmann, Weiskern's befriedigen den Leser für kein einziges Fach

gehörig. Wie elend sind z. B. die Beschreibungen der zu Wien befindlichen Antiken in Weiskern's Topographie? Für den Statistiker und Politiker ist noch weniger gesorgt worden. Allen diesen Mängeln ist mit dem Werkchen eben so wenig abgeholfen, welches wir jezt anzeigen. Wir hätten stat der Kupfer lieber eine größere Genauigkeit und Ausführlichkeit in den Nachrichten gewünscht. Denn wem sollen die Kupfer nüzlich sein? Dem Inländer nicht; weil dieser die abgebildeten Gebäude und Kirchen täglich mit Augen sehn kan. Dem Fremden auch nicht; weil die Kleinheit der Zeichnungen den eigenthümlichen Charakter der abgezeichneten Gegenstände nicht deutlich genug darstellt; zumal, da man ihm mit der beigefügten Beschreibung nicht gehörig zu Hülfe kömt. Die Kupfer vertheuren also das Werk, und haben dafür fast gar keinen Nutzen. Man hätte dafür lieber noch ein halb Alphabet Nachrichten mitgeben sollen, mit denen dem Inländer so wol als dem Fremden hätte gedient sein können.

Wir wollen doch die in diesem Buch berührte Materien anzeigen. Voran geht eine kurze Nachricht von der Stadt Wien überhaupt. Dann folgen: — Die Burg. — Die kaiserliche Schazkammer. — Die Kabinette der Medaillen, Münzen, Physik, und Naturgeschichte. — Der K. K. Büchersaal. — Die Reitschule. — Die K. K. Bildergalerie. = Das K. große Zeughaus. — Das Zeughaus auf der Seilerstadt. — Das Zeughaus auf dem Salzgriese. — Das bürgerliche Zeughaus. — Der Windhagische und Schwindische Büchersaal. — Andre öffentliche Gebäude.

de. — Vorzügliche Privatgebäude. — Bildersamlung in dem großen Lichtensteinischen Hause. — Die merkwürdigsten Kirchen und Klöster. — Die merkwürdigsten öffentlichen Denkmäler. — Verzeichnis der rarsten Gemälde, welche in Kirchen und Klöstern zu sehn sind. — Manufakturen und Fabriken. — Ein Verzeichnis der K. K. Niederleger und Groshändler. — Besondere Kabinette und Samlungen in Privathäusern. — Antiquitäten, Kuriositäten, Naturalien und andre Kabinette. — Das K. K. Theresianum. — Ein Verzeichnis der akademischen Künstler. — Oeffentliche Spaziergänge und Belustigungsörter. — Noch andre Merkwürdigkeiten. — Zeitungen und Journale.

Zur Probe ziehen wir noch einige Nachrichten aus, zum Dienst unsrer Leser. Die Stadt ist mit 12 Bastionen umgeben. Ihr Umfang von der Pastey angerechnet hält 2124 Klafter. Sie hat 8 ziemlich große und 14 kleinere Plätze; 68 Kirchen und öffentliche Kapellen, unter denen eine Domkirche, eine Dekaney, 5 Pfarrkirchen, 11 Mansklöster, 7 Frauenklöster, eine Kommenthurey des Deutschen und eine des Maltheserordens; über 1344 Palläste und andre Häuser; mehr als 3000 Herrschaftswägen; ohngefähr 200 Stadtlöhnkutschen; bei 400 gemeine Löhnwägen, und 50 bis 60 Sesselträger. Das ganze Jahr hindurch wird die Stadt von 3445 Laternen beleuchtet. Auch die Hauptwege, die von der Stadt in die Vorstädte führen, sind mit einigen tausend Laternen beleuchtet. Die aneinander hängende Gebäude der Burg oder der Residenz halten 64 Klafter in die Länge und über 34 in die Breite.

Die Anzahl der antiken Medaillen im K. K. Medaillenkabinet ist bis jezt ohngefähr auf 22000 Stücke angewachsen, wovon Hr. Eckhel einen Katalogen ans Licht gestelt hat, unter dem Titel: Cimmelium Viennense. Im physischen Kabinet kan man die Modelle von den Maschinen sehn, die in den hungarischen Bergwerken gebraucht werden. Alle diese Kabinette stehn dem Publikum einige bestimte Tage in der Woche offen. Die Zahl der Bände in der K. Bibliothek beläuft sich auf 300.000. Der Saal ist 240 Fus lang und 54 breit; er wird in der Mitte unter der Kuppel durch einen noch größern ovalrunden Saal unterbrochen, und dadurch 100 Fus breit. Hier steht auch das vortrefliche marmorne Monument, welches Maximilian von Fugger von Ephesus mitbrachte. Die Bücherschränke sind von Nusbaumholze. Bei 12000 Manuscripte sind auf der Bibliothek. Die Büchersamlung des Prinzen Eugen, ohne die prächtigen Kupferstiche, 15000 Bände stark, ist gleichfals der öffentlichen Bibliothek einverleibt worden; dann die große Samlung geographischer Karten des Baron von Stosch, und die Büchersamlung von Swieten's. Unter Leopolds I. Regierung waren erst 8000 Bände beisammen. Kollar's Analecta monumentorum omnis ævi Vindobonensia und Lambec's Commentarii müssen nachgesehn werden. Die K. K. Bildergalerie besteht gegenwärtig aus 22 großen Zimmern. Sie ist im Belvedere aufgestelt. Im großen Zeughaus findet sich noch die Rüstung von Gottfried von Bouillon; und Gustav Adolphs Koller von Büffelsleder, von einer Kugel durchbohrt, die ihn 1632 in der Schlacht bei Lützen tödt-

tödtete. Im Zeughaus findet man für 40,000 Man Rüstung. Das bürgerliche Zeughaus zeichnet sich gleichfals aus.

Die Universität zu Wien ist 1237 vom Kaiser Friedrich II. gestiftet. Das prächtige Universitätsgebäude ist 1756 eingeweihet worden. Die anatomischen Präparate Ruyschens, Albins, Lieberkühns, ꝛc. die von Switten für 20,000 Gulden angekauft und dem Kollegium der Aerzte geschenkt hat, stehn im medizinischen Auditorium. Hr. Herbert hält Sommers an den Sontägen zum Nutzen der Künstler und Handwerker im Hörsaale der Physik und Mechanik seine Vorlesungen über die Mechanik. Ausführliche Nachricht von der Lichtensteinischen Bildergalerie findet man in Vincent Fanti's Descrizione completa di tutro cid che si ritrova nella Galleria di S. A. il Principe di Lichtenstein. 1767.

Die Länge der St. Stephanskirche ist 342, die Breite 222, und die Höhe bis zum Gewölbe 78½ Schuhe. Das Gewölbe wird durch 18 freistehende und eben so viel Wandpfeiler unterstüzt. Der Thurm ist 434 Fus hoch. Die große Glocke wiegt 354 Centner, ohne den Schwengel, der für sich allein 1300 Pfunde wiegt. Der Hochaltar kostete 25,487 Gulden. Das vormalige Profeßhaus der Jesuiten ist seit der Aufhebung dieses Ordens in die K. K. Kriegskanzlei verwandelt worden; die Bibliothek der Jesuiten hat man der Universitätsbibliothek einverleibet. Im Schiffe der Augustinerkirche ist die Kapelle zu Loretto genau nachgeahmt worden. Hier liegen unter andern Daun und Swieten begraben. Bei den Kapuzinern ist die K. K. Gruft,

Gruft, in welcher täglich mehrere Messen gelesen werden.

Die Beschreibung der öffentlichen Denkmäler S. 145 u. f. kan kein Protestant ohne Ekel und Aergernis lesen. Das gilt auch vom grösten Theil der aufgeklärten Katholiken. Was sol man sich z. B. bei dem Worte „Gottesgebährerin“ denken. Die 205 Centner schwere Statüe der Jungfrau Maria auf dem Hofe soll ein „Denkmal der österreichischen Frömmigkeit sein,“ weil sie auf 22,233 Gulden zu stehn gekommen ist. An der Statüe der h. Dreieinigkeit auf dem Graben erinnern wir uns noch sehr geschmaklose Vorstellungen gesehn zu haben. Es ist eine 66 Fus hohe marmorne Pyramide, die mit den dazu gehörigen Figuren 66,645 Gulden gekostet hat. In dem die Vermählung Josephs und der Maria vorstellenden Monument auf dem Hohenmarkt ist auch keine malerische Idee, und die Arbeit des Bildhauers ist noch schlechter, als die Zeichnung.

Von den Wiener Fabriken ist gar zu wenig gesagt. Man hat nicht einmal die Nachricht mitgetheilt, ob sie besucht werden dürfen? Uns wenigstens wurde die Kottonfabrike in Schanchat nicht gezeigt. Die vornehmsten Fabriken sind; die Porzellain, Seidenband, Seidenflöre, Leder, Drathzugs, Papiertapeten, Seidenzeugfabriken.

Die vornehmsten Privatkabinette in Wien sind: des Fürsten von Kaunitz-Rittberg, Freiherrn von Hagen, Herrn von Gundel, Hofrath von Hertelli, Herr von Grosser, Fürst von Gallizin, General von Wall-

Wallmoden. Alles Bilder oder Kupferstichsamlungen. Das Francische Antikenkabinet gehört dem Reichshofrath von Heß.

Das K. Theresianum besizt die Garellische Bibliothek von 11,000 Bänden. Ein Katalog derselben ist 1778 fertig geworden. Die Spaziergänge bei Wien sind der Prater, der Augarten, das Belvedere, der fürstlich Schwarzbergische Garten. Das K. Sommerschlos, Schönbrun wird reizend geschildert. „Majestätische Alleen, Kaskaden, Ruinen, Bassins, dunkle heilige Gebüsche, Grotten, lebendige Quellen, Springbrunnen, Pyramiden, Labyrinthe, Statuen, Wildnisse, Pavillons, Teiche, Menagerien, Vogelbauer, und eine auf dem Berg angelegte Kolonnade, mit der herlichsten Aussicht.“ Laxenburg; der Kalteberg; Dornbach, wo der Feldmarschal von Lasci sein Lustschlos hat; Baaden; Simmering; Hüteldorf; Debling; Wäring; lauter Belustigungsörter, nahe bei Wien.

Wien hat fünf politische Zeitungen: das Wiener Diarium bei von Gehlen; eine Französische und Kriegsnachrichten, bei Trattnern; eine Welsche und Lateinische, bei Kurzböck, wo auch die K. K. privileg. Realzeitung ausgegeben wird, die von allen in den Staaten der österreichischen Monarchie erscheinenden Schriften ein kritisches Verzeichnis liefert, (welches aber wenig bedeutet.)

Wie gesagt, dies Buch kan, so lang kein besseres da ist, den Reisenden, die Wien besuchen, brauchbar sein. Von den Vorstädten hätte mehr gesagt werden

den

den müssen. Der Recensent hat diese und die obigen Erinnerungen hingeschrieben; weil er vor vielen Jahren selbst in Wien gewesen ist. Allein nähere Kritiken und Berichtigungen konte er nicht mittheilen; da der lange Zwischenraum das meiste Lokale aus seinem Gedächtnis verwischt hat.

53.

## XXV.

Franz Joseph Bob, K. K. Raths, Direktors des akademischen Gymnasiums und der vorländischen Normalschule, ordentlichen öffentlichen Lehrers der Polizey und Kammeralwissenschaften, auch außerordentlichen Lehrers der praktischen Rechtsgelahrtheit an der hohen Schule zu Freyburg, von dem Systeme der Polizeywissenschaft. Zweite Auflage. Freyburg im Breisgau, im Verlag Anton Wagner und Sohns 1779. 13 Bogen, 8.

Wir schicken zuerst die Bestimmung einiger Hauptbegriffe, wie wir sie bei unserm Verfasser gefunden haben, voraus. Die Wissenschaft, alle Vorkehrungen, die zur Erreichung des Endzweks des Staats nothwendig sind, aus diesem Grundsaz: Alles was dem Endzwek des Staats zusagt, mus vorgekehrt; alles, was ihm entgegen ist, mus vorgekehrt wer-

werden, herzuleiten, heist Staatswissenschaft, Politik im ausgedehntern Verstand. — Das Staatsrecht ist die Wissenschaft der Gesetze und Rechte, wodurch die Sicherheit und Wolfahrt des Staats unter Leitung der Gerechtigkeit gegründet und befördert wird. — Die Staatsklugheit, Politik im engern Verstand, ist die Wissenschaft der untrüglichsten Mittel, wodurch der Staat, durch Leitung der Klugheit, die algemeine Sicherheit und Wolfahrt erhält. — Die Wissenschaft, welche die Mittel bestimt, wodurch das Vermögen der Bürger und die Bequemlichkeiten vermehret, und die Gesetze des Staats gehandhabet werden, wird die Polizey genant. — Die Sicherheit des Staats zu gründen und handzuhaben, wird mancherlei Aufwand erfordert. Diesen Aufwand zu bestreiten, müssen Einkünfte bestimt, ihre Bestimmung aber dem Endzwek des Staats, oder dem algemeinen Besten angemessen sein. Die Wissenschaft, die Staatseinkünfte auf das vortheilhafteste zu bestimmen und anzuwenden, ist die Finanzwissenschaft, ein Zweig der Staatsklugheit.

Das ganze Buch ist eigentlich weiter nichts, als eine Bestreitung der Erklärungen, die der Herr von Sonnenfels von diesen Zweigen der politischen Wissenschaften, in seinen Grundsätzen der Polizey, Finanz und Handlungswissenschaft gegeben hat. Der V. bleibt fast blos bei den Definitionen dieser Disciplinen stehn. Es kommen viele Wiederholungen des schon gesagten im Buch vor. Was Hr. B. gegen die Sonnenfelsschen Definitionen erinnert, ist grösstentheils gegrün-

gründet. Es scheint uns z. B. unschiklich, von der Rechtmäßigkeit der Todesstrafen, in der Polizey zu handeln. Auch daß Hr. von Sonnenfels die Glükseligkeit des Staats auf die Bevölkerung gründet, und alle hier eingreifende Fragen aus diesem Prinzipium herleitet, ist ein Fehler in seinem System, da das Prinzipium zuverläßig falsch ist; indem es, nach der Beschaffenheit vieler Nebenumstände dieses oder jenes Staats, und besonders nach Maasgabe der Leichtigkeit oder der Schwierigkeit der Subsistenz in jedem individuellen Staat, diese oder andre Modifikationen erhält. Allein bei Wissenschaften, die so schwankend, deren Gegenstände noch so wenig ausgelesen sind, wo täglich neue Punkte und Fragen erörtert werden, — und das ist der Fal bei diesen Zweigen der Staatswissenschaft, — bei solchen Wissenschaften solte wol eine ganz bestimte Zeichnung ihrer Begränzungen, solten ganz präzise Definitionen derselben möglich sein? Richtig und präzis sind wenigstens die Erklärungen nicht, die unser Verfasser angiebt. Sie sind zu algemein, zu ungenau, als daß man sich den Inhalt einer jeden definirten Wissenschaft aus ihnen bestimt ausziehn könte. Sie beruhn noch außerdem auf gewissen Grundsäzen, denen kein Leser, nachdem er sie aufmerksam geprüft hat, beitreten kan.

Der Hauptgrundsaz, mit dessen Richtigkeit oder Unrichtigkeit alle Definitionen des Verf. stehn oder fallen, ist dieser: „Der wesentliche Endzwek des „Staats ist Sicherheit.“ Dies ist ein wilkührlich angenommener, durchaus unbewiesener und unrichtiger

ger Satz. Die Menschen im Staat wollen glükselig sein. Glükseligkeit und deren Genus ist der Zwek des Staats. Die Sicherheit des Bürgers ist nur eins von den Mitteln zu diesem Zwek. Nie hat noch ein Bürger gewünscht, Bürger eines Staats zu sein, um da in ungestörtem Frieden, in Ruhe und Sicherheit zu darben und Noth zu leiden. Unser V. sagt: die Wolfahrt sei ein finis naturalis, die Sicherheit hingegen sei finis essentialis des Staats. Das Scholastische bei dieser Distinktion abgerechnet, ist die Behauptung doch auch falsch. Die Sicherheit kan kein Zwek sein; sie ist nur ein Mittel zu einem Zwek, aus dem eben angezeigten Grund.

Der V. räsonnirt überhaupt zu viel aus unbewiesenen Voraussezungen. Er folgt grösstentheils dem Herrn von *Martini*. Diesen Man führt er nie an, ohne einen kurzen Lobspruch, ein lobendes Beiwort beizufügen. Aber die scholastische Pedanterei des Herrn von Martini im Vortrag seiner Disciplinen hängt auch unserm Verfasser an. Herr von Sonnenfels hat dies schulgerechte Aussehn nicht; aber eben deswegen sind dem Rezensenten auch seine Schriften schäzbarer, als die Martinischen, die, wenn man die Freimüthigkeit ihres Verfassers in der Entscheidung gewisser Materien abrechnet, eben nicht viel Vorzügliches haben. Wenn wir uns daher unter diesen beiden Männern einen Führer wählen müsten, um uns, in Rüksicht auf die Art der Untersuchung politischer Gegenstände, zu bilden: so würden wir Sonnenfels vorziehn; weil der Gang dieses Untersuchers weit ungezwungener und

freier iſt, als der Martiniſche. Sonnenfels kleidet doch ſeine Sachen nicht in die pedantiſche Schulform der Syllogiſmen ein. Dieſe Lehrart iſt ekelhaft, ermüdend und demohngeachtet für die Bildung des Geiſtes ſo fruchtbar nicht, als das natürliche Räſonnement. In Herrn Bobs Schrift ſind die Beweiſe nicht ſelten in förmliche Syllogiſmen eingekleidet. Auf dies Syllogiſmenhandwerk, welches den Kopf ganz leer läſt, verſtunden ſich ehedem die Jeſuiten vor andern gut. Die Syllogiſtik iſt wirklich ein ſtarkes Mittel geweſen, zur Verhinderung der Aufklärung der Laien. Wer hätte das denken ſollen?

Wir haben den Verfaſſer beſchuldigt, daß er viele unbewieſene Sätze als poſitiv gewis vorausſetze. Dieſe Anklage müſſen wir beweiſen. Hier iſt ein Verzeichnis ſolcher Sätze, die wir dem V. zu einer abermaligen Prüfung empfehlen. (S. 10.) Der Stand der Natur, in ſofern er dem geſelſchaftlichen entgegengeſezt iſt, konte nicht dauren; weil der Menſch die angebohrne Begierde, ſeinen Zuſtand zu beſſern, niemals hätte erreichen können. (Aber, wo iſt dieſe angebliche angebohrne Begierde beim außergeſelſchaftlichen Naturmenſchen? Hat dieſer nicht ſeinen eignen Kreis von Bedürfniſſen, der vom geſelſchaftlichen Leben ganz verſchieden iſt? Kent er auch die geſelſchaftlichen Vortheile, eh' er ſie genoſſen hat? Wie kan er ſie denn wünſchen? Wie kan er glauben, daß das geſelſchaftliche Leben eine Verbeſſerung ſeines Zuſtandes ſei?) — Der Staat iſt (§. 6.) eine Verſamlung freier Menſchen, die unter einem rechtmäßigen Oberhaupte, mit vereinigten

Kräf-

Kräften, die Sicherheit und Wolfahrt zu erreichen sich bestreben. (Also ist das kein Staat, den man sich durch gewaltthätige Mittel unterwirft? Also blieb Athen, unter Pisistratus; Rom, unter Cäsar; England, unter Cromwell ꝛc. kein Staat?) — Staaten sind (§. 7.) durch einen Vertrag, den man den Gesellschaftsvertrag nent, entstanden. (Dies hat noch kein Mensch bewiesen, und kein Mensch wird es je beweisen; weil die meisten Staaten durch Gewaltthätigkeit gegründet worden sind; nicht durch freiwilliges Zusammentreten, oder durch freiwilliges Abtreten gewisser Rechte, die die Menschen vorher besaßen. Wie kan der V. den Saz (S. 18) daß Unterwürfigkeit Freiheit voraussezt, aus der simplen Nominalerklärung folgern: unterwerfen heiße, aus dem Stand der Freiheit in den Stand der Abhängigkeit übertreten? Das ist doch kein Beweis?) — S. 24. Jede Gesellschaft hat einen und den nemlichen Endzwek, und eben dieselben Mittel, den Endzwek zu erreichen; folglich mus jeder insbesondre das wollen, was alle wollen; weil sonst der Endzwek nicht erreicht werden könte; folglich mus der Wille Aller jedem insbesondere bekant sein. Da der Wille Aller in der obersten Macht liegt: so ist die oberste Macht verbunden, den Willen Aller zu erklären. (Wie man sich doch mit Chimären belustigen kan! Ich frage: wer ist es, der bestimmen sol, was der Zwek des Staats erheischt?) = S. 25. nimt der V. noch die elende Definition von der Verbindlichkeit, quod sit connexio motivorum cum actionibus in Schuz, die so gar nichts der Sache onpassendes anzeigt. — §. 29. Die Bevölkerung ist eins der untrüg-

lichſten Mittel zum Endzwek des Staats, nemlich der Sicherheit. (Das paſt ja wieder auf unſre Staaten nicht. Die kleinſten Fürſtenthümer und Grafſchaften in Deutſchland haben ja eben die Sicherheit, wie die größern Königreiche Europens; eben weil Deutſchland nicht eine Mördergrube iſt. Der Saz des V. wäre nur dann wahr, wenn unſre Nachbaren Räuber wären, die mehr Macht hätten, als wir.) — S. 68 diſputirt der V. offenbar gegen ſich ſelbſt; ohne daß er's merkt. Dagegen ſind die Bemerkungen, die er S. 74 u. f. gegen die Sonnenfelsſche Bevölkerung mittheilt, ſehr gegründet. — S. 100. Alle Religionen toleriren, heiſt gegen alle gleichgültig ſein, heiſt keine lieben. (Eine ſolche Behauptung ſolte man doch wol von einem politiſchen Schriftſteller kaum erwarten, der ſonſt ſo gute Grundſäze von der Toleranz hat. Was gehr den Staat die Religion an? Der Staat, als Staat, hat ja keine Religion.)

S. 173 u. f. hat der V. einen Grundris der Geſchichte der Polizeiwiſſenſchaft mitgetheilt, der aber ſehr mangelhaft iſt. Man vermiſt viele große Namen, Veri, Smith, Condillac, Arthur, Young, alle Phyſiokraten ꝛc.

Endlich folgen S. 186-208. Lehrſäze aus der Polizei und Handlungswiſſenſchaft, welche Herr Philipp von Himberger öffentlich vertheidigt hat. Wirklich ein artiges Kompendium über wichtige Säze! Nach Art der Sonnenfelsſchen Diſputationen.

Die erſte Ausgabe dieſes Buchs iſt uns nicht zu

Gesicht gekommen. Erschien sie vielleicht zuerst als akademische Streitschrift?

53.

## XXVI.

**Bestimmung der Bestandtheile einiger Edelgesteine, von Franz Carl Achard. Berlin bei Wever. 1779. 8. S. 128.**

Hr. A. hatte schon vor einiger Zeit seine Entdeckung über die Natur der Edelgesteine und seine sinreiche Weise, sie nachzuahmen, der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen mitgetheilt; hier erscheinen sie öffentlich, und jeder, der diese Wissenschaft liebt, und den innern Werth dieser Schrift zu schätzen weis, wird dem V. Dank wissen.

Die gänzliche Unauflöslichkeit in Wasser ist doch kein untrügliches Merkmal von dem Mangel salinischer Theilchen, hat sie doch auch der Schwefel, der Menge der Säure ungeachtet, welche er enthält: auch der noch so rein scheinende, noch so fein zerriebene, und eben daher unauflösbar scheinende weisse Freyenwalder Sand, ist keine reine Kieselerde, sondern enthält ausser dieser noch Alaunerde, Kalkerde und etwas Eisenerde. Hr. A. hat um alle, in der chemischen Geschichte der Edelsteine eben nicht so seltene Trugschlüsse zu ver-

vermeiden, seine Edelsteine in achatenen Reibschalen zart gerieben, und in eisernen Schmelztiegeln im Feuer behalten; zuerst die Veränderung in Gewicht, Farbe, Durchsichtigkeit und Vestigkeit bemerkt, welche die Edelsteine ohne Zusaz im bloßen Feuer, und verschiedenen Graden desselbigen erleiden; dann die Veränderungen, welche sie in Verbindung mit Weinsteinsalz, mineralischem Laugensalz, Borax, hombergischem Salze, Kornsalze, gemeinem dreieckigem und würfelichtem Salpeter, Küchensalz, feuerbeständigem Salmiak, vitriolischem Weinstein, mit Glauberischem Wundersalze, Selenit, Menning, Eisenkalk, Kupferkalk, Smalte, Zaffer, Spiesglaskalk, Zinkalk, Zinkblumen, Kornsilber, Flusspat, Kalkerde, Bittersalzerde, Alaunerde, Thon, Kieselerde, auch wol mit mehreren der genanten zugleich, in mancherlei Verhältnissen erleiden, tabellarisch entworfen. Vorzüglich aber untersuchte er die Edelsteine durch mineralische Säuren, die er oft zu widerholten malen aufgos, und deren Wirkung er gemeiniglich durch starke Hize unterstüzte, und wog den Rükstand, nachdem er ihn hinlänglich ausgesüßet hatte, sorgfältig ab. Den Anfang machte er mit der Vitriolsäure, schlug, was dieser in sich aufgelöst hatte, durch ein feuerbestes Laugensalz nieder, versuchte wieder, was die Säuren auf den Niederschlag würkten, welche gemeiniglich damit aufbrausten und ihn auflösten; auch versuchte er bei den meisten durch die Destillation der Vitriolsäure über ihnen, ob sie, wie der Flusspat, eine zu verflüchtigende Erde enthalten: viele ähnliche Versuche machte er mit der Salz- und Salpetersäure; nur daß er hier das, was die Säuren ausgezogen hat-

ten, mit ihnen einkochte, ausglühte, auslaugte, abwog, und mit Talg röstete, oder auch die Auflösung mit Laugensalz fälte, den ausgewaschenen Niederschlag wieder in Salzsäure auflöste, und diese wieder theils durch Blutlauge, theils durch Vitriolsäure niederschlug. Auf diese Weise hat nun Hr. A. den Rubin, Sapphir, Smaragd, Hyacinth, (immer morgenländische Steine) böhmische Granaten und schlesischen Chrysopras geprüfet, und das Hauptresultat seiner Untersuchungen ist dieses, daß alle diese Edelsteine ihre Farbe vornemlich dem Eisen zu danken haben, daß keiner unter ihnen aus reiner Kieselerde besteht, sondern alle noch Kalk- und Alaunerde, und zwar einige unter ihnen, in beträchtlicher Menge, bei sich führen; daß Salzsäure die Farbe auf den Edelsteinen am besten ausziehe (weil sie von der Metallerde des Eisens komt) daß ein halbes Quintchen Rubin aus $12\frac{1}{2}$ Gran Kieselerde, 11 Gran Alaunerde, $2\frac{1}{4}$ Gran Kalkerde, und $3\frac{1}{4}$ Gran Eisenerde; daß eben so viel Sapphir aus 10 Gran Kieselerde, 2 Gran Kalkerde, $17\frac{1}{2}$ Gran Alaunerde, und einem Gran Eisenerde; daß eben so viel Smaragd aus $6\frac{1}{2}$ Gran Kieselerde, $2\frac{1}{2}$ Gran Kalkerde, 18 Gran Alaunerde, und $1\frac{1}{2}$ Gran Eisenerde; daß eben so viel Hyacinth aus 4 Gran Eisenerde, $8\frac{1}{2}$ Gran Kieselerde, 6 Gran Kalkerde, und aus $12\frac{1}{2}$ Gran Alaunerde; daß eben so viel Granat aus $14\frac{1}{2}$ Gran Kieselerde, $3\frac{1}{2}$ Gran Kalkerde, aus 9 Gran Alaunerde, und aus 3 Gran Eisenerde; und daß zwei Loth Chrysopras aus fünf Gran Flusspaterde, 8 Gran Kalkerde, 6 Gran Bittersalzerde, 2 Gran Eisenerde, 3 Gran Kupferkalk und 456 Gran Kieselerde bestehen. Am zahlreichsten sind

sind die Versuche mit den Granaten und dem Chrysopras. Die Entdeckung, daß die Edelsteine nicht aus bloßer Kieselerde bestehen, wie man fast insgemein geglaubt hatte, sondern auch in Säuren auflösliche Erden, und diese oft in beträchtlicher Menge enthalten, leitete Hrn. A. auf den Gedanken, die Natur bediene sich vielleicht zu ihrer Erzeugung einer feinen Säure, die vielleicht, nachdem die Edelsteine einmal entstanden sind, wieder entweiche, weil man keine Spur einer Säure mehr in ihnen antreffe; er glaubte in der vesten Luft diese Säure zu finden, und die mühsame und sinreiche Versuche, die er hier ausführlich beschrieben, und durch Zeichnungen erläutert hat, bestätigten ihn in seiner Vermuthung. Da die Beschreibung ohne Zeichnung nicht verstanden werden kan, so können wir von der weiteren Einrichtung weiter nichts melden, und müssen unsere Leser auf diese selbst verweisen. So erhielt er aus Kalkerde, nachdem er sie mit vester Luft durch damit gesättigtes und nach und nach darauf herabtröpfelndes Wasser getränkt hatte, ganz weiche, aus weniger Kalkerde und vieler Alaunerde, die er auf die gleiche Weise mit einander behandelt, weisse harte, und wenn er diesen beiden leztern noch Eisenerde zusezte, rubinrothe harte Kristallen.

69.

## XXVII.

Herrn d'Arcet, der Arzneygelahrheit Doctor, und Königl. Professor zu Paris, Abhandlung

lung über die Pyrenäischen Gebürge und über die Ursachen ihrer abnehmenden Höhe. Aus dem Französischen übersezt. Berlin 1779. bei Chr. Fr. Himburg. 8. 9 B.

Die beständige Abnahme, und Erniedrigung der Berge und Höhen, und die gegenseitig dadurch bewirkte Erhöhung und Erhebung der Thäler und der Ebenen, sind Abwechselungen der Natur, die alle Aufmerksamkeit des Naturforschers verdienen. Von dieser merkwürdigen Veränderung der Oberfläche unserer Erde, sind hier die Pyrenäen zum besondern Zeugnis aufgestelt. Der Verf. beschreibt dieselben, die verschiedenen Zerstöhrungen, die sich davon ereignet haben, die Ursachen davon, und endlich untersucht er die Folgerungen, die der Naturlehrer von diesen Gegenständen ziehen kan.

Die Beschreibung der Pyrenäen, die 80 französische Meilen lang sind, sich nach der Seite von Frankreich zu wie ein Amphitheater erheben, und auf eben die Art nach der Seite von Spanien abfallen und mit ihren beiden Enden sich gedrukt in dem Weltmeer und der Mittelländischen See verlieren, bleibt nur im Allgemeinen bestehen. Sie ist in einer lebhaften Schreibart abgefast, und man siehet daraus, daß die Außenseiten dieser Gebürge eben so gestaltet sind, wie andere hohe Gebürge in der Schweiz, Teutschland und Ungarn; daß ihre Thäler, Schlüfte und Kehlen durch reißende Bergströme ausgehölet sind, die hie und da große und kleine Felsenstücke abgerissen, solche theils

unterwegens abgesezt, theils neue Berge daraus formiret und theils in die Ebenen herunter und bis in die See gespület haben. Je höher die Gebürge, je stärkere Zeichen der Zerstöhrung. Aber nicht blos die Regen- und Schneefluthen, sondern auch Erdbeben, Sturmwinde, die beständige Abwechselung der Trockenheit und Nässe, des Gefrierens und des Aufthauens, die Bäume und Gewächse, die ihre Wurzeln in die Felsenritzen schlagen, und besonders die Luft, sind die Ursachen dieser Zerstöhrung und der dadurch bewirkten Abnahme der Berge und gegenseitigen Erhöhung der Thäler und der Ebenen, so daß man glauben muß, daß die gegenwärtige Höhe der Gebürge vielleicht kaum die Hälfte ihrer ehemaligen betragen mag, und daß umgekehrt, weite sandige Ebenen ehedem von dem Meere bedekt gewesen sein müssen.

Spuren von Vulkanen hat man in den Pyrenäen nicht angetroffen.

Zulezt zeigt der Verf. wie der Physiker und der Naturalist aus diesen Beobachtungen seine Kentnis erweitern und wie insbesondere ein beobachtender Chymist aus den Beispielen der Natur, auf die Verfahrungsart bei der Zerlegung mineralischer Körper glükliche Folgen ziehen sol.

Hierauf folgt eine Nachricht von den Gesteinsarten der Pyrenäen, die dem Verf. von einem Freunde mitgetheilet worden. Dieser mus kein sonderlicher Mineralogе sein, denn sie ist sehr unvollkommen. So viel läst sich überhaupt daraus schließen, daß das Vor-

 gebürge

gebürge kalkartig ist, das Mittelgebürge theils aus Kalk, theils aus Dach- und Thonschiefer und das hohe Gebürge aus Granit bestehet. Aus diesen sind seiner Meinung nach die uranfänglichen Gebürge entstanden, in denen er in mehr oder wenigerer dicken wohnlegigen Schichten oder Lagen liegt. Er macht daher vielerlei Gattungen des Granits, je nachdem er mehr oder weniger mit andern Steinarten vermischt ist. Die verschiedenen Erzgänge, die in diesen Gebürgen vorkommen, folgen ziemlich dem Streichen der Steinschichten, zwischen denen sie sich befinden. Sie führen hauptsächlich Kupfer, Eisen und Bley. Versteinerte Muscheln giebt es nicht, auch keine Abdrücke von Fischen und Kräutern, kein versteintes Holz, keine Steine und Substanzen, die von Vulkanen zeigten. Die Steinschichten in den Gebürgen haben eine schiefe, oder senkrechte Richtung.

Hierauf folgen Beobachtungen über die Veränderungen des Barometers auf den Pyrenäischen Gebürgen, nebst der Abmessung eines Berges, nach der Wasserwage von den Herrn d' Arcet und Monge angestellt im August 1774.

| | | |
|---|---|---|
| Der Berg war nach der Vermessung hoch | = | 877, 016. Toiſ. |
| Nach der Barometrischen Berechnung aber | = | 861, 776 = |
| Also gegen die Berechnung ein Minus von | = | 15, 240 = |

Und endlich kommen Beobachtungen und Bemerkungen über den Barometer, Thermometer und über die

die Würkung der Hitze auf diese Instrumente und auf unsere Körper, nach den verschiedenen Höhen grosser Gebürge. Diese Beobachtungen sind das erheblichste im ganzen Buche, und die daraus gezogenen Resultate folgende:

1) Der Barometer stehet nicht allemal mit dem Steigen und Fallen der Berge in gleicher Verhältnis, wie dieses oft wiederholte und durch viele gelehrte und berühmte Mitglieder der Akademie angestelte Versuche dargethan haben.

2) Die Veränderungen des Quekſilbers in dem Barometer sind desto weniger erheblich, je höher man in der Atmosphäre komt.

3) Die fühlbare Wärme stehet nicht allezeit mit der Höhe des Thermometers im Verhältnis, oder die Höhe des Thermometers stimt nicht allemal mit der fühlbaren Kälte oder Wärme überein. Ein gleicher Grad der Wärme ist in der obern Region weit erträglicher, wie in der untern.

4) Weder Kälte noch Wärme hat in das Steigen des Mercurs am Barometer einigen Einflus, wenn nur dessen oberer Theil ganz frei von aller Luft ist; denn durch die Hitze des Orts, wodurch das Quekſilber ausgedehnt wird, wird sowol die umgebende Luft erweitert, als ihr dadurch ein Theil ihrer Federkraft benommen.

5) Alcali Fix. tartar. war in der Ebene weit früher zergangen, als auf dem Gebürge.

6) Spir. sal. volat. dunstete auf dem Gebürge weniger aus, wie in der Ebene.

7)

7) Das Athemholen ist auf Gebürgen nicht beschwerlicher und man befindet sich daselbst weit freier und leichter, als in der Ebene. Zulezt ermuntert der Verf. die Naturkündiger, durch Versuche ausfündig zu machen, ob wirklich auf gewissen Höhen die Luft dünner werde, und sich so sehr ausdehne, daß Thiere nicht dahin kommen können, ohne wie in einem luftleeren Raume zu ersticken; ob die mehr oder weniger dicke Luft hienieden auf der Erde, die einzige Ursache des Steigens und der Veränderung des Mercurs im Barometer sei; und ob diese Veränderungen in den nördlichen Gegenden auf Menschen und Vieh einen solchen Einflus haben, welcher mit der beträchtlichen Höhe in einigem Verhältnis stehet?

Er hält nicht für unwahrscheinlich, daß es in der Atmosphäre eine solche Höhe gebe, worin das Quekssilber des Barometers fest stehen und beständig auf demselben Punct bleiben würde, und glaubet, daß die Luft eben sowol, wie das Wasser ein flüßiges Wesen sei, das an und vor sich in seiner ganzen Ausdehnung gleiche Dichtigkeit habe und daß die Abwechselungen, welche man in den verschiedenen untern Lagen der Atmosphäre bemerket, der Luft gar nicht wesentlich eigen sind, sondern von einer Vermischung mit fremdartigen Theilen herrühren. Er führet hier das Seewasser zum Beispiel an, welches in der Tiefe gesalzner sei, als auf der Oberfläche, und äußert hiebei den nicht unglüklichen Gedanken, daß die Steinsalzlager, wie überhaupt alle Salzquellen im Weltmeere gebildet worden, in jenen verschlossenen und tiefen Abgründen, wo das

Meer,

Meer, frei von Zuflus und aller gewöhnlichen Bewegung, sich in einer fast ewigen Ruhe befunden; und daß das Meer in einem Zeitlauf von vielen hundert Jahren dieses Salz abgesezt habe.

Was vorangeführte Resultate besonders das erste und 4te anlanget: so scheinet es nicht, daß der Verf. des de Luc Untersuchung über die Atmosphäre gelesen habe, welche ihn auf andere Meinung geführt haben würde. Daß indessen die Veränderung, welche Hize und Kälte auf das Barometer macht, so gros nicht sei, als sie insgemein ausgegeben wird, daß ferner das 2te 3te und 7te Resultat seine Richtigkeit habe, weis Recens. aus eigener Erfahrung.

Die Uebersetzung ist zwar flüßig und rein, hin und wieder aber undeutlich.

Gewissermaßen stehet mit diesem Buche in Verbindung:

## XXVIII.

Gottfr. Er. Rosenthals Anleitung, wie das de Lucsche Barometer zu einem viel größern Grade der Volkommenheit gebracht werden kan. Nordhausen bei Carl Gottfr. Groß, 1779. 8. 3 B.

---

Ein Man, der nicht auf Akademien gewesen ist, sondern der, was er in mathematischen Wissenschaften weis, welches gewis nicht geringe ist, seinem eigenen Fleis und Bücherlesen zu danken hat, zeiget hier nicht allein, woran es dem de Lücschen Barometer noch mangelt und wie es zu mehrerer Volkommenheit zu bringen, sondern er entdecket auch einen, von de Lüc

begangenen Fehler, den so gar ein Kästner übersehen hat.

Die mehrere Volkommenheit bestehet darin, daß eine Quekſilberſäule von bestimter Länge genommen und dieſelbe richtig abgetheilt werde. Geſchiehet dieſes unter einer Temperatur von 54,5 Grad Fahrenheit, ſo wird man, ohne ein Thermometer nöthig zu haben, wiſſen können, um wie viel ſich die Quekſilberſäule, in mehrerer Wärme, oder Kälte, verlängert, oder verkürzet habe; wie viel man folglich in dem erſtern Falle abziehen, in dem leztern aber addiren müſſe, wenn man die wahre Länge der mit dem Druk der Atmoſphäre im Gleichgewicht ſtehenden Quekſilberſäule wiſſen will.

De Lüc hat den Fehler begangen, daß er vorausgeſezt, daß blos diejenige Menge Quekſilber einer Veränderung von der Temperatur der Luft unterworfen ſei, welche mit der Atmoſphäre im Gleichgewichte ſtehet; das übrige aber, welches im kleinen Schenkel befindlich, nebſt demjenigen, womit ſolches im großen Schenkel die Wage hält, als auch das in der Biegung befindliche, beſtändig einerlei Temperatur = o behalte. Hieraus würde folgen, daß das Ganze ſeinen Theilen zuſammen genommen nicht allemal gleich ſei: auch folget aus der von de Lüc gegebenen Regel, daß ſich eine gleiche Maſſe Quekſilber in gleicher Wärme, einmal um 1 Linie, und das anderemal um $\frac{1}{2}$ Linie verdichten müſſe.

Dieſes Verſehen hat der Hr. Hofrath Käſtner in ſeinen Anmerkungen über die Markſcheidekunſt nicht

bemerkt

bemerkt, und selbst in seiner eigenen über diesem Punct angestelten Betrachtung, das in beiden Schenkeln im Gleichgewicht stehende Quekſilber außer Acht gelaſſen.

Interdum dormitat Homerus. Herr Rosenthal verdienet Dank, daß er zuerſt das de Lücſche Barometer zum Gebrauch bequem und richtig gemacht hat. Aber wie lange wollen wir es noch das de Lucſche nennen? Unſer Verf. zeiget ja, daß ſchon Wolf deſſen erwähnet hat. Wie manche Wahrheiten und Erfindungen, mögen in faſt vergeſſenen alten teutſchen Schriften verborgen liegen, die uns von den Ausländern mit vielem Geräuſch, als Neu, zugebracht werden!

8.

## XXIX.

### Gottfr. Aug. Hoffmanns Anleitung zur Chemie für Künſtler und Fabrikanten, nebſt Berichtigenden Anmerkungen, von J. C. Wiegleb. Gotha und Langenſalze. 1779. 8. S. 396.

Hin und wieder, aber doch nicht allenthalben, wo es Rec. gewünſcht hätte, wo es um irrige Begriffe und Vorurtheile zu verhüten und zu zerſtreuen nöthig und Hrn. M. gewis leicht geweſen wäre, hat Hr. V. ſeinen Schriftſteller zu recht gewieſen; auch hätte er vielleicht manche Stelle, die wenigſtens hier nicht an ihrem rechten Orte ſteht, auslaſſen können:

dieſer

dieſer Unvolkommenheiten ungeachtet bleibt dieſes Buch, vornemlich unter dieſer Geſtalt, eines der brauchbarſten Bücher für dieſe Abſicht; denn Herr V. hat ſehr oft neuere Schriften aus der angewandten Chemie genüzt, und gute kurze Auszüge davon in den Anmerkungen beigebracht.

69.

## XXX.

Repertorium für bibliſche und Morgenländiſche Litteratur. Dritter Theil. Leipzig bei Weidmanns Erben und Reich. 1778. 284 S. in 8.

Deſſelben vierter Theil. 1779. 284 S. in 8.

Alle Recenſenten, welche dieſe periodiſche Schrift bisher beurtheilt haben, haben ſo einſtimmig und ohne Ausnahme ihre Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit für jeden, der im bibliſchen und morgenländiſchen Fache arbeiten wil, anerkant, daß ſo ein Beifal für Mitarbeiter und Herausgeber ausnehmend aufmunternd ſein, und der Schrift ſelbſt eine lange Dauer verſchaffen mus. Der Recenſent würde daher etwas ſehr unnöthiges thun, wenn er izt noch das Publikum auf die Schrift ſelbſt aufmerkſam machen wolte; aber ſol er ſeine aufrichtige Meinung über die beiden Theile, die er nun anzuzeigen hat, zum voraus im Algemei-

nen sagen: so mus er gestehen, daß sie ihm noch interessanter vorkommen, als die beiden erstern, und daß die Gelehrten, die an dem Institut Antheil haben, sich zu beeifern scheinen, sich selbst durch Fleis und Gründlichkeit zu übertreffen. — Doch nun kein Wort weiter im Algemeinen!

Den dritten Band eröfnen D. Joh. Bernh. Köhlers kritische Anmerkungen über die Psalmen, von S. 1-84. Der gelehrte Hr. Verf. hat die Absicht, eine volständige Variantensamlung aus den alten Uebersetzern über dies Buch zu geben, gelegenheitlich die fehlerhaften Lesearten zu verbessern, dunkle Stellen zu erklären, zuweilen auch eine Uebersetzung von einzelnen Psalmen zu liefern. Da Michaelis auch von den alten Uebersetzern der Psalmen in seiner orientalischen Bibliothek öfters gesprochen, auch ihre Lesearten hie und da vorgezogen hat, so sah sich Hr. Köhler nothgedrungen öfters mit ihm zu polemisiren. Er liebt mehr das Natürliche, als das Gekünstelte und Gezwungene; und daher giebts auch viele Gelegenheit zum Widerspruch. Ueberhaupt sieht man aus dieser Arbeit die ausgebreitete Kentnis des Verfassers in der Profanlitteratur, seinen durch die Lectüre der Alten genährten Geist, und den immer damit verbundenen sichern Geschmak auf allen Seiten in starken Strahlen durchbrechen. Und unsre jungen Orientalisten, die sich die Ewigkeit errungen zu haben glauben, wenn sie einmal einen Codicem Mstum, oder ein Fragment einer hebräischen Handschrift, das vorhin die Decke eines Buchs war, excerpirt, und die bemerkten Varianten

rianten publicirt haben. — diese windigen Herrchen mögen an diesem gelehrten Manne lernen, wie viel mehr dazu gehört, wenn man ein gründlicher Orientalist sein wil. — Damit aber unsre Leser nicht glauben, daß wir blinde Bewunderer von Hrn. Köhler sind, so wollen wir, nachdem wir dieses zu seinem Lobe gesagt haben, meist solche Stellen aus seinem Aufsaz ausheben, wo wir nicht einerlei Meinung mit ihm sind. — Ganz richtig wird Ps. II. 4 לו im ersten Gliede aus den LXX, der Vulgate und dem Araber eingerükt und ישחק לו gelesen. Eben so treffend ist die Bemerkung, daß בהל V. 5, nicht Flucher heißen könne, wie Michaelis und nach ihm Knapp übersezt haben. Was Hr. Köhler aus dem Sprachgebrauch beigebracht hat, ließe sich auch aus dem Zusammenhang der Ideen im Dichter selbst erweisen. — Aber der Emendation, die V. 6 angenommen ist, ואני נסכתי, denn ich bin von ihm gesezt מלכו על ציון הר קדשו zum Könige auf Zion seinem heiligen Berge, können wir nicht beitreten, wenn sie gleich durch die LXX, die Vulgata und den Araber (im Grunde 1 Auctorität) unterstüzt wird. Nicht zu gedenken, daß alle übrige alten Uebersezer, Chaldäer, Syrer, Aquila, Symmachus, der 5te und 6te Grieche, ein Anonymus Græcus, Hieronymus in seiner eigenen Version der gedruckten Lesart beistimmen, und auch Lukas nach Apostelgesch. IV, 27 ein Verbum im Activo ausdrükt. (επι τον αγιον παιδα σου, ον εχρισας) — der ganze Ideengang des Dichters ist dagegen. Denn nach dem Zusammenhang mus nothwendig Gott sprechen — und nimt man diese Lesart an, so ist alles viel zu abgebro-

chen, und die Schönheiten der Ode ſind ganz verſchwunden. — Eben ſo wenig unterſchreiben wir die Verbeſſerung des 7ten V. מְסַפֵּר אֵל חֵק יהוה ſtat אספרה אל חק יהוה. Daß die Alten das Participium מְסַפֵּר in der Ueberſetzung ausdrücken oder auszudrücken ſcheinen, darf uns gar nicht Wunder nehmen: denn ſie haben ſo wenig als die Neuern die Stelle recht verſtanden. Manche der Alten mögen die ſo häufige Abwechslung der Perſonen für unſchiklich gehalten haben, wolten daher lieber Gott fortreden laſſen, und überſetzen daher als wenn ſie מספר in ihren Handſchriften gefunden hätten. — V. 9 wird nach einem ſehr richtigen poetiſchen Gefühl תִּרְעֵם du wirſt ſie weiden, welches LXX, Syrer, Vulgata, Araber und Hieronymus ausdrücken, verworfen, und unſre Punktation vorgezogen: du wirſt ſie züchtigen. Auch der Parallelismus iſt dafür. Nur wünſchten wir noch, daß der Verfaſſer auch unſer gedruktes כְּבָלַי vorgezogen und nicht כִּבְלֵי im plurali gebilligt hätte, welches die LXX nach der Aldina und Complut. Syrer und Araber ausdrücken. Denn der ſingularis iſt eine weit poetiſchere Leſeart. — Sehr gefallend iſt die V. 11 angebrachte Beſſerung וְגִילוּ לוֹ ברעדה — Solte es aber nicht zu kühn ſein, wenn in den Titeln der Pſalmen, ſo oft למנצח ſteht, לְנַצֵּחַ geleſen wird? zumal, da die gedrukte Leſeart denſelben Sin, zu ſingen, haben könte, wenn man das Wort nach einer ſyriſchen Form ſich denken wolte. — Dies ſei zur Probe unſrer Unpartheilichkeit genug! Wir wünſchen nichts mehr, und viele,

viele, wie wir hoffen dürfen, werden mit unserm Wunsch einstimmen, als daß der scharfsinnige Herr Verf. diese Anmerkungen ununterbrochen fortsetzen, und so mit uns bald etwas Ganzes über die Psalmen liefern möge. — Der achte Psalm ist so schön übersezt, daß wir uns nicht enthalten können, ihn unsern Lesern noch mitzutheilen.

Jehova, unser Herr,
Wie herrlich ist dein Nam' in allen Landen!
Hoch über alle Himmel
Hast du dein Lob gesezt.

Das schwache Kind, des Säuglings Mund
Spricht schon von dir, *) und rühmet deine Stärke,
Und strafet deinen Feind,
Und wer auf Rache denkt, verstummet.

Herr wenn ich deiner Finger Werke,
Des Himmels weiten Raum,
Den Mond, die Sterne seh, die du befestigt hast,
Was, denk' ich dann, ist dir der Mensch,
Daß du an ihn gedenkst, daß du ihn suchst?

Den Engeln **) hast du ihn fast gleich gemacht,
Und krönest ihn mit Ehr' und Schönheit ***).



*) Wir, um nichts einzuflicken, würden lieber setzen:
„Verkündet schon dein Lob
„Beschämet deinen Feind ꝛc.“

**) Lieber: der Gottheit, weil doch wol der Dichter auf 1 B Mose 1, 27 Rükſicht nimt.

***) Majestät würden wir setzen. Denn der Mensch wird hier als UnterGott der Erde betrachtet.

Du setzest ihn zum Herren deiner Welt,
Und hast ihm alles unterthan
Der Schaaf' und Rinder Heer, das Wild des Feldes,
Die Vögel in der Luft, die Fisch im Meer,
Und was die Bahn der Fluthen wandelt. —

Jehova, unser Herr,
Wie herrlich ist dein Nam' in allen Landen!

II. Ueber die Samaritanische Handschrift in der Barberinischen Bibliothek von Jacob Jonas Björnstähl. Von S. 84-102. Eine gelehrte Beschreibung einer Samaritanischen Triglotte, die ein redender Beweis ist, wie viele wichtige Bereicherungen sich die Orientalische Litteratur von Hrn. Björnstähl versprechen kan, wenn er nur erst seine gelehrten Reisen geendigt hat. Die Handschrift, von der hier die Rede ist, enthält den Pentateuchus in drei Sprachen, der Hebräischen, Arabischen und Samaritanischen; ist aber durchweg in allen 3 Kolumnen mit Samaritanischer Schrift geschrieben. Sie findet sich zu Rom auf der Baberinschen Bibliothek, nicht in der Königlichen zu Paris, wie man aus dem Katalog derselben schliessen solte. Sie gehörte ehedem dem Baron Peiresc. Leider ist sie nicht ganz; es fehlen die ersten 34 Kapitel des ersten Buchs Mosis und der Kodex fängt erst mit בהמול 1 B. Mose XXXIV, 22 an. Die Zeit, da sie kopiirt ist, wird an 3 verschiedenen Orten angegeben; zweimal A. Chr. 1227, das 3temal am Ende des 5ten Buchs Mose A 1482. Hr. Björnst. glaubt, daß die lezten Blätter von einer dritthalb hundert Jahr jüngern Hand zugesezt wären, also die lezte Zahl unzu-

ver-

verläßig sei. — Die Arabische Uebersetzung, welche dieser Kodex enthält, ist noch wenig bekant. Sie folgt pünktlich dem Samaritanischen Text; hauptsächlich also in den Lesearten, wo er vom Jüdisch-Hebräischen Texte abweicht. Sie ist sehr treu und wörtlich, dabei doch deutlich, und entwickelt das gut, was im Hebräischen dunkel ist. Hr. B. giebt von allem dem Beispiele. Wir bemerken nur bei der Punktation עלה: ascendens, welche dieser Araber 1 B. Mose XLIX, 4 ausgedrükt hat, daß Hr. Michaelis eben so hat lesen wollen. Das Alter dieser Version rükt der gelehrte Verf. hoch hinauf; er vermuthet sogar, daß sie eines von den ersten Werken sein möchte, welche in Arabischer Sprache existirten, welches uns aber nicht wahrscheinlich ist. — Zulezt von der Art, wie das Arabische mit Samaritanischen Buchstaben ausgedrükt ist, welches wir unsern Lesern zum Nachlesen im Buche selbst überlassen müssen.

III. Ueber das Alter der hebräischen Punkte von O. G. Tychsen. Von S. 102-166. Unsre meisten neuen Gelehrten halten unsre itzige Vokalzeichen für eine neue Erfindung und leugnen, daß schon die Verfasser der biblischen Bücher ihren Konsonanten Vokalzeichen beigesezt hätten. Durch die Gründe, mit denen Kapellus die Neuheit der Punkte vertheidigt hat, ist die Sache noch lange nicht entschieden; aber unsre neuern Gelehrten können mit mehr Einschränkung und zum Theil mit festern Beweisen das junge Alter unsrer Vokalzeichen erweisen, nachdem uns seit 30 Jahren so gute, aber bis izt ganz unverarbeitete Materialien geliefert

fert worden sind. Noch aber hat diese Arbeit Niemand unternommen: und doch verlanget man auf eine sehr unbillige Weise, daß die Dissidenten von Buxtorfs Parthei abgehen sollen. Hier wäre also für einen unsrer jungen Gelehrten ein Stükchen Terrain urbar zu machen, das seinen Fleis gut lohnen würde. Selbst diese Abhandlung würde ihm Materialien in Menge darreichen — wenigstens würde sie ihm Beweise davon geben, daß der Thalmud schon das Dasein wenigstens einiger Vokalzeichen voraussetze. Hr. Tychsen hat seine Materie in drei Abschnitten abgehandelt. I. Beweise aus dem Talmud für das Alter der Punkte. II. Von Hieronymi punktirtem Kodex. III. Von dem wahrscheinlichen Alter der hebräischen Punkte. Niemand wird dieser Abhandlung das Gelehrte und Durchdachte absprechen können, gesezt auch, daß er nicht von der Meinung überzeugt wird, welche der Verf. mit Gründen zu unterstützen sucht; oder gesezt daß er in der einen Hälfte seiner Behauptungen ihm beitrit, und in der andern wieder von ihm abgeht. Wir können aus Mangel an Raum unsre vollen Gedanken hier nicht sagen: eben daher wollen wir auch nicht mit einer vornehmen Mine, wie so manche unsrer lieben Amtsbrüder die Gewohnheit haben, gerade zu verdammen, oder mit einen Machtspruche ausrufen: Alles das ist leicht zu widerlegen! Lieber Bruder, wenn du's kanst, so thu's, und gieb uns bald eine Deduction zu lesen, die alles hier Gesagte mit Gründen widerlegt: aber ich fürchte, du wirst das Ganze nicht widerlegen können! — Der Talmud sezt Vokalpunkte voraus, das ist, dünkt uns, hier unwiderleglich erwie-

wiesen; wir haben selbst noch ein halb Dutzend Stellen vorräthig, die das nehmliche erweisen, wenn nur noch mehrere dazu nöthig wären. Hieronymus kante gewis auch Vokalpunkte. Aber hatte er auch einen durchweg punktirten Kodex vor sich? — Hr. Tychsen antwortet: Ja! Aber davon sind wir nicht überzeugt worden, weil uns einige Stellen zu gezwungen ausgelegt scheinen, die gegen einen durchweg punktirten Kodex zu streiten das Ansehen haben. — Im lezten Abschnit behauptet Hr. T. das mit den Konsonanten gleichzeitige Alter der Punkte, aus Gründen, die gewis nicht die gewöhnlichen sind. Sie verdienen gelesen und geprüft zu werden; wir zeichnen sie nicht aus, weil sie bei der Kürze, der wir uns befleißigen müssen, zu sehr verliehren würden. — Außerdem, was die Hauptsache betrift, werden noch gelegenheitlich und nebenher manche Gegenstände beleuchtet, die eine Untersuchung verdienten.

IV. Von einem Syrisch-hexaplarischen Manuscripte in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mayland von Paul Jacob. Bruns. Von S. 166-187. Wir verbinden mit diesem Aufsaz:

V. Johann Bernhard de Rossi von der Syrisch-hexaplarischen Handschrift zu Mayland. nebst einem Vorbericht von Joh. Gottf. Eichhorn. Von S. 187-212 *). Ein Paar Abhandlungen, welche uns



*) Hr. de Rossi hat diesen Aufsaz besonders in Italien auf 2 Bogen drucken lassen. Seit dem Ende des vorigen Jahrs ist auch ein Theil des ersten Aufsatzes: nem-

eine groſse Eroberung für die bibliſche Litteratur ankündigen. Wir wollen aus beiden dasjenige zuſammenſtellen, was zuſammen gehört, ohne jedesmal anzuzeigen, in welchen von beiden Abhandlungen, das was wir ausheben, enthalten iſt, weil wir dadurch einigen Raum gewinnen, und Wiederholungen erſparen! — Die hier beſchriebene Handſchrift enthält, um es kurz zu ſagen, Origenes Hexapla im Syriſchen; d. i. Sie enthält die Alexandrinſche Ueberſetzung wörtlich ins Syriſche übertragen, ſo wie ſie Origenes gebeſſert, und mit vielen kritiſchen Zeichen verſehen hat. Am Rande ſtehen Fragmente aus den übrigen alten griechiſchen Ueberſetzern, dem Aquila, Symmachus, Theodotion, u. ſ. w. Dann auch Stücke aus andern Syriſchen Ueberſetzungen, z. B. aus der, welche Philoxenus, Biſchof von Mabug beſorgt hat, Scholia aus Kirchenvätern u. ſ. w. Sie enthält aber nur Pſalmen, Hiob, Sprüchwörter, Prediger, Hohes Lied, das Buch der Weisheit, Baruch, Syrach, die 12 kleinen Propheten, Jeremias, Baruch, Klaglieder, Jeremiä Brief, Daniel, Geſchichte der Suſanna, den Drachen, Ezechiel,

---

nemlich die Briefe von Hrn. Björnſtähl, und ſeine Auszüge in England in folgendem Buch gedrukt: A reviſal of the Engliſh Translation of the old Teſtament recommended — a ſermon preached before the Univerſity of Oxford at St Mary's on Sunday Nov. 15 1778, to which is added ſome Account of an antient Syriac translation of great Part of Origen's Hexaplar edition of the LXX, lately diſcovered in the Ambroſian library at Milan. By the Rev. Joſeph White. M. A. zu Oxford 4 Bogen in 4. Daſs das Räſonnement von Hrn. Bruns in der engliſchen Schrift nicht ſteht, verſteht ſich.

chiel, und endlich Jesaias. Wahrscheinlich ist diese Handschrift der 2te Tom von dem Kodex, den ehedem Masius besessen, und aus dem er seinen Josua herausgegeben hat; der aber nachher aus der Welt wie verschwunden ist. Beide Handschriften haben einerlei äussere und innere Form. Beide sind mit Estrangelo geschrieben, beide aus den 70 Dolmetschern nach Origenis Recension geflossen, beide mit Origenianischen Zeichen versehen, beide am Rand mit Fragmenten aus alten Uebersetzern beschrieben, beide mit eben denselben Unterschriften hinter einzelnen Büchern versehen. Was der eine Kodex von den biblischen Büchern nicht enthält, das findet sich bis auf einiges Wenige im andern; beide sind aus Aegypten, beide sind um dieselbe Zeit geschrieben, der Masische Kodex als erster Theil A. Chr. 616, der Ambrosische als 2ter Theil A. 617. In beiden Aufsätzen werden Proben und Auszüge aus dem Kodex geliefert. In dem erstern von Hrn. Bruns, der Epilogus am Ende des Jesaias und der Sprüchwörter, die syrisch-hexaplarische Uebersetzung von Jesai IX, 5. 6. (nach dem hebr. Text) und von Daniel IX, 24 bis zu Ende nebst allen am Rande stehenden Fragmenten und Scholien. Hr. de Rossi hat Ps. XL, 4. den ganzen ersten Psalm, und einzelne Verse aus Ps. XL drucken lassen. Beide Gelehrte haben auch über einzelne Stellen ihre Urtheile gegeben, so wie auch Hr. Eichhorn über die Oekonomie dieser Version überhaupt ein Urtheil fält, so weit sich nach diesen Auszügen daraus urtheilen läst. Nach dem algemeinen Urtheil des leztern ist diese Syrisch-hexaplarische Uebersitzung nicht blos mit Fleis, sondern mit einem ängstlichen

lichen Beſtreben verfertigt, auch nicht eine griechiſche Sylbe verlohren gehen zu laſſen; daher ſich der ſyriſche Ueberſetzer unſyriſche Conſtructionen und die Aufnahme griechiſcher Wörter erlaubt hat, blos, um nichts unausgedrükt zu laſſen. — Bjornſtahl und de Roſſi haben auf den Verfaſſer dieſer Ueberſetzung gerathen; aber Hr. Eichhorn zeigt, daß beide in ihren Vermuthungen unglüklich geweſen ſind. — Außer dem, was wir eben ausgezeichnet haben, kommen noch viele leſenswerthe Bemerkungen vor, die wir aber übergehen müſſen.

VI. Fr. Andreas Stroth Beiträge zur Kritik der 70 Dolmetſcher aus Juſtin dem Märtyrer, Euſebius, Baſilius, Chryſoſtomus und andern Kirchenvätern. Von S. 213-258. Voraus werden ſchöne Bemerkungen über die Specialkritik, die bei jedem Schriftſteller, alſo auch inſonderheit bei den 70 Dolmetſchern angewendet werden mus, mitgetheilt, die den Man vom kritiſchen Handwerk verrathen. Die Regeln ſelbſt müſſen hier nachgeleſen werden. Wir zeichnen nur einige andre Anmerkungen von Wichtigkeit aus. — Wer ſind Ὁ, Γ, welche in Montfaucons Hexaplis mehrmals citirt werden? Walton glaubt, es ſeien der 5te, 6te und 7te griechiſche Ueberſetzer unter den dreien zu verſtehen; Montfaucon hingegen will Aquila, Symmachus und Theodocion darunter verſtanden wiſſen. Beide haben Gründe für ſich; Hr. Stroth ſucht daher beide Meinungen zu vereinbaren. — Gegen Hrn. Semler wird bemerkt, daß es unmöglich ſei, anzunehmen, daß Aquila, Symmachus und Theodocion

odocion keine zusammenhängende Uebersetzungen geliefert hätten, wie jener gelehrte Man behauptete. — Die Variantensamlung ist mit Anmerkungen begleitet, welche zum Theil auf die Geschichte des Texts der LXX Rükſicht nehmen.

VII. Zu 1 Johannis V, 7. von Paul Jacob Bruns. Nebst einer Kupfertafel. Von S. 258-260. Dieser Aufsaz ist zu der Untersuchung über die Frage von der Aechtheit der genanten Stelle unentbehrlich. Ein dubliner Kodex hat bekantlich die bestrittene Stelle. Es ist wahrscheinlich derselbe, aus welchem Erasmus den Vers in seine Ausgabe eingerükt hat, und der sonst Montfortianus genant wird. Dies lehrt augenscheinlich die Vergleichung der Lesearten der dubliner Handschrift in dieser Stelle, mit dem Texte des Verses, so wie ihn Erasmus geliefert hat. Schon Erasmus, Wetstein und andre Kritiker haben diese Handschrift als tüchtige Zeugen verworfen, weil sie ganz nach dem Lateinischen eingerichtet ist. Hr. Bruns hat den Vers selbst nebst einigen von den vorhergehenden und nachfolgenden Worten genau nach den Schriftzügen der Handschrift vom Bischof William Newcome, abgezeichnet erhalten, und hier in einem Kupfer mitgetheilt; und aus dem Wenigen was aus dem 6ten und 8ten V. mit gestochen ist, lassen sich neue Beweise hernehmen, daß der Kodex nach der Vulgata geschmiedet ist. V. 6 hat er χριστος für πνευμα in Conformität mit der Vulgata und einigen lateinischen Vätern. 1 Joh. V, 20. και εσμεν εν τω αληθ. υιω, wo wieder die Lesart der Vulgata & simus sich findet. — Da

der

der Raviſche Kodex eine Abſchrift der Komplutenſiſchen Ausgabe ſein mus, und der Dubliner ganz der Vulgata conform gemacht iſt — ſo hätten wir alſo gar keine Handſchrift für die Aechtheit der berühmten Stelle übrig.

VIII. D. Joh. Bernh. Köhler's Nachrichten von Arabiſchen Geſchichtſchreibern. Drittes Stük. Von S. 261-284. Wir ſagen von dieſen Beiträgen zur Arabiſchen Litteraturgeſchichte nichts, da ihre Einrichtung und Brauchbarkeit ſchon aus den vorigen Bänden bekant genug iſt.

Der vierte Theil enthält ſieben Abhandlungen. I. Joh. Ernſt Grabe Anmerkungen über 1 B. Moſe XLIX. Aus den Grabiſchen Handſchriften auf der Bodlejaniſchen Bibliothek mitgetheilt von Paul Jacob Bruns. Von S. 1-40. Große kritiſche Gelehrſamkeit ſowol, als Brauchbarkeit für die Grabiſche Ausgabe der 70 Dolmetſcher werden dieſen Aufſaz empfehlen. Grabe hatte die Abſicht den Text der LXX ſo zu bearbeiten, daß er dem Origeniſchen conform würde. Er legte aus guten Gründen den Text der Alexandriniſchen Handſchrift zu Grunde; aber änderte ihn ungemein oft, lies weg, ſezte zu, vertauſchte — kurz er ſchmelzte ihn ganz um. Niemand wuſte bisher die algemeinen Grundſäze, nach denen er gearbeitet hat; Niemand wuſte, die beſondern Gründe, warum er jedesmal änderte. Denn der lezte Band ſeiner Ausgabe, welcher kritiſche Anmerkungen enthalten ſolte, erſchien nicht, weil der gelehrte Man vor der Zeit ſtarb. Inzwiſchen hat er die Materialien dazu hinterlaſſen,

die

die zwar nicht zerstreut, sondern auf die Bodlejanische Bibliothek gebracht worden sind; aber sie befinden sich in einer beklagenswerthen Unordnung, und sind von einer so unleserlichen Hand geschrieben, daß sie schwerlich je werden gedrukt werden können. Hr. Bruns fand unter denselben doch von einem ganz ausgearbeiteten Aufsatze über 1 B. Mose XLIX zwei Abschriften, die er nach angestelter Vergleichung hier hat abdrucken lassen. Wer die Grabische oder Breitingersche Ausgabe besizt und brauchen wil, mus diesen Aufsaz studiren, um sich dadurch von Grabe's Verfahren bei Feststellung seiner neuen Recension zu unterrichten. Grabe scheint ihn noch vor dem Abdruk seiner LXX geschrieben zu haben; es erhellt auch daraus, daß er damals noch zum Aendern geneigter war, als nachher. — Auszüge lassen sich aus dieser Abhandlung nicht machen.

II. Umschreibende Uebersetzung und Erklärung einiger schweren Stücke des Briefs Pauli an die Galater von F. A. Stroth. Von S. 41–56. Manche Stellen weit besser unsern Einsichten nach getroffen, als man von unsren bisherigen Auslegern dieses Briefs rühmen kan. Unter der paraphrastischen Erklärung stehen Anmerkungen philologischen und exegetischen Inhalts. Um unsern Lesern eine Probe von der Umschreibungsart unsers Verf. und seinen neuen Gedanken zu geben, wollen wir Kap. III, 19 wählen. „Wil man „mir den Einwurf machen, wenn die jüdische Religion „nicht der Weg zur Glükseligkeit ist: wozu dient sie „denn? oder in welcher Absicht ist sie angeordnet? So „antworte ich, sie ist als ein Interim hinzugekommen,

„um

„um unterdeſſen, bis der Abkömling, auf den die Ver-
„heißung ſich bezieht, erſcheine, den Uebertretungen
„Einhalt zu thun; ſie iſt auch nicht unmittelbar von
„Gott, ſondern nur durch die Engel, und durch den
„Dienſt einer Mittelsperſon, des Moſes, angeordnet.
„Dieſes Mitlers Geſchäft aber, bezog ſich nicht auf den
„einigen und nemlichen Zwek Gottes, den doch Gott,
„der heute nicht anders iſt, als geſtern, nicht aufgeben
„wolte.“ Hr. Stroth verſteht unter dem Zwek Got-
tes, die dem Abraham verheißene, durch Chriſtum
und ſeine Religion zu ertheilende Glükſeligkeit. Bei
ἑνος iſt nach dieſer Erklärung πραγματος zu ſuppliren.
εἰς bei Θεος heiſt hier nichts anders, als ὁ αυτος, und
ἑνος in der andern Redensart iſt ſo viel als τῷ αὐτῷ.
Da Gott ὁ αυτος in Beziehung auf die επαγγελιαν
genant wird, die er gegeben, und wobei er gewis blei-
ben wird; ſo mus ſich auch das τῷ αυτῷ (ἑνος) auf die
επαγγελιαν beziehen und ſo viel heißen, als: ὁ δὲ,
μεσίτης ταυτης της επαγγελιας ουκ εςι —. Der Zu-
ſammenhang ſpricht ſtark für dieſe Erklärung.

III. Von Arabiſchen Pſaltern, von D. J. Chr. Döderlein. Dieſe mühſam gelehrte kritiſche Unterſuchungen waren ſchon im 2ten Theil des Repertoriums angefangen; hier ſind ſie geendigt. Es war noch übrig von den Arabiſchen Pſaltern zu handeln, die aus dem Griechiſchen der Alexandriniſchen Ueberſetzung gefloſſen ſind. Hr. D. hatte ihrer 7 vor ſich; er beſchreibt ſie hier nach ihrer Verſchiedenheit, Verwandtſchaft und Abänderungen. — Wenn ſie gleich alle das Griechiſche der 70 Dolmetſcher zur Quelle haben,

ben, so läst sich doch eine Verschiedenheit der Recensionen ohne Mühe entdecken. Schon Justinian (in Psalt.) unterschied 2 arabische Exemplare, die er hatte und brauchte: das Syrische und Aegyptische. Andre Gelehrte theilen anders ab. Hr. Döderlein nimt zwei von einander unabhängige Uebersetzungen aus den LXX an, die gewöhnliche, von welcher zum wenigsten 2 Hauptrecensionen, die Aegyptische und Syrische vorhanden sind; und die melchitische, welche wieder in einzelnen Editionen von einander abweichen. Beide werden genau beschrieben. — Diese Arabische Versionen stimmen mehr mit den Lesearten der Römischen Ausgabe, als den, des Alexandrinschen Kodicis, überein. — Anhangsweise wird noch von der Arabischen Bibel, welche die Congregatio de propaganda fide im Jahr 1671 hat drucken lassen, gehandelt. Den Beschlus dieser gelehrten Abhandlung macht eine Vergleichung aller dieser 7 arabischen Psalter, wobei der 45ste Psalm zum Grunde gelegt ist. Durch diese Vergleichung wird der Kenner in den Stand gesezt, die Urtheile des Verf. zu prüfen. — So wären wir denn einmal mit den verschiedenen arabischen Uebersetzungen eines Buchs des A. T. bekant — wenn werden wir ähnliche Abhandlungen über andre Uebersetzungen bekommen — und wenn wird für die biblische Litteratur des A. T. der glükliche Tag anbrechen, daß Materialien genug zu einer Einleitung ins A. T. vorhanden sind! Junge deutsche Gelehrte, die auf Reisen gehen, können uns hierin wichtige Dienste leisten, wenn sie aus den verschiedenen morgenländischen Uebersetzungen, die sich Handschriftlich auf auswärtigen Bibliotheken fin-

den, gute Auszüge machen, und sie entweder selbst dem Publiko mittheilen, oder für das Repertorium zur Bekantmachung an Hrn. Eichhorn, den Herausgeber desselben, überschicken.

IV. D. J. B. Köhlers kritische Anmerkungen über die Psalmen. Zweites Stük. Von S. 96-128. Wir berufen uns auf unser oben gefältes Urtheil von dieser Arbeit.

V. Urgeschichte. Ein Versuch. Erster Theil. 1 B. Mose I-II. 4. Zweiter Theil. 1 B. Mose II. 4-III. 24. Von S. 129-256. Der Verfasser hat sich wahrscheinlich aus wichtigen Gründen nicht genant; wir wollen ihn daher auch nicht verrathen, ob wir gleich glauben, ihn zuverläßig zu kennen; auch schon andre unsrer kritischen Amtsbrüder ihn aus Ausdruk, und einem gewissen ihm eigenen Gang u. s. w. wollen errathen haben. Seine Behandlungsart der drei ersten Kapitel in Mose ist neu und ihm ganz eigen: solte sie ganz, oder auch nur zum Theil angenommen werden, so mus die biblische Geschichte eine ganz neue Wendung bekommen. Eben deshalb, weil diese neue Behandlungsart von diesen großen Folgen ist, werden unsre Leser genauer mit ihr bekant zu werden wünschen. Wir wollen einige Hauptsätze ausheben. Die weitere Ausführung müssen sie bei dem Verfasser selbst nachlesen. Erster Theil. Moses erstes Kapitel enthält keine simple Erzählung vom Ursprung und der Ausbildung unsrer Erde; man kan nicht in ihm die Ordnung suchen, in der alle Theile unsrer sensuellen Welt entstanden sind: es enthält keine Schöpfungs-Geschichte, sondern

ein

ein Schöpfungs-Gemählde. Diesen Saz beweist der Verf. theils aus dem sehr künstlich angelegten und ausgeführten Plane, der zum Grunde liegt, theils daraus, daß so bald man Mosen als Schöpfungsmahler, und nicht als Geschichtschreiber betrachtet, alle Schwierigkeiten dahin schwinden, mit denen sich bisher Ausleger und Naturforscher gemartert haben, theils daraus, daß sich nun die Auslegung in allen Theilen gleich bleibt, da alle übrigen bisher gewöhnlichen Auslegungen so schwankend sind. Der Verfasser zeichnet daher den zum Grund liegenden Plan nach. Alles ist auf 3 Hauptheile reducirt: I. Wasser und Land. II. Körper im Wasser und auf dem Lande, die nicht Einwohner heißen können. III. Einwohner des Wassers und des Landes. Jeder dieser Theile zerfiel wieder in 2 andere, und gab Stof zu 6 Tagewerken: 1) Wasser 2) und Land, 3) Körper im obern Wasser, und 4) auf dem Land, 5) Einwohner des Wossers, des obern sowol als des untern, 6) Einwohner des Landes. Aber, da sich Mose, der Verfasser des ersten Kapitels, in die Situation eines Zuschauers bei der Schöpfung stelte, so mus vor allen Dingen Licht den Weltkörper bescheinen, der gebildet werden solte, damit sich die daran vorgehenden Veränderungen beobachten ließen, es muste ein Licht von periodischer Rükkehr und Wiederkunft, das Tag und Nacht bildete, da sein, weil nach Tagwerken gerechnet werden solte. — Kurz das Licht nahm Einen Tag weg. Solte der Plan von 6 Tagewerken beibehalten werden, so musten 2 Schöpfungsstücke zusammengeschoben werden. Dazu stunden mehrere Wege offen; der Verfasser wählte den, welcher die

wenigsten nachtheiligen Folgen für seinen Hauptplan hatte — er schob die Revolutionen mit dem untern Wasser, durch die trokenes Land hervorgieng, und die Entstehung der Pflanzen in Ein Tagewerk zusammen: so entstund ein 3tes Tagewerk von 2 Abschnitten. Und daß Mose nothgedrungen diese 2 Schöpfungstheile in Ein Tagewerk gebracht habe, zeigte er durch die in der Mitte des dritten Tagewerks (V. 10) gesezte Billigungsformel an. — Wir können dem Verf. in der Entwiklung dieses Mosaischen Plans nicht weiter folgen, weil wir ihn sonst ganz abschreiben müsten, da er sich selbst bemüht hat, alles mit so wenigen Worten, wie möglich, auszudrucken, um dadurch seinen Lesern die Uebersicht zu erleichtern. — So herrscht also Kunst in der Anlage; aber auch Kunst in der Ausführung derselben. Die Gleichheit des Ausdruks ist kein Werk des Zufals. Den Anfang macht immer das Sprechen Gottes, dann folgt das Entstehen, dann die Musterung, dann die Billigung Gottes, und das Ende an jedem Tagewerk macht immer dieselbe Schlusformel. Spricht so der Geschichtschreiber? Wir müssen hier wieder manche mehr detaillirte Beweise von der Kunst in der Ausführung übergehen. — Bei dieser Vorstellung schwinden alle Schwierigkeiten dahin, mit denen sich Ausleger und Naturforscher lange gemartert haben. Der Verf. geht sie durch, und zeigt jedesmal, daß sie bei seiner Behandlung gar keine Schwierigkeiten mehr sind. — Auch bleibt die Auslegung sich nun von Anfang bis zu Ende gleich. Unmöglich kan doch alles wörtlich genommen werden. Solte Gott wirklich gesprochen? wirklich genant?

wirk-

wirklich gemustert? wirklich gebilligt haben? Jeder giebt es für Einkleidung aus — warum hält man nicht auch alles übrige für Einkleidung Eines Hauptsatzes? Warum nicht auch die Idee der 6 Tagewerke. Der Verfasser sucht die Unmöglichkeit zu erweisen, hier die 6 Tage eigentlich zu nehmen, und zu glauben, daß Gott wirklich sechs Tage an der Welt geschaffen habe. Seine Gründe können wir nicht auszeichnen.

So enthielte also das erste Kapitel Mosis nichts als Einen Hauptsaz: Gott ist Urheber von allem, was da ist. — Mose sagt nicht: Wie unsre Erde, auch nicht, Wann sie entstanden ist. Seinen Hauptsaz bringt er in ein Gemählde, in welchem also vieles blos Fiction des Mahlers ist. Der Verf. legt dieses durch eine mit Erklärungen durchwebte Uebersetzung dieses Abschnits in Mose noch anschauender dar. — Zulezt gedenkt er eines Einwurfs, der ihm gemacht werden könte: daß doch Mose die Feier des Sabbaths auf eine Schöpfung von 6 Tagen gründe. Wir wollen die Lösung dieser anscheinenden Schwierigkeit übergehen, um noch etwas vom 2ten Theil dieser Abhandlung sagen zu können.

Er ist eigentlich der Erklärung des Sündenfals gewiedmet: aber weil der Verf. sich erst Grundsätze feststellen wolte, nach denen er das 3te Kapitel im Mose zu behandeln habe; so theilte er alles in 2 Abschnitte: I. Ueber das Denkmahl, das die erste Geschichte der Menschen erzählt. II. Versuch über die Geschichte vom Fal Adams und Eva. Die erste Abhandlung enthält Beweise, daß Mose uralte Denkmäh-

ler in ſein erſtes Buch eingerükt habe, aus dem Genius und der Oekonomie des erſten Buchs. Hierauf wird gezeigt, daß 1 B. Moſe II. 4 - III. 24. von Einem und demſelben Verfaſſer herrühren, daß ſie Ein Denkmahl, Ein Ganzes für ſich, ausmachen, welches weder mit 1 B. Moſe I - II. 4. noch mit 1 B. M. IV. zuſammen zu verbinden ſei, noch mit beiden einerlei Urheber habe. — Sodann verbreitet ſich die Unterſuchung des Verf. über die Sprache und Vorſtellungsart, die im 2ten Kapitel herrſcht, ſo wie über die Sprache und Vorſtellungsart der alten Welt während ihrer Kindheit überhaupt, weil dieſe die Baſis werden ſolte, auf welche er die Erklärung des 3ten Kap. bauen wolte. Wir überſchlagen viele hieher gehörige Bemerkungen, um die wichtigſte anzuführen, auf welche bei der Erklärung des 3ten Kap. ſo viel ankomt; ſie betrift die Begriffe von der Gottheit, welche der Verf. weitläufig entwikelt. In den älteſten Zeiten fühlt der Menſch in allen, ſelbſt den kleinſten Begebenheiten, die ordentlich nach dem Lauf der Natur geſchehen, unmittelbare Wirkungen der Gottheit; die Menſchen führen die Begebenheiten nicht auf die nächſten Urſachen, weil ſie ihnen bei ihren eingeſchränkten Einſichten nicht bekant ſind, ſondern auf die Gottheit, die entfernte Urſache, als die vermeintlich nächſte, zurük. Daher ſteht in den alten Sprachen der Name der Gottheit da, wo man ihn gar nicht erwartet; nach unſern Sprachen und unſrer Denkungsart iſt er oft nichts, als ein unnöthiges Fülwort, das auch dem Hauptgedanken unbeſchadet wegbleiben kan. Dies belegt der Verf. mit vielen Beiſpielen. Wir würden zu weitläuf-

läuftig werden, oder von dem folgenden Abschnit gar nichts anführen können, wenn wir das Detail dieser Untersuchung verfolgen wolten. — Das 3te Kapitel enthält nach der Erklärung unsres Ungenanten folgende Geschichte. Adam und Eva, als Menschen ohne alle Erfahrung betraten die Erde, und fanden Gewächse aller Art vor sich, giftige, esbare, und medicinische Pflanzen. Ihre Natur, ihre Kräfte und Wirkungen konten sie noch nicht; sie konten sie aber durch Erfahrung kennen lernen. Aber, diesmal den Menschen sich allein zu überlassen, war zu gefährlich; genos er ein giftiges Kraut, so konte er sich und durch die natürliche Zeugung auch seine Nachkommen vergiften. Gott wolte durch einen unmittelbaren Unterricht diesen bösen Folgen vorbeugen, und zeigte daher den ersten Menschen den giftigen Baum, der in der Nähe wuchs, verbot ihnen davon zu essen, weil seine Frucht Todbringend sei. Einstens gieng Eva vor diesem Baum vorbei, und sah die Schlange davon genießen, und am Leben bleiben. Die Frucht war blos für den Menschen und ihm an Oekonomie des Körpers ähnliche Geschöpfe Gift; der Schlange aber konte sie unschädlich sein; ihr war auch kein Speise Gesez bekant gemacht. Aber dies alles wuste Eva nicht. Erstaunen überraschte sie, als sie die Schlange davon essen, und doch am Leben bleiben sah? Natürlich erwachten in ihr Zweifel gegen die Gewisheit des göttlichen Unterrichts — die aber nach der alten Sprache (wovon hier weitläuftig die Beweise angegeben werden) in eine Unterredung mit der Schlange eingekleidet werden. Lange kämpfte Eva mit der Lust auch davon zu essen, und der Furcht, durch

den Genus der Frucht sich den Tod zuzuziehen. Endlich siegte die Lust über die Furcht — Eva as und gab auch ihrem Manne davon. Auf dem Genus der Frucht folgten starke Wallungen, die den ersten Beischlaf beförderten, welcher eine Folge der Vergehung der ersten Menschen, nicht die Vergehung selbst ist; und nachdem sie aus dem Rausch des körperlichen Vergnügens erwacht waren, färbte die erste Schamröthe ihre Wangen. — Am Abend jenes Tags zog das erste Ungewitter auf — und wekte das böse Gewissen des Sünders. Hier schien die Gottheit sich zu nähern, die tödten wolte. Der erste Donner (die Stimme Gottes, der, weil die Menschen sich die Wirkungen Gottes wie die ihrigen denken, und des Menschen Stimme nur da gehört werden kan, wo er der Person nach gegenwärtig ist — der also, im Garten, in der Nähe von Adam und Eva wandelte) = der erste Donner brült ihnen durch die Ohren, und um dem Donner (oder dem in der Nähe sich befindenden Gotte) zu entgehen, verstecken sie sich hinter einen Busch. Ein neuer Donner brült den Adam durch die Ohren, wie ein Adam, wo bist du? Nun folgt Entschuldigung auf Entschuldigung; Adam wälzt die Schuld auf Eva, Eva auf die Schlange, und weil diese, während des Ungewitters, während die Stimme Gottes erschalte, in den Herzen der ersten Menschen aufstiegen, so sind hier alle, Reden an Gott. Da nun der Donner ihnen immer gleich nahe blieb, also Gott immer noch in der Nähe zu sein schien, so fliehen die Menschen, um ihm zu entkommen, und laufen, und verlaufen sich über den Garten ihrer Jugend hinaus. Und als sie außerhalb denselben

ange-

angelangt waren, rollte der Donner entfernter (Gott lies, wie's schien, von Ihnen ab) das Gewitter hatte ein Ende. — Nach der Flucht — alles, wie gar anders. Vorhin wurden sie von den Händen der Natur verpflegt, izt müssen sie selbst für ihre Verpflegung sorgen; vorhin wurden sie zur Antretung ihrer Bestimmung vorbereitet, izt musten sie ihre Bestimmung wirklich antreten; vorhin ein Mühe, und Sorgenfreies, izt ein mühseliges Leben. Nun empfand Eva Schmerzen bei ihrer ersten Schwangerschaft und Geburt; nun triefte der Schweis von Adams Angesicht beim Feldbau. Diese Beschwerden hätte der Mensch alle auch übernehmen müssen, wenn er nie gefallen wäre — nur stiegen sie nun, da ihre Körper vergiftet waren, im Grade. Diese theils wirklichen, theils vermeintlichen Folgen werden als ausgesprochene Flüche vorgetragen — welches der Verf. für eine bloße Fortsetzung der obigen Vorstellung und des Vortrags in der alten Sprache erklärt. Wie dies geschieht, und wie er mit dem Fluch an die Schlange auskomt, läst sich ohne alzugroße Ausführlichkeit nicht hier mittheilen. — So weit die Geschichte. Die Erläuterung derselben wird Punkt vor Punkt mit Beweisen belegt. — Die Frage, ob der Teufel bei diesem Vorfal seine Rolle nicht mitgespielt habe? wird von S. 203-217 ausführlich untersucht. Beiläufig wird auch ausgeführt, daß die alte, unverdorbene Religion Griechenlands und Italiens ein Ausflus alter roher Begriffe von der Gottheit sei von S. 232-236, so auch, daß das Protoevangelium blos zu den Meinungen des Auslegers

gehöre — und dergleichen mehr — das wir alles übergehen müſſen.

VI. Anmerkungen zu den Hexaplen des Origenes aus einer Handſchrift der Moskauer Synodalbibliothek von Chriſtian Friedrich Matthäi. Von S. 257-278. Wie viele Ausbeute zur Beſſerung und Vervolkommung der Hexaplen Handſchriften beitragen müſſen, weis jeder Neuling in der bibliſchen Litteratur. Und wie ſehr zu wünſchen iſt, daß ſolche Beiträge, deren in dieſer periodiſchen Schrift ſchon einige ſtehen, fortgeſezt werden mögen, haben ſchon viele Stimmen aus dem Publico laut genug geſagt. Hr. Matthäi verdient alle mögliche Aufmunterung, den Pfad, den er hier betrit, ferner ſo fleißig, wie möglich, fortzuwandeln.

VII. Auszüge aus Briefen. Von S. 278-283. Sie betreffen hauptſächlich die griechiſche Ueberſetzung eines großen Theils des A. T, welche auf der St. Marcusbibliothek zu Venedig gefunden wird. Hr. de Villoiſon hat ſie ſchon abgeſchrieben, und verſpricht ſie binnen 2 Jahren gedrukt zu liefern! Quod felix faustumque ſit! — Hr. Bruns giebt uns inzwiſchen eine kurze Beſchreibung dieſer Handſchrift, und Auszüge daraus, als Proben von dem Werth der Ueberſetzung, welche ſie enthält.

Wie wir hören, ſo wird dieſes Inſtitut ſeinen ungehinderten Fortgang haben; welches unſern Leſern eine ſehr angenehme Nachricht ſein mus. — Haben wir uns auch etwas lange bei der Anzeige dieſes Buchs auf-

aufgehalten; ſo haben es doch ſeine Materien verdient, und wir glauben nicht, der genauern Anzeige wegen, uns bei unſern Leſern entſchuldigen zu müſſen.

100.

## XXXI.

Prophetae majores ex recenſione Textus Hebraei & verſionum antiquarum latine verſi notisque philologicis & criticis illuſtrati a Joanne Auguſto Dathio. Halae ſumtibus Orphanotrophei, 1779. 742 S. in 8.

Man kent Herrn D. Dathens Art zu überſetzen ſchon aus den kleinen Propheten, die vor kurzem die zwote Auflage erlebt: und ſo wie dieſe den Beifal der Kenner erhalten haben, ſo kan nicht minder auch dieſe Arbeit, die nur die größern Propheten in einer leichten, reinen und fließenden Ueberſetzung darſtelt, darauf Anſpruch machen. Die Ueberſetzung, wie man ſichs zum Voraus von Herrn D. vorſtellen konte, iſt nichts weniger als wörtlich: aber auch keine Paraphraſe, es war ihm nur darum zu thun, den Sin der Worte in die lateiniſche Sprache, ihrem Genio gemäß, überzutragen. Freilich kein geringes Unternehmen: und wenn man weis, wie ſehr der Sprachgebrauch der Morgenländer und Abendländer von einander verſchieden iſt, nicht allein in der Wahl der Worte,

ſondern auch in ihrer Verbindung, ſo kan man ſich leicht vorſtellen, durch wie viele Schwierigkeiten ſich Herr Dathe hat durcharbeiten müßen, und ſich faſt immer glüklich durchgearbeitet hat. Wenn er freilich die alten Propheten hätte als gebohrne Römer wollen reden laſſen, ſo hätte er den ganzen Bau und Gang der Rede umſchaffen müßen, und dieſe ſchwere Arbeit würde ihn, unſerer Einſicht nach, Niemand verdankt haben; denn ſodann würde der Charakter des Originals ganz verlohren gegangen ſein. Aber er wolte doch dieſen mit allem Fleis in der Ueberſetzung durchblicken laſſen, in ſo fern er dem Genio der lateiniſchen Sprache nicht entgegen war, welches allerdings zu loben iſt. Es verſteht ſich von ſich ſelbſt, daß eine Ueberſetzung der Art bei hiſtoriſchen und moraliſchen Büchern viel leichter iſt, als bei poetiſchen, in welchen Tropen und Bilderſprache gehäuft iſt: und wir läugnen es nicht, daß wir dann und wann auf manche Stelle geſtoßen ſind, wo wir die Stärke des Originals in dem leichten Gewande der lateiniſchen Sprache ganz vermiſt haben. Herr Dathe ſagt, daß er bei ſeiner Ueberſetzung des Jeſaias die Arbeiten eines Walthers, Struenſee's, Döderleins, wie auch bei dem Jeremias des Herrn Ritter Michaelis Ueberſetzung genuzt habe, obgleich die lezte nur wenig, weil er, wie dieſe heraus kam, ſchon die ſeinige geendiget. Er hat auch ſeiner Ueberſetzung philologiſche und kritiſche Anmerkungen beigefügt. In jenen hat er dunkle und ſchwere Stellen in aller Kürze gut erläutert, auch ihnen ſehr oft durch Hülfe der verwandten morgenländiſchen Dialekte das nöthige Licht aufgeſtrekt. Der kritiſchen Anmerkungen

ſind aber nicht ſehr viel, und Herr Dathe gehört unter die beſchiedenen Kritiker, und verläſt den maßorethiſchen Text, ſo lange er dem Sprachgebrauch und Regeln der Grammatik nicht zuwider iſt, nicht leicht, und dieſe kritiſche Beſcheidenheit, die in unſern Tagen immer ſeltener zu werden anfängt, hat uns gut behaget. Auch iſt das noch zu loben, daß er nicht überal Geſichte und Weiſſagungen findet, wo ſie gemeiniglich bei vielen, dem Herkommen nach, angenommen werden: es iſt ihm zuförderſt um den Zuſammenhang und Abſicht des Propheten zu thun: und wenn er dies ins licht geſezt, und die Umſtände unter welchen der Prophet dies und jenes geſagt, genau erwogen, und die Gedanken von ihrem poetiſchen Schmuk und Schimmer entkleidet, denn unterſucht er ruhig, ob eine Weiſſagung ſtat finden könne oder nicht — und daraus folgt nun ganz natürlich, daß man vieles im N. T. nur als bloße Accomodation anzuſehen hat, was ſonſt für Weiſſagung, jedoch ganz unrecht, iſt anerkant worden. Wir wollen doch eins und das andere aus dieſer merkwürdigen Ueberſetzung verzeichnen.

Jeſ. I, 12. 13. überſezt der Herr Doktor: Venitis quidem ad me adorandum, ſed quis juſſit vos atria mea terere? Ne mihi amplius offerte cet. Das Wort מירכם, das ſich doch auf לראות פני beziehet, iſt weggelaſſen. Wird nun מירכם in der Ueberſetzung ausgedrukt, wie es ausgedrukt werden mus, ſo ſind die Worte: רמס חצרי mit den folgenden לא תוסיפו zu verbinden, wie's auch die LXX und noch neuerlich der Biſchof Lowth gethan hat. In Rükſicht

ſicht auf dieſe Gründe würden wir folgendergeſtalt überſetzen: Ihr komt zwar anzubeten mich, aber was ſol mir das Aufheben eurer Hände? — Nicht mehr betretet meine Vorhöfe; denn die unnützen Opfer, ſo ihr mir bringet, und euer Weyrauch iſt mir ein Greuel, u. ſ. w. Bei der ſchweren Stelle Jeſ. 2, 6 nimt Herr Dathe ſeinen Grundſätzen gemäs, nicht ſeine Zuflucht zu Conjecturen, womit Houbigant gleichſam dieſen Vers überſäet hat: Er folgt dem Aben Eſra, Vitringa und Schultens, und giebt folgende Ueberſetzung, die einen recht guten Sin hat: at enim vero rejicies populum tuum, Jacobitas. Nam artem diuinandi jactant magis quam Syri. Praeſtigiis diditi ſunt, ut Philiſtaei, & gentilium ſuperſtitione delectantur. Jeſ. 7, 14 deutet er mit andern verdienten Männern nicht buchſtäblich, ſondern nur typiſch auf den Meſſias. Er meint, daß die Formul: τουτο δε ολον γεγονεν ινα πληρωθη το ρηθεν, beweiſend, hingegen die Formul: τοτε επληρωθη το ρηθεν, bloße Accomodation ſei. — In der Erklärung der Stelle ſelbſt ſtimmen wir dem Herrn Doktor bei: denn wenn man dem Texte keine Gewalt anthun wil, ſo kan doch wol das Zeichen, das dem Ahas vom Herrn zu ſeiner Befreiung gegeben worden, nicht erſtlich nach ſieben hundert Jahren erfolgen, ſondern es muſte in kurzem ſich ereignen, nämlich durch einen Sohn, den eine Jungfrau durch ein Wunder zur Welt gebahr — und obgleich die Vertheidiger alter Vorurtheile und hergebrachter Meinungen ſich gewaltig dagegen ereifern werden, ſo liegt doch in der Sache ſelbſt nichts arges: denn wenn die eherne Schlange in der Wüſte ein typus

auf

auf Christum war, warum nicht auch ein Knabe, der durch eine wundervolle Geburt einer Jungfrau zur Zeit Ahas ans Licht der Welt kam? — Uebrigens ist diese Erklärung, wie der Herr Doctor selbst erinnert nicht neu, ob sie gleich nicht allenthalben geniesbar ist, wies noch neuerlich Isenbiehls Beispiel gelehrt hat. Bei dem Gesang des Hiskia hat er des Scheids Dissertation hierüber, wie auch den Velthusen, der in seinen Symbolis Kilonienſibus auch eine Erklärung davon gegeben hat, genuzt. Er übersezt 3 C. v. 10 die Worte: בדמי ימי in meridie dierum meorum, und erklärt דמי meridies aus dem arabischen Stammwort دمى aequare, complanari, welches insbesondere von der Mittagssonne gebraucht wird: welches freilich dem Context viel angemessener ist, als wenn Lowth in seiner Uebersetzung den Hiskias sagen läst:

Ich sprach am Ende meiner Tage:

Wandeln mus ich durch die Pforten der Hölle —

Jes. 53, 9 nimt er mit Cappellus das עשיר imperſonaliter, und giebt folgende Uebersetzung, die sich theils durch ihre Leichtigkeit empfiehlt, theils aber auch mit der Begräbnisgeschichte Jesu Christi sehr gut zusammen stimt: Destinatum quidem ei erat sepulcrum cum impiis, sed in morte sua divitibus similis fuit. Die Stelle Jer. 2, 33. 34 ist ohnstreitig corrumpirt, jedoch will der Herr Doctor, der den masorethischen Text defendirt, so lange er kan, nicht gerne ändern, und hält deswegen der לְבַן, das den Auslegern so viel Mühe gemacht hat, mit dem Venema für den Infinitiv in Hiphil per Syncopen, wo לְהַבִּין

stat

ſtat לְהָכִין ſteht. Der Einfal iſt ſo übel nicht, und er giebt nun von der Stelle folgende Ueberſetzung: quid ornas te ad amorem meum tibi conciliandum, cum omnem vitam tuam inſtruis, vt eo ſecurius omnia ſcelera patrare poſſis? — Terra tua conſperſa eſt ſanguine pauperum innocentum cet. Er erklärt alſo die Stelle ganz richtig von der Heuchelei des Volks, die nach Joſias Reformation ſo ſehr im Schwange gieng. Minder hat uns die Ueberſetzung des Herrn Ritter Michaelis gefallen, der auf dieſes לְכֵן ganz und gar keine Rükſicht genommen, und bei דַּרְכָּיוֹת die Puncte verändert, und mit Houbigant דְּרֵעוֹת geleſen wiſſen wil. Er findet folgenden Sin: Was machſt du doch deine Wege ſo ſchön, auf Liebe auszugehen, und lehrſt auch deinen Freundinnen dieſelbe Wege ſuchen? An deinen Kleidern findet man Blut Unſchuldiger und Armer. Er erklärt demnach die Stelle von der Abgötterei, und meint, daß das Bild hergenommen wäre von Alleen und Irrgärten, die ſo oft der Ort ſind, wo man auf Liebesavantüren ausgeht, ſintemal man gern bei Götzenaltären ſchattichte Haine anzupflanzen pflegte. Unter den Freundinnen verſteht er demnach die übrigen Städte in Juda. Dieſe Erklärung, die in ihrer Art ſehr geſucht iſt, hat uns nun gar nicht überzeugt, und wir glauben mit Herrn Dathe, es iſt dies auch aus dem Zuſammenhange des Textes, und vorzüglich aus dem 35ten Verſe klar, daß der Prophet hier die Juden wegen ihres heuchleriſchen Verhaltens ſtraft: und ob wir gleich nicht geneigt ſind den Text, der ohnſtreitig corrumpirt iſt, nach Houbigants Manier ſo ganz wilkührlich zu verbeſſern, der das לכן

in

in לך ונם abändert, und לך mit לבקש construiren will, und auch, wie schon vorgedacht, die Punkte bei הבעות ändert: so dünkt uns, daß der maßorethische Text, ohne vieles Rathen, am bequemsten aus der siebenzig Dolmetscher Uebersetzung zu restituiren ist, die einen gar guten Sin giebt. Die LXX übersetzen die zweite Hälfte des 33ten Verses und den Anfang des 34ten folgendermaßen: *ουχ ϑτως' αλλα και συ επονηρευσω τϑ μιανσι τας ϑδους σϑ, και εν ταις χερσι σϑ ευρεϑη αιματα ψυχων αϑωων* — mithin haben sie in ihrer Recension folgendergestalt gelesen:

לֹא כֵן גַּם אַתְּ · הֲרֵעוֹתְ טַמֹּאתֵךְ אֵת · דְּרָכוֹךְ

גַּם בְּכַפַּיִךְ נִמְצְאוּ וגו

Der Sin wäre demnach folgender: Was beschönigest du dein Thun, dir meine Gunst zu erwerben? — Das hilft dir nichts — du thust Unrecht daran, dein Thun noch mehr zu beflecken: denn deine Hände triefen von der Armen und Unschuldigen Blut. — Und so fällt nun auch die harte Ellipse bei בְּנִכְפַּיִךְ weg, wo הָאָרֶץ zu suppliren ist, da die Siebenzig ohn' allen Zweifel נִכְפָּיִךְ gelesen haben. Recht gut verbindet der Herr Doctor die lezten Worte: כִּי עַל · כָּל · אֵלֶּה, die die Alexandriner so schlecht übersezt haben, mit dem folgenden Verse, die sich mit ותאמרי anfängt, und giebt sie also: Atque tamen his non obstantibus dicis — Jerem. 20, 14 bis zum Ende erklärt der Herr Doctor mit Venema nicht von Jeremia, weil ihm die Klage in eines Propheten Mund zu hart vorkömt, ob doch gleich aus der Geschichte klar ist, daß sich auch zuwei-

len Männer Gottes vergessen haben. Er nimmt eine Prosopopöie an, und meint, daß hier Jeremias einen von seinen Feinden, z. E. den Priester Paschnu redend einführe, der wegen seines Elends in solche harte Verzweifelungsworte ausbreche, und schiebt aus dem Grunde gleich beim Anfang der Rede das Wort, inquiet, ein — Ille vero infelix sit, inquiet, dies — diese Erklärung ist nun unserm Gefühl nach gezwungen. Wir halten die Klage mit Grotius und dem Herrn Rit. Michaelis für Worte des Jeremias, die er ehemals in der Verzweifelung, vielleicht zu der Zeit gesprochen, als er von den geheimen Räthen des Königs Zedekias war in die schlammichste Cisterne geworfen worden. Hier steht sie freilich, wenn man sie mit dem, was vorhergeht, vergleicht, nicht am rechten Orte — wie aber auch noch viel mehrere Dinge in unserm masorethischen Texte des Jeremias nicht am rechten Orte stehen, welches ein jeder sogleich fühlen wird, sobald er sich nur einigermaßen mit dem Propheten bekant gemacht hat. Diese Behauptung ist nicht zu kühn, wenn man anders weis, daß die alexandrinische Uebersetzung von dem masorethischen Text sehr abweicht, und daß in den LXX die Sachen und Begebenheiten ganz anders geordnet sind, und in ganz anderer Verbindung stehn, als im hebräischen Texte. Darum hat nun Herr Eichhorn im 5ten Theil des Repertoriums ganz richtig gefolgert, daß man mehr als eine Recension vom Jeremias gehabt haben müsse. Wir führen dies an, um darzuthun, daß Sachen und Begebenheiten in unserm hebräischen Texte beim Jeremias eben nicht immer so geordnet sind, als sie geordnet seyn solten: und so steht gewis die Verwünschung des Jeremias, die mit

der

ber vom Hiob so viel Aehnlichkeit hat, nicht am rechten Orte: ob sie gleich in der alexandrischen Uebersetzung in eben der Ordnung und Verbindung anzutreffen ist. Beim Anfang des 18 Cap. merkt der Herr Doktor die Abweichung der LXX vom hebräischen Texte an, und tritt auch der Meinung des Herrn Eichhorns bei, daß mehr als eine Recension von dem Texte des Jeremias vorhanden gewesen seyn müsse: er sucht aber doch die hebräische Lesart, die vielen Auslegern verdächtig geschienen hat, zu vertheidigen. Jerem. 31, 15. 16. erklärt Herr Dathe richtig von der Wiederkunft der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft, und hält die Stelle im Neuen Testament, beim Matth. 2, 17. 18. für eine bloße Accomodation. Den 22ten Vers eben desselben Capitels übersetzt er also: novum omnino nitorem terrae inducam, de quo mulieres una cum maritis exultabunt. Er merkt an, daß die Worte: ברא יהוה חדשה באוץ die Wiederherstellung der jüdischen Regimentsverfassung bedeuten: aber wie die Worte: נקבה תסובב גבר de quo mulieres cet. haben übersetzt werden können, kan Recensent nicht begreifen. Eben so wenig hat mir die Michaelische Uebersetzung gefallen: das Weib bewirbt sich um den Mann, — mit der ganz sonderbaren Erklärung: daß nach dem ordentlichen Laufe der Welt sich der Mann um die Frau, und nicht umgekehrt, die Frau sich um den Mann bewerben müsse — und wer hätte nun folgende mystische Anwendung bei dem Herrn Ritter gesucht? — Vorher, nämlich in der ganzen Zeit des A. B. hätte sich Gott um das israelitische Volk beworben, und die Israeliten nicht um ihn, er hätte es ungebeten aus Egypten geführt, und bei wiederholtem Abfal und Ab-

götterei immer wieder zu sich gerufen. Jezt aber wolle nun Gott etwas neues schaffen, — das israelitische Volk werde ohne vorhergegangene Wohlthat Gottes, vielleicht auch in Bedrängniß, selbst den Anfang machen, sich busfertig zu Gott zu nahen. Recensent wundert sich, wie das Bild des Propheten, das Weib wird den Mann umgeben, so lange hat verkent und gemisdeutet werden können, als es wirklich geschehen ist. Der Prophet will durch das Bild, das er gebraucht, nichts anders als die Ruhe und Sicherheit fühlbar machen, die sodann Israel genießen wird, wenn es wieder in seine väterliche Sitze zurükgekehrt seyn wird. Denn gleichwie man eine Stadt, der Sicherheit wegen, mit einer Mauer umgiebt, und gleichwie dort Mos. 5 Buch Mos. 32, 10. eben dies Bild vom Herrn gebraucht, und dies nichts anders bedeuten kan, als daß sich Israel seines Schutzes und Schirms erfreuen sol: so gebraucht hier der Prophet eben dies Bild von dem Weibe in Rücksicht auf den Mann: das Weib, obgleich ein schwaches nur ohnmächtiges Werkzeug, werde, wenn Israel wieder zurükgekehrt sey, dem Manne Schuz und Schirm seyn: das hies nichts anders, als Israel werde in Ruhe und Sicherheit für allen seinen Feinden wohnen. Die Weißagung Jerem. 33, 14-26. die in der alten griechischen Uebersetzung mangelt, und die also auch in dem hebräischen Exemplare gemangelt haben mus, aus welchem die Siebenzig den Jeremias übersezten, hat Herr Dathe gar nicht berührt: und wir bitten unsere Leser hiebei nachzulesen, was der Herr Ritter Michaelis neuerdings über diese merkwürdige Weißagung in seiner Uebersetzung des Jeremias gesagt hat. Das 52te Capitel spricht der Herr Doktor mit Grotius und andern

dem

dem Jeremias, und zwar aus guten Gründen, ab: führt kürzlich des Grotius und Venema Vermuthungen an, ob er gleich selbst nicht entscheidet. Richtig urtheilt er auch über des Jeremias Elegie, daß nämlich der Dichter in diesem Gesange das Elend der Zeit beschreibe, da der König Josias in einem Treffen gegen die Egyptier sein Leben verloren habe. Josephus und Hieronymus unter den Alten, und unter den Neuern ist der Herr Ritter Michaelis eben dieser Meinung; auch zeigt Herr Dathe aus dem ganzen Inhalt der Elegie, daß der Dichter Jerusalems Verwüstung, die unter Nebucadnezar erfolgt ist, gar nicht besingen können. Auch aus den Ezechiel, der sich in der Schreibart so sehr vom Jesaias und Jeremias unterscheidet, und der den Bildern der hebräischen Poesie ein ihm ganz eigenthümliches Colorit giebt, und sie sehr volständig ausmahlet, hat Herr Dathe viel vorzüglichen Fleis gewandt, und obgleich, wie er selbst erinnert, nicht alle Schwierigkeiten haben gehoben werden können, so sind sie doch durch seine Arbeit gemindert worden. Gern möchten wir hier vieles auszeichnen, wenn wir nicht fürchteten, zu weitläuftig zu werden. Wir können aber doch nicht unangemerkt lassen, daß er Ezech. 40. u. f. Cap. für keine Weißagung, sondern nur für einen Befehl des Propheten hält, den er den Juden gegeben, was sie thun solten, wenn sie aus der Gefangenschaft in ihr Vaterland wieder zurükkehren würden. Auf den Einwurf, den man machen könte, daß dies alles doch nicht erfolgt sey, daß weder der Tempel nach dem vorgeschriebenen Model erbauet, noch das Land, wie es Gott befohlen, vertheilet worden sey, antwortet der Herr Doktor recht gut, daß das Volk selbst hieran Schuld

ſey, maßen der gröſte Theil in die väterlichen Wohnungen nicht wieder zurük kehrte, und alſo das nicht bewirkte, was Gott durch den Propheten geboten hatte. Er erläutert dies aus Joſuas Geſchichte, denn gleichwie dort bei der erſten Einnahme des Landes Canaan das Land nicht ſo war vertheilet worden, wie es nach dem Befehle Gottes hätte geſchehen ſollen: ſo war dies auch der Fal bei der Rükkehr der Juden aus Babylon in ihr Vaterland. Die mehrſten und reichſten Familien blieben zurük, und die ſo zurükkamen, waren nicht vermögend, einen ſo ſchönen Tempel zu bauen, als Gott durch den Propheten befohlen hatte. Wir geſtehen, daß uns dieſe Erklärung des Herrn D. ſehr überzeugend vorgekommen, und daß dadurch alle die Schwierigkeiten gehoben werden, denen man bei andern Erklärungen, die ſeither ſind gegeben worden, nicht hat entgehen können. Noch müſſen wir kürzlich des Herrn Doktors Gedanken über die Weißagung Dan. 9, 24. bis zum Ende herſetzen. Er folgt mehrentheils in der Erklärung dieſer Weißagung dem Herrn Ritter Michaelis und dem Herrn Prof. Haſſencamp, gehet doch aber auch ſeinen eignen Gang, wie das beſonders aus dem 24 Verſe klar iſt, den er vor Ende der babyloniſchen Gefangenſchaft und der Wiederaufbauung Jeruſalems und der Einweihnng des Tempels verſteht. Er überſezt ihn folgendermaßen: Complures porro Septuaginta *anni* definiti ſunt populo tuo ſanctaeque urbi, poſtquam poena finita eſt & conſummata, poſtquam delicta expiata ſunt & priſtina gratia ſ. benevolentia reddita, poſtquam prophetae viſio impleta & ſanctuarium dedicatum fuerit. Die Worte: שָׁבֻעִים, שִׁבְעִים, die man gewöhnlicher maßen:

ſieben-

ſiebenzig Jahrwochen überſezt, interpunctirt der Herr D. שִׁבְעִים שָׁבֻעִים und wil שָׁנָה ſupplirt wiſſen. Die Gründe kan man bei ihm ſelbſt nachleſen, das Wort נֶחְתָּךְ, als ein ἅπαξ λεγομενον überſezt er definiti ſunt, wozu er ſich der alten Verſionen halben berechtiget findet. Endlich verſteht er noch die Worte: לִמְשֹׁחַ קֹדֶשׁ קָדָשִׁים nicht von der Salbung des Meſſias, weil קֹדֶשׁ קָדָשִׁים niemals von Fenſtern gebraucht wird, ſondern von der Wiederherſtellung und Einweihung des Tempels, nach der Wiederaufbauung Jeruſalems. Der Herr D. hält das Edict von Jeruſalems Wiedererbauung, deſſen Daniel im 25ten Verſe gedenkt, und deren verſchiedene vom Cyrus, Darius Hyſtaſpes und Artexerxes longimanus ſind gegeben worden, für den erſten Hauptbefehl vom Cyrus, weil der Herr ſelbſt von ihm ſagt: Eſ. 45 13. Er ſol meine Stadt bauen — dem Worte גָּבַר giebt er die Bedeutung victor, aus dem arabiſchen vicit, ſuperauit. Nun geht der Herr Doctor von der gewöhnlichen Interpunction der Worte: שָׁבֻעִים שִׁבְעָה וְשָׁבֻעִים שִׁשִּׁים וּשְׁנַיִם, ab, und lieſt folgendergeſtalt: שִׁבְעִים שִׁבְעָה וְשִׁבְעִים שִׁשִּׁים וּשְׁנַיִם, und überſezt: Septuagies ſeptem ſeptuaginta & ſexaginta duo anni ſunt — nimmt man nun an, daß unter dem Edict von Jeruſalems Wiederaufbauung der erſte und Hauptbefehl vom Cyrus zu verſtehen ſey, ſo kommen für die jüdiſche Geſchichte folgende drei merkwürdige Perioden. Der erſte, den der Engel durch die Worte שִׁבְעִים שִׁבְעָה ſeptuagies ſeptem h. e. CCCCXC anni angedeutet, und das iſt juſt die Zeit, da Pompejus Jeruſalem erobert, und Judäa dem römiſchen Reiche unterworfen hat. Die Worte שִׁבְעִים ſeptuaginta anni bezeich-

bezeichnen den zweiten fatalen Perioden, denn siebenzig Jahre hinter darin wurde Judäa in eine römische Provinz verwandelt, und gänzlich dem Joche der Römer unterworfen. Endlich wird mit den Worten שִׁשִּׁים וּשְׁנַיִם, sexaginta duo anni auf den lezten fatalen Perioden in der jüdischen Geschichte gedeutet, wo Jerusalem und die ganze jüdische Verfassung unter Vespasianus und Titus ihr Ende erlebte. Im 26ten Verse erklärt Herr Dathe das Wort יִכָּרֵת, active יַכְרִית excindet, und ziehts auf den Messias, hält die Worte וְאֵין לוֹ für corrupt, und sucht sie aus dem Theodotion, bei welchem zwei Lesarten in eine geschmolzen sind, zu restituiren, und liest: וְדִין לוֹ & judicium habebit. Mithin hätten die Worte folgenden Sin: post sexaginta & duos annos Messias excindet & judicium habebit. — Ueber die Worte: עַם נָגִיד הַבָּא, populus ducis futurus, erklärt er sich folgendergestalt, daß er mit andern Auslegern unter dem עַם הַבָּא die Römer, unter dem נָגִיד aber Christus verstanden wissen wil, der auch schon im vorhergehenden diesen Namen geführt. Im 27ten Verse nimmt er שָׁבוּעַ אֶחָד buchstäblich, für die Woche, in welcher Christus gestorben, und die alles das in sich begreift, was darauf erfolgt ist, denn eigentlich hat er durch sein Leiden, Tod und Auferstehung den Bund befestiget. Mitten in der Woche, das heist, wenn Christus seinem Vater sich wird als Opfer dargebracht haben, werden die andern Opfer aufhören, und keine Kraft mehr haben, ob sie gleich die Juden noch einige Zeit darbringen werden. Das berüchtigte כנף hat Herr Dathe mit den Siebenzig durch locus sacer übersezt, ob es gleich nie die Bedeutung hat, und der Text, wie schon Houbigant

und

und der Herr Ritter Michaelis vermuthet haben, corrumpirt seyn mus. Zuletzt erklärt er im 27ten Verse נצר durch aeternitas, und es ist nicht zu läugnen, daß dadurch die Stelle ungemein viel Licht bekömt. Das ist des Herrn D. Dathens Erörterung von dieser dunklen Weißagung. Ein jeder, der die Michaelische und Hassencampische Erklärung dieser schweren Stelle gelesen, wird zwar bemerken, worin Herr Dathe mit beiden übereinstime, wird aber auch bald auf das Eigenthümliche kommen, das ihm allein zugehört, und das unsern Gedanken nach der Weißagung nicht wenig Licht aufsteke. Inzwischen bleiben doch noch immer einige Dunkelheiten übrig, wie das bei einem Text, der so verdorben wie der gegenwärtige ist, gar nicht anders möglich ist, und die Zukunft wirds lehren, ob noch vielleicht eine günstigere Periode in der Kritik sie zerstreuen kan und wird.

Nun schließen wir unsere Anzeige von dieser Uebersetzung, die uns im Ganzen betrachtet sehr wilkommen gewesen ist, und die mit Recht auf den Beifal aller Kenner Anspruch machen kan. Wir stellen uns vor, daß sie allenthalben wird mit gierigen Händen gesucht werden; denn welcher Freund der biblischen Philologie solte nicht lüstern seyn, sich mit einem Dathe in den Geist der alten Propheten hinein zu studieren. Angenehm wirds noch unsern Lesern seyn, wenn wir ihnen sagen, daß sich jezt Herr Dathe mit der Uebersetzung des Pentateuchus beschäftiget.

74.

## XXXII.

Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur. Fünfter Theil. Leipzig, bei Weidmans Erben und Reich. 1779. 286 S. in 8.

Der Werth dieser Schrift ist längst entschieden, und wir brauchen also nichts weiter zu ihrer Empfehlung zu sagen. Wir wollen nun kürzlich die Stücke selbst verzeichnen:

I. D. Joh. Bernh. Köhlers kritische Anmerkungen über die Psalmen, drittes Stük. Herr Köhler beurtheilt die verschiedenen Lesarten der alten Uebersezer der Siebenzig, nebst Aquila, Symmachus und Theodotion, wie auch die Lesarten der Vulgate, des Chaldäers, Syrers und Arabers, mit Zuziehung der neuern Ausleger, besonders des Capellus, Houbigants, Dathens und des Ritter Michaelis. Sie fangen vom 39ten Verse des 18. Psalms an, und gehen bis zum 35. Psalm.

II. Friedr. Andr. Strodths Versuch eines Verzeichnisses der Handschriften der LXX. Ein schäzbarer Beitrag zur Kritik der siebenzig Dolmetscher. Ein kritisches Verzeichnis ists freilich nicht; das konte auch noch nicht seyn, da die Kritik der siebenzig Dolmetscher noch in den Kinderjahren steht, und zur Zeit noch die wenigsten Handschriften gebraucht und verglichen sind. Inzwi-

schen

schen mus uns doch dies historische Verzeichnis der Handschriften der LXX, wenns auch gleich nach Herrn Strothes eignem Geständnisse noch nicht alle Volständigkeit hat, doch wilkommen seyn; und kan wenigstens dazu dienen, den jungen Liebhaber der Kritik, der Zeit, Muße, Geld und Gelegenheit hat, anzufeuern, daß er in dem weitläuftigen Felde, so er hier so zu sagen mit einem Blicke übersehen kan, auf Eroberungen ausgeht, um damit die Kritik zu bereichern.

III. O. G. Tychsens Beschreibung der ersten jüdischen Ausgabe der Psalmen Davids vom Jahr 1477. Herr de Rossi hat in seiner Dissert. de hebr. typogr. origine, Parmae, 1776. die Herr Hufnagel bei Walther in Erlangen hat nachdrucken lassen, dieser so seltnen Psalm Ausgabe, die den grösten Bücherkennern verborgen geblieben ist, gedacht. Er selbst hat davon zwei Exemplare besessen, davon eins jezt dem Herrn Tychsen als Eigenthum gehört: und weil Herr de Rossi in seiner Dissert. diese Ausgabe nicht genau, und am allerwenigsten kritisch beschrieben hat, so hat Herr Tychsen es der Mühe werth geachtet, eine solche Beschreibung zu liefern. Zulezt folgen die Varianten, bei welchen die Hoogthische Lesart zum Grunde gelegt worden.

IV. D. Joh. Georg Rosenmüllers Erklärung der Geschichte vom Sündenfal. Herr D. Rosenmüller erklärt diese Geschichte nicht allegorisch, sondern hält sie für eine wirkliche geschehene Begebenheit, die von einem hieroglyphischen Gemählde abgenommen, und in Buchstabenschrift übergetragen worden sey. Daher sey es nun gekommen, daß noch so vieles von der alten Bilderschrift übergeblie-

hen ſey, juſt weil der, ſo ſie in Buchſtabenſchrift übertrug, keine ſchikliche Worte wuſte, damit die Sachen zu bezeichnen. Herr D. Roſenmüller rechnet dahin die Beſchreibung vom Cherub, wie auch an Ausdruk נחש. Schlange, der anſtat des böſen Geiſtes, der die erſten Menſchen verführt, geſezt worden. „In dem hieroglyphiſchen Gemählde, das iſt die Hypotheſe des Herrn D. ſtund das Bild einer Schlange, als ein Sinbild desjenigen Weſens, durch welches Eva war verführt worden. Nun muſte derjenige, der das Gemählde in Buchſtabenſchrift übertrug, zwar wohl, daß dieſe Figur nicht eine natürliche Schlange, ſondern vielmehr einen böſen Dämon andeuten ſolte. Er fand aber keinen ſchiklichen Ausdruk in ſeiner Sprache, womit er dieſes böſe Weſen hätte bezeichnen können, wie man denn in allen Schriften Moſes den Satan nicht genant findet. Daher behielt er das Wort Schlange, נחש bei, in der gewiſſen Vorausſezung, daß ſeine Iſraeliten, denen die Bilderſprache bekant war, ſich keine natürliche Schlange, ſondern einen verführeriſchen böſen Geiſt darunter denken würden, ſonderlich da ihnen dies auch aus mündlicher Tradition bekant ſeyn konte.“ Es iſt nicht zu läugnen, daß ſich durch dieſe Hypotheſe viele Dunkelheiten und Schwierigkeiten in der Geſchichte vom Sündenfal heben laſſen, ſo wie auch dadurch die reine Lehre nichts verliert, ſondern gewint, maßen nun Moſes Erzählung vom Sündenfal für den Hauptumſtand, daß der Satan Verführer der erſten Menſchen geweſen iſt, mit dem N. T. übereinſtimmt. Die Betrachtung der Hieroglyphen im Niebuhr hat den Herrn D. auf dieſe Gedanken gebracht.

V.

V. Johann Gottfr. Eichhorn über Moses Nachrichten von der Noachischen Fluth. Herr Eichhorn hatte schon in seiner Urgeschichte, S. Repert. IV Th. S. 174 u. f. den Gedanken geäußert, daß Moses uralte Denkmähler in sein erstes Buch, so wie er sie vorfand, eingerükt habe: und aus verschiedenen Gründen, die uns wenigstens auffallend gewesen sind, nimt er an, daß der Verfasser des ersten Kapitels nicht wol mit dem Urheber des zweiten und dritten Eine Person gewesen sein könne. Jezt verfolgt er seinen Pfad weiter, und da er sich in den Geist der mosaischen Nachrichten von der Noachischen Fluth hineinstudirt, so geräth er auf den Gedanken, daß hier zwei Urkunden von einer und eben derselben Begebenheit in einander gewebt und geschoben sind, und daß man also für die Wahrheit und Zuverläßigkeit der Nachrichten aus der Urwelt einen Beweis mehr haben würde, wenn man sie gehörig von einander trennen könte. Daß Moses die Nachrichten von der Noachischen Fluth aus zwo Urkunden geschöpft, davon führt Herr Eichhorn folgende Gründe an:

1) In der mosaischen Geschichte der Sündfluth werden alle Hauptumstände doppelt erzählt.

2) Die Abwechselung des Stils in diesen Nachrichten ist ganz und gar nicht verkentbar.

3) Auch ist die Verschiedenheit der beiden Urkunden auffallend in der Einkleidung der Hauptsäze, oder in der Art des Vortrags.

4) Die Erzählung dieser Nachrichten fält bald in einen kalten, bald in einen warmen affectvollen Ton.

5)

5) Endlich hat jede Urkunde ihren Plan oder Geſichtspunkt, welchem zufolge eine jede gewiſſe Umſtände bei der Fluth beſonders verfolgt.

Durch dieſe Gründe bewogen trent Herr Eichhorn die zwo Urkunden von einander, und bezeichnet die erſte mit dem Nahmen Jehova, die andere mit dem Nahmen Elohim. Wann er inzwiſchen S. 188 ſchreibt: „Ich erinnere mich aus dem Gedächtnis an keinen Schriftſteller der ältern und neuern Zeiten, welcher in Moſe Erzählungen, aus zwei Urkunden zuſammengeſezt, bemerkt hätte, und meine eingeſchränkte Muſe erlaubt kein langes Nachſuchen hierüber. — Hätte auch jemand einen Gedanken davon gehabt, ſo bliebe es doch nur ein bloßer Einfal, und mit ſolchen Auctoritäten mag ich mich nicht verſchanzen. — Denn bewieſen iſt es noch von Niemand, auch hat noch Niemand ſolche in einander, oder neben einander geordnete Denkmähler abgeſondert, und jedes ſind ſich als ein eignes Ganzes hingeſtelt“ — ſo können wir nicht bergen, daß ſchon Aſtrüc in ſeinen Conjectures ſur les memoires originaux dont il paroit, que Moyſe s'eſt ſervi pour compoſer le livre de la geniſe, die zu Brüſſel 1753 herausgekommen ſind, eben den Pfad betreten hat. Aſtrüc nimt an, daß Moſes bei Fertigung ſeiner Geneſis aus zwölf Urkunden geſchöpft, die doch nur gröſtentheils Fragmente geweſen zu ſein ſcheinen. In Anſehung der Noachiſchen Fluth räſonnirt er mit Herr Eichhorn faſt aus ähnlichen Gründen, und beſonders iſts uns auffallend geweſen, daß Aſtrüc die

in einander geschobenen Urkunden in den mosaischen Nachrichten von der noachischen Fluth fast eben so, nur einen kleinen Unterschied ausgenommen, gesondert hat, wie Herr Eichhorn. Vielleicht ists unsern Lesern nicht unangenehm, wenn wir hier hersetzen, wie beide denkende Köpfe in der Sonderung dieser Urkunden zu Werke gegangen sind.

**Eichhornische Sonderung der Urkunden, aus welchen Moses seine Beschreibung der Noachischen Fluth geschöpft.**

**Erste Urkunde mit dem Nahmen Jehova.**

Cap. VI. 5-8.
Cap. VII. 1-9. sodann die zwote Hälfte des 16ten Verses:
ויסגר יהוה בעדו, sodann der 10. 17. 33. 20. 21. 22. Vers eben dieses Capitels.

**Zwote Urkunde mit dem Nahmen Elohim.**

Cap. VI. 9-22.
Cap. VII. 11-16. 18-22. 24.
Cap. VIII. 1-19.
Cap. IX. 1-17.

**Astrückische Sonderung dieser Urkunden.**

**Erste Urkunde, so Astruc mit B bezeichnet hat.**

Cap. VI. 1-8.
Cap. VII. 1-5. 11-18. 21-24.
Cap. VIII. 20-22.
Cap. IX. 11. 13. 18. 27. 28. 29.

**Zwote Urkunde, so Astruc mit A bezeichnet.**

Cap. VI. 9-22.
Cap. VII. 6-10. 19. 22. 24.
Cap. VIII. 1-19.
Cap. IX. 1-10. 12. 16. 17. 28. 29.

**Dritte Urkunde mit C bezeichnet.**

Cap. VII. 20. 23. 24.

Wir freuen uns sehr, daß zwei denkende Köpfe, die einander unbekant waren, sich auf einem und eben demselben Wege begegnet, welches der Sache, die sie be-

behaupten, allerdings viel Gewicht giebt, obgleich nach unſerm Gefühle Herr Eichhorn die Urkunden viel beſſer von einander geſondert hat, als Aſtrüc. Denn wenn dieſer den 20, 23 und 24 Vers des VII. Cap. weil darin ein und ebendieſelbe Sache in der Geſchichte der Fluth zum drittenmahle wiederholet wird, als eine dritte Urkunde anſieht, woraus Moſes die Beſchreibung der Sündfluth geſchöpft, ſo ſcheint uns dieſe Sorgfalt im Unterſcheiden alzu übertrieben zu ſein: denn wer wird gleich einer Wiederhohlung wegen einzelne Verſe von dem Vorhergehenden oder Folgenden abreißen, und daraus ſogleich eine neue Urkunde machen: nicht zu gedenken, daß auch Wiederhohlungen dem alten hiſtoriſchen Stil eigen ſind. Herr Eichhorn hat dieſe einzelnen Verſe mit Recht theils zur erſten, theils zur zwoten Urkunde gerechnet. Wir wollen inzwiſchen bei der Gelegenheit nicht unangezeigt laſſen, daß des Aſtrüc Conjectures ſur les memoires originaux de la Geniſe, ein ungemein wichtiges Buch für die bibliſche Kritik, eheſtens in einer deutſchen Ueberſetzung mit Anmerkungen erſcheinen werden, ſo ſehr ſich auch vielleicht die Vertheidiger der hergebrachten Meinungen beim Anblik derſelben kreuzigen und ſegnen werden.

VI. Joh. Gottfr. Eichhorns hiſtoriſche Unterſuchung über den Kanon des A. T. Eine leſenswürdige Abhandlung. Herr Eichhorn giebt die Bedeutung des Worts Kanon bei den Kirchenlehrern an, noth ehe mans auf die Samlung heiliger und göttlicher Schriften übertrug — ſodann unterſucht er mit großer hiſtoriſcher Genauigkeit, daß die Aegyptiſchen und Paläſtiniſchen

nischen Juden einerlei Kanon gehabt, und das Resultat ist, daß nach dem babylonischen Exil und zwar bald nach der neuen Gründung des hebräischen Staats in Palästina der Kanon festgesezt, und damals alle die Bücher darin aufgenommen worden, welche wir noch jezt darinne haben. Der Schlus der Abhandlung ist: „Nun solte und könte die Untersuchung folgen, wie alle die Bücher, welche die Geschichte in den Kanon des alten Testaments sezt, darinne stehen können? — Aber hier — manum de tabula“! —

VII. W. G. Tychsen von Nißelii hebräischer Bibel Ausgabe. Herr Tychsen thut dar, daß Nißelii Bibel Ausgabe gar keinen kritischen Werth habe, sondern ein bloßer Abdruk von Hutteri Bibel sei.

74.

## XXXIII.

M. Denis, Aufsehers der Garell. Biblioth. am K. K. Theres. und Lehrers an der K. K. sav Akad. Einleitung in die Bücherkunde. — Erster Theil. Bibliographie. 1 Alphabet 14 Bogen. — Zweiter Theil. Litterargeschichte. 2 Alphabet 8 Bogen. — Wien, gedrukt bei Joh. Thomas Edlen von Trattnern, K. K. Hofbuchdruckern und Buchhändlern. 1777 — 1778. Gros Quart.

Wir würden den Vorwurf einer unverzeihlichen Ungenauigkeit in der Anzeige wichtiger Schriften unsrer deutschen Litteratur, mit allem Recht verdienen; wenn wir ein so vorzügliches Werk, wie das gegenwärtige ist, in unsere Bibliothek unangezeigt lassen solten. Und das um so viel mehr, je weniger wir diesem Mangel abhelfen und die versäumte Lücke wieder bald auszufüllen im Stande sein dürften. Herr Denis hat im Ganzen genommen so viele Vorzüge vor allen seinen Vorgängern, daß wir sehr daran zweifeln, ob irgend ein andrer deutscher Litterator dies Fach, — in seinem ganzen Umfang, bei unsern jetzigen Hülfsmitteln und ehe die einzelnen Disciplinen fleißiger und ihre Geschichte und Litteratur sorgfältiger untersucht werden, — glüklicher bearbeiten dürfte, als Hr. D. gethan hat. Man verstehe uns hier Recht. Wir sind weit davon entfernt dies Werk, besonders den zweiten Theil desselben, für volkommen, für ein opus omnibus numeris absolutum auszugeben. Der V. selbst hat zu viel Kentnisse, als daß er von seiner eignen Arbeit diese Idee haben solte. In der Vorrede zum zweiten Theil fühlt er alle Bedenklichkeiten eines solchen Unternehmens. „Von der Geschichte aller Disciplinen „in einem Auszug zu handeln, der in einer Jahresfrist „vorgelesen werden kan, kein Rechtsgelehrter, kein Arzt „zu sein, von den übrigen Wissenschaften nur so viel „getrieben zu haben, als in der Wilkühr meiner ehemaligen Vorgesezten war ꝛc. — Hier solte ich dem „Theologen, dem Rechtsgelehrten, dem Philosophen, „dem Mediker, dem Mathematiker, dem Historiker,

„dem

„dem Philologen genug thun. Wenn einer dieser „Männer, besonders der sich durch sein ganzes Leben „nur auf eine Wissenschaft beschränket, und folglich „ihre Schiksale bis auf die kleinsten Umstände inne hat, „den Blik z. B. von der philosophischen Geschichte ei„nes Bruckers, von den medicinischen Biblioteken „eines Hallers auf meine wenigen Bogen schlägt; wie „unerheblich müssen sie ihm werden; wie geneigt kan „er sein, eine Arbeit, die ihm nicht genug thut, über„haupt zu verwerfen.

Also, Verbesserungen, Ergänzungen, Berichtigungen müssen allerdings zu diesem Werk gemacht werden. Ueber Emendationen wird nie ein Werk, am allerwenigsten im litterarischen Fach, wenn es das Ganze umfast, und die Geistesprodukte aller Zeitalter und aller Völker versamlen will, erhaben sein. Wissen mus man aber auch, daß eine Einleitung in die Litteratur aller Wissenschaften, bei dem wenigen Fleis, den man bisher auf die Bearbeitung derselben gewendet hat, große, schäzbare und ausschließende Vorzüge haben kan; wenn sie so beschaffen ist, daß Verbesserungen und Berichtigungen bei ihr angebracht werden können. Dies gilt vom Denisschen Buch. Es kan getrost ein jeder, der sich bisher blos auf das Studium eines einzigen Theils der algemeinen Litteratur eingeschränkt hat, seinen Lieblingsartikel in diesem Werk nachschlagen; er wird zwar hie und da eine Lücke bemerken; allein es sind Lücken, die sich doch mit leichter Mühe vom Kenner ausfüllen lassen. Der Rezensent urtheilt nach den Abschnitten, die er prüfen und beurtheilen zu können,

im Stande zu sein glaubt. Denn ein solches Werk in allen seinen Theilen nach seinem innern Werth schätzen, und die Vorzüge sowol, als die Mängel desselben anzeigen und verbessern wollen, ist wol, den Plan abgerechnet, beinahe ein eben so schweres Geschäfte, als die Abfassung des ganzen Buchs sein möchte.

Es ist merkwürdig, daß wir die besten litterarischen Schriften doch immer den Deutschen zu verdanken haben; vielleicht weil ein großer Theil unsrer Gelehrten gerade die zum Studium der Litteratur erforderlichen Eigenschaften besizt, nemlich deutschen Fleis und Applikation. Hiezu setze man noch die Ausgebreitheit der Sprachkentnisse unsrer Deutschen. Der Engländer, der Franzos, der Italiäner bekümmern sich wenig um die deutsche Sprache, und um die deutsche Litteratur; weil sie die Produkte der deutschen Muse überal nicht lesen, nicht benuzen mögen. Der Deutsche hingegen gleicht der unleckerhaften Biene, die aus allen Blumen, die Honigsaft haben, denselben aussaugt. Der Deutsche bereichert seine Litteratur mit englischen, französischen, italiänischen, holländischen, dänischen, schwedischen, russischen, spanischen, portugiesischen ꝛc. Werken, sobald sie von ihm gekant zu sein verdienen. Daher denn auch die Büchersamlungen unsrer Gelehrten, und besonders die öffentlichen nebst den größern Privatbibliotheken in Deutschland ohne Vergleich vielseitiger, ausgebreiteter und reicher sind, als die Bibliotheken andrer Nationen.

Den ersten Theil dieses Werks, oder die Bibliographie, die uns vorzüglich schäzbar und den zweiten

Theil

Theil zu übertreffen scheint, ist nach drei Zeiträumen abgehandelt. Jeder von diesen Zeiträumen hat einen historischen und einen artistischen Theil.

Erster Zeitraum. Vom Büchertwesen, bis zur Einführung des Christenthums. Hier kommen im historischen Theil vor: Nachrichten vom Volk Gottes; von den Morgenländern; von den Griechen; von den Römern. Im artistischen Theil: Erfindung der Schreibkunst; ihre Erfinder; Gestalt der Buchstaben; Stof, worauf man schrieb; Schreibzeug; Schreiber; äußerliche Gestalt der Buchstaben. — — Zweiter Zeitraum. Vom Bücherwesen bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften. Historischer Theil: Nachrichten aus dem Orient; aus dem Occident; von entferntern Nationen; Begin besserer Zeiten; Beschwerden des Bücherabschreibens. Artistischer Theil: Vorspiele der Druckerei; ihre Erfindung nach Schöpflin und Meermann; ihre Erfindung zu Maynz; ihre Verbreitung noch im XV Säkul. Verbreitung in unsern Gegenden (nemlich im Oesterreichischen, in Ungern, Siebenbürgen ꝛc.) Anmerkungen über den ältesten Druk; die berühmtesten Druker in der Folge; Symbolen der ältern Druker. (Wer sich von den tiefen gelehrten Kentnissen des Verfassers auf die leichteste Art überzeugen wil, darf nur ein Paar Seiten in diesem Abschnit nachlesen. Gerade die ganz speziellen Nachrichten, die man hier beisammen findet, da sie sonst nur in sehr vielen Werken zerstreut lagen, reißen uns zur Bewunderung der großen Gelehrsamkeit des Verf. fort. — — Dritter Zeitraum. Von dem Bücher-

cherwesen bis auf unsre Zeiten. Historischer Theil. Die berühmtesten Bibliotheken Italiens; Frankreichs und Spaniens; Englands, Hollands, Schwedens, Polens, Ruslands; Deutschlands und insbesondere Wiens. Artistischer Theil. Erster Bestandtheil einer Bibliothek, die Manuscripte; Hebräische, griechische, lateinische Mspte. Gothische, longobardische, fränkische, angelsächsische Mspte. Zweiter Bestandtheil einer Bibliothek, die Bücher; von den Guten; von seltenen Büchern. Errichtung einer Bibliothek; Zahl, Eigenschaft, Besorgung der Bücher; Anordnung der Bücher und Kataloge; Gottesgelehrtheit und Rechtswissenschaft; Weltweisheit und Heilkunde; Mathematik und Geschichte; Philologie. (In diesen lezten Paragraphen zeichnet der V. den Inhalt des zweiten Theils etwas genauer an. Der Mensch machte sich zum ersten Geschäfte, ein höchstes Wesen, seinen Schöpfer, nach allen seinen Vollkommenheiten zu erkennen, und nach diesem Erkentnisse, seine Pflichten gegen ihn zu bestimmen; daher die Gottesgelehrtheit. Er fand sich von diesem Schöpfer mit gleichartigen Geschöpfen umgeben, zuweilen ihrer Hülfe bedürftig, zuweilen aber auch im Stande ihnen Hülfe zu leisten; daher die Rechtswissenschaft. Er sah sich auf dem herrlichen Schauplaz der Wunder Gottes um, und gewann seinen Aufenthalt lieb; daher die Weltweisheit. Hieraus muste nothwendig Neigung zur Erhaltung des Lebens, zum Wolseyn entspringen; daher die Heilkunde. Nicht zufrieden mit dem Wolstande seines thierischen Theils suchte er auch seine Seelenkräfte zu erhöhen und zu schärfen; daher die Mathematik. Nachdem

er

er auf diese Art für sich selbst gesorgt hatte, fand er Muße seine Sorgen auch auf die Nachkunft zu erstrecken, daß er für sie die wichtigsten Begebenheiten seines Zeitalters aufzeichnete; daher die Geschichte. Dieses beschäftige ihn dennoch nicht so ganz, daß er nicht auch auf angenehme Unterhaltungen seines Geistes hätte denken können; daher die Philologie.)

So stelt sich Hr. D. die Sache vor. Uns kömt es vor, als liege sehr viel Willkührliches in dieser Vorstellungsart. Wir verzweifeln gänzlich an einer durchaus gegründeten philosophischen Darstellung des Zusammenhanges aller Wissenschaften. Denn das menschliche Wissen ist eigentlich nur Eins, und die Abtheilungen dieses wissenschaftlichen Alls beruhen nicht auf philosophischen Gründen; sondern man hat es blos deswegen in besondre Disciplinen vertheilt, um der Beschränktheit der menschlichen Geistesfähigkeiten bei der Erlernung derselben zu Hülfe zu kommen. — Der Hr. Verfasser hat eine Tabelle, einen Stambaum der Wissenschaften gezeichnet. Da dieser viel eignes hat, vom Bakonschen, vom encyklopädistischen sowol der Pariser als der Yverduner Encyklopädie abgeht, und zu gleicher Zeit auch den ganzen Plan des zweiten Theils, oder der Litterargeschichte enthält: so halten wir es für gut, ihn hier mitzutheilen. Der Verfasser folgt der Methode des Linnäischen Systems:

# Classis.

## SCIENTIA.

### Ordines.

I. Theologia. II. Jurisprudentia. III. Philosophia. IV. Medicina. V. Mathesis VI. Historia. VII. Philologia.

### Ordo I. Theologia.

*Genera.*

I. Hierographia. II. Hermeneutica. III. Patristica.

*Species.*

| | | |
|---|---|---|
| 1) Biblia Polyglotta. | 1) Crisis Biblica. | 1) Bibliotheca P. P. |
| 2) - Linguis mortuis. | 2) Commentaria. | 2) P P. Orientales. |
| 3) - Linguis vivis. | 3) Litteratura Biblica. | 3) P P. Occidentales. |

IV. Dogmatica. V. Polemica. VI. Casuistica.

*Species.*

| | | |
|---|---|---|
| 1) Scholastica. | 1) Orthodoxa. | 1) Universalis. |
| 2) Catechetica. | 2) Heterodoxa. | 2) Particularis. |

VII. Ascetica. VIII. Homiletica.

*Species.*

1) Communis.
2) Monastica.

1) Præceptores.
2) Sermones.
3) Promtuaria.

IX. Litturgica. X. Synodica.

*Species.*

1) Orientalis.
2) Occidentalis.
3) Falsa.

1) Collectiones conciliorum.
2) Concilia Oecumenica.
3) —— Particularia.
4) Conciliabula.

Ordo

## *Ordo II. Jurisprudentia.*

*Genera.*

I. Jus Philoſophicum.

II. Jus civile.

*Species.*

1) Ethica.
2) Jus Naturæ.
3) Jus gentium.
4) Politica.

1) Fontes.
2) Comentarii.
3) Scriptores Practici.

III. Jus Criminale.

IV. Jus feudale.

*Species.*

1) Scriptores Theoret.
2) —— Practici.

1) Fontes.
2) Comentarii.

V. Jus Eccleſiaſticum.

VI. Jus publicum.

*Species.*

1) Fontes.
2) Comentarii in Totum.
3) —— in Partes.

1) Univerſale.
2) Particulare.

## *Ordo III. Philoſophia.*

*Genera.*

I. Logica.

II. Metaphyſica.

*Species.*

1) Ars cogitandi.
2) Dialectica.

1) Ontologia.
2) Coſmologia.
3) Pſychologia.
4) Theol. Naturalis.

III. Phyſica.

IV. Hiſtoria Naturalis.

*Species.*

1) Experimentalis.
2) Theoretica.

1) Zoologia.
2) Botanica.
3) Oryctologia.

# Classis.

## SCIENT[illegible]

### Ordine[illegible]

I. Theologia. II. Jurisprud[illegible]
IV. Medicina. V. M[illegible]
VII. P[illegible]

### Ordo

I. Hierographia.

1) Biblia Polyglott[illegible]
2) - Linguis mort[illegible]
3) - Linguis viv[illegible]

IV. Dogm[illegible]

1) Schr[illegible]
2) Co[illegible]

VI[illegible]

[illegible]ferential.

[illegible]chanica.

[illegible]atica Solidorum.
Hydrostatica.
Hydraulica.
4) Mechanica propria.
5) Aerometria.

[illegible]rapia.

[illegible]is Medica.
[illegible]ateria Medica.
Pharmacia.
[illegible]) Chirurgia.

### Matheſis.

[illegible]enera.

II. Metrologia.

*Species.*

1) Geometria.
2) Trigonometria.
3) Sectiones Conicæ.

IV. Doctrina Viſionis.

*Species.*

1) Optica.
2) Catoptrica.
3) Dioptrica.
4) Perſpectiva.
5) Artes imitatrices.

V.

onis. VI. Uranologia. VII. Hydrologia.

*Species.*

onomia. 1) Hydrographia.
gia. 2) Nautica.
ca. 3) Anchitectura Navalis.

h.

getica.

4) Tactica.
2) Pyrotechnica.
3) Balliſtica.
4) Gymnaſtica.

## *Ordo VI. Hiſtoria.*

erſalis. II. Eccleſiaſtica. III. Profana. IV. Biographia.

*Species.*

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1) Proprie dicta. | 1) Univerſalis. | 1) Populorum. | 1) Sacra. |
| 2) Chronica. | 2) Particularis. | 2) Urbium. | 2) Profana. |
| | 3) Conciliorum. | 3) Eventuum. | 3) Ficta. |
| | 4) Ordinum. | | 4) Lexica. |
| | 5) Haereſium. | | |

## *Ordo VII. Philologia.*

*Genera.*

I. Hiſtoria Literaria. II. Bibliographia. III. Archaeologia.

*Species.*

| | | |
|---|---|---|
| 1) Univerſalis. | 1) Diplomatica. | 1) Mythica. |
| 2) Particularis. | 2) Typographica. | 2) Ethica. |
| 3) Bibliothecae. | 3) Bibliothecologia. | 3) Numismatica. |
| 4) Academica. | 4) Catalogi Librorum. | 4) Artiſtica. |

IV. Critica.

IV. Critica. V. Linguistica. VI. Rhetorica.

*Species.*

1) Aesthetica. 1) Glossologia. 1) Praeceptores.
2) Methodica. 2) Graphica. 2) Dialogistica.
3) Commentarii. 3) Grammatica. 3) Epistolographia.
4) Ephemerides. 4) Vocabularia. 4) Oratores.
5) Eristica.

VII. Poësis. VIII. Symbolica.

*Species.*

1) Praeceptores. 1) Iconologia.
2) Poëtae. 2) Hieroglyphica.
3) Promtuaria. 3) Emblematica.

IX. Epigraphica. X. Polymathia.

*Species.*

1) Inscriptiones. 1) Libri Mixti.
2) Gnomonologia.

Wie gefält unsern Lesern dieser Plan der Litterarhistorie? Wir können ihn unmöglich gut nennen. Es scheint uns dem Inhalt vieler Wissenschaften zuwider zu seyn, wenn wir sie auf den Stellen suchen sollen, die ihnen H. D. angewiesen hat. Wie kann m. z. B. die Ethik, das Naturrecht, die Politik für Spezies der Jurisprudenz ansehn? Das Jus philosophicum, ihr Genus, ist ja Philosophie. Wie kömt die Aesthetik zur Philologie? Sie, die uns mit der philosophischen Theorie der angenehmen und der unangenehmen Empfindungen bekant macht, das Wesen der Schönheit, ihre Modifikationen und Wirkungen aufs Gemüth aufsucht, u. s. w. — Bei dieser Schwierigkeit, sich in den Plan des V. zu finden, hätte für vollständige Register gesorgt werden müssen. Sie sind bei dergleichen Werken, die man zu seinen Handbüchern macht, ganz unentbehrlich.

Unan-

Unangenehm ist es auch, daß der V. fast nie den Ort und das Jahr angemerkt hat, da die angeführten Bücher heraus gekommen sind. Dieser Mangel erzeugt den Nachtheil, daß diejenigen, die nicht schon sehr ausgebreitete litterarische Kentnisse haben, den zweiten Theil bei weitem nicht mit so viel Nutzen brauchen können, als sie gehabt haben würden, wenn H. D. dies nicht versäumt hätte. Ihm war es leicht, diese Notizen beizufügen. Mancher kan sein ganzes Leben hindurch nachschlagen und suchen, eh' er sich diese unentbehrliche Anzeigen ergänzt; zumal, wenn er an einem Orte lebt, wo keine ansehnliche Bibliotheken vorhanden sind. Denn aus den gewöhnlichen Bücherkatalogen dergleichen abschreiben wollen, ist mislich; weil sie nicht zuverlässig genug sind. — Auch ist's ein großer Fehler des Werks, daß der V. in vielen Fächern fast blos Jesuiten nennt, und alle andre wegläst.

Etwas unfreundlich und wirklich zuweilen hart und ungerecht beurtheilt H. D. die Handlungen und die Schriften protestantischer Gelehrten. Was will z. B. die Note S. 242. des ersten Theils, von Luthers Verbrennen der päbstlichen Bulle und der Dekretalen, von Calvins ähnlicher That Servets Restitutio Christianismi betreffend? Glaubt der V. im Ernst damit die Bücherwut der Katholiken rechtfertigen zu können? Wir gäben viel darum, daß diese Anmerkung nicht da stünde. Sie wirft auf den Charakter des wackern, würdigen Mannes, dem wir bisher für sanft und tolerant gehalten haben, kein vortheilhaftes Licht. Wie unaussprechlich viel kan ein solcher Mann der Menschheit nützen, wenn

er

er menschenfreundliche, verträgliche, edle, tolerante Gesinnungen und Empfindungen athmet, und sie den edlen Jünglingen mittheilt, die seine Lehren und sein Beispiel ausbildet? Aber mich schaudert auch beim Gedanken an den Schaden, den er, bei entgegengesezten Gesinnungen, der Menschheit thun kan. — Eben so weis ich nicht, warum H. D. (II. 61.) nachdem er die Moralphilosophen der Protestanten genant, hinzusezt: „daß viele unter ihnen mit Behutsamkeit gelesen werden müssen.“ Das mus eigentlich bei allen Büchern geschehn; warum aber gerade bei den philosophisch moralischen Schriften der Protestanten?

H. Denis scheint fürwahr die Protestanten nicht gehörig zu kennen; wenigstens nicht von der Seite, die ein so aufgeklärter und denkender Mann nothwendig kennen müste. Die bessere Litteratur der Protestanten kent er gewis nicht, besonders im theologischen Fach, wo er um ein ganzes Säkulum zurük ist. Unsre Dogmatiker z. B. lehren nicht mehr, was die (II. 29) angeführten Schriftsteller gelehrt haben.

53.

## XXXIV.

Gedächtnispredigt auf den seligen Uebergang unsers unvergeslichen, in Gott ruhenden geliebten Herzoges Carl, weiland regierenden Herzoges zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. am 9ten April 1780. — über den Höchstverordneten

ordneten Text Matth. 5, 7. in der Stadtkirche zu Helmstädt gehalten von Johann Caspar Velthusen. Helmstädt, 54 Oktavseiten.

---

Beinahe wären wir in Versuchung gerathen, den bloßen Titel herzusetzen. Doch das wäre zu strenge verfahren; denn unsre Leser wissen längst, was das in dieser Bibliothek bedeutet. Wir sagen also noch, daß wider diese Predigt, dem Guten, was sie hat, und wir ihr nicht absprechen können noch wollen, unbeschadet, sich gar mancherlei mit Grund erinnern ließe, und daß der Herr Abt unsers Ermessens am besten würde gethan haben, wenn er sie in sauberm Manuscript an die Behörde gesant hätte. Die Beweise halten wir, theils um nüzlicheren Dingen nicht den Plaz zu rauben, theils aus andern Gründen billig zurük; jeder Leser wird sie ohnehin finden. Von S. 42. an, wo sich die sogenante Predigt endiget, hat der Herr Verfasser noch einige einzelne Trostempfindungen für Carls Hinterlassene angehängt. Diese Hinterlassenen sind die Aebtissin von Gandersheim, der König in Preußen, der Herzog Ferdinand, der Erbprinz von Braunschweig und die Königin von England. Die übrigen sind leer ausgegangen, die verwitwete Herzogin von Braunschweig ausgenommen, welcher das ganze Werklein dediciret ist. Wir wollen doch zur Probe die beiden kürzesten Trostempfindungen hersetzen: „Dem grösten Könige:

Auch König Friedrich hat der Menschen sich erbarmt;
Und sol Barmherzigkeit vor Seinem Mitler finden.“

„Dem

„Dem hofnungsvollesten Prinzen:
Sey, lieber guter Prinz, den Leidenden ein Carl,
Georg den Deinigen, den Schulen — ein August!“

Der Erbprinz von Braunschweig heist bekantlich Carl Georg August. Wie tröstlich hier die Namen zu statten kommen!

188.

## XXXV.

Gedächtnispredigt auf den Hochseligen Fürsten und Herrn, Herrn Carl, weiland regierenden Herzog zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. von Joh. Wilh. Gotthold Herrmann, Past an der St. Joh. Kirche in Wolfenbüttel. Braunschweig und Wolfenbüttel, bei Meißner 1780. 2 Bogen 8.

Weit besser als die eben angezeigte hat uns diese Predigt gefallen, ob sie gleich die Feile ebenfals noch vertragen könte. Als eine Probe von der Denkungsart und dem Ausdruk des würdigen Verfassers theilen wir folgende Stelle mit: „Der Blik auf das im Segen der Welt zugebrachte Leben, auf das gerettete und wieder hergestelte Glük mancher vormaliger Elenden, auf die gesicherte ewige Wohlfahrt anderer, auf die verbesserten Kentnisse von Gott und seinem Evangelio, auf die ausgebreitete und gestärkte Tugend des Unwissenden und

Wan-

Wankenden; das Andenken an viele Thaten der Barmherzigkeit und Menschenliebe; das Bewustseyn, nach dem Willen Gottes Nuzen in der Welt gestiftet, und Glükseligkeit unter seinen Mitgeschaffenen verbreitet zu haben, o das giebt wahrhafte Ruhe und Freudigkeit und große göttliche Hofnung, wenn man jezt im Begrif ist, vor dem zu erscheinen, der es einst schwur, daß auch der Becher Wassers, der einem seiner geringsten Brüder gereicht wurde, nicht unbelont bleiben solte. Zwar nicht auf seine Thaten, nicht auf Verdienst gründet der sterbende Wohlthäter seine Erwartung. Er sezt seine Hofnung auf das, was ihm Jesus sein Heiland verhies, auf Gottes Barmherzigkeit. Er betet um Gnade: aber sein lezes Gebet steigt auch nicht so einsam von der Erde auf; ach! alle die er rettete und segnete, senden ihre inbrünstigsten, feurigsten Gebete ihm nach — Herr erzeige ihm Barmherzigkeit, denn er hatte uns lieb, und unsre Wohlfahrt hat er gegründet! — fromme, dankbare Wünsche erfreueter Witwen und Waisen, beglükter Armen, umringen den eilenden Geist; unter ihren lauten und innigsten Segnungen geht er zur Ewigkeit. Ja selbst der, der mehr Wohlgefallen an Barmherzigkeit als am Opfer findet, und dessen Nachfolger er in Wohlthun und Liebe war, erklärt denn ihn für seinen Gesegneten und Begnadigten — Vater, ich wil, daß wo ich bin, auch der bei mir sey, den du mir gegeben hast! — Und die Ewigkeit öfnet ihre Pforten, um den wohlthätigen, Gott ähnlichen Geist zu den frohen Glükwünschungen der seligen Schaaren und zum ungestörten Genus der ewigen Erbarmungen Gottes in den Wohnungen des Friedens einzuführen.“ Daß der Herr Verfasser S. 22. ff. von dem

verstorbenen Herzog von Braunschweig immer in der dritten Person der mehreren Zahl redet, können wir nicht billigen. Im Kanzleistil und im gemeinen Leben geht das wol hin, ja da mus es sogar, dem tyrannischen Sprachgebrauche zufolge, öfters geschehen. Aber in einer Predigt? Hier klingt es wirklich gar seltsam. Ueberhaupt scheint uns die ganze Stelle, wo von dem verewigten Fürsten die Rede ist, das minder gut gerathene Stük dieser Gedächtnispredigt zu seyn.

188.

## XXXVI.

Reden bei der Confirmation der Durchlauchtigsten Prinzessin Auguste Caroline Friederike Louise von Braunschweig und Lüneburg, am 21ten März 1780. gehalten von Hartwig Johann Christian Schulz, Hofprediger. Braunschweig, Waisenhausbuchhandlung. 3 Bogen 8.

Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir diese vortrefliche Reden als Muster in ihrer Art empfehlen. Durchgehends herscht in denselben eine edle, kräftige, der Wichtigkeit der Sache angemessene Sprache, gleich fern von Schmeichelei und Affektation; und man fühlt es, daß der würdige Verfasser so sprach, wie er dachte und empfand. Hier ist eine Stelle zur Probe.

Ohne Wahl sei es der Anfang der Rede vor dem Examen: „Zu Gott dem alwissenden und heiligen Zeugen aller vor der Welt auch noch so verborgenen Gedanken und Handlungen mit der gegründeten Ueberzeugung seines erhabenen und uns allein befriedigenden Beifals hinaufsehen können; durch diese Ueberzeugung und durch das, was sie allein gewährt, eine nie versiegende, nie zu erschöpfende Quelle von Beruhigung und Freude in sich selbst besitzen; die erlaubten Vergnügungen der Erde so recht mit innigfroher, vorwurfloser Seele genießen; und endlich bei dem Gedanken, daß uns diese mehr oder weniger schäzbaren Vergnügen einmal verlassen, oder bei dem schmerzhaften Gefühl, daß sie uns hie und da schon wirklich verlassen haben, oder doch bald verlassen werden, dennoch die Zufriedenheit, Ruhe und Freudigkeit der Seele nicht verlieren: — das ist eine Gemüthsverfassung, welche allein den Namen menschlicher Glükseligkeit verdienet, und welche allein das Eigenthum des Christen ist, den seine Religion zu diesem Glüklichsten unter allen Menschen macht, so wie er durch sie, um dieses Glückes fähig zu seyn, der Tugendhafteste unter allen Tugendhaften wird.“ — — Auch der Ton in der Zueignungsschrift an die Prinzessin, die so glüklich gewesen ist, des Unterrichts eines solchen Lehrers zu genießen, hat uns sehr gefallen. Kurz, jeder, der einige Empfindung für das Gute und Wahre hat, wird die Lesung dieser Bogen nicht bereuen; er wird sie, wenn Recensent nach seiner Erfahrung urtheilen darf, mehr als einmal mit Ruhen und innigem Vergnügen lesen.

880 D.

## XXXVII.

Christ. Henr. Eckhardi eloqu. & poes. Prof. publ. ordin. ac juris extraord. Hermeneutica juris recensuit, perpetuisque notis illustravit Carl. Fried. Walchius. Lipsiae apud haeredes Weidmanni & Reich. 869 S. in gr. 8. ohne Vorrede und dreifachem Register über die angeführten Schriftsteller, Gesetze und die wichtigsten Sachen.

Bücher, welche durch eine neue Auflage brauchbarer und gemeinnüzziger geworden sind, verdienen gewis eben so gut eine Anzeige in einer auserlesenen deutschen Bibliothek, als ganz neue Schriften. Wir werden dahero gewis unsern Lesern nicht misfallen, wenn wir ihnen die Vorzüge, welche die Eckhardische Hermeneutik durch die Bemühungen des Hrn. Hofr. Walchs in Jena erhalten hat, näher bekant machen. Daß wir uns hier nicht auf das Buch selbst einlassen können, sondern nur bei den Anmerkungen des Hrn. W. stehen bleiben müssen, versteht sich wol von selbsten. Denn wer dieses Buch nicht schon aus seiner ersten Auflage kent, und dessen juristische Litteratur sich blos auf seinen kleinen Struv und Consorten einschränkt, für den ist diese Recension auch nicht geschrieben.

In der Vorrede, welche diesem Buch vorgesezt ist, liefert Hr. W. ein räsonnirendes Verzeichnis von den Schrif-

ten,

ten, welche bis auf Eckhards Zeiten über die juriſtiſche Hermeneutik erſchienen ſind, von den läſtigen Folianten an bis zu dem bequemen Taſchenformat in Duodez. Demungeachtet war zu ſeiner Zeit das Studium derſelben, einige einzelne Materien ausgenommen, ſo unvolkommen, daß eine juriſtiſche Hermeneutik mit Eckhards Fleis und Scharfſin ausgearbeitet, ein angenehmes Geſchenk ſeyn muſte, welches nun das juriſtiſche Publikum noch verſchönert aus den Händen des Hrn. W. erhält. Denn er hat nicht nur die neuern Beobachtungen, welche in dem Zeitraum von 30 Jahren, welcher zwiſchen der erſten und zweiten Ausgabe verfloſſen iſt, an den gehörigen Orten ſupplirt, ſondern auch die wenigen Unrichtigkeiten des ſel. Eckhards, welche als Flecken die Schönheit des Ganzen entſtellen, berichtiget. Er hat dahero die Pflichten eines Herausgebers getreu erfült, und ſich dieſes verwaißten Werks als ein zweiter Vater angenommen. In dem Text hat ſich zwar Hr. W., wie billig, keine Aenderungen erlaubt, allein deſto zahlreicher und reichhaltiger ſind ſeine Noten. Sie verbreiten ſich über das ganze Buch, und ſind beſonders bei dem Röm. Recht ſehr häufig. Um die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer noch mehr zu reitzen, wollen wir einige der vornehmſten und weitläuftigſten Noten anführen, und ſie mit unſern Anmerkungen begleiten, zum Beweis, daß wir dieſe Schrift mit Aufmerkſamkeit geleſen haben.

S. 27-29. führt Hr. W. zuerſt die vornehmſten Schriftſteller über die Rechtsgeſchichte an, dann diejenigen, welche einzelne Rechtsmaterien hiſtoriſch bearbeitet haben. Obgleich dieſe leztern S. 473. nochmalen wiederholt, und mit einigen andern ſupplirt werden, ſo iſt doch

dieſes Verzeichnis noch nicht vollſtändig, und hätte aus Hrn. Prof. Siebenkees diſq. de ſtudio chronologico juris praeſertim germanici vermehrt werden können. Auf eben dieſer Seite (S. 29.) werden die vorzüglichſten Schriften, welche die Röm. Alterthümer in Rükſicht auf die Jurisprudenz erläutert haben, angegeben, bei welcher Gelegenheit Hr. W. die Ausgabe von Heineccii Antiquitaten angeführt hat. Da ihm aber folgende nicht bekant zu ſeyn ſcheint, ſo wollen wir ſie hieher ſezen: Heineccii — — Antiquitatum — ſyntagma — — Editio nova. Ab auctore ipſo paulo ante obitum reviſa, emendata, multisque locis locupletata, ac ejus permiſſu impreſſa. Baſileae excudebat Joannes Chriſt. clɔlɔccxlii. in gr. 8. Dieſe Ausgabe iſt ſehr niedlich auf feinem holländiſchen Papier mit ſcharfen Lettern gedrukt. S. 39. hat Hr. W. die Fehler, welche die Codices überhaupt, und alſo auch die Codices unſerer Geſezbücher an ſich haben, kritiſch angegeben, und mit Beiſpielen aus dem Röm. Geſezbuch erläutert. S. 49. hätte er anmerken können, wie ſonſt ſeine Gewohnheit iſt, daß Joh. Lud. Conradi reprehenſa ſuper jure civili diverſa in ſeinen Opuſculis e jure civili Vol. I. p. 220. (Bremae 1777.) ſtehen. S. 55. und 56. erläutert Hr. W. die Lehre von den Geminationen mit verſchiedenen Geſezſtellen. Hier hätte auch die l. 2. §. 47. De orig. jur. angeführt werden können, da einige die Worte: „ſed plerumque judicibus ipſi ſcribebant“ durch eine Gemination ipſi ſcribebant, i. e. ipſis ſcribebant leſen. V. Gebaueri ordo Inſtitut. Exc. I. p. 182. S. 60. & 61. handelt er in ſeinen Anmerkungen nach Eckhards Anleitung von

den

dem Siglis, wo er zugleich erinnert, daß Eckhard seine Widerlegung des Georg Conrad Crusius aus dem Bynkershoeck genommen habe; dieser hat in seiner diatr. ad l. 40. ff. de hered. instituend. behauptet, daß man in der l. 1. §. 1. D. de bonor. possess. sec. tab. die Partikel ita durch diese Abbreviatur als A. I. T. und folglich a primis tabulis lesen müsse. Diese allzu willkührliche Veränderung hat auch Conradi in reprehensis (Opusc. Vol. I p. 244.) widerlegt, und zugleich gezeigt, daß schon Jac. Gothofred in der l. 11. §. 6. ad leg. Falcid. das Wort ita auf diese Art erklärt habe. S. 66. seq. erörtert Hr. W. die Streitfrage, ob die Pandekten zu Amalfi gefunden worden sind, und führt die deswegen gewechselten Streitschriften vollständig an. Eben so hat er S. 76. bis 83. die Frage, ob die Florentinische Handschrift der Pandekten die Urquelle aller übrigen Handschriften derselben sey, weitläuftig abgehandelt, und alles, was sich hierüber pro und contra sagen läst, erschöpft. Da S. 84. ff. der sel. Eckhard von der Interpunktion, wodurch öfters der wahre Sin einer Gesezstelle auf die leichteste Art hergestelt werden kan, handelt, so hat auch hier Hr. W. die von dem erstern angegebenen Beispiele berichtiget; daß verschiedene Interpunktionen einen ganz verschiedenen Verstand geben, dieses zeigt auch die l. 3. D. de eo, qui pro tutore &c, welches Gesez G. bauer in seiner Ausgabe des corporis juris folgendermaßen interpunktirt: Quaero, an is, qui cum tutor testamento, datus esset, & id ipsum ignoraret, pro tutore negotia gesserit quasi tutor: an, quasi pro tutore negotia gesserit, teneatur? Respondit, non puto teneri quasi tutorem: quia scire te quo-

que tutorem eſſe debet, ut eo affectu negotia gerat, quo tutor gerere debet. Holoander hingegen hat folgende Interpunktion: Quaero an is, qui cum tutor teſtamento datus eſſet, & id ipſum ignoraret, pro tutore negotia pupilli geſſit: quaſi tutor, an quaſi pro tutore negotia geſſit, teneatur? Reſpondit, non puto teneri quaſi tutorem: quia ſcire quoque ſe tutorem eſſe debet, ut eo affectu negotia gerat, quo tutor gerere debet. Obgleich die Florentiniſchen Pandekten meiſtens die beſte Leſeart haben, ſo iſt doch die Lesart derſelben nicht allezeit der gemeinen vorzuziehen. Hr. W. führt S. 95. zum Beiſpiel die l. 22. pr. quod vi aut clam an, wo in dem Florentiniſchen Manuſcript deprehenderis, in den gemeinen Ausgaben hingegen depreſſeris geleſen wird. Die leztere Lesart ſcheint allerdings vorzüglicher zu ſeyn, als die erſtere, indeſſen hat doch der Hr. v. Löwenſtern in ſeiner Einladungsſchrift de vite deprehenſa in l. 22. pr. D. quod vi aut clam pro lectione Florentina adverſus aliorum emendationes & conjecturas vindicata die Florentiniſche Lesart aus dem Columella de re ruſtica libr. 9. zu vertheidigen geſucht. Von S. 96-103 hat Hr. W. die Codices der Pandekten, und S. 104-112. die vornehmſten Ausgaben derſelben numerirt. Von S. 118-141. handelt er von der Gothofrediſchen Ausgabe des corporis juris, und von den verſchiedenen Auflagen deſſelben, und dann von den Hülfsmitteln, deren man ſich bei der Erklärung der Inſtitutionen mit Nuzen bedienen kan. Bei dieſer Gelegenheit erklärt Hr. W. die l. 10. C. de adopt. aus dem §. 14. J. de hereditat. quae ab inteſtato deferuntur, und beſon-

besonders den Ausdruk §. 3. „qui ex Sabiniano Senatusconsulto ex tribus maribus fuerant ab extraneo adoptati.“ Auch die Anfangsworte §. 1. dieses Gesetzes können aus dem §. 14. erklärt werden, da nach diesem Paragraphen „cum nec necessitas patri adoptivo „imponatur vel haeredem eum instituere, vel ex„haeredatum eum facere, utpote nullo naturali „vinculo copulatum.“ in der l. 10. §. 1. das Pronomen ei nicht auf das Wahlkind, sondern auf den Wahlvatter gezogen werden mus, welches ohne dieses Gesez sehr zweideutig wäre. — In der Folge dieser Note wird von den Handschriften und den vorzüglichsten Ausgaben der Institutionen geredet, und endlich mit den Hülfsmitteln den Codex und die Novellen zu erklären, beschlossen. Eine Note, die sich vorzüglich auszeichnet, und deren Weitläuftigkeit sich durch ihren wichtigen Inhalt hinlänglich rechtfertiget. S. 153. seq. Schon den ältern Rechtsgelehrten, deren Fragmente uns in den Pandekten aufbehalten sind, wird eine unverständliche und dunkle Schreibart vorgeworfen. Unter ihre Anzahl gehört auch der Papinian, und zum Beweis dieser Behauptung hat sich Hr. W. auf die l. 57. D. mandati berufen, und die Schriftsteller, welche über dieses Gesez commentirt angeführt, wo aber der wichtigste derselben Püttmann in probabil. Libr. I. c. 11. fehlt. Da der sel. Eckhard in dem IV. Kapitel von der Stoischen Philosophie und dem Einflus derselben auf die römische Jurisprudenz geredet hat, so auch Hr. W. dieses Kapitel mit seinen Anmerkungen erläutert, und die neuesten und vornehmsten Schriftsteller deswegen angeführt. Indessen haben wir doch Tiedemanns System der Stoischen Philosophie 3 Th. in kl. S.

Leipz. 1776. vergebens geſucht. Ein Buch, das in aller Abſicht hieher gehört. Wer ſich auch hier von dem Fleis des Hrn. W. überzeugen wil, der ſchlage nur S. 227. von den Abtreiben der Leibesfrucht nach, wo ſich beſonders die Grundſätze der Stoiſchen Philoſophie äußerten. Eben ſo gelehrt hat er in dem Kapitel von den Sekten der alten Juriſten alles, was hieher gehört, abgehandelt. So hat er S. 277. ſeq. angegeben, welcher Sekte jeder von den alten Juriſten zugethan geweſen, wer ein Proculejaner oder ein Sabinianer war. Eben ſo hat er S. 295. ſeq. die vornehmſten Lehren, welche unter dieſen beiden Sekten ſtreitig waren, angeführet. S. 353. komt eine artige Anmerkung über die Titel, welche die alten Rechtsgelehrten ihren Büchern zu geben gewohnt waren, vor. Da Eckhard S. 399. §. 205. ſeq. die Anmerkung gemacht hat, daß die Rechtsregeln nicht ohne alle Einſchränkungen angenommen werden dürfen: ſo hätten wir gewünſcht, daß ſich Hr. W. auf die beiden Rechtsregeln: privilegiatus contra aeque privilegiatum utitur jure communi (Joh. Siegfr. Wientzeck comment. jurid. de vero ſenſu l. 11. §. 6. & 7. & l. 12. D. de minor. Juncto examine regulae: Privilegiatus contra aeque privilegiatum non utitur jure ſuo. 1778.) und: Ei, cui plus licet, etiam minus licere (Püttmann cap. V. adverſarior. Lib. I. Ei, cui id, quod plus eſt, licet, haud ſemper minus licere ad l. 21. D. de reg. jur.) eingelaſſen hätte, weil ſie zu vielen Irthümern Anlas geben. S. 393. ſeq. hat Hr. W. zuerſt die Schriften, welche Indices über die Geſetze der Pandekten nach Ordnung der Inſcriptionen geliefert haben, angeführet, denn

die

die Rechtsgelehrten angegeben, welche über die Fragmenten der Juristen, die uns in den Pandekten aufbehalten sind, commentirt haben. Eine besondere schäzbare Note. Eben so hat er S. 393. die Schriften angegeben, welche das Leben und andere merkwürdige Umstände der alten Juristen erörtert haben. S. 477. seq. redet Hr. W. von den Fragmenten der Antejustinianischen Gesezgebung, welche Schulting, den Codex Theodosianus ausgenommen, gesamlet hat. Dieses ist eine wichtige und lesenswerthe Anmerkung. Da Hr. W. bei dieser Gelegenheit auch der Schriften erwähnt, welche Caji Institutiones beigefügt sind, und unter andern auch auf Pacii Ausgabe der Justinianischen Instituten komt, und die verschiedenen Auflagen desselben angiebt, so wollen wir noch folgende, die wir nicht angemerkt gefunden, beifügen. Imperatoris Justiniani Institutionum Libri IV — studio Joan. Crispini & J. Pacii Amstelodami cIↃIↃCXLII. in 12. Eben so können wir eine Ausgabe von folgendem Buch des Cujacii angeben, die Hr. W. nicht angeführet hat: Cujacii interpretat. in Julii Pauli receptarum sententiarum ad filium Libr. V. Coloniae Agrippinae apud Joannem Gymnicum sub monocerote. Anno cIↃIↃLXXXIX. in 8. Es wird von ihr auf dem Titelblat gerühmt, daß sie ex postrema auctoris recognitione sey. Da S. 492. seq. von den Interpolationen, welche die Fragmente des alten röm. Rechts durch Anian erlitten haben, gerede wird, so thut Hr. W. den Wunsch, daß diese Interpolationes eben so kritisch möchten behandelt werden, als die emblemata Triboniani. Einem Wunsch, den jeder Freund der gierlichen

chen Jurisprudenz mit lautem Herzen beitreten wird.

Ehe wir unſere Anzeige ſchließen, wollen wir nur noch einige Beiſpiele aus den folgenden Kapiteln anführen. Wenn der ſel. Eckhard S. 620. behauptet, daß aus dem kanoniſchen Recht die alte deutſche Gerichtsverfaſſung erläutert werden könne, und er ſich deswegen auf das C. 3. X. de conſuet. beruft, ſo nimt hier Hr. W. Gelegenheit, ſeinen Streit mit dem Hrn. Kanzler Koch zu erneuren, da jener unter den inſipientibus, deren in dieſem Kapitel gedacht wird, die Schöppen, dieſer hingegen das umſtehende Volk verſtehet. Wir vermuthen, daß Hr. Koch wiederum antworten werde, da dieſer Streit kaltblütig und beſcheiden geführt wird. Vielleicht finden wir alsdenn noch Gelegenheit, unſere Gedanken darüber zu äußern, ohne uns zum Richter über dieſe beiden gelehrten Männer aufzuwerfen. S. 657. redet Hr. W. von den älteſten Stadt- und Landrechten, und S. 820. von dem Streit, ob die unmittelbaren Reichsgrafſchaften Thronlehen ſeyen, und führt die in dieſer Sache erſchienenen Schriften pro und contra an.

Wir werden uns durch dieſe Beiſpiele wegen unſers Urtheils hinlänglich gerechtfertiget haben, ob wir es gleich durch mehrere Beiſpiele hätten beſtätigen können. Allein ſchon der Name eines Walchs iſt ein hinlänglicher Bürge von der Brauchbarkeit dieſes Werks, und hoffentlich wird dieſe neue Auflage bald in den Händen aller Jünglinge, welche die Jurisprudenz gründlich und mit Geſchmak ſtudieren wollen, ſeyn.

§7.

XXXVIII.

## XXXVIII.

Ant. de Haen - Tom. III Rationis Medendi Continuatae seu Operum Posthumorum Vol. I. Collegit ediditque Max. Stoll, S. C. R. Apostol. Majest. Consil. Prof. Prax. Vien. P. O. Vienn. ap. Graeffer 1779. 8. 469. S.

Bruchstücke eines berühmten Mannes, wie der Hr. von Hän war, geseze, sie wären auch unvollendet, verdienen immer hervorgezogen zu werden. Hier der Beweis. Hr. von Hän söhnte sich zulezt mit dem Hrn. von Störk aus, und übergab ihm seine Papiere, wovon hier der erste Band, vielleicht noch ein zweiter und dritter folgen sol. Die Säze sind nur, wie hingeworfen, der Ausdruk ist nachläßig, aber immer des Verf. würdig. Nun zum Inhalt. Sect. I. Caluum variorum decas. S. 1-138. Sie sind abgedrukt, wie sie im Tagebuche aufgezeichnet waren, und gröstentheils lehrreich. Sect. II. Aph. De diagnosi & prognosi in acutis, & *Hipp.* circa urinas doctrinæ compendium. S. 139-226. Sind die abgeschriebenen semiotischen Säze des Hippokrates, bald mit, bald ohne Kommentar, für eine gewisse Klasse von Aerzten immer sehr brauchbar. Wer Volständigkeit, mit Kürze verbunden, sucht, wird freilich Hrn. Hofrath Gruners Semiotik zu Hülfe nehmen müssen. Sect. III. Historia Morborum praecipue variolarum a. 1744-45. Hagae Batav. observatarum.

tum. S. 227:268. Sect. IV. De tussi convulsiva puerorum finiente a. 1746. & initio 1747. Hagæ Bat. obs. S. 269:288. Sect. V. Historia med. annor. 1747-48. S. 289:362. Alle diese Krankheitsgeschichten verrathen guten Beobachtungsgeist; seine Urtheile sind selbst da, wo er anders denkt, als Sydenham, Boerhaave und andere große Aerzte, sehr gemäßigt, seine praktische Kautelen der Natur und Erfahrung gemäs. Sect. VI. Diss. de colica Pictorum olim ab auctore edita, nunc vero multis in locis ab eadem auct. correcta & casibus aegror. ineditis locupletata. S. 363:469. Die erste Ausgabe dieser interessanten Abhandlung von der Kolik zu Poitou war selten, und dennoch eines neuen Abdruks würdig. Zu wünschen wäre, daß davon einzelne Abdrücke zum Besten der Praktiker wären veranstaltet worden.

## XXXIX.

**Markus Tullius Cicero's erstes Buch tuskulanischer Untersuchungen von Verachtung des Todes, übersezt von Heinrich Friedrich Diez. Magdeburg und Leipzig, bei Scheidhauer 1780. 9½ Bogen 8.**

Den Freunden der alten Litteratur ist es bekant, daß die Philosophischen Schriften des Cicero, und

und insonderheit seine Tuskulanische Quästionen die kräftigste Nahrung für den Geist enthalten, und wenn man bei Lesung der meisten von unsern neuern Moralisten, mit Schach Baham ausrufen möchte, la morale ne m'est pas salutaire, so interessirt uns dagegen der Römer auch bei solchen Sätzen und Meinungen, die längst aus der Mode gekommen sind.

Herr Diez verdient daher den Dank des Publikums für seine Arbeit, von welcher er die Fortsetzung verspricht, wenn Muße es verstattet und die Leser Geschmak daran finden.

Von einem guten Uebersetzer wird in der Vorrede unter andern gefordert, daß er seine Sprache, der Sprache des Originals anpasse, nicht aber dieses nach jener umbilde, und daß er, wenns ohne Verwischung der Eigenheiten nicht anders sein kan, selbst Latinismen u. s. w. übertrage. Sonderbarkeiten die im Original einmal lägen, müsse der Uebersetzer aufnehmen, und solche nie der Delikatesse einiger Leser aufopfern ꝛc.

Rezensent tritt diesem von Herzen bei, zweifelt aber, ob es in dem Grade wie Hr. D. zu glauben scheint, möglich sei, den Geist und Sin alter Schriftsteller genau zu fassen, wiewol er die Mühe welche auf diese Uebersetzung gewand worden, bei angestelter Vergleichung mit dem Original nicht verkennen, oder ihr seinen Beifal versagen kan.

Der Verleger hat übrigens für Schreibpapier und gute Lettern gesorgt, und wir wünschen ihm aufrichtig, daß schale Romanen und andere Toilettenstüke diese bessere Nahrung nicht verdrängen mögen.

## XL.

Neue und volständige Staats- und Erdbeschreibung des Schwäbischen Kreises und der in und um denselben gelegenen Oesterreichischen Land- und Herrschaften, insgemein Vorder- oder Schwäbisch-Oesterreich genant. Gedrukt und verlegt auf Kosten des Verfassers, 1780. 970 Octavseiten ohne die Vorrede.

Dies schäzbare Buch ist der erste Band der vor einigen Jahren versprochenen Neuen und volständigeren Staats- und Erdbeschreibung des schwäbischen Kreises u. s. w. Die Einrichtung desselben ist folgende: In einer vorläufigen, etwas zu weitschweifigen Nachricht handelt der Verfasser von der ursprünglichen Herkunft der ersten Inwohner, den Grenzen, der Eintheilung und Oekonomie des Landes in den älteren Zeiten. Diese vorläufige Nachricht theilet sich in 5 Abschnitte. In dem ersten derselben wird von den angeführten Dingen zur Zeit der Römer geredet. Hier komt nun zwar allerhand Nüzliches, aber zugleich viel Ausgeschriebenes und Ueberflüssiges vor, das wol gesparet werden konte. Der Herr Verf. holet von Noah's Urenkel und dem babilonischen Turmbau aus. — Was den Ursprung des Namens Germani betrift, so wissen wir davon eigentlich nichts, als was Tacitus in den bekanten dunkeln Worten sagt: Ceterum Germaniæ vocabulum recens & nuper addi-

additum: quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint, ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sunt. Ita nationis nomen, non gentis evaluisse paullatim &c. Unser Verf. hat eine andre, nämlich Cluvers Meinung. Wir setzen seine eigenen Worte her: „Er (Cluverius) merkt an: daß mehrere teutsche Worte, deren Anfangsbuchstaben nun ein W ist, in den ältesten Zeiten mit einem G. geschrieben worden seien. Nun nanten die alte Teutsche das lateinische Wort Bellum so wir heutiges Tages durch das Wort Krieg ausdrücken, Gerrn welches von den Spaniern, Franzosen und Italiänern mit Einschaltung des Buchstaben U annoch beibehalten wird. Wann man nun das alte teutsche wort Gerre zu dem Worte Mann, so wir noch im Gebrauch haben, hinzufüget, so bedeutet es einen Kriegsmann, und komt alsdann mit Abschneidung der Silbe re das Wort German heraus, welches das eigentliche wahre Wort ist, womit die Römer und Gallier die alte Teutsche wegen ihrer kriegerischen Tapferkeit benanten, und welches gedachtermaßen nichts anders als einen Kriegsman bedeutet; es ist hiemit solches teutschen und nicht römischen Ursprungs.“ Uns komt diese Ableitung sehr erzwungen vor, Uebrigens ist in diesem Abschnit alles überflüssig geleistet, was die Aufschrift desselben verspricht. Der 2te Abschnit enthält eine Beschreibung von Allemannien unter den Franken in Absicht auf dessen neue Eintheilung; der dritte die Beschreibung des Landes in dem mitlern Zeitalter und der damaligen Staats- und Privathaushaltung, und der 4te eine „Betrachtung der Vor- und Nachtheile der

vorgedachten Lebensart gegen der heutigen," (die heutige.) Der Verf. vergleicht die gute und schlimme Seite beider Perioden, scheint biswellen sehr geneigt, den mitlern Zeiten den Vorzug zu geben, entscheidet jedoch für keine von beiden, und schließet mit dem Resultat, daß die wenigsten Menschen jemals zu demjenigen Grade des Wolstandes in irgend einem Zeitalter gelanget sind, welchen sie durch ihren Eintrit in die bürgerliche Geselschaften, der ursprünglichen Bestimmung derselben nach, hätten erlangen sollen. Eine, wol etwas betrübende, aber unläugbare und gewissermaßen schon aus der Natur der Menschen und menschlichen Einrichtungen folgende Wahrheit. Der fünfte Abschnit endlich handelt von der schädlichen Einrichtung des Feldbaues und andern Beschwerden desselben in den ältern Zeiten. Auf diese vorläufige Nachricht folgt eine Abhandlung von dem heutigen Schwaben überhaupt, in welcher in acht Unterabtheilungen von der Größe, den Gränzen des Landes, dem Ursprunge der darin gelegenen Landvogthei, dem freien kaiserl. Landgerichte, den Charten von Schwaben, den Flüssen, Gebirgen ꝛc. Waldungen, Mineralien ꝛc. dem Zustande der Landwirthschaft, Gelehrsamkeit, Industrie, den Produkten, Gewerbe ꝛc. ꝛc. ꝛc. gründlich, mit vieler Einsicht und patriotischen Wärme, zugleich aber bis zum Uebermaas umständlich und mit Einmischung mancherlei nicht eigentlich dahin gehörender Dinge geredet wird. Der Verfasser geht dabei so behutsam, daß er manchmal da, wo man nicht mit Zuverläßigkeit entscheiden kan, sich mit einem Es sol sein, oder mit wahrscheinlichen Muthmaßungen behilft, welches

ches wir sehr billigen. Wir wissen zwar, daß einige Leute in statistischen Sachen kein Sol leiden können, sondern lauter Ist haben wollen. Dennoch sind wir der Meinung, daß in vielen Fällen ein bescheidenes Sol einem dreisten, oft unwahren Ist vorzuziehen sei. — Noch besitzen wir keine volständige und genaue Charte von Schwaben und den darin gelegenen Kreislanden. Weder die Kohlleffelsche, noch die Hasesche verdienet diesen Namen, wie hier deutlich gezeigt wird. Doch ist die leztere unter allen schwäbischen Charten von Einem Bogen unstreitig die beste. An eine ganz richtige und volständige Charte ist nicht eher zu denken, bis das ganze Land auf Kosten der Stände durch geschikte Feldmesser aufgenommen worden; welches aber fürs erste noch ein pium desiderium bleiben dürfte. — Unser Herr Verfasser eifert sehr wider die häufige Einfuhr gewisser fremder, an sich freilich entbehrlicher, aber bei vielen schon zu Bedürfnissen gewordener Produkte, und glaubt, man könne ihre Stelle durch einheimische füglich und mit Vortheil ersetzen. So könne man z. B. des ausländischen Gewürzes gar wohl überhoben sein, wenn man sich nur gewöhnen wolte, stat desselben nichts als Zwiebeln, Petersilien, Basilikum, Majoran und andres inländisches Gewürz zu brauchen, und man befände sich besser dabei, als bei den fremden Produkten. Er führet unter andern an, daß Hr. Pfarrer Mayer in Kupferzell eine Pflanze zieht, die er tout d' Epice nennet. Sie wird als ein Sommergewächs leicht gebauet, ihr Saamen ist eines kleinen Rettichkorns gros, sie komt in Menge hervor, „hat den volkommensten Geruch und Geschmak des à la moderne

Gewürzes, und wird zu allen Speisen in seiner (Hrn. Mayers) Küche zu Ersparung aller fremden Gewürze nüzlichst gebraucht. Es sol, fügt der V. hinzu, diese Pflanze eine Art eines Schwarzkümmels und in der Schweiz wol bekant sein, aber leider wie andre gewürzhafte Pflanzen, die so gut würzen als die indianische Gewürze, selten in der Küche gebraucht oder genüzt werden.“ Die Stelle, welche den Caffee betrift, sezen wir aus mehr als einer Ursache ganz her: „Unter den fast unzählbaren fremden Producten sind zwar mehrere, deren Gebrauch zwar nicht gar häufig, manche andere aber so gemein als einheimische Brod und Holz, und doch ganz unnöthig, unter welchen dann vornemlich der Caffee den Vorrang hat. Von diesem Trank mus ein jeder Vernünftiger und ohne alles Vorurtheil für die fremde Producte eingenommener gestehen, daß er dem Menschen weder zur Nahrung noch zum Unterhalt diene, sondern blos zur Beraubung des Vermögens und der Gesundheit der Unterthanen eingeführt worden sei; indem er dem Menschen bei dem öftern Gebrauch desselben würklich schadet; was aber nicht weniger die Beherzigung der Landesherrn verdient, ist, daß nicht nur mancherlei vorhin unbekante Krankheiten daraus entstehen, sondern auch der Baur und Handwerksman schwach und weichlich, mithin zu seiner so algemein nüzlichen Berufsarbeit weniger tauglich wird, und andere Stände zugleich dadurch mit geschwächt werden; es ist sich dahero um so weniger zu verwundern, daß der Gebrauch dieses Trankes in einigen Staaten theils bei Leibesstrafe verboten, oder in andere Wege gar sehr eingeschränkt worden, indem damit vor-

vornemlich die vormahls rauhe und dem Landman vorzüglich dienliche Lebensart, und folglich auch die bei solcher befindliche Gesundheit verlohren gieng. Vormahls that ein Schluk Brantwein, oder etwas Mehl- und Haberbrei vor 2 oder 3 Pfennige am Werth, was jezo der Caffee für 3 mal so viel Geld thun solle, so noch über dem für das Land verlohren gehet. Durch die Milch bei dem Caffee gehet auch viele Butter verlohren, so solchen und das Schmalz theurer macht, als es vorhin sein konte, und das Kochen so beständig hinaus dauret, nimt viel Holz fort, und zugleich die zur Arbeit nöthige Zeit hinweg. Es kan auch aus dieser beständige Caffeesülferei der Gesundheit auch aus dem Grunde unmöglich zuträglich sein; weil ohne dem alles warme Getränke die innern Theile der Verdauungsgefäße schlaf macht, und das öhlichte und salzichte Wesen des Caffees hat ohnehin nach der besten Aerzte Glauben eine schädliche Würkung auf die Nerven; dahero die Bangigkeit und das Zittern der Glieder bei sehr vielen Caffeetrinkern entstehet. Das schlimste ist jedoch hiebei noch dieses, daß der Caffee eine so anziehende und bezaubernde Kraft hat, daß alle diejenige, die ihn nur genossen, durch ihn so hingerissen werden, daß es ihnen beinahe schlechterdings unmöglich wird, sich desselben jemals wieder gänzlich, oder auf ein Paar Tage nur zu enthalten. Man könte vielleicht einen besondern und weitläufigen Tractat von den vielen Verkäufen, Verpfändungen u. s. w. beschreiben, zu welchen dieses Land und Leut verderbliche Getränke in vielen Familien eben sowol als der Pracht Anlas gegeben hat. Herr Romani bemerkt in seiner lehrreichen Reisebeschreibung,

daß er Mütter gekant, die ihren Kindern die Schuhe auszogen, ihre Kleider versezten, ihr ganzes Haus nach und nach ausräumten, und ihre Meublen und Güter im Caffee ganz versilbert und durchgebracht hätten; dieses ist die Schilderung der meisten Familien unserer Zeiten, obwol die wenigste durch den übermäßigen Gebrauch des Caffees allein, sondern wegen der ganzen Einrichtung ihrer Lebensart und Haushaltung nach dem heutigen schönen Fus zu Grunde gehen; nach welchem es weder möglich, noch Mode mehr ist, denen Kindern für ihre künftige Versorgung ein Vermögen zu erwerben, indem selbst die sparsamere Hausväter das ihrige zu erhalten, geschweige zu vermehren weiter im Stande sind; von den vormahligen Schazgeldern weiß heut zu Tage niemand nichts, die hat der Luxus längsten schon nach Indien geführt, und aus dem noch wenigen Geldumlauf ließen sich keine mehr samlen, wenn auch zuweilen deren noch zum Vorschein kommen würden. Da indessen gleichwol der Caffee nebst andern thörichten Ausgaben nicht wenig zu dem algemeinen Verderben beiträget, und besonders die Jugend, wo sie denselben einmal gekostet, von solchem nicht mehr entwähnt werden kan, auch mit der bloßen Anlegung der Accise nicht mehr viel zu dessen gänzlicher Verbannung auszurichten ist, so haben verschiedene einsichtsvolle und für das Beste ihrer Länder besorgte Regenten hoch nöthig angesehen, einen rauhen Weg einzuschlagen, und den Gebrauch dieses Getränks theils auf dem platten Lande gar zu verbiethen, theils auch die Einfuhr außer den Messen bei Strafe gar zu untersagen, und durch erhöhte Accise dessen Gebrauch in den Städten so viel

mög-

möglich zu erschweren, und dem Uebel nach ihrem Vermögen vorzubeugen. Man hat dabei auch getrachtet, durch Einführung inländischer Producte zu gleichem Gebrauch solche aus dem Wege zu räumen, wie solches z. B. mit der Roquelade geschah: auch hat man durch verschiedene gemachte Proben gefunden, daß der Saame von Kinberkraut im Platdeutschen Düngel oder Klöre genant, stat des Kaffees gebraucht werden könne; besonders aber, daß die geröstete Cicorienwurzeln mit etwas Caffee versezt, besser schmecke und gesunder sei als der Caffee allein. Anmerkungswürdig ist auch hiebei, was der berühmte und verdienstvolle Herr Rathsmeister Reichhard in Erfurt in seinem vortreflichen Land- und Gartenschaz zur Entbehrlichkeit der Caffegetränke anführet, welches er zu Bezeugung dessen Abscheu, von dessen betrübten Folgen so dessen Gebrauch nach sich ziehet, mit gutem Grunde ein Lumpenwasser nennet. Er bezeuget nemlich aus seiner eigenen Erfahrung; daß die weisse so genante Zuckererbsen, die man in ganz Teutschland ziehen kan, wenn sie gleich dem Caffee geröstet und tractirt würden, einen demselben im Geschmak so ähnlichen Getrank gäbeten, daß da er etlichen Caffeschwestern damit aufgewartet, sie solchen für einen Caffetrank ohne den mindesten Verdacht, daß es etwas anders wäre, getrunken, mithin keinen Unterschied gegen dem Caffegetränke dabei bemerkt hätten; vielleicht möchte dieses Hülfsmittel zu Ausrottung jenes so gar schädlichen Getränks mit gebraucht, noch klüger und haushältischer sein; noch dienlicher wäre es zur Erhaltung der Gesundheit und des Wolstandes, wenn man sich über-

haupt weder Vor- noch Nachmittag an den Gebrauch warmer Getränke gewöhnte, die ohnehin durch die bloße Mode eingeführt worden.“ Wozu dies zwar gut gemeinte, aber offenbar zu weit getriebene, ermüdende, oft undeutsche Geschreibe in einer Staats- und Erdbeschreibung des Schwäbischen Kreises? Man kan leicht denken, daß der Verf. Thee, Schokolat, Tabak ꝛc. eben so wenig als den Caffe passiren läst; doch dringt er in Ansehung des Tabaks hauptsächlich nur darauf, daß kein Ausländischer eingeführet werde. In Teutschland gewachsenen und fabricirten Tabak schnupfen und rauchen, läst er hingehen. — Die Rockelade mag vielleicht ein besseres Surrogat des Caffe sein, als der Caffe für den Brantwein; doch zweifeln wir, daß sie ihn je völlig verdrängen werde. Wenn der Verf. S. 447 es zu den Betrügereien rechnet, daß stat Schokolats oft blos Kakao oder Vanille verkauft würde, so ist er wol falsch berichtet. Wenigstens hat es in Ansehung der Vanille, wegen des Preises dieser Waare, nichts zu sagen. Bloßer Kakao aber wäre zuträglicher als Schokolat. — Unstreitig hat unser Verfasser darin Recht, daß es zu wünschen wäre, die Consumtion fremder Produkte und Waaren möchte nicht so gros geworden sein, als geschehen ist, möchte sich nicht auch auf die niederen Classen der Einwohner verbreitet haben; unstreitig ist es wahr, daß wir unser Geld aus Amerika holen und es großentheils nach Ostindien und Sina wieder hinschleppen. Daß dienliche Maasregeln, dies Uebel zu hemmen, empfehlenswürdig sind, wer wird das läugnen? Aber eben so unläugbar ist es, daß der Verfasser in dem Eifern wider

dem

den Gebrauch fremder Produkte zu weit geht und Vorurtheile mit Vorurtheilen bestreitet. Handel ist nun einmal, bei unsrer jetzigen Verfassung eine hypothetische Nothwendigkeit eines jedweden gehörig eingerichteten Staates, er sei so gros oder klein, als man wolle. Was würde aber herauskommen, wenn die Einwohner aller Staaten so dächten, wie der Verf. will, daß seine Schwaben denken sollen, vorausgesezt daß dies möglich wäre; wenn jeder Staat, jede Provinz durchaus gar keine andre als einheimische Produkte und Waaren verbrauchen wolte? — Zugegeben, daß die inländischen Produkte den Eingebohrnen vorzüglich angemessen sind; wer wolte deswegen gleich mit unserm Verfasser schließen: Also sind alle fremde ihnen schädlich? So falsch ein solcher Schlus an sich ist, so sehr streitet er auch wider Erfahrung und Geschichte. Wie der Mensch unter allen Himmelsstrichen fortkomt, (mit einer von den Vorzügen, die ihn von den übrigen Thieren unterscheiden) so sind auch alle geniesbare Produkte, sie mögen ursprünglich in Süden, oder Norden ꝛc. zu Hause sein, für ihn geschaffen, und können, mäßig gebraucht, keinen merklich nachtheiligen Einflus auf seine Gesundheit haben. Individua können hiebei so wenig, als selbst bei den inländischen Produkten, gar nicht in Anschlag kommen. Seit dem der Caffee, Zucker ꝛc. eingeführt ist, sterben die Menschen, im Durchschnit genommen, nicht früher, und kränkeln nicht häufiger als vorher, so wie sie seit Einführung der Blatterneinimpfung, nach den bisherigen Erfahrungen zu schließen, durch die Bank nicht länger leben als vorher. (Dies jedoch nicht zum Nachtheil der

Inokulation gesagt, welche Recensent aus andern Gründen zu den guten Erfindungen rechnet.) Ueberhaupt ist es von der gegenwärtigen Generation, wenn auch die eben erwähnten Umstände nicht in Betrachtung kämen, zu viel gefodert, daß sie auf einmal sich auf blos inländische Produkte und Waaren einschränken solle. Dazu ist sie, wenn mans so nennen will, schon im Zuschnit verdorben. Obs eben besser sein würde, wenn das nicht wäre, erfodert eine Untersuchung, die uns hier viel zu weit führen würde. — — — Nach der Abhandlung von dem heutigen Schwaben überhaupt komt unser Verfasser endlich auf die nähere Beschreibung des Schwäbischen Kreises, und er hat in gegenwärtigem Bande die Hochstifter Kostanz und Augsburg, die gefürstete Abtei Kempten, die gefürstete Probstei Elwangen und die Herzogthümer Würtemberg und Teck abgehandelt. Wir theilen unsern Lesern folgendes davon mit: der ganze Matrikularanschlag des Hochstifts Kostanz beläuft sich auf 116 Fl. 50 Kr. zu einem Kammerzieler ist es nebst der Reichenau auf 121 Rthlr. 68½ Kr. angesezt. Die jährlichen Tafelgelder des Bischofs betragen 20,000 Fl. Bis in das 16te Jahrhundert war der bischöfliche Siz zu Kostanz; von hier ist er nach Mörsburg, der jezigen Residenz des Bischofs, verlegt worden. Das aus 20 Domherren und 4 Exspectanten bestehende Domkapitel aber ist bei der Kathedralkirche geblieben. Das schon vom K. Friedrich I. im Jahr 1155 ausgemarkte Bisthum war sonst sehr gros, wie es denn zur Zeit der kostnizer Kirchenversamlung auf 350 Klöster, 1760 Pfarreien und gegen 17,000 Priester gehabt haben sol. Durch die

Refor-

Reformation und die päbstliche Befreiungen unterschiedener Mönchs- und Ritterorden, auch einzelner Klöster wurde sein Kirchsprengel merklich geschmälert. Dem ungeachtet wird es noch immer für das größeste in Teutschland gehalten, indem es sich nicht nur durch Schwaben, sondern durch einen großen Theil der Eidgenossenschaft erstrecket, und auf 20 Collegiatkirchen, über 1000 Pfarreien, welche entweder ganz oder zum Theil katholisch sind, 229 Klöster und 51 Landdekanate enthält. Die Freiherren von Sirgenstein sind Erbmarschalle, die Freiherren von Ratzenried Erbkämmerer, die Zweyer von Fauenbach Erbtruchsesse und die Segesser von Brunegg Erbschenken des Stifts. Laut einer im Jahr 1717 angestelleten Untersuchung besizt das Stift auf dem Reichsboden 2 Städte, 7 Dörfer, 22 Weiler, 19 Höfe, 1458 Häuser, 2562 Jauchart Reben, 9160 Jauchart Ackerfeld, 4634½ Mansmade Wiesewachs (eine Mansmade ist so viel als ein Man des Tages mähen kan,) und 2121¾ Jauchart Holz. Die Manschaft belief sich damals auf 1632 Personen, welche meistens Weingärtner und Taglöhner sind. Der Nuzen, welcher aus den Wiesen und Aeckern gezogen wird, ist wegen des schlechten Bodens nicht sehr beträchtlich; auch ist die Nahrung in den Städten und Dörfern aus Mangel an Gewerbe gering. Unter dieser Angabe sind die dem Stifte zustehenden Herschaften Rötheln und Conzenberg nicht mit begriffen. Auch gehören demselben noch einige Oerter im Thurgow, wegen welcher der Bischof mit den Eidgenossen in Verbindung steht. — Das Hochstift Augsburg hat, wie Kostanz, seine Erbämter. Das Dom-

kapitel

kapitel besteht aus 40 Personen; die Residenz des Bischofs ist in der Stadt Dillingen, die Kathedralkirche aber in der Reichsstadt Augsburg, wo der Bischof auch seinen Hof hat. Die bischöflichen Einkünfte belaufen sich auf ungefähr 100,000 Rthlr.; eine Dohmherrenstelle trägt jährlich 1000 bis 1700 Fl. ein. In der Stadt Augsburg hält der Fürstbischof ein Oberst-Burggrafenamt, ein Rentamt, Hofkastenat, Weg- und Frohnzolamt, Steuerkassenamt, Pfalzprobstamt und ein Zolamt. — — Daß der Abtei Kempten schon von Karl dem Großen die fürstliche Würde verliehen wäre, ist sehr zweifelhaft. Wenn aber durch eine Urkunde von K. Konrad III. vom Jahr 1150. erwiesen werden kan, daß bereits damals der Abt zu Kempten unter die geistliche Fürsten gezählet worden, so kan die Meinung derjenigen keinen Grund haben, welche behaupten, daß erst Heinrich von Mittelberg im J. 1360. von K. Karl IV. zum ersten Fürsten sey ernant worden. Das Gebiet der Abtei bestehet hauptsächlich aus der gefürsteten Grafschaft Kempten, zu welcher noch einige Bezirke und Oerter gekommen sind, und es macht einen Theil vom Allgöw, Ilergöw und von einigen anderen alten Gauen aus. Der Abt zu Kempten ist bekantlich der Kaiserin Erzmarschal — Das Kapitel besteht aus 20 Personen, die alle von ächtem Adel seyn müssen. Diese sowol als der Abt haben die Freiheit und das Recht, Nachmittags weltlichen Angelegenheiten obzuliegen, sich weltlich zu kleiden und „in allerhand Ergözlichkeiten zu üben“. — Das Stift hat die Herzoge von Baiern zu Erbtruchsessen, dies Amt wird aber durch die von Roth als Untertruchsesse verwaltet. So ist auch Churſachsen desselben Erbschenk, es empfängt

aber

aber deshalb keine Lehen von dem Abte; die v. Bodmann sind Unterschenken. Die Erbmarschalle des Stifts sind die Grafen von Montfort, und Erbkämmerer die Landgrafen von Nellenburg; die Ritter von Praspurg sind Untermarschalle, und die von Wordenstein Unterkämmerer. — Im Herzogthum Würtemberg zählte man im J. 1754: 477,115 Einwohner; dies Land enthält 68 größere und kleine Städte, und ungefähr 1200 Marktflecken, Dörfer und Weiler. Es befinden sich in demselben 555 Pfarreien und etwa 50 Diakonate; zu jenen gehören aber 829 Filiale, außer 50 Diakonaten. Die Pfarreien sind unter 38 Specialsuperintendenten, (Speciäle) und diese unter vier Generalsuperintendenten vertheilet. Diese lezteren sind allezeit die Aebte zu Bebenhausen, Adelberg, Maulbronn und Denkendorf. Die schlechtesten Pfarren tragen mit ihren sämtlichen Einkünften jährlich 400 Fl. ein. Man zählet im ganzen Lande über 50 lateinische Trivialschulen, und jeder derselben ist ordentlicher Weise ein Präceptor, nebst ein, zwei bis drei Collegen (Collaboratoren oder Provisoren, wie sie hier heißen) vorgesezt. Diese Schulen werden jährlich nicht nur von der Obrigkeit und den Geistlichen des Orts, sondern auch von einem Professor der Philosophie zu Tübingen, und dem Rector des fürstl. Gymnasiums zu Stutgard untersucht. Diese wählen diejenigen Schüler, welche sie zu künftigen Theologen für geschikt halten, aus, und die müssen im Stutgardschen Gymnasio eine drei bis vierfache Prüfung in drei bis vier auf einander folgenden Jahren ausstehen. Hierauf werden 20 von den geschiktesten in die vier zu Schulen angelegten Klöster des Landes, welche den höheren Klassen eines Gymnasii gleich gehalten wer-

den

den können, als fürstliche Alumnen und Stipendiaten versezt, und zwar zuerst in die beiden niederen zu Blaubeuren und Denkendorf, und hernach in die beiden höheren, Bebenhausen und Maulbronn. Aus diesen kommen sie auf die Universität und in das fürstl. theologische Stipendium zu Tübingen; wobei folgende Ordnung beobachtet wird: Wenn in dem einen Jahre das Kloster Blaubeuren mit neuen Alumnen aus den Trivialschulen besezt wird, so kommen die bisherigen blaubeurischen Alumnen nach Bebenhausen, die Bebenhäuser aber in das theologische Stipendium zu Tübingen. In dem zweiten Jahre versezt man die tauglichen Schüler aus den Landesschulen nach Denkendorf, die bisherige Denkendorfer Alumnen aber nach Maulbronn, und die bis dahin im Maulbronner Kloster waren, in das fürstl. Stipendium; daß sie demnach ordentlicher Weise zwei Jahre bleiben. In gedachten vier Klöstern werden die Alumnen mit Wohnung, Kleidung, Essen und Trinken und Unterricht unentgeldlich versehen. Bei ihrer Aufnahme aber müssen sie nebst ihren Eltern oder Vormündern sich verpflichten, im Falle muthwilligen Entweichens aus dem Kloster, Abfals von der evangelischen Religion und andrer groben Verbrechen jedes Jahr der genossenen Versorgung mit 50 Fl. zu bezahlen. Sie versprechen ferner, sich der Theologie zu widmen, ohne besondre landesherrliche Erlaubnis außer Landes keine Bedienung zu suchen noch anzunehmen; dagegen sich zu allen Kirchen- und Schuldienungen im Lande, oder außer Landes, zu welchem der Fürst oder die Landschaft sie bestimt, unweigerlich brauchen zu lassen. Das fürstl. theologische Stipendium zu Tübingen ist ein Seminarium von ungefähr 300, bis-

weilen

weilen noch mehreren Studierenden, welche, wenn sie zwei Jahre die philosophische Wissenschaften getrieben haben, Magistri werden können. Nach Verlauf dieser Jahre, sie mögen nun gedachte Würde angenommen haben oder nicht, studieren sie drei Jahre Theologie, üben sich im Predigen ꝛc., alsdenn werden sie im Consistorio geprüfet, und erhalten, wenn sie geschikt genug gefunden worden, Erlaubnis, als examinirte Magister, so oft sie verlangt werden, zu predigen, zu taufen und das heil. Abendmahl auszutheilen; die besten unter ihnen werden auch zu Repetenten im Stipendio genommen. In diesem Seminario werden sie so lange, bis sie eine Bedienung bekommen, versorgt, auch erhält jeder vierteljährlich 1 Fl. 30 kr. und ein Buch Papier; die magistri repetentes aber genießen mehrere Vortheile. Die Aufseher über dies Institut sind zwei Professores theologiae, die im Kloster wohnen, und der Magister domus, der aus den fünf Professoribus ordinariis philosophiae erwählet wird. Gewis vortrefliche und sehr nachahmungswürdige Anstalten. — Das Herzogthum hat bereits eine ziemliche Anzahl beträchtlicher Fabriken. In Heidenheim macht man ein schönes Töpfergeschir, in Calw ist eine Porcellanfabrik, zu Spiegelberg werden sehr gute Spiegel und andre Glasarbeiten verfertiget. Man hat Leinwebereien, eine Kattundruckerei, Hut- Strumpf- und Seidenfabriken; und die Ausfuhr von diesen Manufakturwaaren sowol, als von den Landesprodukten, ist schon ganz ansehnlich. — Die Einkünfte des Landes werden auf beinahe drei Millionen Fl. geschäzt. Die Stände beziehen die Steuern und Accise. Vom Jahr 1739 an bis 1757 verwilligten die Stände dem Her-

zog zum Kriegsstaat 460,000 Fl. Als aber der Herzog seine Truppen in der Folge vermehrete, kostete der sämtliche Kriegsstaat, auch nach dem Verringerungsfus, 1,621,868 Fl. — Die berühmte Holzrutsche bei Urach besteht in einem Kanale von dickem Eisen, welcher ungefähr drei Schuhe breit, auf beiden Seiten über zwei Schuh hoch, und über 900 Schuh lang ist, oben an einem hohen und stellen Berge anfängt, und an denselben herunter bis fast in das Thal nahe an die Stadt Urach und den Ermsflus gehet. Oben in die weite Mündung desselben wird das auf der Alb gefällete Brennholz hinein gelegt, und, nachdem es mit ungemeiner Schnelligkeit herabgefahren ist, in die Erms geworfen, die es bei Tenzlingen in den Neckar führet, auf welchem es über Nürtingen und Eslingen nach Berg bei Stutgard fließet, wo es in dem herrschaftlichen Holzgarten aufgehäufet wird. Auf diese Weise werden jährlich um Ostern über 9000 Klafter von der Alb nach Stutgard geschaffet. — S. 851. heist es, ein Graf Gottfried von Calw, der zugleich Comes Palatinus, d. i. Vicarius Palatini Rheni war, seiner Gemahl der in der Geschichte nur gar zu bekanten Mechtild gewesen, welche sich hernach an den Grafen Wolf vermählete; Wolf, als seine Absicht bei dieser Vermählung, der Mathildis Länder an sich zu ziehen, fehl geschlagen, habe darauf gedachten Gottfrieds Stieftochter Uta zur Gemahlin genommen, um seine Ansprache an die mathildischen Länder desto gültiger zu machen. Doch giebt der Hr. Verfasser beides nicht für historisch gewis aus. Auch möchte das eine sowol als das andre schwer erweislich seyn. — — Daß übrigens der Styl in diesem Buche meistens schlecht und unrein sey, dürfen wir

wir kaum hinzusetzen; die angezogenen Stellen sind hievon Beweises genug. Fabelhafte Erzählungen, dergleichen uns zwar selten, doch hie und da vorgekommen, hätten in diese, desjenigen, was wir dawider erinnern mussten, ungeachtet, sehr dankenswerthe Arbeit gar nicht sollen aufgenommen werden.

Mk.

## XLI.

Bemerkungen über die langwierige Mattigkeit, von Thomas Withers d. A. D. Aus dem Englischen. Altenburg in der Richterischen Buchhandlung 1779. in 8. 200 Seiten.

Da das menschliche Geschlecht von dem ursprünglichen Zustande einer anerschafnen Kraft so weit herabgekommen, daß man selten eine volkommen gesunde Person antrift, und der gröste Theil der Menschen mehr oder weniger mit den Zufällen der langwierigen Mattigkeit behaftet ist; so verdient der V. dieser wenigen Bogen allen Dank, daß er diesen Gegenstand ziemlich ausführlich abgehandelt hat. Die Mattigkeit, welche eine Folge der Fieber ist, wird oft in kurzer Zeit blos mit einer gelinden erquickenden Diät vertrieben. Die langwierige Mattigkeit hingegen ist schwer zu curiren, und gehört insgemein eine lange Zeit dazu. Dieses Uebel fängt gemeiniglich mit Beschwerungen des Magens und der Gedärme

därme an, aus dieſem entſpringt ein Hang zum Stillſitzen, wozu ſich denn ganz leicht ein Gefühl der Müdigkeit geſelt. Was der V. hier über die verlezte Spankraft der Faſern ſagt, müſſen wir übergehen. Wenn die Krankheit höher geht, ſo komt ein auszehrendes Fieber bald eher, bald ſpäter dazu, der Reiz einer kleinen Menge Speiſen, beſonders wenn ſie von einer erhizenden Natur ſind, wirkt bei einem geſchwächten Körper überaus ſehr, daher die Röthe der Wangen, Hize in Händen, ja zuweilen auch an den Fuſsolen u. dgl. nach der Mahlzeit, die ſizende Lebensart und die alzuwenige Bewegung, geben die erſte Urſach zu dieſem Uebel. Wie dieſes zugehe, wird in dieſem Abſchnitte weitläuftig dargethan, allerdings gehören auch die übertriebenen Arbeiten des Geiſtes, und die verſchiedenen Leidenſchaften, als Gram, Furcht und Aengſtlichkeit, hierher. Noch mehrere Urſachen dieſes Uebels, als Gichtmaterie, verſtektes Podagra u. dgl. ſind anzuführen zu weitläuftig, und müſſen von unſern Leſern ſelbſt nachgeleſen werden. Die Anzeigungen bei der Cur beſtehen in folgenden. 1) Die Gelegenheitsurſachen ſind zu meiden. 2) Den beſondern Fällen, welche die Krankheit verſchlimmern, mus Einhalt gethan, und 3) der Tonus und die Kraft des Körpers mus wieder hergeſtelt werden. Dem Genuſſe der ſüßen Speiſen, als Honig, Zucker u. dgl. iſt unſer V. bei der langwierigen Mattigkeit nicht günſtig, weil dieſe Dinge in ſchwachen Mägen leicht ſauer werden, und alsdenn Blähungen, Unverdaulichkeiten u. dgl. leicht zuwege bringen. Er hält nicht dafür, daß dieſe Dinge geſunden Zähnen Schaden brächten, wie man gemeiniglich glaubt, weil die Mohren-Sclaven in den weſtindiſchen Inſeln vielen Bodenſaz vom

vom Zucker essen, und doch gute Zähne haben. S. 166. giebt der V. ein gutes Bild von einem rechtschaffenen Arzte — Der geschikteste Mann, sagt er, ist in meinen Augen, wenn er nicht aufrichtig ist, der verachteste Gegenstand, besonders wenn er aus Gewinsucht die Schwachheiten seiner Kranken sich zu Nutze macht. Vieles von der Diät bei diesen Umständen ist für uns zu weitläuftig. Zusammenziehende, gelindreizende und stärkende Mittel, Bewegung in kalter Luft, (welches leztere den Körper ungemein stärket) werden denn hier vorzüglich empfohlen. Ohne den Beistand der kalten Luft und der Bewegung wird man durch keine Arznei die guten Wirkungen derselben volkommen erhalten. Das kalte Bad, Stahlarzneien, Stahlwasser, bittere Arzneien, und die peruvianische Rinde, stehen hier am rechten Orte, und werden, wenn sie unter gehörigen Umständen gebraucht werden, selten fehl schlagen.



## XLII.

**Samlung auserlesener Abhandlungen, zum Gebrauche praktischer Aerzte. Fünfter Band. Erstes Stük. Leipzig in der Dykischen Buchhandlung 1779. gros 8. 190 Seiten.**

Die Güte der ausgewählten Stücke bleibt sich noch immer gleich, so daß wir die Fortsetzung dieses

Werks sehr zu wünschen Ursach haben. Kürzlich wollen wir den Inhalt unsern Lesern darstellen. (S. 3.) J. Vaughan d. A. K. D. von der Wasserscheu. Die stärksten Gaben von Mitteln wurden hierbei fruchtlos angewendet, z. B. fünf Gran Mohnsaft auf einmal; eine Unze Mercurialsalbe in die Schulter eingerieben; ein Clystier von sechs Unzen Schöpsenbrühe, nebst einer Unze von der Thebaischen Tinktur; alles dieses zusammen in kurzer Zeit angewendet, war nicht vermögend, den weitern Fortgang der Krankheit in ihren Laufe nur im geringsten zu hemmen. Dieses ist ein kurzer Auszug aus der ersten Krankengeschichte, welche unglüklich ablief. (S. 57.) Adolph Murray Anmerkungen über die Heilmethode der venerischen Krankheit; ist die Uebersetzung einer Probeschrift, welche zu Upsala 1777. durch Herrn Peter Dubb daselbst herausgegeben worden. Die erste Abtheilung handelt von den Wirkungen des Quekssilbers und den Quekssilberbereitungen überhaupt gegen die venerische Krankheit. Aeußerst lesenswerth sind die Beobachtungen, welche über die Wirkungen des Quekssilbers mit der Salzsäure auch bei unangesteken Personen in diesem Aufsatze vorkommen. Zweite Abtheilung: Vergleichung der Wirkungen der Merkurialsalze mit den Wirkungen der Quekssilbersalbe. Der V. giebt doch den Gebrauch der Salbe den Merkurialsalzen vor. Hierbei kommen verschiedene grossprecherische Arkana oder remèdes antivènèriennes der Franzosen in gehörige Erwegung, und werden nach Verdienst gewürdert, wohin denn der mercurius incarnatus viridis & niger, das Sal Alembroth, Keysers Pillen, Bellet's Syrup und a. m. gehören. Drei sehr merkwürdige Krankengeschichten beschließen

ſchließen dieſen lehrreichen Aufſaz. (S. 124. u. ff.) Donald Monro von der Ruhr, aus deſſen praelectionibus medicis &c. 1771. & 1775. London 1776. überſezt. (S. 159.) Ebenderſelbe von dem Catarrh und der Lungenſucht. Noch derſelbe (S. 176.) von den ſogenanten Nervenfiebern. (febres lentae ſiue neruoſae) Die noch von eben dieſem würdigen D. Monro verfaſte Abhandlung von der Behandlung der Faulfieber iſt äußerſt leſenswerth. (Siehe S. 179. bis 188.)

## XLIII.

Samlung auserleſener Abhandlungen, zum Gebrauche praktiſcher Aerzte. Fünfter Band. Zweites Stük. Ebendaſelbſt 1779. gros 8. mit fortlaufenden Seitenzahlen.

Donald Monro, von der fäulichten und bösartigen Bräune (angina putrida ulcerosa). Ebenderſelbe von dem ſogenanten Fieberpulver des D. James. Man liſt hier die wahre Bereitungsart dieſes Pulvers an, und der D. Monro ſucht die eigentliche Wirkung davon näher zu beſtimmen. Wenn es in einer ſtarken Doſis gegeben wird, ſo erregt es Brechen, Purgieren und einen Schweis. Wie alle andere Brechmittel bewirkt ſolches in kleinen Gaben nichts weiter als einen Schweis, oder purgirt gelinde. Es erregt daſſelbe auch zu durch den wiederholten Gebrauch einen Speichelflus.

Ungeachtet dieses Pulver wirklich zuweilen Nutzen schaft, so sind doch auch die Beispiele nicht selten, worinnen solches schadet, denn zulezt führt D. M. noch ein Beispiel hiervon an (S. 207.) Ebenderselbe von den Kopfschmerzen; von dem Steifwerden der Muskeln; von dem Zuckungen; von dem Tetanus, und insbesondere von der krampfigten Verschließung der Kinlade. Das Reiben des leidenden Theils mit warmen Oele, der innere Gebrauch des Mohnsaftes, Bisams u. dgl. hat nach desselben Erfahrung bei diesem Uebel oft genuzt. (S. 233.) Odier fernere Bemerkungen über den Nutzen des Oels vom Ricinus. (M. sehe diese Samlungen im 4ten Bande die 476te Seite) Dieses Oel that herliche Wirkungen wider den Bandwurm. (S. 241.) Dusseau Bemerkungen von einer Windsucht, welche durch die Kälte verursacht worden. (S. 246.) Paulle von den guten Wirkungen des äußerlichen Gebrauchs der Blätter der indiaschen Feige (*Cactus opuntia*) bei entzündeten podagrischen Geschwülsten. Ein Mittel, das gewis zur Nachahmung der der deutschen Aerzte zu empfehlen wäre, da es der Wundarzt des Fürsten von Monacco zuerst in diesem Uebel mit dem grösten Nutzen angewendet hat. (S. 250.) Eine Nachricht von einem epidemischen Scharlachfieber des Hrn. William Withering zu Birmingham im Jahr 1778. ist in der That ein sehr lehrreicher Aufsaz über diese Krankheit, welche der Uebersezer mit herrlichen praktischen Anmerkungen bereichert, und die Meinungen und Erfahrungen unserer besten deutschen Schriftsteller über diesen Gegenstand beigebracht hat. Die Behandlung der Patienten in dem wassersüchtigen Zustande nach ausgestandnem Scharlachfieber ist originel und mit

einem

einem Beobachtungsgeiſte geſagt, der dem V. ſehr viele Ehre macht. (S. 340.) J. Johnſtone Abhandlung über die bösartige Bräune nebſt einigen Bemerkungen über die mit einer widernatürlichen Haut in der Luftröhre verknüpften Halsentzündung, herausgegeben zu Worceſter 1779.

## XLIV.

Samlung auserleſener Abhandlungen, zum Gebrauche praktiſcher Aerzte. Fünfter Band. Drittes Stük. Leipzig in der Dykiſchen Buchhandlung 1780. gros 8.

(S. 385.) Fortſetzung der Abhandlung des D. Johnſtone von der bösartigen Bräune. (S. 458.) von Liſt Beobachtungen über die auflöſende Kraft des Colophoniums in den weißen Geſchwülſten. Der Erfinder dieſes kräftigen und wolfeilen Mittels verdient für deſſen Bekantmachung vielen Dank. Weiße Geſchwülſte werden die ſogenanten Knieſchwämme genant, wogegen dieſes Mittel mit Nutzen angewendet wird. Die Anwendung deſſelben geſchieht auf folgende Weiſe: Man erwählt zu dieſem Behuf die beſten durchſichtigſten Stücke des Colophoniums, und pulvert ſolche. Hierauf nimt man troknen Hanf, bringet denſelben in die Form eines Vogelneſtes, welches jedoch etwas gröſſer als die Geſchwulſt iſt, und ſtreuet das Colophonium etwa eines

Fingers dik drauf; dieses begiest man mit rectificirten Weingeist, so lange bis es durchgehends genug befeuchtet ist, und legt es alsdenn auf die Geschwulst. Sobald der Kranke merkt, daß es trocken geworden, so wird solches, ohne es abzunehmen, von neuem mit Weingeist befeuchtet. Nach einigen Tagen nimt man diese Art von Compresse ab, verfertigt eine neue, und geht damit eben so wie mit der erstern zu Werke, bis die Geschwulst verschwunden. Wenn der Schaden nicht gar alt, pflegt dieses bei der dritten, vierten Erneurung schon zu geschehen. Es werden eilf Wahrnehmungen hierbei gegeben, bei welchen allen die beste Wirkung erfolgte. (S. 474.) Kurze Beobachtungen über die Heilung der weißen Geschwulst, von J. G von Wy. Das Mittel des V. ist das unguentum vesicatorium. Der englische Wundarzt Bell räth auch den Gebrauch der Blasenpflaster zu Vertilgung der weißen Geschwülste der Gelenke. (S. 477.) J. Bruinemann von einem Wasserkrebs oder scorbutischen Krebsgeschwüre an der Unterlippe (waterkanker). (S. 479.) Johann Veirac, von einem gallichten oder Speichelfieber, welches auf der Insel Overflacke epidemisch herrschte. Die nächste Ursache dieser Krankheit, wenn solche gutartig war, bestand, so wie in den Gallenfiebern überhaupt, in einer Anhäufung und fäulichten Verderbnis der Galle in den ersten Wegen, wozu denn die scorbutische Beschaffenheit der Einwohner dieser Insel allerdings vieles beitrug. Die Chinarinde nebst säuerlichen Dingen waren hier die besten Mittel. Wenn der Speichelfluß nicht nachlassen wolte, wurde ein Gurgelwasser aus der Rinde, und Blüten von Granatäpfeln, japanischer Erde, arabischen Gummi, versüßten Salzgeist

geist v. dgl. mit Nutzen angewendet. (S. 502.) Wahrnehmung von einer Verhaltung des Urins und einer Lungenentzündung, welche leztere durch einen kritischen Speichelfluß vollkommen geheilet wurde, von A. P. Nahuys. (S. 513.) Ebenderselbe: von dem Abgange einer großen Menge Wasserblasen durch den Stuhl. Die abgegangenen Blasen, welche in Gesellschaft einer beträchtlichen Menge Eiters, einige funfzig an der Zahl abgiengen, waren von einem halben bis ganzen Zol im Durchmesser, hatten eine violette, röthliche oder auch weiße Farbe, und waren rund und weich anzufühlen; in denselben war ein übelriechender zäher Schleim enthalten. Der V. hält dafür, daß diese Wasserblasen (Hydatides) ursprünglich aus dem Zellengewebe der Milz entstanden. (S. 516.) Joh. Veirac, von einer durch Steine in den Lungen verursachten Schwindsucht. Auch das oleum asphalti wurde hier vergebens angewendet. (S. 525.) Einige Anmerkungen über die Verknöcherung der weichen Theile, insbesondere der Hoden, nebst einer beigefügten Krankengeschichte, von G. ten Haaf. (S. 539.) Beobachtungen über das Gegengift des corrosivischen Sublimats, von den Herren Dumonceau und Planchon. (S. 542.) Noel von einer beträchtlichen Vergrößerung der Knochen in zwei erwachsenen Personen. (S. 550.) Sumeire von dem Nutzen einer gewissen Art des Corallenmooses gegen die Würmer. (S. 556.) Thomas Kirkland, von dem Nutzen des Opiums im kalten Brande. Endlich (S. 569.) B. Wilmer von einem innerlichen Wasserkopf, (hydrocephalus internus) bei welchem das Quekſilber ohne Nutzen gebraucht wurde. Schon am fünften Tage brach die vierjährige Kranke unter unaufhör-

lichen Kopfschmerz ihr Frühstük wieder weg, und konte das Licht gar nicht vertragen. Dieser kurze Aufsaz ist wegen der Seltenheit des Falles äußerst lesenswerth.

34.

## XLV.

### Poetische Blumenlese auf das Jahr 1780. Göttingen bei J. Chr. Dieterich. 12.

Nur diejenigen Stücke will ich hier auszeichnen, die mir gefielen — den Werth der übrigen, wie billig, dadurch unbeschadet!

Pfeffels Epistel an seine Tochter, Phöbe, ein herrliches Gedicht! Warnung gegen die sentimentalische Liebhaber, die manche Mutter, gleich neben den Hausegen, an die Thüre heften solte. —

Die Liebesgötter, von Philippine Gatterer. — Das steinerne Eselein, von Zimmermann. — Marie und Kätchen. — Der Talismann, von Karoline. — Muttertändelei, von D. M. Bürger, geb. Leonhart. — Der Spieler. — Die Nachtmusik, von Herrn von Seckendorf. — Der große Mann, von Bürger — sind Zierden dieser Blumenlese. Nur sind die Postscripte bei dem leztern Gedichte S. 150. 151. meiner Empfindung ganz widerlich. Die Seele hob sich mit der Schilderung

des

des wirklich großen Mann, verweilte so gerne bei dem Gedanken:

Doch ringt sich aus der Menschheit Schoos
Jahrhundertlang kaum einer los.

und sol sich gleich darauf zur Satire herab lassen, und zwar nur, um noch etwas zu hören, das schon bekant ist, daß nämlich mancher gros genent wird, ohne es zu seyn. So hätte der Verf. noch zehn Postcripte anhängen können — nach Lessings großem Manne. Mich dünkts also, sie zerrütten die ganze Wirkung des ersteren Lieds. — Und im Vorbeigehen noch eins! Der Verf. redt von einem Schulsultan. Ich sehe es nicht gerne, wenn unsere Dichter, oder andere gute Köpfe der Schulmänner spotten, und sie habens zu verantworten, wenn sie das ihrige noch dazu beitragen, daß dieser Stand nicht überal diejenige Achtung erhält, ohne welche selbst Sokrates nichts Gutes stiften kan.

Die Rose dieses Blumenstraußes ist: Untreue über alles. S. 155. Der natürlichste Gedankengang ist mit den schönsten Empfindungen verwebt, und durch die passendste Versifikation dargestelt. Nichts mehr hätte ich gewünscht, als es von einer Melodie begleitet zu sehen, die es eher verdient hätte, als die Abendphantasien eines Hessen in Amerika — um es mit meinem Mädchen gleich anstimmen zu können; und dies wünschten vielleicht neun und neunzig Leser von hunderten.

Wozu aber die Nessel? S. 85. An den Recensenten Nr. 4. in dem 13ten Bande dieser Bibliothek. S. 673. Ich wil gerne zugeben, daß Kästner an die häßliche Nebenidee des Springens nicht dachte — wiewol seine Singedichte nicht alle frei von Polissonerien sind — und

daß

daß alſo unſere Nr. 4. hier zu viel geſehen hat. Aber was iſt das für Wiz, einen Mann, der etwa nur aus zu großer Delikateſſe fehlte, und dachte: ein witzig ſeyn ſollender Gedanke müſſe ſo rein ſeyn, daß eine Zote nicht einmal hinein exegeſirt werden kan — den einen Pferdeknecht in einer Stuterei zu nennen, und alſo zu ſchimpfen?

7.

## XLVI.

**Die Geſchichte des Herrn von Morgenthau, von dem Verfaſſer der Geſchichte des Heinrich Stillings, zweiter Band. Berlin und Leipz. 1779. kl. 8. S. 221.**

Das iſt doch ein Verfaſſrr, der ſeine Leute avancieren läßt, er ſchleudert aus ſeiner Taſche, oder pera iuvenili, was er wil! Ein Landmann, Namens Ulli Schwabach, wird Beſizer eines Ritterguts, ohne Beſchwerde oder Abgaben, und zwar erblicher oder ewiger Beſizer; ein alter Hofmeiſter Oberamtmann; ein ehemaliger Baurenjunge geheimer Sekretär; ein Paſtor Hofprediger, und ein armer Kandidat, Lilienthal, Herr von Lilienthal und Miniſter: endlich der Herr von Morgenthau ſelbſt, der im erſten Bande und bis zu S. 215., mithin bis zur ſechſten Seite vor dem Schluſſe des Werks, ein Landjunker geweſen war,

gar

gar Fürſt, mithin ſeine eheliche Hausfrau, weiland Jgfr. Johannete Steilmannin, eheleibliche Tochter des Hochehrwürdigen Herrn Pfarrers zu Korndorf — Fürſtin! und fragt man, was alle dieſe Beförderungen koſten, ſo iſt die Antwort: Koſtet nichts, oder: 's iſt gern' geſchehen! In der That ſehen wir nicht ein, warum der Verf. mit dem nämlichen Aufwand von Genie den Bauerjungen nicht zum Hofmarſchal, den Hofmeiſter nicht zum Regierungspräſidenten, Sr. Durchlaucht Herrn Schwagers Hochwürden, zum geheimen Kirchenrathe und Konſiſtorialdirektor, und endlich den Hr. v. Morgenthau ſelbſt zum — Kaiſer in Fez und Marocco machte.

Die zwei Bände enthalten faſt nichts von der 1ſten Seite des 1ſten Bandes an bis ungefähr S. 165. als etwan alltägliche Geſchichte von einem halben Dutzend alltäglicher Heirathen — doch nein! nicht ganz alltäglicher! Der Herr Pfarrer Steilmann wird zu einer kranken Jungfer vors Bette gerufen, und iſt kaum ein paar Minuten da, ſo iſt die, die er in ſeinem Leben nicht geſehen, der zuzuſprechen man ihn gerufen hätte — ſeine förmliche Braut, und Sr. Durchl. der Hr. v. Morgenthau ſelbſt, oder der jetzige Herr Herzog von Hochbergen, kommen Nachts um 11 Uhr vor des Herrn Paſtors Haus, Johannete ſchlupft ſtil die Treppe hinunter, um niemand zu wecken, macht mit vorhergegangener nöthiger Behutſamkeit die Thüre auf, und fragt, womit ſie ihm dienen könne? ſie gehen in den Garten, und er bittet ſie auf der Stelle um ihre Hand. — Doch den erſten Theil wird ſchon ein Kollege in dieſer Bibliothek angezeigt haben, und er gehört alſo nicht in mein Forum.

Die

Die Absicht des Verf. ist das beste am ganzen Buche, nämlich die Wahrheit der christl. Relion, die Lehre von der Vorsehung, oder mit den Worten des Verf. S. 100. daß Gott überal die Hand im Spiele habe — ein unwürdiger Ausdruk! — den Ackerbau, die Manufakturen und das stille häusliche Leben — wohl auch die Sympathie zwischen zwei ehelustigen Leuten — zu empfehlen. Schade, wenn er den Nutzen, den er beäugt (S. 221) dadurch weniger stiftet, daß er den Kunstrichtern so viele Blöße gegeben, wie er auf der lezten Seite selbst zu fühlen scheint — und den grösten Theil seiner Leute aus Utopien verschrieben, wo das Herzogthum Hochbergen liegt.

7.

## XLVII.

Gustav Aldermann, ein dramatischer Roman, zweiter Theil, Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1779. S. 231.

Ein junger Mann von unbändigem Ehrgeize wird Sekretär bei einem Minister, dem Grafen Wallendorf, steigt in kurzer Zeit zum geheimen Legationsrathe, stürzt den Grafen, wird selbst Graf und Minister, und wird endlich selbst gestürzt. Wie es mit dem leztern zugegangen ist, hat der Verf. nicht gesagt. Aber seine Beförderungen hat er vortreflich motiviert, mit vie-

ler Kentnis des menschlichen Herzens und der Hofstreiche.

Die ganze Geschichte ist, wie der Titel sagt, in Dialogen eingekleidet, es sind gleichsam so viele einzelne, abgerissene Scenen und Situationen, in welchen die Personen des Stüks ihre Gesinnungen einander entdecken, und handeln — ungefehr wie die Auftritte im Göz von Berlichingen oder — dem Hofmeister, nur erstlich nicht eigentlich, wenigstens nicht gleich sichtbar zusammenhängend, und zweitens mehr ins Große. Die Manier ist vortreflich — denn sie macht die ganze Geschichte lebhaft, weil sie sie dramatisiert, nur müssen natürlicher Weise hier und da Gespräche vorfallen, die dem Leser ein wenig räthselhaft sind, weil er das, was indessen geschehen ist, nicht weis, und der Verf. mit allen seinen Personen zu gut bekant ist, als daß es ihm jedesmal einfiele, etwas für den Leser einzuschalten, das dieser zum völligen Verständnis der Geschichte vermißt. 7.

## XLVIII.

**Kleine Philologische Schriften, von Ludewig Gottlieb Crome. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung 1779. 14 Bogen in 8.**

Hr. Rector Crome hat uns ein angenehmes Geschenk mit diesen kleinen Schriften gemacht, die er

er vorher theils als Einladungsschriften, theils als Beitrag zu einer anderweitigen Samlung, einzeln hatte drucken lassen. Es sind ihrer vier, wovon die beiden ersten einerlei Gegenstand haben, und als Anfang und Fortsetzung zusammen gehören. Beide handeln nemlich von dem Nutzen der Vergleichungen verschiedener Ausarbeitungen verschiedener Genies über eben denselben Gegenstand, und liefern zu diesem Ende eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Beispielen aus den alten Schriftstellern, um diesen Nutzen anschauend darzulegen. Nichts führt so leicht zu einer genauen Bekantschaft mit dem Geist und eigenthümlichen Charakter eines Schriftstellers, als wenn man seine Art die Dinge sich vorzustellen, und seine Manier sie vorzutragen, mit der Manier anderer vergleicht, zumal wenn zween, oder mehrere einerlei Gegenstand behandeln. Die Beispiele, welche der Verf. anführt, sind die Klagen der Philomele, und die verschiedenen Ursachen, welche verschiedene Dichter davon angeben. Hier wird die Stelle aus Homers Odyßee B. XIX, 512 u. ff. angeführt, und mit Virgil. Georg. IV, 510 u. ff. imgleichen Ovid. Metam. VI, 420 u. ff. verglichen; das Wunder welches die Griechen in Aulis sahn, die Schlange nemlich, welche während ihres Opfers auf den Platanus fuhr, dort die jungen Sperlinge mit ihrer Mutter speiste, und hernach zum Stein ward, aus Iliad. II, 299 u. ff. verglichen mit Ovids Metam. XII, 11 u. ff. worin die Simplicität des alten ehrwürdigen Griechen mit dem Wiz und Kunst des Römers sehr lebhaft kontrastirt. Ferner im zweiten Stük die bekante Wahl des Herkules aus dem Xenophon, welche der Verfasser

mit

mit Recht für Poesie, für ein Drama von drei Personen erklärt, wovon sich zwar jezt nicht sagen lasse, wie viel davon dem Prodikus, Sokrates oder Xenophon gehöre; indessen müsse man sich an dem leztern halten, verglichen mit der Erzählung des Silius Italikus Pun. XV, der den jüngern Scipio in ähnliche Umstände sezt, und ihn zwischen Tapferkeit und Weichlichkeit wählen läst. Die Anmerkungen welche Herr Crome hierüber macht, sind lesenswerth, und zeugen von einem guten Geschmak. Das Resultat dieser Vergleichung ist: Silius ist mehr Redner als Dichter, er hat mehr Fleis als Genie; und wenn Xenophon wahre Poesie in schöner Prose vorgetragen hat, so hat dieser Dichter rednerisch in Hexametern perorirt. Der Verf. wählt weiter zur Vergleichung einen der schönsten Gegenstände, der von den alten Dichtern bearbeitet worden, nemlich Orpheus Verrichtung in der Unterwelt, beschrieben von Virgil. Georg. IV, 452 u. ff. und Ovid Metam. X, 1 u. ff. XI, 1 u. ff. Ganz richtig sezt er hinzu, „Gewis haben unsre beiden Dichter, Virgil und Ovid, Quellen woraus sie schöpften; Originale vielleicht, denen sie nacharbeiteten, vor Augen gehabt; sie haben alte Lieder der Griechen, alte Traditionen gekant, worin diese Geschichte aufbehalten war: sie sahen Werke der Kunst vor sich, worin dieser Gegenstand, ganz oder zum Theil, von verschiedenen großen Meistern bearbeitet war. Die Schönheit des abstrahirten Thema begeisterte sie, so daß sie nicht unterlassen konten, eine vielleicht schon hundertmal besungene Fabel, noch einmal auf ihre Art zu besingen.“ Wir setzen hinzu, sie hatten nicht allein Quellen vor

sich, sondern höchst wahrscheinlich eine und ebendieselbe griechische Quelle: welche aber diese war, wissen wir nicht; vielleicht war es Simonides. Von dem Kommentar, den Herr Crome hierüber macht, können wir nichts auszeichnen, wir müssen ihn ganz zum Nachlesen empfehlen. Mit den vorstehenden Stücken vergleicht er noch die Nachahmung des Klaudian. Hier behagte uns das witzige Mama Kalliopea, und Dame Juno nicht; doch das ist Kleinigkeit. Die lezte Vergleichung stelt der Verf. mit der Geschichte des Kakus an, zwischen Livius und Virgil. Der Geschichtschreiber darf dem Dichter nicht nachstehn, er hat sogar vielleicht noch manche Vorzüge vor diesem. Bei der sonstigen Feinheit und gutem Geschmak des Herrn Verf. begreifen wir nicht, wie er sich S. 153 die kleine Ungezogenheit erlauben konte. War es nicht genug gesagt, und dem Leser verständlich genug, daß Kakus die Ochsen bei den Schwänzen in seine Höle gezogen, daß er sie rükwärts einzufahren gezwungen? Wozu denn noch die Parenthese? Solte der darin gebrauchte Ausdruk die Sache komischer machen? Zum Schlus wird noch die Erzählung derselbigen Geschichte aus dem Ovid und Properz angehängt.

Das dritte Stük enthält den Anfang einer Nachricht von den Lehrstunden der ersten Klasse der Eimbekschen Stadtschule; insbesondere von den rhetorischen Lectionen, zuerst etwas von dem Nuzen der Rhetorik, als Kunst betrachtet, die uns deutlich, ordentlich, und schön schreiben lehrt. Ganz recht erinnert er, daß es bei dem Vortrag derselben viel auf die Methode ankom-

me, daß man sich mit wenig Theorie, aber mit viel Praxis beschäftigen müsse. Denn von dem Lehrbuch wonach sie dort gelehrt wird, nemlich Ernesti, dessen Vorzüge und Unbequemlichkeiten hier sehr gut bemerkt werden. Beide hat Recensent auch genug empfunden, und empfindet sie noch, die erstern wenn er das Buch für sich zu seiner Unterhaltung las, die leztern, wenn er darüber dociren muste. Wenn wir Schüler von den Jahren hätten, wie sie die alten Philosophen und Rhetoriker hatten, so glaube ich, würde für diese kein besseres Lehrbuch der Rhetorik in der Welt gefunden werden können, aber bei denen, die wir gewöhnlich haben, ist es nicht nur durch den Ausdruk, sondern auch durch die Sachen viel zu schwer. Beides sezt nicht allein einen geübten Denker, sondern auch einen aufmerksamen Leser der rhetorischen Schriften Ciceros voraus: für ungeübte und Anfänger ist viel zu viel Abstractes darin. Dem Recensenten war es lieb, zu vernehmen, daß Herr Crome und andre worauf er sich beruft, dies alles auch empfunden haben: sein Mistrauen was er in sich sezt, verleitete ihn sonst immer es eher seiner Ungeschiklichkeit, als dem Buch zuzuschreiben, daß er nicht viel Nuzen aus den darüber gehaltenen Vorlesungen verspürte, und immer bemerken muste, daß aller seiner Bemühungen den Ernesti zu erklären ungeachtet, den Zuhörern noch vieles dunkel zu bleiben schien. Indessen ist er noch immer am weitsten gekommen, wenn er nicht im akademischen Ton Vorlesungen darüber hielte, sondern das Buch wie einen klassischen Schriftsteller behandelte, zuerst ein Stük daraus vorübersezte,

denn dasselbe genau durchgienge, grammatisch und logikalisch erklärte, und mit Beispielen erläuterte.

Herr Crome theilt uns hienächst seine Methode mit, welche er bei der Wahl der Materien zu Ausarbeitungen, und bei der Behandlung selbst beobachtet, welche unsern Beifal hat. Wir müsten zu viel abschreiben, wenn wir dieselbe hier darlegen wolten, und verweisen also auf das Buch selbst.

Das vierte Stük ist überschrieben: etwas über den Buchstaben C. Auch dieser Aufsaz enthält viel Gutes, wovon wir das wesentlichste auszeichnen. Es war einst eine Zeit wo gedachter Buchstab beständig ohne alle Ausnahme wie K gesprochen wurde; Cicero hies Kikero und nicht Zizero. Der Name Kyrus, der auch im Hebräischen Kores heist, beweist so wie andre eigenthümliche Namen dies deutlich. Die große Frage ist nur, durch welche Schiksale oder Veränderungen ist es dahin gekommen, daß dieser Buchstabe hernach von allen abendländischen Völkern vor e und i zischend, wie z, oder ß ausgesprochen worden? Das wahrscheinlichste ist wohl, daß die nördlichen Völker, welche sich die verschiedenen römischen Länder unterwürfig machten, die in denselben übliche lateinische Sprache nach ihrer Mundart aussprachen, und da diese vor e und i häufig zischend war, so sprachen sie auch das lateinische c vor diesen Selbstlautern zischend aus. Dies läst sich hören. Aber eins müssen wir sowol dem Herrn Verf. als andern, die über diesen Punkt nachdenken wollen, zu bedenken geben, welches vielleicht der ganzen Untersuchung eine andre Richtung geben kan. Wie wenn das

K der Griechen, worauf wir uns in Ansehung der Aussprache des lateinischen C so sehr gründen, von den Griechen auch nicht durchaus wie unser deutsches K ausgesprochen worden? Daß es ursprünglich so lauten solle, auch von den meisten der alten Griechen so ausgesprochen worden, beweist sein Verhältnis mit γ. ξ und χ; aber die neuern Griechen auf dem Archipelagus sprechen es nach dem Bericht einiger Russen, wie die Italiäner ihr C aus. Die alten Römer haben nach dem Urtheil des Verf. auch das t vor i nicht anders als ein gewöhnliches t ausgesprochen. Nur wäre hiebei noch das Alter der Schriften zu untersuchen worin t und c in Nuncius und andern ähnlichen Wörtern verwechselt wird. Weil nun die abendländischen Völker einmal das lateinische c, welches sie so wie die übrigen lateinischen Buchstaben, um die eigenthümlichen Töne ihrer Sprache auszudrucken brauchten, vor e und i zischten, und sie doch gleichwol auch die Töne ke und ki in ihrer Sprache hatten, so sahen sie sich genöthigt, andre Hülfsmittel zu gebrauchen, um diese Töne auszudrücken. Die Deutschen nahmen aus dem griechischen Alphabet das k, die Italiäner brauchten ch und die Franzosen qu, welches auch gewis die Lateiner wie k ausgesprochen haben. Die Deutschen hatten überdem noch einige Töne in ihrer Sprache, wozu sie im lateinischen Alphabet keine Buchstaben fanden, sie suchten also solche durch eine Art von Approximation auszudrücken, und wählten Ch und Sch. Der Herr Verf. hat vollkommen Recht, daß diese Buchstaben ihrer Natur nach, die Töne gar nicht ausdrücken, welche sie ausdrücken sollen, und daß wir eigentlich besondere

Charaktere dazu haben müsten, um die an sich einfachen Töne auszudrücken, welche wir jezt durch Ch und Sch ausdrücken. Bei Gelegenheit des deutschen Sch, komt der Herr Verf. auch auf das griechische $\Sigma\chi$, wo Recensent wiederum folgende Stelle aus seiner Sele genommen fand: „Es ist ein ziemlich algemeiner, aber eben darum verführerischer, übler Irthum, als ob das griechische $\Sigma\chi$ eben so auszusprechen sei, als unser Sch. Es mus ganz Westphälisch ausgesprochen werden, ungefähr Sah.“ Recensent hat, so lange er über die griechische Sprache gedacht hat, es beständig nicht allein so ausgesprochen, sondern auch gelehrt, daß man es so aussprechen müsse. Seine Gründe sind nicht blos aus der Uebersetzung hebräischer Namen hergenommen, wo die Griechen das Schin nie durch $\sigma\chi$, vielmehr am Ende wol durch $\chi\sigma$ ausdrücken, da sie zum Exempel den Namen des hebräischen Buchstaben ξηχς schreiben, sondern aus der Natur des $\chi$ und seinem Verhältnis zum $\varkappa$, aus der Zusammensetzung, und andern Gründen mehr. Es ist ja viel natürlicher, das aus ἔσχ' vor einem asper esgh werde, als esch, worin der Ton des $\varkappa$ ganz verlohren gehn würde, daß man dyschrestos, dis-chilioi spreche, als dyschrestos, dischilioi. Am Ende wirft der Verf. die Frage auf, ob es nicht besser sei, das C aus unserm Alphabet zu verbannen? welche er zwar bejahet, aber auch hinzufügt, daß es dermalen noch nicht thunlich sei.

70.

XLIX.

## XLIX.

Diſſ. de magneſia cruda atque calcinata, quam publico examini ſubmittit J. Tr. Miihuber. Tubing. 1779. 4. S. 44.

Außer einer ausgedehnten und wol verbauten Beleſenheit findet man in dieſer Schrift, in welcher manche Sätze des ſchwediſchen Scheidekünſtlers Bergmann beſtätiget ſind, viele eigene und einige neue Verſuche, die nicht nur für den Scheidekünſtler, ſondern auch für den Arzt wichtig ſind, und deutlich darthun, daß es nicht, wie noch neulich ein Arzt öffentlich behaupten konte, gleich viel iſt, ob die Bitterſalzerde rein, oder mit Kalkerde verſezt iſt. Den auffallenden Unterſchied in den chemiſchen Eigenſchaften zwiſchen der rohen und gebranten Bitterſalzerde hat der V. durchaus ſo, wie Bergmann, gefunden; auch ſah er, daß dieſe ſich ſchon nach und nach an der Luft, geſchwinder, wenn er ſie in eine Vorlage brachte, dieſe an eine Retorte mit roher Erde ankittete, und Feuer gab, wieder in rohe Bitterſalzerde verwandelte: die Kraft der gebranten Erde, die Fäulung zu hemmen, iſt nach mehreren Verſuchen, die hier ausführlich erzählt ſind, ſehr ſtark, und übertrift ſogar die Kraft der Fieberrinde; ſehr hätten wir hier auch einen Verſuch mit ungelöſchtem Kalk zur Vergleichung gewünſcht. Daß der V. ſeine Erde für unverglaslich hält, können wir ihm gerne verge-

ben; um sich von dem Gegentheil zu überzeugen, dazu gehört ein Feuer, wie es Pörner in seinem Ofen geben kan.

69.

## L.

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1780. Weimar bei Karl Ludolf Hoffmann, in 12. 10 Bogen.

Der Verleger hat es in Betracht der äußerlichen Zierlichkeit bei diesem Büchlein an nichts fehlen lassen. Es wird dieses Taschenbuch mit und ohne Kalender verkauft. Neben jedem Monathe sind die nothwendigsten Arbeiten beigesezt, wie z. B. Arbeiten im Hornung: Liquor anodinus mineralis Hoffmanni, Spiritus nitri dulcis, Naphta vitrioli, N. nitri N. aceti. N. urinae. u. s. w. Hierauf folgen 1) abgekürzte Bemerkungen aus der Chymie. 2) Weitläuftigere Nachrichten von verbesserten chymischen Operationen. Der unbekante Verfasser hat sich die rühmliche Mühe gegeben, für Leser von allerlei Art, aus dicken Bänden, interessante Nachrichten zu samlen, um solche, in diesem kleinen Taschenformat, denenjenigen in die Hände zu geben, welche sich größere Werke anzuschaffen, außer Stande befinden. Von diesem

diesem kleinern Aufsätzen wollen wir nur eine Probe geben, z. B. S. 3. Carminrother Vitriol. „Wenn man ein Loth schwarzen Saalfeldischen Cobold, der die Finger beim Zerreiben schwarz färbt, in ein Glas thut, und zwei Unzen Nordhäuser Vitriolöl welches mit sechs Unzen Wasser verdünt ist, drauf gießt, so erhält man davon, wenn es eine Zeitlang in gelinder Wärme digerirt worden, eine schöne hochrothe Auflösung, die nach der Abrauchung bis zum Häutchen ein schönes rothes Salz giebt, das die Röthe vom Carmin hat, wie Lehmann und Buchholz bemerkt haben.“ So viel nur zur Probe, die Leser werden noch mehrere interessante kurzgefaste Aufsätze in selbigen finden. In dem zweiten Abschnitte: Weitläuftigere Nachrichten von verbesserten chymischen Operationen. Unter diesen Aufsätzen sind wir auf manche neue und wichtige Nachricht, und auf verschiedene originelle Aufsätze gestoßen. Von leztern wollen wir nur einige anzeichnen. S. 63 u. ff. Etwas über die Bereitung der Benzoeblumen. S. 99. u. ff. Von der Potasche das reine vegetabilische Laugensalz abzuscheiden, das zu allen chemischen und pharmaceutischen Arbeiten, wie ein reines Weinsteinsalz gebraucht werden kan. S. 115 u. ff. Verbesserte Bereitung der eisenhaltigen Salmiakblumen. Wichtig sind S. 121. Anmerkungen über die Spiesglasbutter. Nach des V. Anleitung ist zur Hervorbringung dieses ätzenden Wesens das so kostbare ätzende Sublimat keinesweges nöthig, sondern ein viel einfacher und weniger gefährlicher Weg vorgeschlagen. S. 133 u. ff. Etwas über den Eisenvitriol, ein nicht minder lehrreicher Aufsaz. Ueber (S. 152) Herrn Retzius Art: die reine

Weinsteinsäure von den Weinsteincrystallen ohne Destillation zu scheiden, ist viel eigenthümliches gesagt, und mit artigen Erfahrungen durchwebt. Zulezt noch; einige Nachrichten für Scheidekünstler und Apotheker interessant, z. B. 1) eine kurze Anzeige vom ersten Stük des chemischen Journals, so Hr. Prof. Crell in Helmstädt heraus giebt. 2) Die Promotion in doctorem chemiae des Hrn. Paul Johann Bon;, Apothekers in Eslingen, durch den Präsident der Kaiserl. Akademie der Naturforscher Hrn. Ferdinand Jacob Baier. 3) Anzeige eines neuen Apotheker Buchs von dem Collegio medico in Petersburg 1778 herausgegeben — es führt den Titel Pharmacopoeia Rossica, und sol denen Apothekern in den weitläuftigen Russischen Staaten zur Norm dienen. Wir wünschen sehr, daß der V. mit dieser so gemeinnützigen Arbeit alle Jahr fortfahren möge, denn durch diese Methode wird mancher äußerst brauchbare Aufsaz bekanter, welcher sonst, da er in größern Werken verstekt, gewis ungelesen geblieben wäre.

34.

## LI.

Essais sur la Mineralogie & la Metallurgie, par Mr. le Marquis de Luchet, Conseiller privé des Legations de S. A. S Msgr. le Landgrave de Hesse-Cassel; des Acâdemies de Marseille, d' Erfurth; Secretaire perpétuel de

de la Societé des Antiquités de Cassel &c. A Maestricht, chez Jean-Edme Dufour & Phil. Roux, 1779. gr. 8. 16 pl.

Ein teutscher Bergmann kan dies Buch entbehren; denn er hat in seiner Mutterspracbe Bücher, die ihm von den Bergwerkswissenschaften gründlichern Unterricht geben. Wir haben es jedoch in unserer Bibliothec nicht mögen fehlen lassen, weil sein in einem andern Fache der Wissenschaften berühmter Verfasser in Teutschland so gut als naturalisiret ist. Wenigstens kan der teutsche Bergman daraus lernen, wie weit man in Frankreich in den Bergwerkswissenschaften noch zurük ist, troz aller Vorzüge des Verstandes und aller geschwinderen Einsicht, die der Verf. seinen Landesleuten in Vergleich mit den Teutschen zuschreibet.

In der Vorrede rühmet er sich einer langen Bergwerks-Erfahrung und meldet, daß ihn ein unwiderstehlicher Hang zu denen dahin gehörigen Wissenschaften hingerissen; daß er deswegen weite Reisen zu Fus gethan und die Verrichtungen eines Bergmanns, Schmelzers und Abtreibers nicht blos gelernet, sondern wirklich ausgeübet habe.

Le Sage und Guettard sind, wie er versichert, seine Anführer, gewesen, auf deren ihre Sätze er seine schwachen Versuche gebauet und vornemlich auf solche Personen Rükſicht genommen hätte, die entweder selbst Bergbau unternehmen, oder dabei Dienste thun wolten. Jene würden ermäßigen, wie weit sie in ihrem

Ver-

Vertrauen zum Bergbau gehen könten; diese, wie viel Einsicht dazu gehöre, dieses Vertrauen nicht zu Wasser zu machen. Leztere würden zwar keine Berg-Helden daraus werden (das glaubt Recens. auch) welches denn auch nicht nöthig wäre (das glaubt Recens. nicht) aber sie würden sich doch in so weit unterrichten, daß sie die Operationes volführen, oder wenigstens sich berathfragen könten. Auch das glaubt Recens. nicht: durch bloßes Bücherlesen wird niemand ein Bergman, am wenigsten aus diesem Buche, das zwar viel gute, wahre und richtige Algemein-Sätze enthält, und in diesem Betracht einem Anfänger, aber bloßen Dilettanten sehr dienlich sein kan; das aber von der Einrichtung des Ganzen, von den Umständen, die einem Bergwerke förderlich, oder hinderlich sind, von den besondern Arbeiten und wie diese einander die Hände biethen müssen, und von den Zufälligkeiten, denen der Bergbau ausgesezt ist, viel zu wenig enthält, als daß Jemand blos daraus ein Bergman werden könne.

In der Einleitung werden die Ursachen untersucht, warum die Mineralogie erst so späte in Frankreich Eingang gefunden. Unwissenheit war die eine Ursache: was man nicht kent, verlangt man nicht. Und gleichwol wuste man doch, daß die Alten an den Pyrenäen gebergwerket hatten. Noch eine Ursache: Man hat die teutschen und lateinischen Bücher zu späte übersezt, und diese waren nicht deutlich genug geschrieben. Aber wie kam es, daß der erfinderische Geist der Franzosen eben hier so unwirksam war, daß sie bei Ausländern in die Schule gehen musten?

Plan

Plan des Werks:

1) Was mus ein Mineraloge wissen, ehe er Bergbau unternimt?

2) Was für Mineralien mus er kennen?

3) Wie mus er diese seine Kentnis in Ausübung bringen?

Bei Abhandlung der ersten Frage werden die Einwürfe gegen das Bergwerk, die aber mehrentheils Frankreich allein treffen, ganz gut gehoben. Dann wird das Lesen guter Schriftsteller empfohlen, nemlich die Mineralogie des Wallerius, der hin und wieder critisiret wird; Lehman von Metalmüttern und von Flözgebürgen, der ebensals nicht ohne Critik vorbei komt, und von dem es gleichwol heist: seine Schriften verdienen lange studiert zu werden; die Encyclopädie, darin die mineralogischen Articul besser sein sollen, wie die metallurgischen; vornemlich die Werke des orichal. (orschalk), an den der Verf. aber auch verschiedenes auszusetzen hat, wobei er überhaupt den teutschen Metallurgisten den Vorwurf macht: il faut trier dans leurs oeuvres. Den Beschlus macht Alonso Barba, dessen Fehler er auch nicht verschweigt. Bei Gelegenheit komt er auf den von Hellot übersezten Schlüter. Jenen nent er einen schlechten Mineralogen, und diesem wirft er Fehler vor, die wol nur die Uebersetzung treffen mögen. Cramer ist seinem Zöaling zu theoretisch. Die Bälge will der Verf. zuerst durch Pferde haben bewegen lassen. Vermuthlich in Frankreich, denn in Teutschland ist solches schon lange geschehen.

Zwote Frage, wo der Verf. der Goldführenden Cese in den Sevennischen Gebürgen, der Rhone, der

Iser,

Iser, der Arve und der Auriége bei Pamiers erwehnt. Gediegen Silber hat Frankreich nicht, auch keinen Alaun. Kupfer und Blei aber giebt es genug. Der Eisenstein hält nur 20 pro Cent. Nach Buffon liegt der Unterschied des Eisens blos an der Behandlung im Schmelz- und Frischfeuer. Beschreibung der Gänge und ihrer Anzeigen; ganz richtig. Tadel der Mineralogen, die die Kenzeichen der Mineralien so weitläuftig beschreiben. Warum solte man, frägt der Verf. ihre Farbe kennen lernen? In Bergwerks-Gegenden kent man sie ohnedem schon. Aber wenn man sie nun noch nicht kent und wenn in der Gegend noch kein Bergwerk ist; und hängt die Farbe nicht sehr ofte von einem wesentlichen Unterschiede ab?

Beantwortung der dritten Frage. Hier beziehet sich der Verf. auf Orschalk und Cancrinus; er will aber nur ihre Lehrsätze in der Kürze vortragen, Gründe, die auf alle Bergwerke passen, festsetzen, seine Zweifel gegen die bisherigen Processe eröfnen und seine eigenen Gedanken hinzufügen.

Die Warnung, daß man sich durch Verfolgung eines Nebentrums, vom Hauptgange nicht abbringen lassen solle, ist sehr gut. Puchwerke findet er sehr unbequem. Freilich wol: aber weis man von einer bessern Vorrichtung, die Erze zu reinigen? Zum Rösten der Erze räth er einen, mit Steinkohlen zu feuernden Reverberir-Ofen an, und will das Schmelzen in eben dergleichen Ofen verrichten. Verbesserung dieser beiden Ofen, wobei aber zu mehrerer Deutlichkeit, eine Kupfertafel hätte angebracht werden müssen. Seine

Art

Art zu röſten iſt übrigens der Sache ganz angemeſſen, und die Gründe, warum er lieber mit Steinkohlen, als mit Holz röſten wil, laſſen ſich hören, ob er gleich nicht undeutlich zu verſtehen giebt, daß er es ſelbſt noch nicht verſucht habe.

Vom Schmelzen. So wol die engliſchen, als die teutſchen Schmelzofen gefallen ihm nicht, weil ſie zu viel Kohlen wegfräßen. Hat aber der Verf. wol alle teutſche und engliſche Schmelzofen geſehen? Und wie ſind eigentlich die Ofen beſchaffen, die ihm nicht gefallen? Die Gründe, womit er die weiten Ofen vertheidiget und den ſtarken Saz, der gewöhnlicher Weiſe bei der Blei- und Kupferarbeit auf einmal aufgegeben wird, verwirft, finden bei wohleingerichteten teutſchen Hüttenwerken nicht ſtatt. Darin hat er Recht, daß ein Schmelzen ſo lange gehen mus, als es gehen kan. Endlich räth er den Gebrauch ſeines Reverberirofens zum Schmelzen an, der mit Steinkohlen gefeuert werden ſol, wobei er Venel ſur l' uſage des charbons de terre widerleget, der behauptet hatte, daß das Phlogiſton, oder die reducirende Materie dem geſchmolzenen unmittelbar appliciret werden müſſe. Der Verf. ſagt: geröſtet Bleierz, Glötte und Bleiſtein, im Reverberirofen mit Steinkohlen geſchmolzen, habe ſchon Blei, und Kupferſtein aus 3 Röſtfeuern ſchon Kupfer fallen laſſen, mithin ſei das Beitrit des Phlogiſton ſo nöthig nicht. Hier ſchlieſt der Verf. zu weit. Etwas kan die mit der feuerfangenden Materie geſättigte Steinkohlen Flamme und ſo weit ſie die Oberfläche der geſchmolzenen Maſſe berührt, zwar reduciren, aber

nicht

nicht die gesamte Masse, die von ihr nicht durchdrungen werden kan. Endlich aber sagt er doch, daß dieses Bedenken durch Kohlenstübbe gehoben und was sich nicht reducirte, im Krumofen durchgesezt werden könte. Das giebt aber doch doppelte Arbeit.

Vom Abtreiben. Er zieht die englische Art der teutschen vor, weil man besser wissen könne, wie viel Blik-Silber erfolgen müsse. Das Goldscheiden und Saigern hält er für einfache Operationes. Aber hat es der Verf. wol schon selbst versucht?

In den Zugaben wird Schlüter hie und da getadelt. Er hatte gesagt, armen Silber-Erzen ohne Blei müsse man Kies zuschlagen, um sie in Rohstein zu verwandeln. Der Verf. sagt: Nein, geröstet Blei-Erz, oder Glötte. Das wuste Schlüter ehe er noch mündig war; aber indem er jenes sagt, sezt er ausdrüklich den Fal voraus, wenn die Silber-Erze kein Blei halten und keine Blei-Erze vorhanden. Vom Cramer spricht der Verf. auf eine solche Art, daß man wol merkt, er hat weder dessen Docimastic im lateinischen Original, noch dessen Metallurgie gelesen. In dem Journal economique findet er viele Fehler. Er hat Eisenstein in einem englischen Windofen geschmolzen. Stat des Kupfers, welches Cramer dem Eisen zuzusetzen glaubte, will der Verf. der Güte des Eisens ohnbeschadet, Kupferkies nehmen. Kein besser Mittel um das Eisen rothbrüchig zu machen, oder nachdem der Zusaz gros, zu mineralisiren. Vielleicht hat der Verf. in seiner jetzigen Lage Gelegenheit, sich von vielem besser zu unterrichten.

## LII.

**Guil. Abrah. Teller Opuſcula varii argumenti. Francof. ad Viadr. ſumtibus Straus 1780. 1 Alph. 3½ Bog. in 8.**

Herr D. Teller liefert hier eine Samlung ſeiner kleinen lateiniſchen Schriften, die er von Zeit zu Zeit einzeln herausgegeben hatte. Damit ſeine Leſer um ſo viel beſſer von dem Anfang und Fortgang ſeiner Studien und theologiſchen Kentniſſe urtheilen könten, ſo hat er mit Fleis drein nichts verändert, den Ausdruk hie und da ausgenommen, und darum iſt auch bei der Zuſammenſtellung der Abhandlungen die Zeitordnung beobachtet worden.

Die Samlung enthält folgende Abhandlungen: I. De iudicio ſuper variis lectionibus codicis Hebraei diuini recte faciendo; eine im Jahre 1757 geſchriebene und vertheidigte akademiſche Streitſchrift, von der der Hr. D. Teller in der Vorrede zu dieſer Samlung ſagt, daß ſie ihm noch jezt beſonders wohlgefalle. Sie zeugt auch von ſo vieler Gelehrſamkeit, geſunder Beurtheilung, und ungemeiner Kentnis der hebräiſchen Sprache, daß man ſich wundern mus, wie der Verfaſſer damals nicht älter als 23 Jahre geweſen. Die Abhandlung iſt eine weitere Ausführung der ſchönen Vorrede des Hrn. D. zu der bekanten kennicotſchen Diſſert. ſuper ratione textus hebr. V. T. in libris editis atque ſcriptis.

Der erſte Theil beſchäftiget ſich mit den Regeln, wornach die Güte einer Leſeart, und beſonders im hebräiſchen Texte, mus beurtheilet werden, und der andere mit den Leſearten ſelbſt, die Kennicot in gedachter Diſſertation angeführet hat. Hr. Teller giebt folgende Regeln: 1) Keine Leſeart des Textes mus ohne Grund verworfen werden, und man mus nicht eher an ihre Verbeſſerung denken, als bis man alles andere verſucht hat. 2) Es mus dabei auf den Sin- und Worttext Rükſicht genommen werden, wenn aber zwo Leſearten nach dem Zuſammenhange ſtatt finden können, ſo mus die ſeltnere der gewöhnlichern, die härtere der mildern, die ſchwerere der leichtern vorgezogen werden. Und endlich 3) müſſen die Handſchriften und Ueberſetzungen zu Rathe gezogen werden. Nach dieſen Regeln prüft der Verf. einige von Kennicott gebilligte Leſearten, als 2 B. Moſ. 15, 2. will K. für זמרת יה gelesen wiſſen וזמרתי יה. Hr. T. aber hält die gewöhnliche Leſeart für die richtige, und muthmaßt, daß des Wohlklanges wegen dieſe beiden Worte contrahirt werden; man vergleiche Jeſ. 12, 2. und Pſ. 118, 4. Noch ein Beiſpiel. Hoſ. 6, 6. verwirft K. die Leſeart des Textes ומשפטיך אור יצא, und lieſt ומשפטי כאור & iudicium meum quaſi lux egredietur. Hr. T. aber läſt die gewöhnliche Leſeart, zieht iudicia tua auf Ephraim und Juda, und überſezt: iudicia tua lux egredietur. Juſt eben ſo hat ſchon Grotius dieſe Worte überſezt. Hier und da haben wir auch in dieſer ſchönen Abhandlung für einen Ausleger des N. Teſtaments ſehr nüzliche Anmerkungen eingeſtreut gefunden, als wenn 1 B. Moſ. 22, 12. die Samaritaniſche Ueberſezung das לחידך unicum tuum durch לריכם corculum

lum

lum tuum, und die LXX es durch ἀγαπητος geben, ſo erhellet hieraus, was μονογενης im N. T. für eine Bedeutung habe.

II. und III. Topice ſcripturae, eine Gradualſchrift des Hrn. D. in den Jahren 1761 und 1762 geſchrieben. Hr. T. misfält jezt an derſelben die gar zu große Subtilität und daraus entſtehende Dunkelheit. Der zweite Theil dieſer Topic, worin der Hr. V. einige falſch angewandte Beweisſtellen durchgehet, iſt der brauchbarſte und nüzlichſte. So wird es evident bewieſen, daß Jeſ. 6. und Pſ. 33, 6. nicht als Beweisſtellen für die Dreieinigkeit können gebraucht werden. Bei dieſer Gelegenheit eröfnet der V. auch ſeine Meinung, über die Frage, ob das myſterium trinitatis auch ſchon im A. T. geoffenbaret worden? Richtig wird dabei vorausgeſezt, daß, wenn dies auch zu läugnen ſey, doch nicht daraus folge, daß ein andrer ſeligmachender Glaube im A. T. als im N. T. ſtatt gefunden habe, indem man ja einen Meſſias hoffen konte, ohne von ſeiner Perſon eine ſo volkomne Erkentnis zu haben, als unter dem N. T. möglich iſt. Wenn aber einige ſagen, daß dieſes Geheimnis nur auf eine dunkle Weiſe im A. T. geoffenbaret ſey, ſo iſt wol ihre Meinung dieſe: daß dieſe Offenbarung davon zwar nicht ſo deutlich als im N. T. ſey, aber doch für die damaligen Zeiten hinreichend geweſen.

IV. Defenſio inſpirationis divinae vatum ſacrorum aduerſus enthuſiaſmum poeticum, ein Programma, welches der Hr. D. beim Antrit ſeines theologiſchen Lehramts in Helmſtädt 1762 herausgab. Es iſt wider Schaftsbury gerichtet, der behauptete, daß man keine gewiſſe Merkmale angeben könne, wodurch

die göttliche Inspiration von dem Furore poetico zu unterscheiden sey. Der Hr. D. zeigt 1) daß der poetische Enthusiasmus nicht so vieles an sich habe, als er haben müste, wenn er eine göttliche Eingebung solte genennet werden. 2) Daß die Inspiration mehr in sich fasse, als der poetische Enthusiasmus. Zu den Vorzügen der biblischen Poesie rechnet er, daß sie gleich in ihrem ersten Anfange volkommen gewesen, daß, wenn man eine schöne Stelle profaner Dichter mit einer biblischen ähnlichen Inhaltes vergleicht, jene in dieser Vergleichung vieles verlieret, daß in den biblischen Poesien das Orientallische sehr gemildert werde. Hieraus wird nun der Schlus auf die göttliche Eingebung gemacht. Der Hr. Verf. gesteht aber jezt selbst, daß diese Gründe wider einen scharfsinnigen Shaftsbury nicht Stich halten, indem wegen des großen Alters der biblischen Poesie nichts mit Gewisheit sich bestimmen lasse, und dünkt mich auch, daß hier sehr vieles auf das Gefühl ankomme, welches aber bei einen wider die Bibel bereits mit Vorurtheilen eingenommenen Shaftsbury anders, als bei einen die Bibel hochschäzenden Teller ist.

V. Dissert. theol. de inspirationis scripturarum diuinarum iudicio formando, 1764. Erst von der Eingebung der Sachen, wo behauptet wird, daß dieses Wort von sehr weiter Bedeutung sey, und daß man verschiedene Grade annehmen müsse. Die Eingebung der Worte aber wird nur in dem Falle zugestanden, wenn die heiligen Männer von ganz neuen Sachen redeten, oder wenn sie etwas aufzeichneten, minus parati ad religionis summam siue tradendam siue defendendam. Uebrigens ist in dieser Dissertation diejenige

Mei-

Meinung von der Inſpiration bereits vorgetragen worden, welche der Hr. Verf. hernach etwas ausführlicher in ſeiner Vorrede zu Harwoods vier Abhandlungen entwickelt hat.

VI. De dialecto poetica ſcripturarum hebraicarum V. T. eine unter dem Vorſiz des Hrn. D. von dem ſeligen Vogel als Verf. im J. 1764 vertheidigte Streitſchrift. Es werden erſtlich einige Regeln von dem poetiſchen Dialekt gegeben, zweitens nach denſelben die mancherlei Arten dieſes Dialekts in ihre Klaſſen geordnet und beſtimt, und drittens wird der Nuzen derer gezeigt. Zum poetiſchen Dialekte werden gerechnet: 1) Worte und Redensarten, die in Proſa niemals oder ſelten gebraucht werden. 2) Worte in einer ungewöhnlichen Bedeutung. 3) Ungewöhnliche Konſtruktionen. 4) Ungewöhnliche Beugungen.

VII. Elogium Jo. Chriſt. Hebenſtreitii, nuper in vniuerſitate litterarum Lipſienſi Theologi primarii, ein Progr. im J. 1762 geſchrieben.

VIII. Juſtus honor. Doctoris theologiae ab. Luthero vindicatus, ein Progr. vom Jahre 1764.

IX. Ἰσχουμενα de homine πνευματικω, von 1766.

X. Vera religionis per ſpiritum Dei moderandae indoles, von 1767. Hier nimt der Hr. Verf. noch an, daß der Ceremonialgottesdienſt im A. T. nach der göttlichen Abſicht eine höhere Bedeutung gehabt habe, und beweiſt noch die Nothwendigkeit der Genugthuung aus Mich. 6, 6.

XI. Gratulatio ad Directorem &c. Gymnaſii Berolini-Colonienſis peracto ſacro ſeculari altero. 1774.

Außer der Würdigkeit der Materie und Gründlichkeit des Vortrags empfehlen ſich noch dieſe Abhandlungen durch die vortrefliche lateiniſche Schreibart, worin dem Hrn. D. wenige Theologen Deutſchlandes gleich kommen.

33.

## LIII.

**Statiſtica Eccleſiae Germanicae. Edidit in uſum auditorum ſuorum Franc. Xaver. Holl, S. Th. & J. U. D. Jur. Eccl. in univ. Heidelb. Pr. P. O. Tomus I. Heidelbergae 1779. 8.**

Wir haben bei dieſem Buch und bei der Aufnahme deſſelben mit vieler Freude bemerkt, was ein gutgewählter Titel vermag, und die Unmündigkeit mancher Recenſenten, die ſich mit altkluger Mine niederſezten, um zu urtheilen, was ſie nicht verſtunden, hat mir nie leicht mehr Gelegenheit zu Bemerkungen gegeben, als bei dieſem Buch. Einer dieſer Geſelſchaft hielt Herrn Holl für einen der freimüthigen Katholiken, der wohl wiſſe, was der Pabſt ſey, und doch herrſcht durch das ganze Buch eine ſolche Ergebenheit an den römiſchen Biſchof, als man gegenwärtig bei wenigen teutſchen Kanoniſten antreffen wird. Daß der Gegenſtand, welchen der Titel des Buchs bezeichnet, endlich einmal Materie des

Schrift-

Schriftstellers geworden, hat uns ganz vorzüglich gefreut: die nothwendige Unvolkommenheiten eines jeden ersten Versuchs haben wir der Arbeit gar nicht zum Tadel gemacht: aber es blieb dabei noch so viel übrig, das weder um des erstern willen übersehen, noch durch das lezter entschuldigt werden konte, daß wir nicht ungerecht zu seyn fürchteten, den Herrn Verf. unter diejenigen Schriftsteller zu rechnen, welche zwar eine gewisse fruchtbare pragmatische Idee zu appercipiren im Stand sind, aber zu ihrer Ausbildung vielleicht nicht genug anhaltenden Fleis, vielleicht nicht genug ausgebreitete Kentnisse und Forschungsgeist haben. Leichtigkeit zu fassen und Leichtigkeit sich auszudrücken, verbunden mit einer gewissen Maße kursirender Kentnisse, bilden den Schriftsteller, der sich immer versprechen darf, Schriftsteller des größern Haufens zu werden, und so scheint uns der gröste Theil unserer historischen Schriftsteller zu seyn: aber um zur klassischen und fortdaurenden Brauchbarkeit sich empor zu arbeiten, um durch die Vergessenheit, oder Verachtung des gegenwärtigen Jahrzehends zur Verehrung der Nachwelt hindurchzudringen, dazu scheint der so oft verlachte deutsche Fleis und eine geprüfte philosophische Kaltblütigkeit zu fehlen. Wir sind überzeugt, daß Herr Holl zu einer solchen Volkommenheit hätte gelangen können, welche über seinem Werk ein paar dutzent Nachfolger hätte vergessen lassen; wir gestehen auch, daß wir uns bisher noch oft schmeichelten, der Geist des leicht gewordenen Schriftstellers habe sich den edlern katholischen Autoren noch nicht mitgetheilt: die Besorgnis aber scheint wirklich, nach manchen neuern Beispielen zu urtheilen, fast ungegründet, daß das protestantische Teutschland von seinem bis-

her noch weniger aufgeklärten katholischen Mitbrüdern bald möchte übertroffen werden, vorzüglich wenn erst einmal die Kanzler von dem Geist wieder belebt werden, der in Frankreich so bewunderswürdige Werke hervorgebracht hat. Gerbert und Frobenius sind wirklich noch die einzigen, und so lang nicht ungebundenere Schriftstellersfreiheit gilt, so lang die Hontheime noch widerrufen müssen, und die Insenbiehle ihr Amberburg haben, so lang glauben wir nicht, daß viele der Nachwelt würdige Produkte zu erwarten sind. Wir brechen ab, um nicht unsere Leser gegen das gegenwärtige Werk partheilsch zu machen: eine genaue Darstellung seines Inhalts wird das Urtheil über dasselbe leicht bestimmen können. Die Kapitel, nach welcher sich der Plan des vor uns liegenden Bandes entwickelt, sind folgende:

Caput. I. Introductio in Statisticam Ecclesiae Germanicae. Die Begriffe Statistik, Teutsche Kirche werden bestimt. Der Verf. will sich vorzüglich nur an das katholische Teutschland halten. Die Gegenstände wären auch zu heterogen, um Statistik der katholischen und evangelischen Kirche in einem Werk zu vereinigen. Cap. II. De ortu Ecclesiae Germanicae. Die bekante Stellen aus Irenäus und Tertullian und die Spuren teutscher Bischöfe auf den Synoden des vierten Jahrhunderts. Cap. III. Progressio & fata Ecclesiae Germanicae. Bonifacius, Carl der Große, bei welchem seiner grausamen Bekehrungsmethode mit keinem Wort gedacht ist, als ob alles in Fried und Freude abgelaufen wäre. Wer mit Hussens Scheiterhaufen nicht zufrieden sey, der Synode zu Costniz, oder dem Kaiser Sigismund Vorwürfe machen wolle, dem rathet Herr

Holl,

Holl, das Buch von Bergier zu leſen, la certitude des preuves du Chriſtianiſme, und wenn er nicht von Vorurtheilen eingenommen ſey, ſo werde er gewis ſich überwunden geben. Von einem Mann, der ſo viele lektüre in neuern proteſtantiſchen Schriften, alſo auch ſo viele Kentniſſe geläuterterer hiſtoriſcher Nachrichten, als der Herr Verf. verräth, war uns ein ſolches Urtheil höchſt unerwartet. Den verabſcheuungswürdigen Saz einmal angenommen, daß ein Ketzer den Scheiterhaufen verdiene, worin war denn Huß ein Ketzer? Solte das genug ſeyn, ihm dieſen Namen zu verſchaffen, weil er gegen den Clerus loszog? Wie vielen ſelbſt der Coſtnizi. ſchen Väter würde hierdurch das Todesurtheil geſpro. chen? Hatte nicht Huß damals, wie er vor der Coſtnizi. ſchen Synode erſchien, noch alle Sätze der entſchiednen katholiſchen Dogmatik angenommen? War es irgend etwas anders als philoſophiſcher Partheigeiſt des Realiſmus gegen den Nominaliſmus, Haß der Erzbiſchöfe zu Prag gegen den eifrigen Verfechter der Rechte der Univerſität, alter Groll derer jenigen, welche er um ihr Uebergewicht bei akademiſchen Berathſchlagungen brachte — welche dem redlichen aber gewis nur wenig aufgeklärtem Eiferer den Scheiterhaufen zubereiteten. Cap. IV. De Hierarchia Eccl. Germanicae: wo erſt nur die algemeinen Begriffe aus einander geſezt werden, und gezeigt wird, daß man den Pabſt als caput Hierarchiae Eccl. German. aus einer ſolchen Abhandlung nicht hinweglaſſen könne. Cap. V. De ſummo Pontifice, relate ad Germaniam, oder von den wechſelsweiſen Wohlthaten der römiſchen und teutſchen Kirche. Teutſchland verdankt den Bemühungen des römiſchen Biſchofs

seine Bekehrung zum Christenthum; hat dem Pabst mit Decretalibus und Responsis schon so viele Mühe gemacht, auch mit Ertheilung der Erlaubnis zu Errichtung der Bisthümer und Akademien. Noch erst 1758 gab er der Kaiserin Königin den Titel apostolisch. Schon mancher Teutsche sey vom Pabst kanonisirt worden; und nicht nur zu Rom sondern auch sonst in Teutschland habe er für Errichtung guter Seminarien gesorgt. S. 48. lernen wir die Nachricht, daß Cardinal Harrach, Erzbischof zu Prag und Bischof zu Trient, in vorigen Jahren dreißigtausend Ketzer in den Mutterschoos der Kirche zurükgebracht habe. Teutschland hat sich um Rom dadurch verdient gemacht, daß keine Bischöfe seyen so eifrig für Roms Ehre wie die teutschen: auch die teutschen Regenten ließen es weder an Freigebigkeit noch an mächtiger Unterstützung fehlen, die ganze Nation überhaupt ist ein regnum obedientiae. Verzeichnis der Teutschen, welche den römischen Stuhl bestiegen, und Anzeige der protestantischen Fürsten, welche katholisch wurden. Cap. VI. De illis, qui repraesentant personam pontificis in Germania seu de legatis & nunciis Apostolicis in Germania, nach der bekanten dreifachen Eintheilung. Legatos a latere sieht man selten mehr in Teutschland, weil sie durch die Concordate zu sehr eingeschränkt sind. Doch giebt der Pabst seinen Nuncien gewöhnlich potestatem legati a latere. In Teutschland sind der Erzbischof von Cöln, Salzburg und Prag legati nati. Nunciaturen sind in Teutschland zu Wien, Brüssel, Cöln und Lucern. Bei Entwickelung des Ursprungs der erstern geht der Verf. bis auf die Zeiten der Apokrisiarien zurük, welche der röm. Bischof von

jeher

jeher an dem Hof seines Herrn zu halten verbunden war. Wir glauben, daß dieses zu weit ausgeholt ist, und der Wiener Nunciat ist izt so ganz ein anderes Ding, als der alte Apokrisiarius des röm. Bisch. am Hof zu Constantinopel, oder am Hof des abendländischen Kaisers. Der Ursprung der Cölner Nunciatur ist in der Geschichte der Unruhen des Erzbisch. Gebhards zu suchen. Damals glaubte der Pabst wahrzunehmen, daß er in diesen Gegenden einen beständigen Wächter der katholischen und päbstlichen Orthodoxie nöthig habe. Gleichen Ursprungs ist die Nunciatur zu Brüssel und Lucern. Das eigentliche pragmatische dieses Capitels ist erst im 2ten Theil zu erwarten, wo aus der Geschichte gezeigt werden sol, was für Klagen wegen dieser Nunciaturen bisweilen eingelaufen seyen. Cap. VII. Gradus hierarchici Episcopatu praecellentiores in Germania. Von den Cardinälen, Primaten und Metropolitanen, wobei den leztern zuerst das algemeine bemerkt wird, und alsdenn durchgeht sie der Verf. einzeln. Die Meinung, daß Mainz vor dem Bonifacius unter einem Metropolitan zu Worms gestanden sey, scheint doch auf stärkern historischen Gründen zu beruhen, als daß sie nur geradehin verworfen zu werden verdient hätte. S. 140. wird als ein besonderer Vorzug des Erzbischofs von Salzburg bemerkt, daß er bei den vier Bisthümern Gurk, Chiemsee, Seckau, Lavant zu St. Andree das Recht der Nomination, Confirmation und Einweihung hat. Der jüngste unter den teutschen Erzbischöfen ist der von Olmüz, welcher erst vor drei Jahren dazu ernant wurde. Die neu errichtete Bisthümer Brün und Oppeln wurden ihm unterworfen. Cap. VIII. De Episcopis Germaniae. Sie wer-

werden wie im vorigen Kapitel die Erzbischöfe einzeln durchgegangen, bei jedem etwas weniger von seiner Geschichte und Vorzügen bemerkt, auch der Name des wirklich regierenden Bischofs beigesezt. Cap. IX. De Episcoporum Vicariis in Germaniae. Chorbischöfe; sie sind zwar seit der Mitte des elften Jahrhunderts in Teutschland abgekommen, aber der Name ist doch noch in der Trierischen und Mainzischen Kirche übrig. Coadjutoren. Ein Coadjutor perpetuus cum jure succedendi wird in Teutschland vom Pabst gemacht, und das Capitel giebt nur seine Einwilligung. Dieser Saz scheint nicht vorsichtig genug ausgedrükt zu seyn, die neueste Geschichte des erlauchten Coadjutors von Cöln und Münster beweist einen andern Gang der Sachen. Von den Archidiakonen, und Vicariis generalibus Episcoporum. Cap. X. De modis deveniendi ad praelaturas Ecclesiasticas in Germania. Wo der ganze Wahlproces erzählt wird. Gewöhnlich hat zwar nur das Kapitel und jeder Kapitularherr ein Recht zur Wahlstimme, aber es giebt doch Ausnahmen. Z. B. in Salzburg hat der Abt des Klosters St. Peter, ungeachtet er nicht Capitularis ist, dennoch immer das Recht, bei der Wahl eines Erzbischofs seine Stimme zu geben. Die Aebtissin von Buchau und die Aebtissin von Essen wird gemeinschaftlich von den Canonicis und Canonissinnen gewählt. Die Inspiration bei der Wahl, sagt der Herr Verf. I. 231. sey heut zu Tag selten. Cap. XI. De Capitulis & Collegiis Canonicorum in Germania. Wir zeichnen blos einige kleine unbekantere Nachrichten aus, weil sich leicht vermuthen läst, wie der Umris des ganzen beschaffen seyn mus. Der Abt des

bairischen Klosters Nieder Altaich ist Canonicus natus Eccles. Cathedralis Bambergensis. Die Epoche der geschlossenen Kapitel sezt der Herr Verf. in das dreizehente Jahrhundert, und folgt überhaupt in allen hieher gehörigen Fragen der bekanten Abhandlung des Herrn Pr. Dürr. Unter die sonderbaren Gewohnheiten, welche noch bei einigen Kapiteln herrschen, gehört auch das sogenante Kappen Jahr, dessen Freiheit darin besteht, daß ein Capitularis ein ganzes Jahr hindurch einmal abwesend seyn darf, si fabricae (quondam pro cappa procuranda) solverit 60. f. Der Augspurger Canonicus mus acht Ahnen beweisen können, wenn sich aber bei einer einzigen dieser acht Generationen zeigen solte, daß ein Auspurgischer Bürger oder Patricius darunter sey, so ist er keiner Stelle im Capitel fähig. Bei manchen der hier angegebenen Zahlen, wie viel sich in einem jeden Stift Capitularen und Domicellaren befinden, sind wir wegen der Richtigkeit besonders in Vergleichung dessen, wie sie Herr Dürr de Capitulis clausis angab, sehr zweifelhaft geworden. Cöln hat gewis nur 18 praebendas illustres, und nicht 24. Die Zahl der Domicellaren ist 16. Freisingen sol 24 Canonicos haben; richtiger 13 Capitularen und 9 Domicellaren. Regenspurg hat nur 14 (nicht 16) Capitularen, 9 (nicht 8) Domicellaren. Trient hat 26 (nicht 22) Domicellaren. Vielleicht scheint diese Verbesserung manchen eine Kleinigkeit zu seyn, aber ihr statistisches Moment ist gros. Cap. XII. De Parochis Germaniae. Ihre Entstehung wird sehr künstlich aus dem öftern Herumziehen der teutschen Könige erklärt, die sich alsdenn überal Capellen errichtet, und dadurch besonders auch den Adel zur Nachahmung veranlaßt haben sollen.

sollen. In der Speier und Wormsischen Diöceſe sind die meisten Parochialpfründen mehr Commenden als Parochien. Merkwürdige Theilung der Parochialkirchen in der Pfalz, kraft der Religionsdeklaration vom Jahr 1705, daß die Reformirten sowol in Städten als auf dem Land, $\frac{5}{7}$ der Kirchen und Kirchen Einkünfte, die Catholiken das übrige haben solten. Nur das Amt Germersheim gehört den Katholiken ganz, kraft der Ryswikischen Clausel. Cap. XIII. De religionis Ministris Ecclesiae Germanicae: oder vielmehr vom Coelibat der teutschen Geistlichkeit und andrer einem Geistlichen ziemenden Ehrbarkeit. Von der Besoldung eines Kirchendieners. Cap. XIV. De Clero regulari in Germania. Es ist unangenehm, hier blos ein algemeines Verzeichnis von Mönchsorden vor sich zu haben, als bestimt zu erfahren, wie, und wann, und wo sich jeder derselben in Teutschland ausgebreitet habe, welche Vortheile er etwa in Teutschland genieße, oder in wie fern er in weniger guter Lage sey, als bei andern Völkern. Nicht einmal eine Anzeige trift man hier an, wie viel Benedictinerklöster in Teutschland seyen, und solche arithmetische Data hätte doch der Verf. leicht auftreiben können. S. 301. läst Herr Holl noch eine Thräne auf den entseelten Leichnam des Jesuiteninstituts fließen. Cap. XV. De Synodis Ecclesiae Germanicae. Cap. XVI. De liturgiis Eccl. Germanicae. Da hier alles zu viel blos ins algemeine geht, und die unserm Teutschland ganz eigene Nachrichten fast völlig fehlen, so halten wir es nicht der Mühe werth, etwas auszuziehen. Von den Liturgien komt den Verf. auf die libros Symbolicos, Sakramente, erst im algemeinen, alsdenn einzeln; er han-

delt

delt von den Festen, Kirchengebäuden, Kirchenornat — was lies sich nicht alles noch unter diesem Titel zusammen bringen, der Verf. endigt mit Sepultura. Cap. XVII. De legibus & legum Collectionibus Ecclesiae Germanicae. Wir hätten hier überal viel mehrere Genauigkeit, zwekmäßige Rükſicht und Abschneidung des blos algemeinen erwartet. Es ist hier doch manches so vorgearbeitet, das benuzt zu werden verdient hätte. Anstat der algemeinen Vermuthung, daß sich die teutsche Kirche im Gebrauch des Cod. can. Dionysii nach der Französischen Kirche werde gerichtet haben, hätten ein paar sehr deutliche Beispiele angeführt werden sollen, deren man ja mehrere hat. Manche Fragen, welche hier (z. B. S. 506.) noch als unausgemacht angegeben werden, sind doch schon längst entschieden. Was S. 508. von der Collectione S. Bonifacii gesagt wird, ist vol Verwirrung, und streitet gröstentheils selbst gegen die Worte der Urkunde, auf welche sich unsre ganze Nachricht von dieser Kollektion gründet. Es mus fast partheiische Liebe des Herrn Holl gegen seinen alten Ordensgenossen scheinen, daß er Harzheimen bei aller Gelegenheit, selbst (S. 515.) im Gegensaz gegen Baluzen, zu rühmen sucht. Der Herr Verf. hat viel zu ausgebreitete Einsichten, daß er nicht die zahllose Menge von Schnizern, welche in dieser Concilien Ausgabe begangen worden sind, selbst auf das überzeugendste erkennen solte. Warum ist bei der Geschichte des Gratianischen Dekrets die wichtige Abhandlung nicht citirt, welche im ersten Stük des Magazins für Kirchenrecht und Kirchengeschichte vorkömt? Das XVIII Capitel de libertatibus Ecclesiae Germanicae hat uns im ganzen Werk das schlechteste geschienen. Die

Begriffe sind gar nicht genau gesondert, sorgfältig bestimt und mit beständiger Rükſicht auf ältere und neuere Zeiten angewandt. Libertates und Privilegia scheinen als gleichgeltende Worte behandelt zu werden, und doch machen sie hier einen großen Unterschied aus. Auf die Concordate und die dabei begriffene Acceptation der Basler Dekrete wird hier keine Rükſicht genommen, und doch mus man gewis von da anfangen, wenn man, in Anwendung auf die neuesten Zeiten, von den Freiheiten der teutschen Kirche urtheilen wil. Cap. XIX. De iudiciis Ecclesiae Germanicae. Wenn der Herr Verf. hier auf die Streitigkeiten komt, welche zwiſchen den Bischöfen und Nunciaturen schon öfters entstunden, ſo erfährt der gereizte Leſer nichts, als notiora haec esse, quam ut recensione aut declaratione indigeant. Jſts nicht sichtbare Partheilichkeit, ſolche Materien gefliſſentlich unter den Schofel stecken zu wollen? Und wie schön stimt damit zuſammen, daß der Herr Verf. S. 555. ſo umſtändlich einen Drukfehler in der Schmidiſchen Geſchichte der Teutſchen rügt? Ueberal herrscht verſtekter eifriger Curialiſmus, und Herr Schmidt iſt bekantlich kein Curialiſte, deswegen iſt aber auch der Bruder Anton viel beliebter bei unſerm Herrn Verfaſſer. Die Inquiſition wird S. 575. noch vertheidigt. Auf der folgenden Seite wird zugegeben, daß Katholiken und Proteſtanten in Teutſchland ſich nicht Ketzer ſchelten ſollen; und gleich pag. 577. heiſt es: Catalogum eorum, qui de haeresi scripsere, passim exhibent historici ad singula Historiae Ecclesiasticae secula. Conferantur nro. e) Bossuet Histoire des Variations des Egliſes Proteſtantes. Bei der Simonie hätten auch

die

die Verordnungen angeführt werden sollen, wodurch man die Simonie bei den römischen Bischofswahlen verhüten wollen. Wir könten Schrit vor Schrit auch in dem XX Cap. De Confoederatione Ecclesiae Germanicae cum aliis Ecclesiis zeigen, wie sehr sich eigene Meinungen des Herrn Verf. als Wahrheit, und öfterer sogar als historische Wahrheit eingeschlichen haben, wie daher manches nur abgerissen erzählt wurde, weil es ganz erzählt die abgezwekte Bemerkung nicht mehr veranlast haben würde. Den Schlus macht ein Capitel de Scriptoribus Ecclesiae Germanicae, worin zu viel und zu wenig steht, je nachdem Zwek desselben angenommen wird.

Es sey unsern Lesern überlassen, die Anlage des ganzen, und die systematisch richtige, oder unrichtige Folge der Capitel zu beurtheilen: die teutsche Kirche solte in diesem Theil noch ganz blos an sich und ohne Rükficht auf ihre Verhältnisse gegen den Staat betrachtet werden, nach dieser Hauptidee solte also alles hingerichtet seyn, diese solte auch die Ordnung mancher Capitel bestimt haben. Wir gestehen bei aller Hochachtung gegen manche Verdienste des Herrn Verf. besonders in Ansehung des Vortrags, daß wir, auch alle bisher bemerkte Fehler abgerechnet, vorzüglich dadurch gegen dieses Werk sehr eingenommen wurden, daß wir nicht die Hälfte dessen benuzt fanden, was selbst in neuern Schriften namentlich in vielen Abhandlungen des Schmidtischen thes. Jur. Eccl. oft mit so vieler Sorgfalt gesammelt ist. Das solte unserm Urtheil nach immer ein gewisser Vortheil auch der ersten Versuche in einem solchen Fach seyn, daß man sich versichert halten dürfte, der Verf. hat durch Excerpirung dieser und jener Werke allen seinen Nachfolgern die Mühe

erspart, diese Werke noch einmal durchzugehen und zu excerpiren. Vollständigkeit sich versprechen zu wollen, wenn die Ausführung einer solchen Idee zum erstenmal gewagt wird, wäre eben so unbillig als unverständig: aber eine solche Art von Vollständigkeit, welche sich blos auf gewisse benüzte Schriften bezieht, dünkt uns weder über die Kräfte auch des ersten Arbeiters noch überhaupt entbehrlich zu seyn. Wie viel algemeiner einem solchen insbesondere gehenden Werk beigemischt werden müsse, darüber wird man zwar nie leicht mit einander übereinstimmen: aber der Herr Verf. ist doch weit auch über die streitige Gränzen hinausgerükt, hat statt Statistik oft nur flüchtig hingeworfene Geschichte erzählt, macht sich gar zu oft mehr mit den alten, längst aus algemeinen Büchern bekanten zu schaffen, als mit Aufsuchung und Zusammenstellung des besondern.

62.

## LIV.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Theodor Agrippa d'Aubigné, Stalmeisters von Heinrich dem vierten, von ihm selbst an seine Kinder geschrieben. Aus dem Französ. übersezt. Tübingen 1780. 8.

Wir haben nicht leicht ein treffenders Bild eines edlen, unerschroknen redlichen Mannes gezeichnet gesehen, als hier in dem Gemälde, welches der gutmüthige d'Aubigne

bigné von ſich ſelbſt macht. Ein Vater, der durch gute und böſe Tage geübt worden iſt, der viel in der Welt gethan und gelitten hat, der dem beſten aller Könige diente, und ihn doch nur zu ſehr als Menſch fand, ſezt ſich nun bei dem Ende ſeiner Laufbahn mit vertraulicher Geſprächigkeit in den Cirkel ſeiner lieben Kinder, erzählt ihnen, wie er jung geweſen und alt worden ſey, wie es ſeines Erachtens in der Welt ausſehe — und möchte dann ſo gern noch, wenn es möglich wäre, alle ſeine geſammelte Kenntniſſe von Erfahrungen den jungen Seelen mittheilen. Wir haben nicht leicht noch ein Buch mit ſo viel pſychologiſcher Erbauung geleſen, als dieſes, nicht leicht noch einen ſo herzhaft geraden Charakter kennen gelernt, als den Freund Heinrichs, der ſo weit über Heinrichen ſelbſt ſteht, als Heinrich über dem gewöhnlichen Menſchenhaufen. Die Ueberſetzung iſt, einige wenige Stellen ausgenommen, getreu und angenehm fließend. Unter die misrathene Stellen rechnen wir folgende Ueberſetzung eines Impromptu, das d'Aubigné auf Heinrichen machte, da ihn dieſer mit ſeinem Portrait beſchenkte.

Ce Prince eſt d'etrange nature
Je ne ſcais, qui Diable l'a fait:
Il recompenſe en peinture
Ceux qui le ſervent en effet.

Dies iſt ein Prinz von wunderlichen Geiſtesgaben,
Ich weis es nicht, mir ſcheint es Teufelei:
Die ihm in Wahrheit Dienſt geleiſtet haben,
Belohnet er in Mahlerei.

62.

## LV.

Joh. Christ. Wilh. de Steck Observationum subsecivarum specimen. Halæ apud Joannem Jacobum Gebauer. 1779. in 8.

Diese Observationen, die historischen, politischen, und rechtlichen Inhalts sind, bestehen in den Bemerkungen, welche der Herr Verf. bei seiner ausgebreiteten Lektüre gemacht hat. Er hat darinnen bald neuere Schriftsteller von Ansehen widerlegt, bald wichtige Wahrheiten aus weitläuftigen Werken und Samlungen ausgehoben, um sie durch diese Schrift in grössern Umlauf zu bringen, und dadurch gemeinnützigen zu machen. Dieses ist nach unserm Vermuthen vorzüglich die Absicht, warum er sie öffentlich bekant gemacht hat. Obgleich die Aufsätze nicht von gleichem Werth sind, sondern einige etwas unerhebliche oder schon bekante Wahrheiten enthalten, so wird man doch auch diese mit Vergnügen lesen, da sie im angenehmen Ton erzählt sind. Hier ist der nähere Inhalt der 54 Kapitel, welche in dieser Samlung befindlich sind.

Cap. I. De femina obside. Auch Frauenzimmer wurden als Geißel angenommen. So nahmen die Römer bei dem Frieden mit dem Porsenna vornehme Jungfrauen zu Geißeln an, und August forderte von den Völkern, welche sich durch Geißeln männlichen Geschlechts wenig verbunden glaubten, Frauenzimmer

zu

zu Geißeln. Wenn dahero Sueton (Oct. XXI.) dieses novum genus obsidum nent, so ist er nicht so zu verstehen, als wenn ihm die Beispiele, da von den Römern Frauenzimmer zu Geißeln angenommen worden sind, unbekant gewesen wären, sondern er hielt diese Art von Geißeln nur für etwas ungewöhnliches und neues, weil sie die Römer wider ihre Gewohnheit abforderten. Auch die alten Deutschen forderten nach ihrer besondern Hochachtung gegen das weibliche Geschlecht zu größerer Verbindlichkeit ihrer Verträge Frauen zu Geißeln. Cap. II. De vasallo obside. Die Vasallen konten sich nach den Sitten des Mittelalters nicht weigern für ihre Lehnsherren Geißeln zu werden, da unter die gewöhnlichen Lehnspflichten auch die gehörte, bei allen Verträgen des Lehnsherrn sich mit verbindlich zu machen, doch gab es auch deswegen besondere Lehen, welche feuda plegii oder fief de plejure genant wurden. Auch Frauenzimmer, welche Vasallen oder Ministerialen waren, konten sich dieser Verbindlichkeit nicht entziehen. Cap. III. De vinetis jussu Principum ac lege succidendis. Domitian (Sueton c. 7. vit. Domit.) befahl, daß in Italien keine Ländereien ausgereutet und zu Weinbergen angelegt werden solten, und daß in den Provinzen alle Weinberge zum wenigsten bis auf die Hälfte ausgehauen werden solten, so daß die Provinzen erst nachhero durch besondere kaiserl. Gnade die Freiheit erhalten musten nach Wohlgefallen Weinberge anzulegen, wie Probus dieses den Galliern und Pannoniern erlaubte. Die natürlichste Ursach dieses Verbots war, daß sich die Unterthanen nicht zu sehr dem Weinbau ergeben, und

dadurch den Ackerbau vernachläßigen möchten, woraus ein Mangel an den nöthigen Früchten entstehen dürfte, überhaupt daß das gehörige Verhältnis zwischen dem Acker- und Weinbau mögte erhalten werden, welches aber leichter durch Prämien und eine freie Ausfuhr des Getraides als durch ein solches Verbot ausgeführt werden kan; daher irt sich Montesquieu (Espr. des loix libr. XXI. c. 15.) wenn er behauptet, Domitian habe den Galliern den Weinbau verbothen, damit fremde Völker durch den süßen Wein nicht mögten angereizt werden, das Land in Besiz zu nehmen. Cap. IV. De tumultibus rusticorum. Zuerst wird eine Stelle des Eutrops (Breviar. histor. Rom. lib. XIX. c. 20) erklärt, und dann gezeigt, daß die wahre Ursach der Baurenkriege nicht die Religion, nicht die Reformation gewesen sei, sondern die Liebe zur Ruhe und Freiheit, die Härte und Strenge der Leibeigenschaft und der Frohnen. Eutrop gedenket in der angeführten Stelle eines Baurenaufruhrs, mit Namen Bagaudarum, der sich zu Diocletians Zeiten in Gallien zugetragen hat. Bagaud ist von Purengard (wir würden lieber Burengard, damit wir dadurch dem Wort Bauer näher kämen) corrumpirt, und heist nichts anders als ein Hause aufrührischer Bauren, von Buren, Bauern, und gard Hausen. Cap. V. De vectigali pro usu soli statuto. Ein superficiarius hat ein dem Eigenthum ähnliches Recht an der superficie. Er hat dingliche Klagen, kan die superficiem verpfänden, vermachen und sonsten über dieselbe disponiren, daher der Grundzins (solarium) nicht als ein Pachtgeld für den Nuzen, den der superficiarius aus dem Grund und Bo-

den

den ziehet, angesehen werden kan, ob gleich in der L. 17. ff. de pignorat. act. das solarium auch merces genant wird. Ist der superficiarius in der Entrichtung desselben nachläßig, so hat der Grundherr zwar vor andern ein vorzügliches Recht, jedoch kan er den superficiarium seines Rechts nicht für verlustig erklären. Ob gleich der Grundzins gewöhnlich in Geld entrichtet wird, so kan es doch auch in andern Prästationen bestehen, nur kan wegen des verringerten Nutzens der superficiei der superficiarius weder eine gänzliche Erlassung desselben noch eine Schadloshaltung fordern, weil der Grundzins in keinem Verhältnis mit dem Nutzen stehet, noch in Rüksicht desselben entrichtet wird. Cap. VI. De imperio, quod tempore finitur. Republicanische Staaten kommen öfters in die Lage, daß einer einzeln Person eine unumschränkte Gewalt auf eine kurze Zeit mus übertragen werden. Beispiele liefert uns die Römische Geschichte an den Diktatoren, welchen wir aber keine solche uneingeschränkte Gewalt, wie Hr. von St. gethan, einräumen würden, da sie keinen Römischen Bürger am Leben strafen, über den öffentlichen Schaz nicht nach Willkühr disponiren, sich in der Stadt Rom ohne ausdrükliche Erlaubnis keines Pferds bedienen konten, ja da sie sogar wegen ihres Verhaltens zur Rechenschaft gezogen werden konten, wenn sie ihre Würde niedergelegt hatten. Mit mehrerem Rechte gehören der Graf von Leicester und der Prinz Wilhelm von Oranien, zur Zeit da sich die vereinigten Niederlande der Herrschaft der Spanier zu widersetzen anfiengen, hieher. Cap. VII. De dictatore perpetuo. Mit diesen Diktatoren bei den Römern

komt in der neuern Geschichte der Cromwell überein, ob er sich gleich den bescheidenen Namen Protector beigelegt hatte. Cap. VIII. De consortibus pacis, ejusdem sponsoribus. Denjenigen, welche den Frieden schließen, und bei demselben als paciscirende Theile concurriren, ist natürlich am meisten daran gelegen, daß der Frieden in seinem ganzen Umfang erfült und keiner von seinen Artikeln gebrochen werde. Dahero übernahmen in neuern Zeiten die Paciscirende Theile die wechselseitige Garantie desselben. Beispiele gibt der Westphälische, Olivische und der Aachnische Frieden an die Hand. Bei dem Westphälischen Friedenscongres verlangten die Schwedischen Gesandten zuerst, daß nicht nur Schweden und Frankreich, sondern auch die deutschen Reichsstände als paciscirende Theile den Frieden garantiren solten. Die Kaiserl. Gesandten gaben es anfänglich zu, in der Folge aber weigerten sie es unter dem Vorwand, daß durch die übernommene Garantie von Schweden und Frankreich diese beiden Mächte Anlas nehmen mögten sich in die deutschen Reichsangelegenheiten zu mengen, durch die Garantie der deutschen Reichsstände aber das Kaiserl. Ansehen geschwächt werden mögte. Endlich musten sie aber auch hierinnen nachgeben. Cap. IX. De religione agriculturæ inimica. Nur der kezerische Manet war unsinnig genug seinen Anhängern den Ackerbau als eine schändliche Sache, zu verbieten. So unschädlich diese thörichte Meinung für den Ackerbau war, weil sie wenig Beifal fand, so nachtheilig waren hingegen für denselben bis auf die neuern Zeiten die vielen und unnöthigen Feiertäge, welche izt erst nach und nach gehörig eingeschränkt wer-

werden. Cap. X. De consulum in emporiis Asiæ Minoris origine. Die meisten Europäischen Nationen, welche nach der Levante handeln, haben in den See- und Handelsstädten vermöge eigener mit den Türken errichteter Verträge ihre Consuls. Der Ursprung derselben schreibt sich von den Kreuzzügen her. Denen Italiänischen Kaufleuten, welche sich damalen in dieser Gegend niederließen, wurde von den dasigen Regenten unter andern auch diese Freiheit zugestanden, daß Männer aus ihrer eigenen Nation in ihren Handlungsstreitigkeiten ihre Richter sein, und sonsten ihre Angelegenheiten besorgen durften. Sie wurden damalen schon Vicecomites und Consules genant. Schon 1170 erlaubte dieses Boamund III. zu Antiochien den Kaufleuten von Pisa, welche sich zu Laodicaea niederließen, und Guido, König von Jerusalem gestattete den Pisanern welche sich zu Tyrus aufhielten im Jahr 1189. wie sich das darüber ausgestelte Diplom ausdrükt: vicecomitatum sive consulatum pro regenda curia. Dergleichen Privilegien wurden nur, da die Türken sich dieses Landes bemächtigten, erneuret oder von neuem bewilliget. Cap. XI. De Epigonis seu militibus castris armisque innatis & innutritis. Alexander der Große erlaubte auf seinen Räuberzügen seinen Soldaten die gefangenen Frauenspersonen, welche ihnen gefielen, zu heirathen. Seine Absicht war, seinen Soldaten durch diese Ehen die Beschwerlichkeiten des Kriegs zu versüßen, und durch die Söhne, welche sie erzeugen würden, seine Armee volzählig zu machen. Denn er glaubte, daß Kinder, welche in dem Lager gebohren und erzogen und von Jugend auf an die Be-

schwerden des Kriegs gewöhnt würden, die besten Soldaten werden müsten. Daher gab er den Soldaten nach der Anzahl ihrer Söhne Belohnungen, sorgte für die Erziehung derselben, lies sie bei zunehmenden Jahren in den Kriegsübungen unterrichten, und wenn ihre Väter in einem Treffen geblieben waren, so lies er ihnen den Sold ihrer Väter fortreichen. Diese Söhne wurden Epigoni genent. Ein ähnliches Institut hatte der noch größere Gustav Adolph. Cap. XII. De defectione. Wenn ein Volk, Stadt, Kolonie ꝛc. sich der Herrschaft eines andern entzieht, so ist der Erfolg, daß sich entweder das Volk eines andern Herrschaft unterwirft, oder sich vor unabhängig erklärt. So kündigten die Katalonier im Jahr 1641 Spanien den Gehorsam auf und unterwarfen sich Ludwig XIII. König von Frankreich. Hingegen entzogen sich die Schweiz und die vereinigten Niederlande der Herrschaft ihrer Souverainen um frei und unabhängig zu sein. Gleiche Absicht haben die vereinigten Nordamericanischen Staaten, denen aber ein schlechter Ausgang geweissaget wird. „Sagaciores & sapientiores facile prævident & augurantur, futurum esse ut colonias a matre patria desciscentes defervescente iracundia & ultionis ardore, & detectis sollicitatorum & ducum consiliis ruptæ fidei & societatis poeniteat, utque vesanæ libertatis aviditati succedat triste commodorum amissorum & pristinæ prosperitatis desiderium.“ Cap. XIII. De Amnestia. Die Athenienser nanten den feierlichen mit einem Eid bestätigten Vertrag, daß sie die während einer bürgerlichen Unruhe begangene Ausschweifungen und Beleidi-

gun-

gungen nicht rächen wollen, αμνεστια. In gleicher Bedeutung braucht Cicero (Orat. in Anton. Phil. I. c. 1.) dieses Wort. Die alten Römer bedienten sich bei ihren Friedensverträgen der Formel pax & amicitia esto, und gedachten nie besonders der Anmestie, weil sie schon stilschweigend im Frieden begriffen ist. Hingegen wurde schon zu den Zeiten der Carolinger der Anmestien ausdrüklich erwähnt, so wie nach dem heutigen Europäischen Völkerrecht selten ein Frieden geschlossen wird, wo die Anmestie nicht stipulirt werden solte. In den Friedenschlüssen des mitlern Zeitalters komt sie selten vor. Cap. XIV. De juribus & officiis populi ac nationis intuitu deficientium & seditiosorum alterius subditorum. Zuerst wird hier der Vertrag, welchen die Krone Frankreich mit den vereinigten Nordamericanischen Staaten geschlossen hat, in extenso in Französischer Sprache geliefert, dann nimt Hr. v. St. hievon Gelegenheit von den Rechten und Pflichten einer dritten Macht, wenn ein Volk von eines andern Herrschaft abfallen wil, zu reden. Ein Volk ꝛc. zum Abfal zu reizen, ist die gröste Beleidigung, die einem Staat zugefüget werden kan, und gibt die gerechteste Ursach zum Krieg. Eben so ist es ungerecht eine Nation, welche sich empört mit Waffen, Zufuhr, Geld ꝛc. zu unterstützen, (ob ihr gleich ein freier Handel um sich Kriegsbedürfnisse für Geld anzuschaffen, erlaubt werden kan) sie für unabhängig anzuerkennen, ehe sie der Staat, dessen Herrschaft sie sich entziehen wil, für unabhängig erklärt hat, oder mit ihr sogar einen Vertrag zu errichten, um ihr die Freiheit zu verschaffen. Der Hr. Verf. der nichts im vor-

lie-

liegenden Fal entscheiden will, führt nur noch einige Beispiele an, wo fremde Mächte die abfallenden öffentlich unterstützet haben. So sind die Königin Elisabeth von Engelland und König Heinrich von Frankreich den vereinigten Niederlanden, da sie sich der Krone Spanien entzogen, öffentlich beigestanden, und durch die thätige Unterstützung der itzigen Russischen Kaiserin ist die Krim vor unabhängig erklärt worden. Cap. XV. De abolitione dictaturæ. Nach der Ermordung des Cæsars gab Antonius ein Senatusconsultum, daß die Diktatur aufgehoben und zur ewigen Schande des Cæsars nicht mehr genant werden solte, da hierauf das Röm. Volk dem Oktavius Augustus die Diktatur inständig antrug, so nahm er sie nicht an, weil der Name dieser Würde verhaßt war. Cap. XVI. De derelictione regni. Es ist ein seltenes Beispiel, daß Könige aus eigener Bewegung, und ohne das äußere Ursachen dazu Anlas geben, ihre Krone niederlegen, leichter hingegen kan es sich zutragen, daß sie ihr Reich aus Muthlosigkeit oder irgend einer andern Ursach verlassen. Dergleichen Handlungen, woraus dieses gefolgert werden kan, sind, wenn sie auswärtige Reisen auf eine lange Zeit anstellen, ohne daß sie wegen der Regierung Verfügung treffen, aus dem Reiche fliehen, ihre Krone und Zepter wegwerfen, oder gar zu den Feinden des Reichs übergehen. So verlies Heinrich von Valois, Herzog von Anjou als König von Pohlen im Jahr 1574 auf die Nachricht von seines Bruders Karls IX. Königs in Frankreich Todt, heimlich Pohlen, und gieng nach Frankreich zurük, und da Heinrich in der von den Pohlen bestimten Frist nicht zurük kam, so wurde er

sei-

ſeines Throns entſezt. Eben ſo entwich Jacob der II. König in Engelland nach Frankreich, nachdem er das große Reichsſiegel in die Themſe geworfen hatte, worauf er von den beiden Parlamentskammern auf eine errichtete Convention wegen ſeiner Flucht ſeiner Krone für verluſtig erklärt wurde. Cap. XVII. De diademate depoſito, poſt abdicationem reſumto. Könige, welche die Regierung niedergelegt haben, ſuchen gemeiniglich aus Ekel gegen das Privatleben die Krone, die ihnen zu läſtig wurde, wieder zu erhalten. Allein ſie müſſen bei Wahlreichen erwarten, ob nach dem Todt deſſen, der an ihre Stelle erwählt worden iſt, die Stimme auf ſie falle, bei Erbreichen hingegen werden ſie auf immer von der Thronfolge ausgeſchloſſen, weil jederzeit der nächſte Erbe des verſtorbenen Regenten ein ausſchließendes Recht auf die Krone hat. Hier iſt eines von den Beiſpielen, welche der Hr. Verf. aus der Geſchichte angeführet hat. Da Victor Amadeus König von Sardinien, der zum Vortheil ſeines Sohnes ſeine Krone niedergelegt hatte, wieder nach der Regierung ſtrebte, ſo lies ihn ſein Sohn auf einen richterlichen Spruch in ein Gefängnis werfen, wo er auch verſtarb. Cap. XVIII. De libera legatione ad l. XIV. (nicht L.) D. de legationib. Senatoren, welche wegen ihrer eigenen Privatgeſchäften in eine Röm. Provinz reiſen wolten, lieſſen ſich öfters vom Senat in Rom den Namen und die Rechte eines Geſandten ertheilen, damit ſie mit größerer Sicherheit und Anſtand reiſen, und ſich in der Provinz aufhalten könten. Dergleichen Geſandſchaft wurde legatio libera genant, weil ſie anfänglich auf eine unbeſtimte Zeit ertheilt wurde,

de, bis sie durch Ciceros Anstiften der sie ganz abgeschaft wissen wolte, auf ein Jahr eingeschränkt wurde. Diesen Zeitraum erweiterte Cæsar wieder auf 5 Jahre, welches wie Cicero meldet, durch das Julianische Gesez geschehen ist. Ernesti und Bach glauben hier, daß kein eigenes Gesez deswegen gegeben worden sei, sondern daß dieses Cæsar blos in einem besondern Kapitel des Julianischen Gesetzes de ordinandis provinciis bestimt habe. Hr. v. St. hingegen vermuthet, daß es durch ein besonderes Kapitel desjenigen Julianischen Gesetzes, wodurch Cæsar die Reisen seiner Landsleute einzuschränken gesucht habe, verordnet worden sei. (Sueton. Cæs. XLII. c. XIX.) Cap. XIX. De statura militari ad l. 3. C. Th de tironibus. Die Röm. Recruten musten 6 Fus oder wenigstens 5 Fus 10 Zol haben. Es wurden daher die Soldaten an einem in die Erde geschlagenen Pfahl ἔγκομμα genant, gemessen. Dieser Ausdruk komt auch in dem angeführten Gesez vor. Cap. XX. De regni herede obside. Da König Franz I. von Frankreich von Kaiser Karl V. bei Pavia gefangen genommen wurde, so muste er unter andern Bedingnissen auch seine zwei ältesten Prinzen und mithin auch den Dauphin an statt seiner Person als Geißeln stellen. Bei dieser Gelegenheit wirft der Hr. Verf. die Frage auf, ob ein Kronprinz, wenn er nach dem Tode seines Vaters die Regierung antreten sol, als Geißel zurükbehalten werden könte, welche Frage er verneinet, weil kein König sondern nur ein Kronprinz zu einem Geißel hingegeben worden sei, nur müsten alsdenn entweder die Friedensbedingnisse sogleich erfült, oder Geißeln von gleichem Werth gegeben wer-

werden. Cap. XXI. De rege captivo regno se abdicante. Wenn ein gefangener König keinen Frieden so gültig schließen kan, daß er auch sein Volk verbindet, so ist es unnöthig, wenn er wegen harter Friedensbedingnisse seine Königliche Würde ablegen wil. Ist aber sein Volk die Friedensbedingnisse zu erfüllen schuldig, so ist es Grosmuth, wenn er eher die Krone niederlegt, als schändliche und seiner Würde unanständige Bedingnisse eingeht. Der Sieger kan sich hierüber nicht beklagen, weil er sein Glük gemisbraucht hat. So machte es König Franz I. als ihm Kaiser Karl zu harte Friedensbedingnisse vorschrieb. Er renuncirte auf seine Krone und schikte deswegen eine feierliche Renunciationsakte nach Frankreich. Hierdurch wurde doch Kaiser Karl bewogen, daß er einigermaßen nachgab. Cap. XXII. De obsidibus pro singulari pacis conditione datis. Daß wegen einzelner Friedensbedingnisse Geißeln gegeben werden ist etwas selten; jedoch findet man in der neuern Geschichte ein Beispiel im Aachner Frieden, da der König von Grosbrittannien wegen der Zurükgabe einiger Provinzen in Amerika Geißeln zu stellen versprach. Cap. XXIII. De tuitione ecclesiæ Rigensis Ducibus olim Pomeraniæ & Megapolitano demandata. Von der alten Verbindung Liflands mit Deutschland zeugt auch der Schuz, den die deutschen Kaiser den Herzogen von Pommern und Meklenburg über die Liefländischen Kirchen auftrugen. Beispiele von Kais. Karl IV. hat uns Matth. Dogiel. Cod. diplom. regni Polon. T. V. Livon. n. LV. p. 75. seq. aufbehalten. Cap. XXIV. De feudis Livoniæ. Die Liefländischen Lehne wurden nach den

deut-

deutschen Lehnrecht beurtheilt. Cap. XXV. De Inaugurationibus Præsulum Rigensium beneficiariis. Sie wurden von den deutschen Kaisern förmlich belehnt, und musten durch Anwälde den Lehnseid schwören. Cap. XXVI. De constitutione Præsulis Rigensis. Er wurde von dem Kapitel erwählt, und da ihm die Wahl durch den Orden der Schwerdtträger streitig gemacht wurde, so entschied der Pabst den Streit zum Besten des Kapitels nach den deutschen Concordaten. Cap. XXVII. De Guielmo Marchione Brandenburgico Rigensi Præsule quædam. Hr. v. St. handelt hierinnen kürzlich von den Streitigkeiten, die zwischen ihm und dem deutschen Orden obwalteten. Cap. XXVIII. De antiquo nexu Moldaviæ & Valachiæ cum regno Poloniæ. Die Moldau und Wallachei stunden ehedem mit Pohlen in einem Lehnsnexu, allein man darf darunter nicht die gewöhnliche Lehensverbindlichkeit suchen. Cap. XXIX. De lingua Anglicana iterum in fora & aulam reducta. Das erste öffentliche Instrument in englischer Sprache wurde im Jahr 1380. unter der Regierung Eduards III. ausgefertiget. Cap. XXX. De concessione Pontificis Maximi regi Britanniæ facta, occupandi Hiberniam. Der Pabst Hadrian IV. ertheilte im Jahr 1154 dem König Heinrich II. von Engelland die Erlaubnis Irland zu erobern, wenn dem heil. Peter von jedem Haus in Irland jährlich ein Denarius entrichtet würde, welches der König auch versprach. Cap. XXXI. De nexu Scotiæ beneficiario cum Angliæ regno. Enthält eine kurze Geschichte von der ehemaligen Lehensverbindlichkeit Schottlands mit Engelland, die sich mit Eduard III.

König

König von Engelland endigte. Cap. XXXII. De titulo potentissimi regi Poloniæ ab Imperatore tributo. Kaiser Leopold machte sich gegen den König Joh. Casimir von Pohlen zuerst verbindlich, ihm den bisher von den deutschen Kaisern verweigerten Titel potentissimus zu geben, wie die von dem König deswegen im J. 1659 an seine Kanzlei ertheilte Nachricht beweiset. Den Vertrag selbsten konte Hr. v. St. nicht auffinden, da auch in dem Vertrag, den Kais. Leopold und König Casimir im J. 1657 errichteten, nichts davon erwähnt wird. Cap. XXXIII. De arrogatione Ludovici Bohemiæ Regis facta a Maximiliano I. Imperatore. Auf der feierlichen Zusammenkunft Maximilians I. Uladislai I. Königs von Ungarn, Ludwigs I. Königs von Böhmen zu Wien im J. 1515 wurde der leztere, der sich mit K. Morens Enkelin vermählte, vom Kaiser an Kindesstatt angenommen, allein mit der ausdrüklichen Bedingnis, daß diese Annahme den beiden Enkeln des Kaisers wegen ihrer künftigen Erbfolge in die Erzherzoglichen Lande, im geringsten nicht nachtheilig sein solte. Der Kaiser ernante nur Ludwigen nach eben diesem Diplom zum Reichsverweser und versprach ihm, sich bei den Churfürsten nachdrüklich zu verwenden, daß er zum Röm. König erwählt würde. Ein Versprechen, welches bei dem Kaiser etwas verdächtig sein muste, da er eben dieses Heinrich VIII. König von Engelland versprach. Cap. XXXIV. De plumbeis Imperatorum bullis. Nicht alle kaiserl. Bullen von Blei sind falsch. Cap. XXXV. De restaurato Archicancellariatu Burgundiæ regni. Nach Diplomen von Friedrich I. Heinrich I.

Friedrich II. war der Erzbischof von Vienne Erzkanzler von Arelat. Allein dieses Erzkanzleramt kam nicht erst zu Friedrichs I. Zeiten auf, sondern es wurde nur, wie es scheint, aufs neue bestätiget, bis es unter Rudolph I. an den Erzbischof von Trier kam. Cap. XXXVI. De rationario imperii. Kais. August verfertigte sich Tabellen, worinnen er zu seinem Privatgebrauch statistische Bemerkungen über sein weitläuftiges Reich aufzeichnete. Diese Tabellen nent Sueton imperii rationarium oder breviarium. Cap. XXXVII. De augurio & vaticinio politico. Hier ist nicht von politischen Kannengießern die Rede, sondern von erfahrnen Staatsmännern, welche aus einer gründlichen Kentnis der Staatsbegebenheiten ihre Conjunkturen ꝛc. auf bevorstehende Revolutionen schließen. So hat der Verf. De l' histoire philosophique & politique des etablissements des Europeens dans les deux Indes die große Staatsveränderung in Schweden geweissaget. Cap. XXXVIII. De vitiis & virtutibus nationum ad Ulpian. l. 31. §. 21. de ædilit. edicto. Ulpian verordnet in diesem Gesez, daß ein Sclavenhändler bei einem jeden Sclaven seine Nation anzeigen solle. Hr. v. St. sucht diese Verordnung zu rechtfertigen, weil man von dem Charakter, den man der ganzen Nation beilegt, auf den individuellen Charakter des Sclaven zu schließen pflege, und führt Beispiele aus der Geschichte an, wo man ganzen Völkerschaften gleich einzelnen Personen bald einen guten bald einen schlimmen Nationalcharakter beigelegt habe. Cap. XXXIX. De tacitis induciis. Wenn sich die Feinde auf eine gewisse Zeit der Feindseligkeiten ent-

enthalten, ohne deswegen eine Convention zu schließen, so nent dieses Justin und Livius tacitas inducias. Allein diese können nicht die Rechte eines förmlichen Waffenstilstandes haben, da die Zeit, wann sie aufhören sollen, nicht bestimt ist. Cap. XL. De lege Atilia. Nach der Verordnung des griechischen Gesezgebers Solons durften die nächsten Anverwandten des Pupillen die Vormundschaft desselben nicht übernehmen, weil er glaubte, sie mögten aus Gewinsucht sein Vermögen an sich ziehen, und nach seinem Leben stellen. Ganz anders dachten die Römer, welche die Vormundschaft lange als eine Privatsache betrachteten, und sie blos der wilkührlichen Verordnung des Vaters, oder der nächsten Anverwandten überließen, bis das Atilische Gesez gegeben wurde. Ganz gewis wurde dieses Gesez von dem L. Atilius Regulus der A. U. C. 443. trib. pleb. war (Liv. IX. 30.) gegeben, nur die Zeit, wann es gegeben worden, kan nicht genau bestimt werden, indessen ist doch gewis, daß es vor dem Jahr 566 geschehen ist, weil in diesem Jahr schon die Hispala Fecennia eine Freigelassene nach dem Tode ihres Patrons von den Tribunen und dem Prätor einen Vormund begehrte. (Liv. 39. c. 9.) Cap. XLI. De lege Porcia seu de exilio spontaneo. Nach der lege Porcia konte ein Röm. Bürger, der zum Tode verurtheilt war, sich durch ein freiwilliges Exilium der Todesstrafe entziehen. Dieses Gesez ist vermuthlich von dem M. Porcio Læca gegeben worden, nur ist die Zeit, wann es gegeben worden, ganz unbekant. Hierdurch ist die Freiheit der Bürger erweitert worden, da sie durch ein freiwilliges Exilium allen härtern und em-

pfindlichern Strafen entgehen konten. Cap. XLII. De servis non ordinandis. Hier werden c. 1. 2. 4. 6. X. de servis non ordinand. aus den Novellen, den ältern Concilien und den Fränkischen Capitularen erläutert. Cap. XLIII. Quid sit ἀίρεσις in græcis libris juris civilis? Dieses Wort zeigt blos eine Bedingnis an, und so mus es auch in der l. 6. §. 2. D. de exculat. erklärt werden. Es kan dahero nicht mit Anton Augustin (ad Modest. de exculat. Libr. II. in thes. Otton. T. IV. p. 1561.) und andern durch divisiones civitatum übersezt werden, sondern es mus conditiones heißen. Cap. XLIV. De arbitris ab Imperatore sumtis. Kais. Ruprecht und Bernhard Markgraf von Baden erwählten wegen ihrer Streitigkeiten 1407 den Erzbischof Friedrich von Cöln zum Schiedsrichter. Cap. XLV. De dignitate Marchionis personali cum allodiis gentilitiis communicata. Herrmann I. der zweite Sohn Bertholds Herzogs von Kärnthen und Markgrafen von Verona aus dem Hause Zähringen führte den Titel eines Markgrafen, weil sein ältester Bruder den Titel eines Herzogs hatte, ehe noch die bekante Judith sich mit Herrmann I. vermählte, und ihm die Baadnischen Lande zum Heirathguth zubrachte. Dieses bewog ihn seinen bisher persönlich geführten Titel diesen Ländern beizulegen. Es ist dahero falsch, wenn einige behaupten, daß diese Länder durch die Kaiser zu einem Markgrafthum erhoben worden wären. Cap. XLVI. De jure municipii ab Imperatoribus olim impetrando. Diese Nummer liefert zu dieser bekanten Sache Beispiele von Rudolph I. und Heinrich V. zu einer Sache, wozu noch unzählige

Bei-

Beispiele gesamlet werden können. Cap. XLVII. De Archiepiscopo Moguntino primo post Pontificem Maximum ecclesiæ catholicæ præsule. Der Erzbischof von Maynz ist der vornehmste Bischof in der Römischen Kirche. Diese Ehre legte ihm schon Pabst Benedikt VIII. in einem Brief an ihm vom Jahr 975 bei. Eben so schrieb Innocentius III. an ihn: Frequenter tibi proposuimus viva voce, non esse, qui post Romanum Pontificem vel in ecclesia Romana, vel in Imperio Romano tantum locum obtineat, quantum obtines in utroque. Cap. XLVIII. De minori ætate Regum Francorum, eorumque tutoribus. In dem Theilungstraktat Ludwig des frommen vom J. 877. C. XVI. ist verordnet, daß nach Ludwigs Tode der ältere Bruder über seinen jüngern so lange die Vormundschaft führen solle, bis er nach dem Ripuarischen Gesetze voljährig würde. Das Jahr der Voljährigkeit ist nicht darinnen bestimt, sondern im tit. LXXXI. blos verordnet, daß Niemand vor seinem 15ten Jahr vor Gericht solte erscheinen können. Der Graf von Buat (origines ou l'ancien Gouvernement de la France tit. 3. L. 8. Ch. 2. §. 2. p. 8.) will aus dem Capitul III. a. 819. C. V. folgern, daß man im 25sten Jahr voljährig geworden sei, allein dieses angeführte Kapitel verordnet blos, daß man alle Streitigkeiten über die liegenden Güther eines minderjährigen bis in sein 12te Jahr verschieben solle. Cap. XLIX. De principe Imperii beneficiis non nisi sententia principum privando. Zu dem Saz, daß die Reichsstände schon vor Einführung des Longobardischen Lehenrechts nur durch ein judicium parium

der Lehne für verluſtig erklärt werden konten, ſind hier ein ge Beiſpiele geſamlet. Cap. L. De alienatione feudi imperii ſine conſenſu Imperatoris invalida ſed i n felonix crimen non incidente. Die Veräußerung der Lehen ohne Kaiſerl. Conſen s iſt zwar ungültig aber keine Felonie. So erklärte z. E. K. Sigismund im Jahr 1433 die Veräußerung Ottos und Friedrichs, Herzogen von Braunſchweig, auf Anrufen ihrer Agnaten für ungültig. Cap. LI. De diviſione feudi ſine indultu domini valida. Die Theilungen r Lehne ohne Kaiſerl. Conſens waren jederzeit gültig. Die Kaiſer ſ chten ſie nie einzuſchränken oder zu verbiethen, da ſie äufige Theilung n für ihr Anſehen zutr glich fanden. Dieſes beweiſt Hr. v. St. durch ein Beiſpiel aus der B yriſchen Geſchichte. Cap. LII. De feudorum refutatione in commoda uxoris. Hr. v. St. hat hier einige Beiſpiele geſamlet, wo Vaſall n ihre Lehne ihrem Lehnsherrn mit der Bedingnis auf agten, daß ſie ihren Frauen auf den Fal, wenn ſie Wi wen werden ſolten, als ein Wittum verliehen werden mögten, doch ſo, daß dadurch nach dem Tode der Witwe die Lehnsfolge der Agnaten nicht gekränkt würde. Cap. LIII. De jurisdictione per errorem prorogata. Unter die Geſetze von der Prorogation, welche aus Irthum geſchiehet, gehört die l. 15. D. de jurisdict. Vaer r Euſeb (Libr. I. Obſ. 32.) will in dieſem Geſez an ſtat prætorem entweder præſidem, oder, welches ihm noch beſſer gefält, præſentem leſen. Dieſe Verbeſſerung iſt unnöthig, da nicht nur die Worte prætor und præſes promiſcue gebraucht, ſondern auch dieſes Geſez aus der l. 8. D. de rebus cor. quæ

sub

sub tutela &c. erklärt werden mus. Beide Gesetze sind nach der Ueberschrift aus Ulpians Büchern pro tribunalium oder de omnibus tribunalibus genommen. Nimt man nun an, (eine Vorousetzung die uns sehr scheinbar vorkomt,) daß in der l. 5 §. 12. de rebus eorum &c. eben die Frage entschieden wird, wovon in der l. 8. eod. die Rede ist, so mag der Fal, welchen Ulpian in der l. 15. de jurisd. entscheidet, folgender sein: Ein Minderjähriger hatte sowol in der Stadt als in der Provinz liegende Güther. Er bekam einen Vormund vom Prätor, die Vormundschaft wurde also in Rom geführt. Wegen einer Schuld muste ein Grundstük verkauft werden. Die Anverwandten, die vom Vormund zu Rath gezogen wurden, ob es rathsamer sei einen fundum urbanum, oder provincialem zu verkaufen; waren hierüber streitig und wandten sich an den Præses provinciæ um den Streit zu schlichten; allein da die Vormundschaft zu Rom geführt wurde, so war blos der Prætor der competente Richter, und mithin war die Prorogation der Partheien aus Irthum geschehen. Cap. LIV. Quod quisque juris in alterum statuerit, ut ipse eodem jure utatur. Unter dieser Nummer erklärt der Hr. Verf. dieses Edikt historisch und juristisch.

Aus dieser weitläuftigen Anzeige, ob wir uns gleich so viel möglich der Kürze befleißiget haben, werden nun unsere Leser sehen, daß jeder Gelehrte von Geschmak, Nahrung und Unterhaltung für seinen Geist in dieser Samlung des Hrn. v. St. der schon durch seine Schriften auf einer rühmlichen Seite bekant ist, finden werde. 57.

## LVI.

D. Joan. Ern. Hebenſtreit, Therap. nuper P. P. O. Lipſ. — Palaeologia therapiae, qua veterum de morbis curandis placita potiora, recentiorum ſententiis aequantur: accedit eiusdem ordo morborum cauſalis; nunc primum iuncta edidit, praefationem, vitam auctoris, notulas qualescunque indicemque rerum adiecit D. Chriſt. Godofr. Gruner, Med. P. P. O. Jenenſ. — Halae 1779. 8vo. p. 840.

Hr. Hofr. Gruner, der als einer der erſten, mediciſchen Alterthumskenner unter uns, ſchon ſo große unmittelbare Verdienſte um die Litterargeſchichte der Arzneigelahrtheit hat, hat dieſelben anjezt wiederum auf eine mittelbare Art vermehrt, da er uns ein Werk aufbewahrt und algemein bekanter gemacht hat, deſſen inrer Werth von jedem, der ein richtiges Urtheil in dieſem Fache zu fällen im Stande iſt, ſehr hochgeſchäzt wird. Es beſteht daſſelbe eigentlich aus einer Reihe vormals vom ſel. H. einzeln herausgegebenen kleinen academiſchen Schriften, die Hr. G. durch den Geiſt des Jahrhunderts veranlaſt, dem einreißenden Geſchmacke zugleich entgegen zu ſezen, die Abſicht gehabt haben mag. Man findet jezt nemlich wenig eifrige Verehrer der Väter unſerer Wiſſenſchaft: noch wenige leſen, die allerwenigſten verſtehen ſie in der Grundſprache. Juſt dieſe lezten ſind die eifrigſten,

ſie

ſie zu verachten, um dadurch ihre Unwiſſenheit zu verhüllen: und die Heftigkeit ihrer Schmähungen ſcheint in umgekehrtem Verhältniſſe mit ihrer Sprachkunde zu ſtehen. Dagegen wird alles, was neu iſt, gelobt und geſchäzt, und jede einzelne neue Beobachtung ängſtlich aufgejagt; unbekümmert, ob ſie anderer ſchon bewährten Erfahrungen widerſpreche, ob ſie dem Kranken helfe oder nicht; wenn nur das Neue recht bald nachgeahmt iſt. Zu der gemeinen Beobachtung der Folge von Zufällen, die zu der Kunſt, vorherzuſagen erforderlich iſt, (und durch welche ſich die Alten, gleich den Aſtronomen, in ſo groſſes Anſehn ſezten) dazu, ſage ich, ſind wir zu flüchtig; ſogar zu einem reinen Blik auf die Krankheit ſelbſt: ſie mag ablaufen, wie ſie will; wir formen ſie nach unſerm Syſtem. So dachten die Alten nicht: ihre Kunſt beruhte ganz auf ihrem unbefangenem Beobachtungsgeiſte: und die Folgen davon, ihre lebenden Schilderungen der Krankheiten, ſind ſo beſchaffen, daß wenige der neueren den Vergleich mit jenen auszuhalten vermögend ſind. Und doch ſolten wir ſie billig übertreffen: denn was würden ſie, mit den Kentniſſen, (die wir jezt vor ihnen vorausbeſizen) nicht geworden ſeyn? Wir ſind daher denjenigen immer vorzüglichen Dank ſchuldig, die uns auf das zurükführen, was wir noch von den Alten unentbehrlich zu lernen haben: und H. beſas die dazu erforderliche genaue Kentnis ihrer Schriften. Er konte daher auch am beſten ihre Lehren und Beobachtungen in ein Syſtem bringen, und mit den neuern Kentniſſen vergleichen, (die man ſehr oft mit jenen ſehr genau übereinſtimmend, nicht ohne Vergnügen antreffen wird.) Alles, was er anführt, erweiſt er durch die eigenen angeführten

Worte der Schriftsteller selbst. Um diesen Belegen desto größere Beweiskraft zu verschaffen, hat Hr. Gruner (der wegen seiner so genauen Bekantschaft und Belesenheit in den alten Griechen für so vielen ganz vorzüglich hierzu im Stande war,) sich die große, undankbare Mühe genommen, die von H. nur algemein angeführten Schriftsteller nachzuschlagen, und das Buch, Capitel und die Seitenzahl genau anzugeben. Wir finden auch einige eigene erläuternde und berichtigende Noten von Hrn. G. hin und wieder, die uns nach mehrern zwar lüstern machen; wir können aber doch nicht anders, als die Bescheidenheit und die Gründe des Hrn. G. loben, die ihm, nach der Vorrede, bewogen, die mehreren, leicht zumachenden Noten zu unterdrücken, um dem ehrenvollen Andenken des sel. H. nicht zu nahe zu treten; eine Erklärung, die (wie die ganze, sehr gut geschriebene Vorrede des Hrn. G.) sehr wohl verdiente, von der rüstigen Zahl flüchtiger, über alles kek hinfahrender, Recensenten sorgfältig erwogen zu werden.

Von dem ganzen Werke erscheint erst ein Ehrendenkmahl des sel. H. von Ernesti, und dann ein anders von einem unbekanten, aber wie man ersieht, sehr einsichtsvollem Arzte. Beide haben ihre Vorzüge; dabei aber jede ihr eigenes; so daß sie beide verdienen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden; das Ende derselben ist das Verzeichnis von H. Schriften. Alsdenn kommen die 35 Specimina selbst, deren Aufschrift wir zur Uebersicht des Ganzen auszeichnen wollen, 1) Von den Pflichten des praktischen Arztes; 2) von den Pflichten bei gerichtlichen Vorfällen; 3-6) von der der Verhütung der Krankheiten der ersten und entfernten Wege durch gehörige

hörige Lebensordnung; 7. 8) von dem Periodischen in Krankheiten, besonders in Fiebern; 9) von der Lebenskraft in Hebung der Krankheiten; 10) von den critischen Bewegungen überhaupt; 11) von den critischen Zufällen und Zeichen; 12) von der in den besondern Perioden der Krankheit verschiedenen Bewegung des Herzens und der Arterien; 13) der critische Durchfal; 14) der critische Harnabgang; 15) der critische Schweis; 16) der critische Auswurf; 17) der critische Blutflus; 18) die critischen Krankheiten; 19-25) von den verschiedenen Gattungen der Anzeigen; 26) von der Erkennung der Arzneikräfte; 27) von den Hülfsmitteln aus der Diätetik; 28) von den Arzneien zur Reinigung der ersten Wege; 29) von den Mitteln, welche die entfernten Wege reinigen; 30) die krampflindernden, und 31) die den Körper verändernden Mittel; 32) von den Hülfsmitteln aus der Wundarznei, und zwar 33) in Absicht auf die weichern Theile, und 34) der Knochen: endlich 35) von der Wundarzneikunst, welche Theile wegnimt, oder wieder in Ordnung bringt. Die Art, wie H. diese Gegenstände behandelt, ist durchaus seiner, als eines philosophischen sehr scharfsinnigen, mit großen Kentnissen versehenen Mannes, und seines erlangten Ruhms würdig: der denkende Arzt wird diese Abhandlungen nicht ohne großen Nutzen durchstudieren.

Die darauf folgenden sieben Specimina sind H. ordo morborum caussalis. Der wahre denkende Arzt unterscheidet sich durch ein solches System von dem, handwerksmäßig verfahrenden Empiriker eben durch ein solches System, das mehr oder weniger, nach seinen Fähigkeiten, verschieden ist. Diese Nothwendigkeit hat in

den

den neueren Zeiten mehrere Aerzte veranlaßt, an einem solchen System zu arbeiten. H. giebt mit dem, ihm eigenen Scharfsin, hier eine Anleitung, wie man den ersten Begrif der nächsten Ursach eines Krankheitsgeschlechts sich entwickeln könne, welches alle die Arten fassen müsse, die von gleichen Ursachen entstehen, und folglich also nach einerlei algemeinen Anzeigen geheilt werden müssen. Auch zeigt er, wie man bei vermischten Krankheiten auf ähnliche Art verfahren könne. Seine Grundsätze erläutert er durch die Anwendung auf einige Krankheiten der festen und flüssigen Theile, und giebt dadurch die Art an, wie man die Gränzen jeder Gattung genau bestimmen müsse.

Dies ist der Inhalt dieses wichtigen Werks, dessen ausgebreitetere Benutzung wir Hrn. G. ganz vorzüglich zu verdanken haben: er hat dieselbe gleichfals dadurch noch sehr erleichtert, daß er ein sehr brauchbares, sorgfältig abgefastes Register hinzugefügt hat.

2 f 7.

## LVII.

**Index Linnaeanus in Leonh. Plukenetii M. D. opera botanica — auctore Paulo Dieterico Gieseke M. D Phys. & Poet. Prof. in Gymnasio Hamburgensi. Index Linnaeanus in Joannis Jacobi Dillenii Historiam muscorum ob similem usum additus est auctore eodem. In tenui labor! Hamburgi 1779. 4.**

Wie

Wie viel noch bei den ſynonymiſchen Benennungen der Pflanzen in deren Citationen zu erinnern iſt, weis der Kräuterkenner, wenn er täglich auf Zweifel ſtößt. Es iſt daher eine jede Berichtigung in dieſem Fache Verdienſt, und in der That eine mühſame Arbeit in der Ausführung. Der Herausgeb. dieſes Indicis hatte das Regiſter über Dillenii Hiſt. muſc. zu Göttingen nach Anweiſung der Linneiſchen Arbeit in *Rumphii* Herbarium Amboinenſe gemacht, und nach den Nutzen, den er daraus bei dem Gebrauche erhielt, unternahm er eine gleiche Bearbeitung von Plukenets Werken. Alle dieſe Berichtigungen zeigte er dem Ritter und Archiater von Linne, der ſie billigte, und das Mſpt. hin und wieder verbeſſerte, und ſo hat ſie der Herausgeb. uns nicht weiter vorenthalten wollen, ſondern ſie lieber auf eigene Koſten abdrucken laſſen. Den Entſchlus vollführte der Vorfal, da er ein Exemplar vom Plukenet käuflich an ſich brachte, bei dem der Verfaſſer ſelbſt mit eigener Hand beträchtliche Zuſätze niedergeſchrieben hatte. Wir loben das Unternehmen, wenn gleich noch eine Menge Pflanzen zweifelhaft angegeben werden müſſen. Vielleicht, daß der Herausgeb. ſelbſt noch dazu Materialien liefert, die wir nach dieſer Arbeit von ihm am beſten uns verſprechen können, und iſt die Nachricht gegründet, daß derſelbe ſchon einen Bogen ſtarken Anhang von addend. und emendand. zu dieſen indicibus abdrucken läſſet, ſo ſehen wir dieſe Erwartung erfüllet. Der Vorbericht ſagt etwas von Plukenets eben nicht bekanten Lebensumſtänden, und der Index in Dillenii Hiſt. muſc. verbindet mit den Citationen aus Linné Werken auch die nöthigen

nöthigen aus andern zur Cryptogamie gehörigen Schriften, dergleichen *Weis* Plantae cryptogamicae Florae Gottingenſis, und *Weber* Spicilegium Florae Gottingenſis ſind. Bei allen dem bleibt dem Forſcher noch genug Nachleſe übrig.

75.

## LVIII.

Thomas Thompſons, der Arzneiw. Doktors und Leibmedikus Sr. Königl. Hoheit des verſtorbenen Prinzen Friedrich von Wallis, medicinische Rathpflege über mannichfaltige Krankheiten; aus deſſen Briefen. Aus dem Engliſchen überſezt und mit einigen Anmerkungen begleitet, von Henrich Matthias Marcard, der Arzneiw. Doktors, königl. Grosbrit. Hofmedikus zu Hannover, Mitglied der königl. Däniſchen Geſelſchaft der Aerzte zu Copenhagen. Leipzig 1779. 17½ Bogen. gr. 8.

Ein ſo gutes Buch, wie dieſes iſt, und das ſchon im Jahre 1773 unter dem Titel: Medical conſultations on various deſeaſes in England erſchien, verdiente in der That deutſchen Aerzten bekant gemacht zu werden. Wir müſſen alſo dem Ueberſetz. dafür danken, und noch mehr für die von ihm hinzugefügten Anmer-

merkungen, die manchen Fal besser erläutern und denselben mehr aus einander setzen, bisweilen auch freimüthig eine abweichende Erklärung geben. Billig solten alle Uebersetzungen dieser Art Schriften auf diese Weise eingerichtet seyn, dann müssen aber Uebersetzungsfabrikanten sich nicht an das Fach der Arzneiwissenschaft wagen. Im Ganzen haben wir dergleichen nicht wie bei englischen Romanen, Predigten u. s. w. zu befürchten, da nur einem Kenner der Wissenschaft die Ausdrücke darin begreiflich seyn können, wie dieses der Fal bei Schriften der Aerzte ist; allein da man Wahrheiten nicht genug und zu oft wiederholen kan, so vermag Recens. diesen Gedanken nicht gänzlich zu unterdrücken. Thompsons Curmethode ist einfach, eine nothwendige Erfordernis, wenn sie zur Folge nuzbar seyn sol, und das Buch selbst enthält 73 verschiedene Fälle, von denen wir die merkwürdigsten zum Anschauen darlegen wollen. 1) Von einem Brechen. Nächst den Aachener- und Bath-Wassern beweisen sich in den Krankheiten, die von Schwäche des Magens herrühren, keine Arzneien kräftiger, als die Fieberrinde und der Stahl. 2) Von einem beschwerlichen Schlingen, welches durch eine Geschwulst im untern Theile der Speiseröhre verursacht wurde. Es wird dabei Calomel angerathen, wenn der Kranke nicht von der langen Dauer der Krankheit schon zu sehr abgezehret ist. Ein Umstand, der für manchen Arzt leider zu oft eintrit, da der Kranke, so sehr häufig die Krankheit eines beschwerlichen Schlingens auch nicht vorkomt, sie mehrentheils anfänglich leicht zu überwinden hält, und von manchem Wundarzt darin bestärkt wird. Auch ein solcher Umstand traf bei diesem Falle ein, der Kranke

starb

starb sechs Wochen nachher, und nach der Oefnung der Leiche fand sich unten in der Speiseröhre ein Geschwulst eines speckigten Wesens, der zwei Drittheile derselben ausfülte. Wie schwer eine solche Krankheit zu beurtheilen ist, zeigt die Erfahrung. 3) Von einem Sausen der Ohren, dagegen T. blos Bewegung in Vorschlag bringt. 6) Von einem unwilkührlichen Abgange des Harns, der nicht von Erschlaffung des Schliesmuskels der Blase hergeleitet wird, sondern von Lähmung selbst. Der Erfolg zeigte das gegründete Urtheil des Verf. und die Anmerkung zeigt, daß der Vorschlag, von einem durch Kunst gemachten Reiz an solchen Theilen gute Wirkung zu erwarten, mit Dr. Dikson Verfahren übereinkomt, der in den Medical Observations empfiehlt, daß man bei unwilkührlichen Harnen Blasenpflaster auf die Gegend des Heiligenbeins legen sol. 9) Von verstopfter monatlicher Reinigung. Dagegen dienet Aderlassen nach Rivire Weise, anfangs einige Unzen vom Arme, und die übrigen nachher vom Fuße zu nehmen, erweichende Abführungen und die Russche Pillenmaße, zu der man einige Gran Calomel setzen kan. Mead's Tinktur von schwarzer Nieswurz hält er für kräftiger, um die zu lange ausbleibende Reinigung junger Mädchen, als in spätern Zeiten die verhaltene Reinigung wieder herzustellen. Sie findet sich im Dispensatorio pharmac. Brunsuic. unter Tinctura martis helleborata aufgeführet, so wie auch daselbst anstatt den verworfenen Russchen Pillen bessere Pilulae deobstruentes stehen. 12) Vom Zuheilen einer Fontanel. (Alte Fontanellen zuheilen zu lassen, bleibt höchst gefährlich, wogegen dennoch gesündigt wird, so wie auch hier dage-

gen

gen gesündigt wurde. Dies past eben so gut auf alte Schäden an Füßen.) 17) Vom Stikhusten. Die gute Heilung geschiehet durch Brechmittel und Abführungen, nachher die Fieberrinde und bittere Arzneien. (Nach den Erfahrungen des Recens. thut doch der Gebrauch der Alae foetidae hier zu Verminderuug der convulsivischen Erschütterungen bei Kindern vortrefliche Dienste, und bleibt daher ein vorzügliches Mittel.) 23) Von einer Lähmung des linken Arms von zurük getretenen Ausschlage, der nach Endigung eines Fiebers sich zeigte. Durch Blasenpflaster geschahe die Heilung. 31) Von einem hartnäckigen Wechselfieber durch gute Diät und aus London erhaltene Fieberrinde gehoben. Der Uebers. macht dabei die fügliche Anmerkung, daß man bei der Auswahl einer guten Rinde nicht zu ekel seyn könne, da die allerschlechteste zwar eben so gut wahre Fieberrinde bleibt, aber eine dicke Borke, sehr zusammenziehend und dunkel von Farbe ist, und von sehr alten Bäumen genommen zu seyn scheint, hingegen die beste bekantlich eine dünne Rinde von einem etwa zehnjährigen Baume seyn mus. In London auf der Apothecary's Hall bekomt man vielleicht die beste China, die in der Welt ist. Die beim 36sten Falle geschehene Beurtheilung über Werlhofs oft zu sehr empfohlnen Gebrauch dieser Rinde scheint dem Recens. nicht ungegründet zu seyn, und sie ist belehrend für den jüngern Arzt, der oft auf Autorität bauet. 39) Von doppelten Gliedern, mit des Uebers. vortreflicher Anmerkung, daß kalte Bäder am besten zur Stärkung dienen, wenn man darin wie der Engländer im Seewasser nur frisch und geschwind untertauchet, und nicht Stundenlang darin verbleibet. Der Engländer würde unsere

kalten Bäder seltsam nennen. 43) Von einem aussätzigen Ausschlage. Der ausgepreste Saft des Erdrauchs (Fumariae) täglich zweimal zu drei bis vier Eslöffel vol befreiete den Kranken davon, dabei wurden gelinde Abführungen und warme Bäder genommen. (Nach Lettsom neueren Räthen hat Recens. bei einem solchen Falle, bei welchem Merkurialmittel und andere Arzneien nichts hatten fruchten wollen, mit dem erwünschtesten Erfolge das Dekokt frischer Ulmenrinde angewendet.) 54) Von einem Asthma nervenhafter Art, bei welchem niemals der geringste Nutzen von Mitteln zu erwarten stehet, die blos den Schleim zertheilen und aus der Lunge wegnehmen. Beruhigende und Nervenmittel sind dabei zuträglicher, und es wurden stinkender Asand, Opium und Stahlwasser mit dem Gebrauche der Fieberrinde dagen angerathen. 56) Von einem nicht venerischen Saamenflusse, der von einer Erschlaffung der Saamengefäße herrührte. Enthaltung des Beischlafs und aller wollüstigen Gedanken und stärkende Mittel, wie die Fieberrinde, kalte Bäder werden dagegen gerühmt. Die lezteren räth der Uebers. nach der in England gebräuchlichen Methode in topischen Applikationen um die Geburtstheile an. 57) Von einer Brustwassersucht durch die Parancentheſis gehoben. 58) Von einem Scirrhus in der Mutter. Die Unterscheidungs Kenzeichen desselben von Schwangerschaften werden in der Beschreibung des Falles genau aus einander gesezt, Calomel und Stahlwasser wurden mit Nutzen gegeben. 59) Von einem innerlichen Wasserkopf. Die Aerzte sahen die Beschwerden von Würmern an, und Recens. gestehet, daß ihm dieser Brief gefält, und auch nicht gefält. Für jedem

jedem Arzt, er mag so gros seyn als er will, scheint es doch etwas Ruhmredigkeit zu verrathen, wenn er sagt: „Ich bin der Meinung, daß die angegebenen Beschwerden nicht von Würmern herrühren, die Sie freilich Ursach hatten, anfänglich zu argwöhnen; ich glaube auch ganz gewis, daß sehr wenig Aerzte im Königreiche seyn werden, die von den Zufällen anders urtheilen.“ Dagegen ist der Gedanke vortreflich, und dem guten menschlichen Herzen angemessen, einen Kranken niemals hülflos und in ängstlicher Erwartung eines gewissen Todes ohne Linderung zu lassen, wenn man sich gleich keine Wiederherstellung versprechen kan. In einer Anmerkung des Uebersetz. wird nach Dawson bezweifelt, daß starke Abführungen und das Harntreiben helfen, vielmehr werden dadurch Krämpfe noch mehr erregt. (Gazette salutaire N. XXX. 1779. enthielt zwei Briefe von Dr. Dobson zu Liverpool, und Dr. Percival zu Manchester an Dr. Duncan zu Edinburg, nach welchen bei den Kenzeichen des innern Wasserkopfs, wenn nemlich Erbrechen, Fieber und daß die Kranken das Licht nicht vertragen können, sich einfinden, die Anwendung von Quekſilbermitteln am sichersten bleibt. Man läst Calomel nehmen und Quekſilbersalben einreiben, daß in 48 Stunden ein anfangender Speichelflus erfolgt. Es wird auch darin bestätigt, daß abführende und Schweistreibende Arzneien gerade nichts helfen. Simmons sagt hingegen: „Blasenpflaster am Kopf und im Nacken gelegt, thun offenbar mehr als alle Friktionen von Merkurialsalbe. Opiatmittel und reizende Clystiere sind dabei zugleich erforderlich.“ In diesen Räthen von guten Praktikern gegeben, herrscht leider offenbarer Widerspruch.) 61) Von den Mit-

teln, wodurch unzeitige Geburten verhütet werden können. 64) Von einem schwarzen Staar, wobei die Speichelkur nach neuerem Urtheil und Erfahrungen nun wol eben nicht gut angewandt seyn möchte, und wobei Recens. eine hier belehrende Anmerkung des Uebers. ungerne vermist. 70) Von einer Augenentzündung. Der Fal beweist, daß dergleichen Entzündungen nach den Ursachen in den Behandlungen wohl zu unterscheiden, und oft nicht nach chirurgischer Wissenschaft allein zu entscheiden sind. Der lezte Fal 73) von einem Schwindel, wobei mit Recht erinnert wird, daß eines der kräftigsten Mittel, das Waschen des Kopfs mit kalten Wasser, übersehen ist. Durch dieses Mittel täglich fortgesezt hat man oft sehr alte Schwindel sich verlieren gesehn, obschon alles, was man eine starke Anlage zu Schlagflüssen zu nennen pflegt, damit vergesellschaftet war. Vielen mus hiebei des Prof. Dr. Crell Vorschlag bei instehenden Schlagflüssen einfallen, der sich in dem neuen Magazin für Aerzte befindet.

75.

## LIX.

**Philosophische Briefe an meine Schwester, über den Menschen nach seinen verschiedenen Verhältnissen. Halle, bei Johann Jakob Gebauer. 1779. 20½ Bogen, Oktav.**

Wenn wir unser Urtheil über diese Schrift dahin abfassen, daß diese Arbeit des ungenanten Verfas-

sers

sers vielleicht einigen wenigen Lesern oder Leserinnen brauchbar seyn dürfte: so wird er sich hoffentlich nicht über ungerechte Beleidigungen (S. VI. der Vorrede) beklagen. Das ist es aber auch alles, was wir von diesen Briefen sagen können, und was wir zuverlässig nicht sagen würden, wenn wir nicht auf die wohlgemeinte Absicht des Verfassers, die überal durchleuchtet, Rükſicht nehmen solten. Hat der V. darauf gerechnet, algemein gelesen zu werden; so möchten wir den Profit nicht mit ihm theilen. Für wen bestimte er diese Ausarbeitungen? Für den gelehrten Denker nicht. Dieser wird sie gewis ungelesen lassen; weil er seichte Schriften überal nicht zu lesen pflegt. Für's Frauenzimmer? Aber für die Personen des andern Geschlechts sind die vorgetragene Sachen, hauptsächlich wegen der Aufmerksamkeit des V. auf die Auswahl verständlicher, schiklicher Wörter, zu schwer. Was sollen z. B. die so oft wiederkehrende Kunstwörter, Grund, Verhältnis, Daseyn ꝛc.?

Wir gestehn es frei, daß wir das Lesen des Buchs nicht haben aushalten können. Aber wir glauben doch so viel gelesen zu haben, um urtheilen zu können. Die ekelhaften, läppischen Eingänge zu den Briefen, und das leichte Hinschweben auf den Außenseiten der Dinge, wie auch die Anführung solcher Beweise für die berührten Wahrheiten, die gewöhnlich die schlechtesten und nichtsbedeutendesten unter allen sind, der Ton des Verf. selbst, — machten uns das Buch unausstehlich. Wir zeigen hiemit nur an, was wir empfunden haben; andere Urtheile haben wir nicht eingezogen; und bescheiden uns daher gern, daß vielleicht einer und der andern Person männlichen oder weiblichen Geschlechts mit diesen Briefen

gedient seyn möchte. Stof und Gelegenheit zum weitern Nachdenken hat der V. dem Kenner gewis nicht gegeben.

Unter drei Abtheilungen hat der V. seine Materialien vertheilt. Die erste Abtheilung ist überschrieben: Der Mensch für sich betrachtet, nach seiner Anlage und nach seinen Fähigkeiten. Sie enthält XV Briefe. Ihr Inhalt ist: Was ist der Mensch? welches sind seine Fähigkeiten; welches sein Schauplaz; seine Bestimmung? Kurze Beschreibung des Körpers; Uebergang von diesem zur Seele; Beweis ihrer Immaterialität. Die Thätigkeit und Geschäftigkeit der Seele; die Kraft sinliche Vorstellungen zu bekommen und ihre Gesetze. Das Gedächtnis, sein Nuzen und seine Gesetze; Anwendung auf die Erziehung. Einbildungskraft, ihr verschiedener Nuzen. Die Kraft Begriffe zu ordnen und neue zu erfinden, oder die Vernunft und ihre Gesetze. Uebergang zum Empfindungsvermögen; Verhältnis dieser Kraft zur menschlichen Glükseligkeit. Was sind Empfindungen? woher entstehn sie? Mannigfaltigkeit der Empfindungen; die Ursachen davon. Vom Geschmak, seiner Verschiedenheit und Zuverlässigkeit. Aus den Empfindungen entstehn Begierden und Triebe; Auflösung aller in einen einigen. Was sind Begierden, Neigungen, Leidenschaften? Freiheit des Menschen.

Zweite Abtheilung: Der Mensch auf seinem Schauplaz. Es sind XXVIII Briefe. Vom Schauplaz des Menschen überhaupt. Wodurch steht der Mensch mit diesem Schauplaz in Verbindung? Eintheilung des Schauplazes: außer der Gesellschaft, in der Gesellschaft.

Was thut der Mensch zuerst unter der Menge von Gegenständen? Die ersten Bedürfnisse des Menschen und ihre Wirkungen. Anfang der Künste. Weiterer Fortgang der menschlichen Kentnisse. Algemeine Begriffe. Kentnis seiner selbst und der Geisterwelt. Höchste Stufe seiner Kentnis. Entdeckungen außer der Erde durch Hülfe algemeiner Regeln. Neue noch wichtigere Bedürfnisse des Menschen. Die schönen Künste und Wissenschaften. Uebergang zur Gesellschaft. Der Mensch ist zur Gesellschaft bestimt; wie sie entsteht? Geschichte der Gesellschaft; ihre Vortheile, Pflichten, die aus der Gesellschaft erwachsen. Standpunkt des schönen Geschlechts in der Gesellschaft. Gesetze und Regierung. Pflichten der Unterthanen und des Regenten. Regierungskunst und ihre Zweige. Mehrere Staaten im Verhältnis gegen einander; die Handlung, Kriegeskunst, Krieg.

Dritte Abtheilung. Der Mensch im Verhältnis gegen Gott. In VIII Briefen. Beweis, daß ein Gott ist. Größe dieses Gedankens. Eigenschaften Gottes. Die Vorsehung und Regierung Gottes. Vom physischen Uebel. Vom moralischen Uebel. Eröfnung eines neuern lichtvollern Schauplatzes hinter diesem Irdischen.

Da haben unsre Leser wenigstens die Inhaltsanzeige. Im Buch selbst finden sie auch fast nichts mehr. Keine Materie ist ergründet; nur was altägliches oder unrichtiges auf eine ermüdende Art vorgetragen. Schade um die schönen Themata!

Der Verfasser verspricht, er wolle noch eine zwote Samlung von Briefen nachfolgen lassen, worinnen er Materien aus dem christlichen Religionssystem abhandeln

will. Da der Recenſent dieſe zwote Samlung, wenn ſie erſcheinen ſolte, nicht beurtheilen wird; weil ſie nicht zu ſeinem Fache gehört: ſo kan er doch vorläufig den V. bitten, anhaltender zu unterſuchen, und mit geſchärfterm Prüfungsgeiſt an das Werk zu gehn; weil ſonſt der theologiſche Leſer durch die zwote Samlung eben ſo wenig gewinnen dürfte, als der philoſophiſche durch dieſe erſte.

§3.

## LX.

Goettinger Taſchen-Calender vom Jahr 1780. Bei Joh. Chriſt. Dieterich. — Dabei das Taſchenbuch zum Nutzen und Vergnügen, fürs Jahr 1780. Mit Kupfern von Chodowiecki, nebſt den neueſten Frauenzimmermoden, in Kupfer. 156 Seiten. 16.

Gothaiſcher Hof-Kalender zum Nutzen und Vergnügen eingerichtet auf das Jahr 1780. Gotha, bei C. W. Ettinger. 175 Seit. 16.

Koenigl. Groſsbr. Genealogiſcher Kalender auf das Jahr 1780. Lauenburg, bei J. G. Berenberg. 161 Seiten. 16.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir dieſer Kalender, nicht als Kalender, hier Erwähnung thun. Sie verdienen als gute Samlungen brauchbarer Aufſätze um

ſo

so viel mehr eine Anzeige in dieser Bibliothek, da dergleichen pieces du jour gewöhnlich blos deswegen früh vergessen werden, weil sie Schriften einverleibt sind, die höchstens ein Jahr lang auf den Toiletten und Schreibpulten liegen, und mit dem Jahreswechsel von andern Schriften derselbigen Art verdrängt zu werden pflegen. Aber der Schlus würde sehr falsch seyn: „Weil der Ka„lender nur ein Jahr lang zu gebrauchen ist: so ist auch „der Gebrauch der ihm beigefügten Aufsätze zum Nutzen „und Vergnügen nur auf 365 Tage eingeschränkt.“ Für die Ewigkeit ist kein litterarisches Werk. In so fern indessen dieses oder jenes litterarische Produkt einige Lustra hindurch brauchbar bleibt; in so fern sind es auch gewis einige von den in diesen Samlungen enthaltene Abhandlungen. Die vornehmsten wollen wir, nach der Reihe, nennen.

Aus dem Göttingischen Taschenbuch, welches bekantlich Herr Prof. Lichtenberg besorgt, verdienen folgende Aufsätze ausgezeichnet zu werden.

Vergleichung der Malerei auf einem Schmetterlingsflügel mit einem Meisterstük in Mosaischer Arbeit. Der Beweis ist mathematische Demonstration, daß das gröste Kunststük Musivischer Arbeit gegen den Flügel eines Schmetterlings gehalten, deren die Natur in einer Sommerstunde tausende formt, und von uns unbewundert und ungesehn wieder einschmelzt, selbst nur Oberfläche gegen Oberfläche verglichen, schnödes Kinderspiel ist. An einem sehr bewunderten musivischen Gemälde zu Rom ist die Anzahl der Stifte 868 im Quadratzol. Ein Quadratzol eines Schmetterlingsflügels hingegen hält 100736 Schuppen. Auf solche Weise verhält

sich die Feinheit der Malerei in diesem Schmetterlings-flügel zu der in einem bewunderten Werk des neuen Roms wie 868 zu 100736, oder wie 1 zu 116; und an einem Schmetterling, der eben ausgekrochen, wie 1 zu 1073.

William Crotch, das musikalische Wunderkind. Ein Beispiel der frühen Perfektibilität der menschlichen Natur. Dies Kind wurde am 5ten Jul. 1775 geboren; und am 7 Febr. 1779 lies es sich schon in der königlichen Schloskapelle zu St. James auf der großen Orgel, in Gegenwart des Königs und der Königin, hören. Eine solche Präkozität des Genies hat in der ganzen Geschichte kaum ein ähnliches Beispiel. Die Silhouette des Knaben ist beigelegt worden.

Möglichst zuverlässige Angaben von der Volksmenge, den Einkünften, dem Vertheidigungsstande der meisten europäischen Mächte, im Jahr 1779. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist Hr. Kriegsrath Dohm.

P. Jaquet Droz, und H. E. Jaquet Droz Vater und Sohn. Nachrichten von automatischen Kunstwerken dieser Künstler, die nach einem ziemlich einstimmigen Zeugnis der Kenner die berüchtigten Arbeiten Vaucanson's weit hinter sich gelassen haben sollen.

Neue Erfindungen; physikalische und andre Merkwürdigkeiten. Neue Erfindungen zum Wohl und zum Weh der Menschheit verdienen, als wichtige Beiträge zur Geschichte des menschlichen Verstandes und der Kultur, unsre ganze Aufmerksamkeit. Lehrreicher müste indessen dieser Artikel unstreitig seyn, wenn man uns wenigstens bei den wichtigsten Erfindungen die ganze Geschichte derselben mittheilte. Wir würden daraus den Gang des Genies kennen lernen. Eine Belehrung, an

an der uns natürlicher Weise sehr viel gelegen seyn müste.

Der Harz. Etwas zu Sachen leer, und dabei zu empfindsam, zu tändelnd. Der Verfasser scheint nur Gebirge und Gebüsche gesehn zu haben; warum sah er nicht auch Menschen? Die Menschheit auf dem Harz hat so viel eignes, daß der Beobachter gewis mit neuen Kentnissen, die menschliche Natur betreffend, bereichert zurükkömt.

Ueber die Kopfzeuge. Eine Apologie für die Frauenzimmer-Moden und ihre Abbildungen im Kalender. Eine launigte feine Satyre. Gute Data zur Geschichte der menschlichen Vorurtheile.

Erklärung der Monatskupfer. Die Kupfer sind eine Fortsetzung der im vorigen Jahr angefangenen Darstellung von Natur und Affektation. Unser Gefühl findet nur in den wenigsten hier gewählten Scenen treffende Gemälde. Die Karrikaturen sind gar zu monströs, und einander zu ähnlich. Auch sehn wir nicht, daß man dem Preußischen Officier mit dem Regenschirm eine große Affektation Schuld geben könte. Die Uniform und der Regenschirm machen keinen Kontrast. — Meisterhaft hat der Herausgeber des Kalenders über diese wirklich sterile Materie zu kommentiren gewust. Daß der eine und der andre hiebei angebrachte Gedanke etwas gesucht ist, wird man ihm gern verzeihen; wenn man die Unfruchtbarkeit seines Stofs bedenkt.

In Ansehung der Güte der Kupfer hat der diesjährige Gothaische Hofkalender große Vorzüge vor dem Göttingischen. Wir wollen darüber unten noch was sagen, vorher aber den uns unbekanten Herausgeber ersuchen,

ſuchen, daß er künftig mit größerer Freigebigkeit neue Aufſätze einrücken, und dagegen die ſchon ſo oft abgedrukten Artikel zurükbehalten möge. Man wird am Ende müde, immer daſſelbige wieder zu leſen; wenn die Sachen übrigens ſchon ſehr gut und lehrreich ſind. — Wir zeigen nur von den neuen Artikeln, die wir im vorjährigen Kalender nicht finden, die vornehmſten an.

**Phyſiſche Rechenkunſt.** Ein Forſtverſtändiger hat die Zeit angemerkt, wenn einige in Deutſchland einheimiſche, oder durchſtreichende Vögel erwachen, oder ſich zur Ruhe begeben; und wenn ſie ſich mit ihren Gang hören laſſen. In jedem Monat iſt zwar die Zeit des Erwachens und die Zeit der Ruhe der Vögel verſchieden; ſie ſteigt und nimt, im Verhältnis der Länge, oder Kürze der Tage und Nächte, ab. Allein, das Verzeichnis würde zu weitläuftig geworden ſeyn, wenn man alle dieſe Monate hätte anführen wollen. Man hat alſo den Monat Mai zum Maasſtab, und eine Mittelzeit zur Beſtimmung des Zeitmaßes angenommen, da dieſes, bis auf einige Minuten ab oder zu, anzugeben ohnehin unmöglich iſt. Der Sonnenaufgang iſt alſo, in der Mitte des Maies, 4 Uhr 20 Minuten, und ihr Untergang, 7 Uhr 40 Minuten.

**Geſchichte der Parucke.** Clearch, ein Schüler des Ariſtoteles, nent die Japigier als die erſten, die, nach ihrem Hang zur Ueppigkeit, ihr Haupt mit falſchen Haaren bedekten. — Der Artikel iſt gut durchgeführt.

**Wahrſcheinlichkeiten.** Wir würden gerade das Gegentheil von dem folgern, was der Verfaſſer dieſes Aufſatzes in der lezten Hälfte deſſelben angiebt.

Ueber

Ueber die ehelichen Freuden der Pflanzen. Wozu der recherchirte Titel zu einer sonst gründlichen Abhandlung?

Aelteste Glasmalerei. Nach P. le Viel, dessen Werk auch neulich ins deutsche übersezt worden ist, unter dem Titel: die Kunst auf Glas zu malen, und Glasarbeiten zu verfertigen. Erster Theil. Nürnberg 1779. 4.

Kentnis einiger Waaren. — Cyprischer Wein. — Ortolanen. — Peruanischer Zucker. — Mittel, die verfälschten wolriechenden Oele von den ächten zu unterscheiden.

Die zu diesem Kalender gehörigen zwölf Monatskupfer, nach Chodowiecki's Zeichnung von Geyser, sind vorzüglich schön. Lessing's Fabeln geben die Sujets. Schönere Blätter dieser Art haben wir lange nicht gesehn, als das 4te, die schlafende Laura; das sechste, Wem ich zu gefallen suche ꝛc.; das siebente, der Riese; das neunte, Faustin, und die drei lezten, der Eremit.

Wir kommen zum Lauenburgischen sogenanten Genealogischen Kalender, dessen Ausgabe Herr Prof. Beckmann in Göttingen besorgen sol.

Der Frey-Mäurer Orden. Eine Lobrede auf diese würdige Gesellschaft, deren Hauptgrundsäz, diesem Verfasser zu Folge, eine gewissenhafte Ausübung der Moral sein sol. Uns scheint der Aufsaz nicht viel zu bedeuten.

Politesse der Alten Römer. Die Zeitperioden hätten noch etwas genauer bestimt werden sollen;

da die Sitten bekantlich bei jeder Nation so veränderlich sind.

Beschreibung einiger neuern Automaten. Es ist die Nachricht von Jaquet Droz's Kunstwerken; völlig aus derselbigen Quelle geschöpft, aus welcher sie der Verfasser des oben genanten Artikels im Göttingischen Taschenkalender genommen hat.

Chronologisches Verzeichnis der bekantesten griechischen Bildhauer. Ein guter Artikel; nur noch nicht volständig genug. Dies wäre in der That ein Thema, durch dessen Ausarbeitung sich ein fleißiger Man ein bleibendes Verdienst um die Geschichte der Kunst machen könte.

Die grösten Veränderungen in Europa. Eine Geschichte der Hauptrevolutionen, die aber weder angenehm noch lehrreich genug ist.

Die Kupfer sind gleichfals vom Berlinischen Künstler. Sie kommen aber weder was Zeichnung, noch was den Stich betrift, den Gothaischen bei.

Unsre Leser werden nun den verhältnismäßigen Werth dieser Kalender selbst bestimmen. Der Göttingische dürfte, wenn einem (welches doch schwerlich jeder Fal sein möchte,) an den Kupfern nichts gelegen ist, ohne Widerspruch den Vorzug verdienen. Bringt man hingegen die Kupfer mit in Anschlag: so steht der Gothaische oben an.

53.

LXI.

## LXI.

Ueber Physiognomik, wider die Physiognomen. Zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkentnis.

Not working with the Eye without the Ear,
And, but in purged Iudgment, trusting neither.

*Shakespeare.*

Zweite vermehrte Auflage. Göttingen, bei J. Chr. Dieterich, 1778. 7 Oktavbogen.

Diese Antiphysiognomik des Herrn Prof. Lichtenberg ist schon aus dem Göttinger Taschenkalender von 1778, wo sie zuerst erschien, bekant genug. Da sie so algemein gelesen, theils gebilligt, theils verworfen worden ist: so würde unsre Anzeige und Prüfung zu spät kommen. Man hat dem Verfasser Sophistereien vorgeworfen. Diese Beschuldigung konte gerecht sein; wenn sie nur gründlich bewiesen wurde. Aber die Mishandlungen, die in einem hohen Grad ungerecht sind, und ihm nur sehr boshafte, abscheuliche Menschen zufügen konten, hat er nicht verdient.

Warum wurde dieser Streit mit einer so verzehrenden Gluth geführt? Rezensent nimt, was die Sache selbst betrift, Parthei; und zwar gegen Herrn Lichtenberg. Er glaubt an die Realität der Physiognomik; aber er würde sich schämen, einen sonst vortreflichen

chen Män darum zu mishandeln, oder wie's hier wirklich geschehn ist, zu verteufeln; weil er der seiner Behauptung entgegengesezten theoretischen Meinung beitrit. Alles, was er sagen würde, wäre dies: Nicht alle Menschen haben physiognomischen Sin. Weil ihn aber Herr Lichtenberg nicht hat; folgt daraus, daß er gar nicht existirt? Wer hat ihn denn? Etwa Lavater? Das glaub' ich wenigstens. Aber es irt sich doch kein Mensch in seinen Urtheilen über die Menschen mehr, als Lavater? Das ist auch wahr. Hier hab ich aber die Erklärung dieses Phänomens. Lavater sieht alle Menschen für zu gut, zu ehrlich an, als sie wirklich sind; (denn mehr sagt doch das Faktum nicht, daß Lavater so häufig betrogen wird.) Offenbar, weil er ein zu rechtschaffener Christ ist, und sich sein Christenthum immer in seine Urtheile einschmelzt. Warlich nur seine warme Religion schadet seiner Physiognomik.

53.

## LXII.

Johann Paul Reinhards Einleitung zu einer algemeinen Geschichte der Gelehrsamkeit. Erster Band. Erlangen 1779. Bei Friedrich Andreas Schleich. 1 Alphabet 11 Bogen 4.

Der Verfasser ist bekantlich am 10 Jun. 1779 gestorben. Herr Hofrath Harleß hat den Abdrük

druk der lezten Hälfte dieses Bandes besorgt, und die Besorgung der Ausgabe des zweiten Bandes hat eben dieser Gelehrte übernommen. Das Buch ist schlecht, und ganz unbrauchbar. Die Bearbeitung der Materialien ist durchaus geschmaklos, und die Materialien selbst sind ohne alle Auswahl zusammengetragen. Ganze Seiten sind bloße Namenverzeichnisse; auch diese Namen sind ohne Ordnung auf einander geschüttet. Viele derselben verdienen in keinem Betracht gekant zu werden; man wolte denn einen jeden kennen, der eine oder ein Paar elende Schriften hat drucken lassen. Man müste sich vielmehr Mühe geben, die unbedeutenden Auktoren aus der Litterarhistorie herauszuwerfen. Was sol das sorgfältige Aufsamlen der unschmakhaften litterarischen Brocken? Der sel. Reinhard, der dem Recensenten wegen seines vortreflichen moralischen Charakters ehrwürdig ist, scheint wirklich um ein halbes Jahrhundert in seinen litterarischen Kentnissen, in so weit diese das Wichtigere der Litteratur betreffen, zurük zu sein. Die Ausländer kent er fast gar nicht; seine Räsonnements sind plat und altäglich; sein Vortrag ist ekelhaft und unlesbar; die Gabe gut zu erzählen besas der sel. Man nicht. Wir sehn wirklich nicht, wem mit diesem Buch gedient sein sol. Als Grundris zu Vorlesungen ist es viel zu weitläuftig; auch planlos. Der Verleger hat gewis Makulatur gedrukt, und wir würden ihm, wären wir in Hertn Harleß Stelle gewesen, den völligen Abdruk ganz wiederrathen haben. Das Geld ist verlohren.

Warum zerzaust man doch die Fäden der Litterarhistorie so sehr? Warum schneidet man sie so gewalt-

thätig von der Völkergeschichte ab, die sie doch eigentlich erst recht interessant macht, die die Gründe vom Gähren der Geister, die Ursachen von der befolgten Direktion in ihrer Entwickelung, die durch sie erzeugte Wirkungen ꝛc. klar darthut? So wie die Litterarhistorie jezt aussieht, verdient sie fürwahr unsre Applikation nicht. Es mus nothwendig viel Völkergeschichte in sie hereingearbeitet werden, wenn sie anziehn und fruchtbar sein sol. Sie mus Geschichte des menschlichen Verstandes werden. Wir wünschen, daß irgend ein denkender Litterator die Idee, von der wir hier nur einige Grundstriche angezeichnet haben, recht fassen möge. Sie läst sich ausführen. Einige Beiträge sind auch schon vorhanden.

Wir zweifeln nicht, daß der zweite Band besser werde gerathen müssen; wenn Herr Harleß die einzelnen Fächer unter verschiedene Gelehrte vertheilt, für sich aber weiter nichts behält, als die klassische Litteratur, der er gewachsen ist. Ohne eine solche Vertheilung wird gewis nie was taugliches zu Stande kommen.

53.

## LXIII.

**Der Soldat. Eine wöchentliche Unterhaltung. Erster Band. Mit Kupfern. Hamburg, in der Möllerischen Buchhandlung 1779. 392 Seiten in Octav.**

Un-

Unsern Lesern ein richtiges Urtheil über den Werth dieser neuen Wochenschrift zu erleichtern, setzen wir den Inhalt dieses vor uns liegenden ersten Bandes her und fügen hie und da einige Anmerkungen hinzu. Auf eine zimlich undeutsche, im Namen der Verlagshandlung geschriebene Vorrede, in welcher von der Einrichtung dieser Samlung, ihrem Zwecke, Preise u. d. gl. gesprochen wird, folgt in No. I.: 1) Der Soldat überhaupt. Es ist weiter nichts als eine tröstliche captatio beneuolentiæ, und dienet stat der Einleitung in das ganze Werk. Sie hebt gleich mit den schönen Versen an:

„Gott und dem Fürsten treu, las stets dein würdig Leben
Von wahrer Tapferkeit der Welt ein Zeugnis geben.
Besiege dich zuerst und jede Leidenschaft;
Dann siege, sei ein Held! Sei mehr, sei tugendhaft!“

Billig genug ist der Verfasser; er geht doch nicht über Abraham hinaus, welchen er als den ersten Soldaten aufstellet. S. 6. 7. steht ein eng gedruktes alphabetisches Verzeichnis der grösten Soldaten (NB. nach des Hrn. Verfassers Meinung) seit Anfang der Welt, an der Zahl 356, außer mehr als 50 aus den neuesten Zeiten, die S. 8. besonders namhaft gemacht werden. Allerhand Personen finden sich hier wunderbar beisammen, Assur bei Aremberg, Attikus bei Baner, Hector bei Hengist u. s. w., daher denn dis Register als ein artiges Uebungsstükchen des Gedächtnisses in der Zeitrechnung gebraucht werden kan. — Wenn der Verfasser sagt: „Alle diese großen Krieger der ältern

und neuern Zeit würden — nie den Grad der Volkommenheit in ihrem Stande erreichet haben, nie große Soldaten geworden sein, wenn sie nicht die Religion zur Führerin ihrer großen Unternehmungen gewählet hätten. Ohne Religion ist es unmöglich, ein großer Man zu werden" — so ist das unsers Erachtens gar schwankend und ins Weite hinein gesprochen. Notorisch sind bei weitem nicht alle von ihm genante Männer fromme Leute, und die von ihnen, welche gute Christen sein konten, nicht alle gute Christen gewesen.— Auch komt alles auf die genaue Bestimmung des Ausdruks: ein großer Man, an. — 2) Der Soldat aus Kindesliebe. Eine rührende, sonst schon bekante Geschichte. 3) Gustav Adolph. 4) Die klagende Minna, nach der Schlacht bei L····. Ein Gedicht, aus welchem wir zur Probe diese beiden Strophen mittheilen:

„Wenn ich sonst nur eine Mayensblume
Morgens vor mir blühen sah,
Und sie lag mit ihrem Ruhme
Abends matt und welkend da:
Was ich mich dann manchmal härmte,
Daß ihr saget: Minna schwärmte!"

„Heute, da ich mehr, ach! mehr verlohren,
Tausendfältig mehr als das,
Hör' ichs an mit tauben Ohren
Und kein Auge wird mir nas.
Rechnet selber nach: sie haben
Dort im Schlachtfeld ihn begraben."

No. II.: 1) Der Soldat im Felde. Wird in der folgenden Numer beschlossen. „Eine Armee, sagt der Ver-

Verfasser, ist eine große Anzahl bewafneter Männer oder Soldaten, die in einen Haufen gebracht, aus Reuterei, Infanterie, und Dragonern zusammengesezt, mit Munition und Proviant versehen, dem Befehle eines Generals unterworfen sind.“ — Man siehet wol, daß diese Definition nicht richtig genug ist. Hernach werden die bekantesten, zu einem Kriegsheere erforderlichen Dinge und Chargen taliter qualiter beschrieben. Sehr unbestimt heist es S. 23. „Im 14ten Jahrhundert hat man sich der Canonen zu allererst in dem Baltischen Meere bedienet. Nachher brauchten sie die Venetianer wider die Genueser. Sechs Jahre nachher führten die Engländer zuerst Canonen.“ Welches Jahr ist hier der eigentliche terminus a quo? 2) Muti effendi; eine persische Geschichte. Sie wird in No. III. V. VI. VIII. IX. X. XI. fortgesezt und in No. XII. beschlossen. Ueberhaupt genommen ist diese Erzählung ziemlich unterhaltend und lehrreich; nur hin und wieder etwas langweilig und zu sehr mit Gemeinsäzen gespikt. Auch ist die Schreibart zu ungleich, die Wahrscheinlichkeit nicht überal beobachtet, und einmal wird einem großen Könige geschmeichelt, der keiner Schmeicheley bedarf. 3) Baner. 4) Kriegsfest von einem Grenadier. Ein Musketier, Grenadier, Küraſſier, Dragoner, Husar, Kanonier und General sprechen in Reimen. — No. III. Leben des Freiherrn von Dörfling. — Der ehrliebende Soldat. Ein ganz artiges Anekdötchen. Freymäurerlied den Brüdern im Feldzuge gewidmet. Gut genug. No. IV. Der Soldat am Sontage; eine Feldpredigt über Luc. XVI. 19-31. Als Feldpredigt immer ganz

gut. Der Verfasser nent sich am Ende: Merkel. Leben des Montecuculi; aus dem Italiänischen. Wird im folgenden Stücke beschlossen. S. 60 erzählt der V. etwas unchronologisch und bringt hiedurch eine merkliche Verwirrung in diese Lebensbeschreibung. Bücheranzeige für militairische Leser. Bloße Titel mit beigesezten Preisen. No. V. Der charakteristische Soldat aller Nationen. Diese Materie wird in allen folgenden Stucken, das lezte ausgenommen, fortgesezt und ist noch nicht zu Ende. Der Verfasser führet nämlich seinen „characteristischen Soldaten aller Nationen" nach dem Alphabet auf, fängt mit dem abißinischen Soldaten an, und schliest im gegenwärtigen Bande mit dem italiänischen; man hat also wenigstens noch eben so viele Charaktere zu gewarten. Das Charakterisiren ist manchmal mislungen. Bei Gelegenheit dieser sogenanten Soldaten-Charaktere werden von jedem Lande statistische Collectaneen beigebracht, welche man unter der Rubrik gar nicht gesucht hätte, und in welchen, wie in den vorgegebenen Charakteren selbst, Warheiten und Unwarheiten unter einander, und bisweilen Widersprüche stehen. Wir könten ohne Mühe hievon mehrere Beweise anführen, müssen uns aber auf dis wenige einschränken, um nüzlichern Dingen den Raum nicht zu nehmen: S. 67 heist es von den Sinesern, oder, wie der V. schreibt, Chinesern: „Mäßigkeit, Vorsicht, Schamhaftigkeit, Fleis, Ehrfurcht für das Alter und Tugend, ersezen die Stelle der Tapferkeit, und Schein den Werth der Sitten. Alles, was eine Nation gros und verehrungswürdig machen kan, vereiniget sich bei diesem gröstten Volke

der

der Welt, um es über alle Nationen der bekanten Welttheile zu erheben.“ Wie kan das, was in der zweiten Periode gesagt wird, wahr sein, wenn das wahr ist, was in der ersten behauptet wird? Ferner eben daselbst: „Es (China) enthält 200 Millionen Einwohner.“ Sehr übertrieben. Glaubwürdigeren Nachrichten zufolge hat Sina nicht einmal 30 Millionen Menschen. Schlechtweg sagen, wie hier geschieht, die Religion daselbst wäre die heidnische, ist viel zu unbestimt und unrichtig. S. 145. „Der griechische Soldat ist feurig in Unternehmungen, stolz, munter, scherzhaft, sinreich, witzig, scharfsinnig, hinterlistig, leichtsinnig, schmeichlerisch, treulos, heimtückisch, rachgierig, abergläubisch, heuchlerisch, faul und geitzig.“ Was der doch alles ist! — S. 193. „Der holländische Soldat ist stolz, geduldig, standhaft, mit sich selbst zufrieden, emsig, unverdrossen, nüchtern, ordentlich, sparsam, ohne alle Leidenschaft, von mittelmäßiger Statur und phlegmatisch-melancholischen Temperaments.“ — Uebrigens enthält No. V. noch eine Bücheranzeige für vermischte Leser. Wieder 4½ Seiten trokner Büchertitel. No. VI. Leben des Freiherrn Jacob von Eggers. Merkwürdig und gut genug erzählt. Der Krieg im Frieden. Ein mittelmäßiges Gedichtchen, dergleichen es mehrere in dieser Samlung gibt; die Rede ist von einer Musterung. Gleich im folgenden VIIten Stük komt eins von eben dem Schlage mit der Ueberschrift: Zur Erfüllung. No. VIII. Außer den Fortsetzungen einiger vorher angefangenen und bereits angezeigten Materien Gedächtnis Friedr. Wilh. Gotfr. Arnd von Kleist, von einem Hrn. Schweinichen.

nichen. Nicht uneben. Der Soldat in der Freundschaft. Eine Anekdote. No. IX. enthält außer den Fortsetzungen voriger Stücke; Kurze Bücher-Recensionen für militärische Leser, deren Werth oder Unwerth wir dahin gestellet sein lassen; und eine Anzeige von 2 Landcharten und 3 Kupferstichen. No. X. Leben des Quintus Icilius; und Kriegslied aus dem Tyrtäus, von einem Hrn. Weiß. No. XI. Lied eines teutschen Helden und Recensionen für militärische Leser. No. XII. Blos Fortsetzungen und Inhaltsverzeichnis des ersten Quartals. No. XIII. Character des Prinzen Heinrichs; Character des türkischen Grosadmirals Hassan Pascha; Recensionen, ein unbedeutendes Gedicht und Ankündigung eines militärischen Almanachs auf das Jahr 1780. No. XIV. Leben des Grafen Ernst von Mansfeld; wird im folgenden Stücke geendigt. Hans dute; Ballade. Läst sich immer einmal lesen. No. XV. Der Soldat im Zweikampfe. Wieder eine Anekdote. No. XVI. Herrn Blessig's vortrefliche, wenigstens in einzelnen Partien vortrefliche Rede bei der Beerdigung des Marschals von Sachsen in der St. Thomaskirche zu Strasburg. Sie war auch in Teutschland schon bekant genug. Man weis übrigens, daß sie eine Lobrede ist, und sein solte. Sie wird im XVIIten bis XXsten Stük fortgesezt, und im XXIsten beschlossen. Der Soldat in den Pflichten gegen die Feinde. Unter diesem Titel wird, nach vorangeschikten Verslein, eine vom Demetrius nach der Einnahme von Athen verrichtete rühmliche That erzählet. Büchertitel. — No. XVII. Fortsetzungen und Büchertitel.

tel, No. XVIII. Das sehr merkwürdige, aber auch schon genug bekante Leben der Ritterin d' Eon de Beaumont. Es wird in den folgenden Stücken, mit Ausnahme des lezten, fortgesezt. Der dankbahre Sohn als Soldat. Eine anmerkenswerthe, ebenfals schon bekante Anekdote. Endlich Ein Lied beim Ausrücken aus dem Lager. No. XIX. Lauter Fortsezungen und ein Lied an Rekruten. No. XX. Auser Fortsezungen ein Husaren Morgensegen. No. XXI. Erläuterungen der Kunst, den Entwurf des Kriegs im Großen zu ordnen; aus der Geschichte des vorleztern Krieges. Sie werden im XXII und XXIII Stük fortgesezt. Soldaten Todtenfeier; ein Lied. No. XXII. Der Kaiser. Der Pendant hiezu ist der König (von Preußen nämlich) im folgenden Stücke. Das sollen Charaktere Josephs II. und Friederichs II. sein. Sie sind gar merkwürdig und in ihrer Art zu originale Meisterstücke, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten dürften. Zu bequemerer Uebersicht und beliebiger Vergleichung stellen wir sie neben einander. Also:

aus No. XXII.
„Der Kaiser; zum Porträt."

„Abgezogenes Original! — Der Kopist des ersten Stichs hatte jezo den Kaiser im Gesicht. Wär's aber auch nicht — wär's doch leicht nun, sich einen Josephs-Kopf zu idealisiren — aus

aus No. XXIII.
„Der König. Zum Porträt."

„Abgezogenes Original! Der Kopist des ersten Stichs hatte itzo den König im Gesicht. Wär's aber auch nicht, wär's nun doch leicht, sich einen Friedrichs-Kopf zu idealisiren, aus

aus sich selbst zu denken — und von seinen edlen Handlungen abzuziehen — Herablassung, Entäußerung, Selbsterniedrigung, Leutseligkeit, Menschenliebe, Gerechtigkeit, Esprit — separatim, werden Cäsars Köpfe. Diese in Josephs Person alle realisirten Gutheiten mit Einheit und mit Kopfsstrahlen gedacht — Ecce Joseph! — — Jede Scene, jede Handlung einzeln, wird jedesmal im Josephs Ideal, das Erhabene, Hervorstechende; andre Lage — Wendung; — die Mischung aller ist der Grund. Das Intus: möglichste Gutheit — erneuertes Ebenbild Gottes; — Ueberm Titus Kopf.

Geh nun auf deiner rühmlichen Laufbahn fort!
Und leuchte künftig (unter der glänzenden
Gekrönten Reihe deiner Ahnen
Gros in den Künsten der Triumphirer,

aus sich selbst zu denken und von seinen großen und edlen Handlungen abzuziehen, Grosmuth, Menschenliebe, Toleranz, Menschenkentnis, Esprit, tiefe Einsichten, Entschlossenheit, Muth, Gerechtigkeit und Herablaßung — separatim werden Königs Köpfe. Diese in Friedrichs Person alle realisirten königlichen Eigenschaften mit Einheit und im höchsten Grade gedacht. — Siehe: Friedrich den Größten!

Denn die Größe, womit ihn der Almächtige
Ausgerüstet, erscheint erst, wenn der Enkel sich
Einst den Nebel und Schlaf aus seinen Augen wischt,
Und den Neid aus der Seele verbannt.

Gros, vol Hoheit und Ruhm,

In allen Friedenskünsten der Größern!)
Gleich dieses Erdbals Sonne, bei Tausenden
Des gränzenlosen blauen Aethers
Sichtbar allein, und allein erwärmend.“

Ruhm, und seiner Thaten Glanz
Breitet über die Nachwelt sich aus,“

Wie kan man doch solchen Unsin niederschreiben? Das Angeführte ist es indes nicht alles. Hernach komt vom König in Preußen sowol, als insonderheit vom Kaiser noch viel Unsin und die kriechendste Schmeichelei, folglich manche derbe Unwahrheit, in einer schön sein sollenden, französirenden, öfters unkorrecten Schreibart vorgetragen; wie denn überhaupt wider die Sprachrichtigkeit durchgehends häufig verstoßen ist. Kein Wunder, daß die Großen zum Theil mit Mitleiden und Verachtung auf die Gelehrten herabsehen. Solche Speichelleckereien berechtigen sie dazu. S. 343 wird vom Kaiser gesagt, und, wie wir glauben mit Recht: „Unangestekt vom Uebel anderer Fürsten — — verachtet er die kriechenden Schmeichler, wohlwissend“ u. s. w. Daß aber hier dem Verfasser das Gewissen nicht schlug, daß er den grösten Theil seines „Kaisers“ nicht durchstrich, ist wirklich schwer zu erklären. S. 345 am Schlusse der Beschreibung des Kaisers heißt es: „Gesez im Hause, Gesez als Richter, Macht im Nothfal, (wovon der hier beigefügte Plan der Kaiserl. Armee, die Größe derselben zeigt.) Liebe“ u. s. w. Ein herlicher Einfal, um den Plan von der Kaiserlichen Armee anzubringen. Uebrigens enthält dies Stük,

außer

außer einigen Fortsetzungen, noch ein mattes Abendlied im Lager. No. XXIII. Fortsetzungen, Charakter des Königs von Preußen, und Königstein, ein Gedicht. — No. XXIV. ist mit Verbesserungen, Erläuterungen und Zusätzen zu den vorhergehenden 23 Stücken angefüllet, und beweiset, wie leichtfertig die Verfasser zusammen gestoppelt haben. Den Schlus dieses Bandes macht das Verzeichnis der Pränumeranten. Hoffentlich kan dasselbe künftig gesparet werden, wenn diese Wochenschrift in ihrer Fortsetzung sich gleich bleibt. Vier Kupferstiche gehören, laut einer beigefügten Nachricht, zu diesem Bande; wir finden in unserm Exemplar aber nur zwei, nämlich das Bildnis des Prinzen Heinrichs von Preußen und den Plan der Kaiserlichen Armee. Die Bildnisse des Kaisers und des Königs von Preußen fehlen. Ein Verlust, den man gern leiden wird, wenn sie nicht besser gerathen sind als das Porträt vom Prinzen Heinrich; denn das ist herzlich schlecht. Ganz neuerlich ist die große Anzahl unsrer periodischen Schriften mit zwei Artikeln vermehret worden, mit dem Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur; und mit dem jezt angezeigten Soldaten. Aber wie ungemein unterschieden sind diese beiden neuen Journale! Jenes erweitert den Umfang der Kentnisse, dieses vergrößert nur die Anzahl der Bücher.

188.

## LXIV.

Ueber den Werth der humaniſtiſchen Wiſſenſchaften zur Bildung der Jugend, und der dahin gehörigen Lehrmethode. Zum Gebrauch angehender Schullehrer und Pädagogen, von J. H. Heumann. Halle bei J. J. Gebauer. 1779. gr. 8. 388 S.

Als Rec. dieſes Buch in die Hand nahm, ſtelte er ſich nicht ganz das darunter vor, was er hernach gefunden hat. Er meinte nemlich nur eine Beſtimmung des Werths der humaniſtiſchen Wiſſenſchaften in Abſicht der Erziehung zu finden; ſahe aber ſogleich an den Ueberſchriften der Kapitel, und noch mehr beim Durchleſen, daß es mehr enthielt, als er erwartet hatte. Die erſte Idee, die ihm der Titel eingegeben hatte, mochte dies wol veranlaſſet haben. Da wir aber dies Buch denen, für die es, laut des Titels, geſchrieben iſt, empfehlen können, und nach unſerm Gewiſſen empfehlen müſſen; ſo wollen wir ſie jezt mit dem Inhalt bekant machen, damit ſie wiſſen, was ſie darin zu ſuchen haben.

Das Ganze iſt in drei Abſchnitte getheilt, davon der erſte in ſieben Kapiteln den Nutzen und die Wirkungen der humaniſtiſchen Wiſſenſchaften bei der Erziehung beſchreibt; der andre die rechte Methode zeigt, wie man für jene Abſicht die human. Wiſſenſchaften lehren ſolle, in ſieben Kapp. und der dritte handelt von der ſokratiſchen

kratischen Lehrart, ihren Vortheilen und ihrer Anwendung auf den Vortrag der humanistischen Wissenschaften, in drei Kapiteln.

I. Abschn. 1. Kap. Von der Erziehung, ihrer Wichtigkeit und Nothwendigkeit überhaupt. 2. Kap. Von der vorläufigen Erziehung zu den Wissenschaften. Die vorl. Erz. zu den W. besteht darin, daß man dem Geist und Körper des Lehrlings Aufgelegtheit giebt, die Wissenschaften gründlicher, leichter und geschwinder zu erlernen, als er ohne solche Erziehung nicht könte. Welches ist nun das wirksamste Mittel zu dieser Absicht? Die vom Sokrates als die beste Vorbereitung zur Erlernung der Wiss. empfohlne σωφροσυνη; oder die Bildung des Verstandes und Herzens, dabei Sok. mit der Erweckung religiöser Begriffe und Gesinnungen den Anfang machte. Dies dem Sokr. in seiner Manier nachmachen, ist das beste Mittel zur Erweckung des eignen Nachdenkens. (S. 17.) Darauf wird gezeigt, daß sie gar wol der Jugend früh beigebracht werden kan und sol. Hernach fordert die σαφε. Ordnung und durchgängige Regelmäßigkeit im Leben, in seinem ganzen Umfange, in Essen, Trinken, Fleis und allen Beschäftigungen. 3. Kap. Vom Unterricht und Erziehung durch Wissenschaften. Dieser Unterricht (S. 28) bildet nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz und die Sitten, wenn sie zweckmäßig getrieben werden. Es kömt aber alles auf die Methode an. Man mus den Horizont nach den Fähigkeiten der Lehrlinge zu bestimmen wissen, und sie immer auf das Ziel aufmerksam machen, das ihre Kräfte erreichen können; sich hüten, sie nicht von allem etwas lernen zu lassen, d. i. auf Schulen nicht die akademischen

Wissen-

Wissenschaften lehren. 4. Kap. Von den humanistischen Wissenschaften überhaupt. S. 33. f. wo unter andern sehr gut gezeigt wird, daß die humanistischen Wissenschaften eigentlich für die Jugend sind, und vorzüglich mit ihnen, als die Grundlage aller wahren Gelehrsamkeit, müssen getrieben werden. 5. Kap. Erweiterung des Verstandes der Jugend durch die humanistischen Wissenschaften, S. 44. f. Die Verfasser der Schriften, die der Schüler der hum. W. studiert, waren große Männer. Ihre Schriften sind vol großer, richtiger Begriffe und Gedanken, die dem Leser Gelegenheit geben, nachzusinnen, zu urtheilen u. s. w. und sich ihre Einsichten und Erfahrungen eigen zu machen; wozu die Jugend vorzüglich geschikt ist, weil ihre Seelenkräfte noch so biegsam sind. Die Gelehrten, die vorzüglich die Alten studiert haben, zeichnen sich durch ihre ausgebreitete Einsichten und Schreibart aus. Wie man dazu gelangen sol, wird nun z. B. in einer kleinen Anweisung Cicero's Schriften zu lesen gezeigt; wobei recht viel, zwar nicht Neues, aber doch Gutes, sonderlich für junge Leser, gesagt ist. 6 Kap. S. 72. Bildung des Herzens durch die hum. Wissensch. Etwas unerwartet war uns hier im Anfange die Anwendung des Ausspruchs P.: Alles was nicht aus dem Glauben kömt, u. s. f. — Umgang mit bösen Menschen vergiftet Herz und Sitten; und das um so viel leichter, weil wir, wegen unsres Hanges zur Sinlichkeit, zum Bösen sehr geneigt sind. Umgang mit guten Menschen, Lektür ihrer Schriften, eine Art des Umgangs, bessert Sitten und Herz. Wie man nun tugendhafte Gesinnungen und Handlungen bei den Alten (wieder hauptsächlich Cicero zum Beispiel gebraucht) finde, wird hier gewiesen.

sen. Doch dünkt uns, H. H. sey in diesem und dem vorigen Kap. zuweilen ein wenig zu sehr Lobredner der Alten. Er hätte immer unbeschadet seiner Absicht etwas nachlassen können. 7. Kap. Bildung des Geschmacks durch die hum. Wiss. S. 92. Geschmak ist Fertigkeit in feiner und richtiger Empfindung alles Schönen. Nichts bildet das Gefühl des Schönen sicherer, als von Kindheit an viel schönes sehen und hören. Einen richtigen, feinen und algemeinen Geschmak erlangen wir durch Umgang mit den schönsten Schriftstellern aller Zeiten und Nationen, und durch fleißige Betrachtung der Natur und ihrer Werke. Der große und algemeine Geschmak der Griechen und Römer kam von ihrer genauen und fleißigen Betrachtung der Naturwerke. (Hier steht ein falscher Gedanke: Die Natur habe ihre nothwendigen und nuzbaren Werke nicht so schön gemacht, als die mehr zum Vergnügen da zu seyn scheinen. Denn 1) ist alles zum Nuzen gemacht, und gewähret nebenher Vergnügen, nur daß wir den Nuzen nicht allemal bestimmen können: 2) sind die nöthigen Dinge eben so schön, als die übrigen, wie man aus den besten Schriften neuerer Naturforscher lernen kan; nur sehen wir zu oft über ihre Schönheiten weg, weil sie uns großentheils zu bekant und zu gewöhnlich geworden sind.) Der Natur folgten die Alten, und daher schrieben sie so schön; so daß die Griechen sie unmittelbar kopirten, die Römer wieder die Griechen. In den hum. Wiss. gehört zur Schönheit zweierlei: 1) eine schöne Materie, d. i. richtige, schöne, große Gedanken; 2) eine schöne Form oder Einkleidung durch den Stil. Kein guter Vortrag macht schlechte Gedanken schön; ja findet, genau genommen, nicht einmal

recht statt, und so umgekehrt. Wer sich also durch Lektur bilden will, mus auf beides sehen: den Geist und die Gedanken, und die Einkleidung durch den Vortrag, in Absicht der Deutlichkeit, Ordnung, Mannichfaltigkeit, Annehmlichkeit u. s. f. Hier kömt eine schöne Lection gegen die jetzigen regellosen Geniekrämer vor. — Auch Kritik ist nöthig zur Bildung des Geschmaks (S. 101. f.); dabei eine Warnung, sichs nicht einfallen zu lassen, mit dem Haufen der jungen unbärtigen Kritikaster zu laufen.

II. Abschn. (S. 108.) 1. Kap. Eigenschaften einer guten Lehrmethode überhaupt. Hierzu gehört: 1) Daß der Lehrer die Wissenschaft selbst gründlich verstehe. 2) Daß seine Methode relativ sey, d. i. sich nach den Fähigkeiten und Kräften der Schüler richte. Dies hat bei der Menge von Schülern, die ein Lehrer auf öffentlichen Schulen hat, freilich Schwierigkeiten, die sich aber doch heben lassen. 3) Daß man bei den Schülern Lernbegierde und Aufmerksamkeit zu erwecken und zu erhalten wisse; hauptsächlich dadurch, daß man sie zum Selbstdenken gewöhnt, ihre Wisbegierde und Ambition reizt u. s. f.

2. Kap. S. 221. f. Lehrart in den hum. Wissenschaften. Woran liegt die Schuld, daß Schüler in so vielen Jahren auf Schulen doch großentheils so wenig humanistische Kentnis erlangen. An der Verachtung und Einschränkung der Freiheit der Lehrer in Absicht der Lehrart, verächtlichen Begriffen, die man der Jugend von Schulwissenschaften macht. Uebrigens mache man bei Sprachen nicht den Anfang mit der Grammatik, sondern mit dem Lesen, bis die Kinder ein leichtes Buch verstehen;

stehen; lasse sie zuweilen, statt Vocabeln, Stellen aus ihrem Buche lernen, die sie verstehen, und gehe dann nach und nach zu der Grammatik beim Lesen mit über. (Doch ist es wol zu viel gesagt, wenns unter andern heißt, eine Grammatik könne nur der gebrauchen, der selbst geschikt sey, eine zu machen. Denn wir möchten wissen, woher er ohne Grammatik dieses Geschik bekommen solte? Hr. H. meints auch nicht so, wie man aus dem übrigen siehet.) Hernach sol man immer den Unterschied des Deutschen und Lateinischen zeigen, und zwar indem man ihn aus der verschiedenen Natur der Sprachen herleitet. Sobald der Schüler auf die Art den Sprachgebrauch gefaßt hat, dann gehe man mit ihm zur Sachkentnis; versäumt man die, so werden junge Leute zur Wortkrämerei gewöhnt, und haben nur den halben Nutzen vom Unterricht. Die leztere Anweisung ist für einen jungen Schulmann sehr nüzlich.

3. Kap. (S. 143. f.) Was ist von Exercitien und Imitationen auf Schulen zu halten? Für die untern Klassen verwirft sie der Herr V. mit Recht, räumt ihnen aber für die obern ihren Nutzen ein, wenn das Corrigiren nicht dadurch unnüz gemacht wird, daß es der Lehrer zu Hause thut, ohne den Schülern weitern Grund wegen seiner gemachten Aendrungen anzugeben, und sich nicht mehr auf die einzelnen Worte, wobei es gewöhnlich bleibt, sondern auch, auf die ganze Sätze und ihre Stellung und Anordnung verbreitet. Eben so urtheilt Hr. H. von Imitationen. Es sol hauptsächlich darauf gesehen werden, daß der Schüler des Autors Ideen ganz recht inne werde und nachahmen lerne. Hier wird kürzlich aus dem Cicero erklärt, was zur Schönheit des Vortrags

trags gehöre; und gesagt, wie man dem Schüler eine Stelle erklären müsse, ehe er sie imitirt. Eine sehr gute Uebung ists, Stellen, die man recht aufmerksam gelesen hat, so daß man die Folge der Ideen im Kopfe hat, für sich lateinisch niederzuschreiben, und dann mit dem Original zu vergleichen.

4. Kap. Vom Lateinreden. Einem Gelehrten ists gut und anständig, und in vielen Fällen nöthig, Latein reden zu können. Kindern durchs Reden die Sprache zu lehren, dagegen ist der Hr. V. guter Gründe wegen. Mehr hatten wir hier erwartet, wie die Uebungen im Lateinreden am nüzlichsten auf Schulen könten angestellet werden, als wir gefunden haben.

5. Kap. Von sogenanten extemporalibus auf Schulen; welche nach der gesnerschen Methode sehr empfohlen werden.

6. Kap. Vom kursorischen Lesen der Autoren auf Schulen; das empfohlen, und wozu zugleich nach Gesners und Ernesti's Methode gute Regeln und Vorschläge vorkommen.

7. Kap. Ueber das Lesen der Poeten auf Schulen. Zuerst werden die gewöhnlichen Einwürfe gegen das Lesen der Dichter auf Schulen gehoben; aber demohngeachtet sagt Hr. H. er glaube, (S. 180.) Dichter zu lesen gehöre nicht für Schüler, weil ein Lehrer schon genug zu thun habe, wenn er seine Untergebenen mit den Prosaisten hinlänglich bekant macht, und da ihnen diese immer noch schwer sind, so werden ihnen die Dichter, als schwerer, zu schwer seyn. Ihr Geschmak gewint wenig dabei. Solte es je geschehen, daß man Poeten läse, so müstens wenige Stunden die Woche seyn; und der Lehrer

müste die Schüler ganz in Ruhe lassen, und alles vorexpliciren und vorerklären. Hierbei sind wir des Hrn. V. Meinung in Absicht seiner angegebenen Methode nicht, können aber in diesem engen Raume unsre Gegengründe nicht ausführlich genug hersetzen.

III. Abschn. 1. Kap. Von der sokratischen Lehrmethode überhaupt. Das Wesen derselben besteht nicht in Frag' und Antwort; sondern in der innern Einrichtung seines Dialogs. Sokratis Fragen waren 1) leicht und deutlich; 2) eingerichtet, die Fähigkeiten seiner Schüler zu erforschen; 3) brachten sie nicht von außen Begriffe in die Seele, sondern entwickelten die, welche sie schon hatte, indem er ordentlich von einem Begriffe zum andern leitete. 4) Daß er aus allgemein anerkanten Sätzen die unvermerkt herleitete, die er zum Zwek hatte. Zum Beispiel dessen wird die Unterredung aus Xen. Mem. Soc. L. 3. c. 6. eingerükt, und hernach durch gute Anmerkungen erläutert. Hernach von der sokratischen Ironie, die hauptsächlich in weiser Verbergung seiner Absichten bestand.

2. Kap. Ueber die Vortheile der sokratischen Methode; S. 212. ff. Diese bestehen darin: 1) Daß sie leicht und faslich, folglich zum Unterricht der Jugend und des gemeinen Mannes am bequemsten ist. 2) Folgt darin allemal das Leichtere dem Schwereren. 3) Sie giebt Anleitung zum eignen Urtheilen. 4) Sie hat den einnehmenden Ton des vertraulichen Umgangs.

3. Kap. In wie fern ist die sokratische Lehrart zum Unterricht in den humanistischen Wissenschaften brauchbar? Eine wichtige und sehr verschieden von unsern jezigen Erziehungslehrern beantwortete Frage! Um so viel

mehr

mehr wollen wir sehen, wie der Hr. V. darüber urtheilt und sie beantwortet. Die sokratische Methode leitet (S. 241.) aus vorhandenen Begriffen neue als Folgen her. Das findet auf gewisse Weise auch bei Sprachen und Wörtern statt, indem man durch Hülfe der bekanten Muttersprache sich die unbekante bekant macht. Man müste also nach sokr. Art zuerst dem Schüler durchs Deutsche richtige bestimte Begriffe von den Sachen beibringen, und am Ende hinter her die fremden Wörter sagen, die sie ausdrücken. Daß man dies gemeiniglich umkehrt, das macht es den jungen Leuten sehr schwer. Auch in Absicht der Sachen wäre viel in den hum. W. auf sokratische Art zu erläutern. Wenn man z. B. schwere Stellen dadurch erläuterte, daß man sie umschriebe, und sonderlich die abstrakten Begriffe in concrete verwandelte; hernach einzelne Redensarten zergliederte, und den Grund der einzelnen Bedeutungen der Wörter angäbe; und endlich dann sie ästhetisch erläuterte. (Dies ist nun die rechte Art guter Schulmänner, dawider wir nichts haben, darin wir aber auch das eigentlich Sokratische nicht sehen). Der Schüler mus auch seinen Autor nicht blos verstehen, sondern auch durch geschikte Fragen dahin gebracht werden, daß er den Nachdruk und die Wahrheit der Gedanken fühlt, oder ihre Unrichtigkeit einsiehet. Denn der Lehrer mus nicht, wie auf Akademien immer fort reden, sondern seine Schüler anleiten, mit ihm zu denken, zu urtheilen u. s. f. welches nicht anders als durch gut eingerichtete Unterredungen geschehen kan, wo der Lehrer gleichsam mit den Schülern in eine Reihe trit. Ueber den Werth dieses lezten Punkts folgt S. 256. f. ein Gespräch eines Rectors mit seinen Kollegen, das sich ganz artig le-

sen läst. S. 294. f. komt in diesem Gespräch Hrn. H. Urtheil über das Basedowsche Educationswesen vor, darin wir mit ihm, weniges etwa ausgenommen, einig sind. S. 317. f. wird wieder die Geschichte der Erziehung der Kinder eines geschikten Landpredigers eingewebt, die sich mit Vergnügen lesen läst. Hernach wird wieder von dem philanthropischen Wesen gehandelt, und da kommen mancherlei eben nicht gut klingende ältere Nachrichten mit unter vor; von Toleranz und Religionsverbesserungen, u. s. f.

Ueberhaupt müssen wir sagen, daß wir in diesem Abschnitte, so mancherlei Gutes und Nüzliches auch darin steht, lange das nicht gefunden haben, was wir erwarteten. Der Unterricht von der Anwendung der sokratischen Methode ist nicht so vollständig und instruktiv, wie er seyn solte. Allein bei Lesung des zweiten Abschnits geriethen wir gleich, so wohl er uns auch sonst gefiel, auf die Muthmaßung, daß sich der Hr. V. hier die Materie präripiren würde; denn es komt in demselben vieles vor, und muste freilich vorkommen, was im dritten, nach dem gemachten Plane, noch einmal hätte wiederholt werden müssen. Die Schuld liegt also an der Oekonomie des Buchs. Wir rechnen das aber für keinen großen Fehler an. Uns hat diese Lektür sehr vergnügt und auch großentheils befriediget. Ohngeachtet wir nicht sagen können, viel neues gefunden zu haben; so müssen wir doch gestehen, sehr viel gutes und instruktives bei einander in einem warmen andringenden Vortrage gelesen zu haben. Angehenden Schullehrern, jungen Studierenden auf Akademien, und die der Akademie nahe sind, können wir das Buch empfehlen. Auch Väter, die zwar

Gelehrte

Gelehrte sind, deren Hauptsache aber die humanistischen Wissenschaften nicht sind, können es sehr nützen. Halten sie bei ihren Kindern Hauslehrer, so können sie es brauchen, diese daraus zu instruiren. Besuchen ihre Kinder öffentliche Schulen, so können sie es nutzen, darnach zu urtheilen, ob sie gut oder schlecht unterrichtet werden. — —

3 * 17.

## LXV.

Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht, in fünf Aufzügen.

Introite, nam & heic Dii sunt!

Apud Gellium.

Von Gotthold Ephraim Lessing. Mit Churfürstl. Sächsischem Privilegio. Berlin, bei Christian Friedrich Voß und Sohn, 1779. 240 Oktavseiten.

„Herrlich! herrlich!“ sprach der Sultan Saladin, als ihm Nathan die Geschichte mit dem Ring (S. 126.) erzählt hatte. Herrlich! herrlich! sprach das ganze Publikum, als es dieß vortrefliche Gedicht gelesen; die schwachköpfigten Hyperorthodoxen, und die verunglükten Theologen, die Reinharde in Bützow, die Tralleſſe in Breslau ꝛc. abgerechnet, deren Stimmen

aber bekantlich schon längst Nul sind. Nathan der Weise würde in der That, wenn auch kein Teller, kein Basedow ꝛc. über Toleranz und Gewissensfreiheit geschrieben hätte, das bleibendeste Denkmal von den Fortschritten unsers Zeitalters in der Kentnis des wahren Gehalts unsrer und andrer Religionen, und von der aus diesen Einsichten fließenden Verträglichkeit, das bleibendeste Denkmal von der Freimüthigkeit im Untersuchen und Prüfen solcher Gegenstände seyn, die die vorigen Jahrhunderte in ein undurchdringliches Dunkel von Göttlichkeit eingehüllt hatten. Gesegnet seyen die würdigen Bürger unsres Vaterlandes, die diesen Schleier weghuben; sie thaten es mit zitternder Hand. Wehe dem, der nun nicht mit Muth und Entschlossenheit eingeht ins Heiligthum der aufgedekten Wahrheit!

Herrn Lessing's festgegründeter Ruhm bedarf unsrer Unterstützung nicht. Man weis, daß, wenn von scharfsinnigem Räsonnement, von philosophischem Tiefblik, von neuen Aussichten ins Reich der Wahrheit die Rede ist, Niemand diesem einzigen Mann gleichkömt, der so durchaus kalte Vernunft walten und arbeiten läst, ohne sich je vom Limbus, den die Imagination um die Dinge zu werfen pflegt, irre führen zu lassen. Dies sind Lessing's große Vorzüge, die in keinem seiner Stüke, am wenigsten im Nathan, verkant werden können. So viel praktische Wahrheiten in ihrer nakten Gestalt; so viel Philosophie des Lebens, wird man nicht leicht in irgend einem der Unterhaltung gewidmeten Werk beisammen finden. Jede Seite liefert dergleichen Stellen in Menge; Proben wird keiner unserer Leser von uns fordern.

Aber

Aber das Kabinetsstük (Dritter Aufzug. Fünfter bis siebenter Auftrit. S. 117. u. f.) verdient in jedem litterarischen Archiv aufbewahrt zu werden. Ihm sey auch in unsrer Bibliothek ein Plaz gegönt; er wird gewis keinem würdigern Stük geraubt.

Saladin.

— — — — — — Da du nun
So weise bist: so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Gesez
Hat dir am meisten eingeleuchtet?

Nathan.

Sultan
Ich bin ein Jud.

Saladin.

Und ich ein Muselmann,
Der Christ ist zwischen uns. — Von diesen drei
Religionen kan doch eine nur
Die wahre seyn. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufal der Geburt
Ihn hingeworfen: oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.
Wolan! so theile deine Einsicht mir
Dann mit. Las mich die Gründe hören, denen
Ich selber nachzugrübeln, nicht die Zeit
Gehabt. Las mich die Wahl, die diese Gründe
Bestimt, — versteht sich, im Vertrauen — wissen,
Damit ich sie zu meiner mache. — Wie?
Du stuzest? wägst mich mit dem Auge? — Kan

Wol seyn, daß ich der erste Sultan bin,
Der eine solche Grille hat, die mich
Doch eines Sultans eben nicht so ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder wilst du einen Augenblik,
Dich zu bedenken? Gut; ich geb' ihn dir. —
— — — — — — — — —
— — — — — — — Denk nach!
Geschwind denk nach! Ich säume nicht, zurük
Zu kommen.

## Sechster Auftritt.

### Nathan allein.

Hm! Hm! — wunderlich! — Wie ist
Mir denn? — Was wil der Sultan? was? — Ich bin
Auf Geld gefaßt; und er wil — Wahrheit. Wahrheit!
Und wil sie so, — so baar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das gienge noch! Allein so neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man aufs Bret
Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht!
Wie Geld in Sak, so striche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer ist denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Solt' er auch wol
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fodern? — Zwar
Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —

Zu klein? — Was für einem Großen denn
Zu klein? — Gewis, gewis: er stürzte mit
Der Thüre so ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erst, wenn man als Freund sich naht. — Ich mus
Behutsam gehn! — Und wie? wie das? — So ganz
Stokjude seyn zu wollen, geht schon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft er mich nur fragen,
Warum kein Muselmann? — Das war's! Das kan
Mich retten! — Nicht die Kinder blos, speißt man
Mit Mährchen ab. — Er kömt. Er komme nur!

## Siebender Auftritt.

### Saladin und Nathan.

**Saladin.**

(So ist das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geschwind zurük? Du bist zu Stande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun so rede!
Es hört uns keine Seele.

**Nathan.**

Möcht auch doch
Die ganze Welt uns hören.

**Saladin.**

So gewis
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verheelen! für sie alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!.

Nathan.

Ja! ja! wenns nöthig ist und nüzt.

Saladin.

Von nun

An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbesserer der Welt und des Gesetzes,
Mit Recht zu führen.

Nathan.

Traun, ein schöner Titel!
Doch, Sultan, eh ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubst du wol, dir ein Geschichtchen zu
Erzählen?

Saladin.

Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.

Ja, gut erzählen, das ist nun
Wol eben meine Sache nicht.

Saladin.

Schon wieder
So stolz bescheiden? Mach! erzähl', erzähle!

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschäzbarem Werth'
Aus lieber Hand besas. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott

Und

Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger lies; und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nemlich so. Er lies den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und sezte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sey; und stets der Liebste
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh mich, Sultan.

**Saladin.**

Ich versteh dich. Weiter!

**Nathan.**

So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen;
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald, bald dieser, bald
Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergiessend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das gieng nun so, so lang es gieng. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater

Kömt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestelt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heist, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kan selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondere;
Giebt jedem insbesondere seinen Segen, —
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?

Saladin.

(Der sich betroffen von ihm gewandt.)

Ich hör! ich höre! — Kom mit deinem Mährchen
Nur bald zu Ende, — Wirds?

Nathan.

Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kömt ein jeder
Mit seinem Ring', und jeder wil der Fürst
Des Hauses seyn. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —

(nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)

Fast so erweislich, als
Uns jezt — der rechte Glaube.

Saladin.

Wie? das soll
Die Antwort seyn auf meine Frage?

Nathan.

Sol
Mich blos entschuldigen, wenn ich die Ringe,
Mir nicht getrau zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen lies,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genant, doch wol zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis und Trank!

Nathan.

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert? — Und
Geschichte mus doch wol allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch den Seinen?
Doch deren Blut wir sind? Doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kan ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt. —
Kan ich von dir verlangen, daß du deine

Vor-

Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das nehmliche gilt von den Christen. Nicht? —

Saladin.

(Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich mus verstummen.)

Nathan.

Las auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! — Nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheurte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen seyn; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass', eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sey, des falschen Spiels
Beziehen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen; sich schon rächen.

Saladin.

Und nun der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

Nathan.

Der Richter sprach: Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schaft, so weis' ich euch

Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröfne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besizt die Wunderkraft, beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das mus
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt!
Die Ringe wirken nur zurük? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seyd ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht ächt. Der ächte Ring
Vermuthlich gieng verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, lies der Vater
Die drei für einen machen.

**Saladin.**

Herrlich! Herrlich!

**Nathan.**

Und also; fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den ächten. — Möglich; daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewis;

Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünſtigen. — Wolan!
Es eifre jeder ſeiner unbeſtochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es ſtrebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tauſend tauſend Jahre,
Sie wiederum vor dieſen Stuhl. Da wird
Ein weiſrer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen,
Als ich; und ſprechen. Geht! — So ſagte der
Beſcheidne Richter.

Dieſe Stelle iſt wie viel, wie vieles werth! Solte irgend einer unſrer Leſer den Nathan noch nicht geleſen haben: ſo ſol er uns gewis Dank dafür wiſſen, daß wir ihn, durch die Einrückung dieſes Kernſpruchs, dergleichen der Verfaſſer, mit einer rühmlichen Freigebigkeit, reichlich genug in ſein Gedicht eingewebt hat, zu dieſer ſo unterhaltenden und lehrreichen Lektüre angelokt und aufgefordert haben.

365.

## LXVI.

## LXVI.

**Praktiſche Anweiſung zur Diplomatik und zu einer guten Einrichtung der Archive. Aus dem Franzöſiſchen der Herren le Moine und Battenеy. In antiquis enunciativa verba probant. 1776. 220 Seiten. Supplement der praktiſchen Anweiſung u. ſ. w. 1777. 60 Seiten, nebſt 52 Kupfertafeln. Quart. Nürnberg bei Raſpe.**

Weil wir es für Pflicht halten, unſre Leſer auf dis Werk aufmerkſam zu machen, ſo haben wir es lieber etwas ſpät anzeigen, als ganz mit Stilſchweigen übergehen wollen. Ob es gleich hauptſächlich von Kloſter-Archiven abſtrahiret, und denjenigen, welche dergleichen unter Aufſicht haben, zunächſt beſtimt zu ſein ſcheinet, ſo iſt es doch allen Archivbedienten brauchbar, ſelbſt wenn ſie das bekante Werk der Benedictiner beſitzen, und noch mehr, wenn ſie dieſes nicht haben, welches denn ſeiner Koſtbarkeit wegen wol manchen fehlen dürfte. Die gegenwärtige Anweiſung iſt in 16 Kapitel eingetheilet. Das erſte handelt von den Eigenſchaften eines Archivarius und der Leſung der Documente; das zweite von der nöthigen Vorſicht, um ſeine Geſundheit in den Archiven zu erhalten; das dritte von hiſtoriſchen Anmerkungen. Lauter wahre, aber bekante und algemeine Sachen. Von

dem Archivar wird doch vielleicht zu viel gefodert; wenigstens dürfte man in praxi nur selten alle hier verlangte Eigenschaften in Einem Subject verbunden antreffen. Aber die Regel mus freilich streng sein; Ausnahmen kan man immer nach Zeit und Umständen zulassen. Dagegen ist hier übergangen, was von Seiten der Regierung beobachtet werden mus, wenn sie Leute von der Art, wie sie hier beschrieben sind, und die gewis nicht gar häufig gefunden werden, zu Archivarien haben wil. Herr Spieß hat dis in seinem schäzbaren Tractätchen: Von Archiven einleuchtend gezeiget. IV Kapitel: Von den fehlerhaften Plans. (Planen.) „Der Archivarius mus einen Plan formiren, der in der Anlage genau, in der Ausführung leicht, und in den Folgen richtig ist.“ Hierauf wird von unterschiedlichen fehlerhaften Planen geredet, und dann im nächsten Kapitel folgender Plan zum Muster aufgestellet: Erste Operation. Das ganze Archiv in verschiedene Schränke eintheilen, nach den Herrlichkeiten, Aemtern, Personaten, Dignitäten, Beneficien ꝛc. Zweite Operation. Jeden dieser Schränke nach Schachteln oder Kästen abermal eintheilen, welche die Fascikel der Dokumente enthalten, die nach ihrer Benennung unter sieben Classen geordnet werden: 1) hohe und nüzliche Rechte, Zwangsrecht ꝛc. 2) Domänenrechte; Felder, Wiesen, Mühlen, Teich ꝛc. 3) Einkünfte; in Geld oder in Körnern. 4) Kirche; Uebertragung der Pfarrei, Zehnten, Verbesserungen und Auszierungen der Kirche ꝛc. 5) Wasser und Forste; Waldung, Jagd ꝛc. 6) Gemeinheit; Processe mit den Einwohnern, wegen ungewisser Viehweiden,

wegen

wegen der Gränzen der Landschaft ꝛc. 7) Lehenssachen; die Lehenspflichten und Verzeichnisse an den Unterlehnsherrn, die Verpflichtungen an den Oberlehnsherrn. — Die Lehenbücher werden allein gelegt, weil sie in keinen Faseikel gebracht werden können, und zwar in Fächer, welche unten in dem Schrank ausdrüklich dazu gemacht worden; und wenn man verschiedene hat, so wird ein eigener Schrank dazu verfertiget. Dritte Operation. Die Documente eines jeden Kasten auseinander legen und ihnen eine gleiche Größe geben, die Jahrzahl außen anzeigen und sie nach der Zeitordnung legen. Vierte Operation. Den eigentlichen Inhalt eines jeden Documents auf einzelnen Papieren zergliedern; die vornehmsten Verträge, welche für die Zukunft ein Gesez sind; die Gränzen der darin verzeichneten Grundstücke, und alle darin befindliche wichtige Clauseln. Fünfte Operation. Diese Auszüge rein schreiben, mit einer deutlichen Schrift, auf großes Papier, zu Ende eines jeden Faseikels Raum lassen, damit die ins Archiv hinzukommenden neuen Documente hinzugesezt werden können. Sechste Operation. Das Inventarium mit einem alphabetischen Register endigen, damit man mit Einem Blicke die allgemeinen und besonderen Rechte, welche in den Documenten enthalten sind, übersehen könne. Es komt also bei diesem Plan auf die sechs Stücke an: 1) auf die Haupteintheilung der Documente. 2) Auf die Untereintheilung eben dieser Documente. 3) Auf das Datiren und Auseinanderlegen der Documente. 4) Auf die Auszüge auf einzelnen Papieren. 5) Auf das Mundiren des Inventarium. 6) Auf die alphabetische Ta-

helle des Inventarium. Die nächstfolgenden 8 Kapitel sind der nähern Erörterung dieser Dinge gewidmet. Wir haben wider den Plan nichts, können aber nicht unangemerkt lassen, daß manchmal Lokalumstände, oder gewisse besondere Zwecke Abweichungen nothwendig machen; und wir sind der Meinung, welche die Verfasser selbst an einer andern Stelle äußern: „Alle Plane sind gut, wenn nur der Geist der Ordnung darin herschet.“ Die Verfasser sind übrigens für Schränke und Schiebladen. Allerdings haben solche ihre Vortheile, aber auch, wenn sie nicht mit großer Vorsicht gemacht sind, beträchtliche Unbequemlichkeiten; so daß Recensent noch zweifelhaft ist, ob nicht mit gehörigen Rubriken versehene Fächer vielleicht den Vorzug verdienen für alle Schriften, welche außer den Originalurkunden in Archiven aufbehalten werden. Originalurkunden mus man freilich in Schränken, die verschlossen werden können, aufbewahren. Zwar haben auch die Fächer, wie hier ganz richtig angemerkt wird, ihre Unbequemlichkeiten; nur fragt sichs, welche von beiden die größeren sind, und welchen man am leichtesten vorbauen kan. — — Wenigstens solten, wenn Alles in Schränken verwahret wird, die Schränke sowol als die Schiebladen nicht zu hoch, und leztere zugleich nicht zu tief oder zu lang sein, wie das bisweilen der Fal ist; die Inkonvenienzen hievon sind augenscheinlich. Auch wär es außer Streit besser, wenn man den Vorschlag der Verfasser befolgte, und zwischen den Schränken und Mauern Raum ließe, damit sowol die Feuchtigkeit nicht so sehr auf das Holz wirken, als auch zuweilen hinter den Schränken nachgesehen werden könte, ob die

In-

Insekten nicht etwa das Holz durchfressen. Diesen Raum aber, wie hier gesagt wird, zu Fächern zu nutzen, in welchen allerlei Papiere aufbewahret würden, wäre wol manchmal zu mislich. — Daß man beim Durchlesen der Documente zur Erleichterung des Auszugmachens alle merkwürdige Wörter im Documente selbst unterstreiche und sie am Rande mit *hic* bemerke, möchten wir doch nicht anrathen; man hat schon andre Mittel sich zu helfen. Auch stimt dieser Vorschlag nicht völlig überein mit demjenigen, was die VV. hernach selbst behaupten und welchem wir unsern ganzen Beifal geben. Man sol nämlich „niemals, unter welchem Vorwand es auch sei, auf die Documente schreiben.“ — Wenn es S. 48 heist: „Der unversöhnliche Has, welchen die Protestanten gegen den Mönchenstand gefast hatten, und absonderlich das Interesse verursachten, daß sie wider alle alte Monumente predigten, weil sie wider ihre Grundsätze waren. — Dis ist der Ursprung der Klosterfabriken, in welchen falsche Urkunden gemacht werden, Fabriken, welche man überal zu finden glaubt, und doch nirgends zeigen kan“; so mus man dis dem Religionseifer der VV. zu Gute halten. Die Sache an sich läst sich wol nicht läugnen, ob wir gleich zugeben, daß man in dem Verdachte zu weit könne gegangen sein. Folgende 7 bis 8 Kenzeichen, um wahre Documente von falschen zu unterscheiden, werden hier angegeben: die Materie, worauf die Diplomen geschrieben wurden; die Instrumente, mit welchen man schrieb; die verschiedenen Arten oder Gattungen des Schreibens; die an den Documenten hangenden Sigille; die Unterzeichnungen der Notarien, der Par-

theien und der Zeugen, welche lange mit den Sigillen vereint waren, nach der Zeit aber darauf gefolgt sind; die Schreibart bei öffentlichen und Privatdocumenten, welche vom 10ten bis ins 16te Jahrhundert immer in gewissen Zeitpunkten verschieden ist; die Formeln, welcher die Notarien sich bedienten, um ihre Acten zu bestätigen. Die fünf ersteren sind äußere Kenzeichen; sie machen nämlich nicht das Wesen der Urkunde aus, sondern nur unterscheidende und nöthige, nicht aber wesentliche Eigenschaften. Die beiden übrigen pflegt man innere Kenzeichen zu nennen. Sie sind der Urkunde wesentlich und befinden sich sowol in Copien, als Originalen. Man kan diesen Kenzeichen noch die Data hinzufügen; auch gibt es noch manche andre Merkmale, wodurch der Betrug verrathen wird. Von allen diesen Dingen wird gut und ziemlich volständig gehandelt. Was die Verfasser S. 57. 58 von den Diplomen und Urkunden aus dem 10ten und eilften Jahrhundert sagen, ist zwar sehr oft wahr, aber nicht immer. — Im XIVten Kapitel wird in 5 Sectionen von abgeschriebenen Documenten, Verzeichnissen, Rechnungen, Saalbüchern ꝛc. und im XVten in 8 Sectionen getheilten von den Planen zur Anordnung verschiedener Archive geredet, welche Plane nichts anders sind, als die beiden ersten Operationen. Das XVIte Kapitel endlich enthält in 9 Sectionen Geheimnisse, Bemerkungen und andere die Archive betreffende Sachen. Von S. 193 an bis zu Ende sind Formulare von Urkunden des 12ten, 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts angehängt. Freilich trokne, aber jedem, der mit archivalischen Arbeiten zu

thun

thun hat, nothwendige und gleichwol bei aller Trockenheit von einer gewissen Seite angenehme Sachen. — Nun noch ein Paar Worte vom Supplementbande. Er enthält I. Formulare zu verschiedenen Inventarien. Sie dienen zur bessern Uebersicht der in der Anweisung ꝛc. selbst enthaltenen Materien und können als das Resultat von den im ganzen Werke aufgestelleten Grundsätzen betrachtet werden. II. Copien alter Urkunden, die in den 11 lezteren Kupferplatten abgebildet sind. III. Auf 52 Kupfertafeln a) die Alphabete des 9ten bis incluf. 17ten Jahrhunderts, b) die Abbreviaturen des 9ten bis incl. 16ten Jahrhunderts. Diese Alphabete und Abkürzungen sind ziemlich genau und vollständig vorgestellet, ob sie gleich noch Zusätze leiden, wie jedem in die Augen fallen wird, der nur eine mäßige Anzahl von Urkunden gelesen hat. c) Urkunden des 9ten bis 17ten Jahrhunderts. d) Schriften der 7 leztern Jahrhunderte. e) Jahrzahlen jedes Jahrhunderts. Mit der Uebersetzung kan man, einige Provinzialismen abgerechnet, ziemlich zufrieden sein, so viel sich ohne eine Vergleichung mit der Urschrift urtheilen läst. Nur hätten die bisweilen den Sin verstellenden Drukfehler nicht sollen unangezeigt bleiben.

188.

## LXVII.

Europäisches Genealogisches Handbuch, in welchem die neuesten Nachrichten von allen Häu-

ſern jeztregierender Europäiſchen Kaiſer und Könige, und aller geiſt- und weltlichen Chur- und Fürſten, wie auch Grafen des heil. röm. Reichs, imgleichen von den Cardinälen, Mitgliedern der Ritterorden, auch Dom- und Capitularherren der Erz- und Hochſtifter in Deutſchland, befindlich, nebſt einer zuverläſſigen Beſchreibung aller jetzigen Kaiſerl. Königl. und Churfürſtl. Hof- Civil- und Militair-Etats, der Reichstagsverſamlung in Regensburg und des Cammergerichts zu Wezlar, des Hofgerichts zu Rothweil, der an den Europäiſchen Höfen dermalen anweſenden Geſandten und Miniſter, wie auch der unmittelbaren Reichsritterſchaft, ausgefertiget von Gottlob Friedrich Krebel. Leipzig, in Gleditſchens Handlung 1780. II Theile, zuſammen 2 Alphabet 7 Bogen gr. 8.

---

Der weitläuftige Titel zeigt ſchon, was man in dieſem mühſamen und empfehlenswürdigen Werke zu ſuchen habe. Der ſel. Spieß legte den erſten Grund zu demſelben, der im Jahr 1773 verſtorbene Magiſter Schumann brachte es zu größerer Volkommenheit. Seitdem Herr Krebel die Ausarbeitung deſſelben übernommen, hat er ſich rühmlichſt bemühet, ihm die möglichſte Richtigkeit zu verſchaffen und es inſonderheit zu ſtatiſtiſchem Gebrauche immer vortheilhafter einzurichten. Wirklich hat es durch ſeinen Fleis beträchtlich gewonnen. In der gegenwärtigen Ausga-

be

he sind wiederum einige gräfliche Häuser, von welchen seit verschiedenen Jahren keine Verbesserungen zu erlangen gewesen, weggeblieben; dagegen erscheinen die Geschlechter der Grafen von Gallenberg, Polheim, Rogendorf und Schallenberg zum ersten male. Die weggelassenen Familien erhalten ihre vorige Stelle wieder, so bald hinlängliche Nachrichten von ihnen eingehen, wie dies mal mit den Grafen von Bassewitz, Holstein und Marschall geschehen ist. Niemand wird übrigens die allergenaueste Volständigkeit und Richtigkeit in einem Werke fodern, das seiner Natur nach alle Jahre, ja alle Monate und öfter, Zusätzen und Veränderungen unterworfen ist. So finden wir z. B. die ältere Schwester des jezt regierenden Grafen zu Stolberg-Wernigerode Augusta Friderica noch als Witwe angegeben. Sie hat sich aber vor einigen Jahren zum dritten male vermählet mit dem ehmaligen Leibmedico des Fürsten von Anhalt-Pleß, Herrn Wendt, welcher, wo wir nicht irren, jezt Professor zu Erlangen ist.

## LXVIII.

Claudii Aeliani Varia Historia & Fragmenta cum integro Commentario Jacobi Perizonii aliorumque virorum doctorum notis, Gronouiana nondum comprehensis editione. curauit editionem, indicemque græcitatis adjecit Carolus Gottlob Kuehn. Lipsiæ

siæ apud Svickertum 1780. Tomus I. 27 Bogen. Tomus II. 28 Bogen gr. 8.

---

Der Titul sagt beinahe alles, was wir von diesem neuen Druk des Aelian sagen können. Der Text, den Perizonius hatte, ist beibehalten, und dessen ganzer Commentar demselben beigefügt. Die lateinische Uebersezung aber ist weggeblieben, womit wir sehr wol zufrieden sind. Herr Kühn hat vielen Fleis darauf verwandt, die zerstreuten Anmerkungen der Kritiker aus den Miscellaneis observatt, und andern Schriften dieser Art zu sammeln, und sie dem Kommentar des Perizonius beizufügen. Manchmal ist er hierin etwas zu mikrologisch gewesen; man sieht es ihm zu sehr an, daß er gerne recht viel bei dem Buche thun, und sich eignes Verdienst dabei erwerben wolte. Der Index der Græcitæ ist brauchbar.

70.

## LXIX.

Bibliotheca critica Volumen primum. Amstelodami apud Petrum den Hengst. 1779. 1 Alph. 13 B. gr. 8.

---

Dieser Band, der vermuthlich den folgenden zur Regel dienen wird, besteht aus 4 partibus oder Stü-

Stücken, und ist sich so wenig selbst gleich, daß man zwischen dem ersten und vierten Stük eine sichtbare Veränderung, und zwar nicht blos in Ansehung der äußern Einrichtung, sondern auch des Tons selbst, kurz daß man eine würkliche Abnahme der angespanten Kräfte gewahr wird. Im ersten Stük findet man keine kurze Anzeigen, hingegen wenige ausführliche Recensionen, großentheils von Hauptbüchern, die sich durch Gründlichkeit, durch einleuchtende Gründlichkeit auszeichnen; wie die von Ernestis Cicero, von Bryants System of Ancient Mythology, von Kennicotts A. T. und Ruhnkens Dissert. de vita & scriptis Longini. Hin und wieder bemerkt man nur etwas Animosität, wie in der Recension von Platos 2 Dialogen von Fischer herausgegeben. Das zweite Stük enthält ebenfals nur eine kleine Anzahl von Recensionen, darunter viele, oder die mehresten, denen im ersten Stük an Gründlichkeit gleich kommen. Wir rechnen hieher die Fortsetzung der Recension von Ernestis Cicero, die von Bodens Achilles Tatius, Michaelis Abulfeda, und Brunks Anthologie. Außerdem sind angezeigt und beurtheilt Phalaridis epistolæ von Lennep und Valkenaer, Epiktet von Heyne, Dissertatio de Babrio und Examen critique des Anciens Historiens d' Alexandre le grand. Michaelis und Heyne kontrastiren hier ziemlich gegen einander. Von Michaelis heist es, seine Vielschreiberei mache, daß er schlecht schreibe, wenn er sich mit der Kritik abgeben wolle, so sähen Verständige leicht, daß er in dieser Beschäftigung nicht glüklich sei. Seiner Gelehrsamkeit mangle es an der Gründlichkeit, er habe nicht genug gelesen,

und

und die Grammatik nicht genug inne, um den Kritiker machen zu können. In seinen Noten sei nicht wenig seichtes, und was dergleichen mehr ist. Das dritte Stük enthält nur drei ausführliche Recensionen, nemlich von Ernestis Cicero, Toups Longin, und Heynens Tibull, zwar noch immer schön, aber doch glaubte Recensent schon einige Abnahme der ersten Gründlichkeit zu bemerken. Bei diesem Stük ist der Anfang mit kürzern Anzeigen gemacht, um für mehrers, was im Felde der Philologie erscheint, Raum zu schaffen. Diese kurzen Anzeigen enthalten 26 Artikel, worunter 4 den Herrn Schneider, 5 aber den Herrn Matthäi betreffen.

Das vierte Stük enthält eine treffliche Recension vom Musgravischen Euripides. In der folgenden von Ruhnkens Vellejus Paterkulus bemerkt man zu viel Assentation, auch in der von Villoisons Longus vermißt man oft die Gründlichkeit, und dem Franzosen wird mehr Weihrauch gestreut, als ihm gebührt. Nur das kan ihm der Recensent nicht vergeben, daß er mancher Männer in Ehren gedenkt, die die Herren in Holland nicht kennen, und eben deswegen, weil diese Unglüklichen nicht die Ehre haben von ihnen gekant zu werden, oder in Holland zu leben, verachten. Einmal solte nun das Maas überschritten werden, was also Villoison über Verdienst war gelobt worden, das muste Jani wieder einbüßen, mit dem sie unbarmherzig und grob verfahren. Hier merkt man nicht die geringste Schonung, sondern alle kleine Fehler werden mit der grösten Bitterkeit und heftigen Affekt aufgedekt,

delt, mehrentheils in Ausdrücken, deren sich Jakob Gronov und andre seines Gleichen nicht schämen dürfen. Jede unschuldige Exclamation wird ihm zur grösten Sünde gemacht. Die übrigen in diesem Stücke enthaltenen Recensionen, sind von Larchers französischer Uebersetzung des Xenophon de exped. Cyri, von Oudendorps Frontin, Brunks Anakreon, und Schellers præceptis stili bene latini, welche sich sämtlich nicht über das Mittelmäßige erheben. Die kurzen Nachrichten enthalten in diesem Stük 9 Artikel, denen man es gröstentheils ansieht, daß die Verfasser nur drei Blicke in die Vorrede, und einen in das Buch gethan.

70.

## LXX.

Immanuel Joh. Gerh. Schellers ausführliche lateinische Sprachlehre, oder sogenante Grammatik. Leipzig 1779 bei Fritsch, 2 Alphab. 5 Bogen gr. 8.

Diese Grammatik, welche sich fast von allen vorhandenen durch Richtigkeit und einen guten philosophischen Vortrag auszeichnet, und deren Gebrauch dem Geübtern nicht weniger nüzlich und angenehm sein wird als dem Anfänger, ist, wie es die Natur der Sache erfordert, in zween Haupttheile ein-

ge-

getheilt. Im ersten wird von den einzelen Worten, und im zweiten von der Verbindung derselben gehandelt. Der erste Theil enthält vier Kapitel, in deren erstem von der richtigen Aussprache der Wörter, im zweiten von ihrer Rechtschreibung, im dritten von den acht Hauptgattungen der lateinischen Wörter, oder sogenanten partibus orationis, und endlich im vierten von den Bedeutungen der Wörter gehandelt wird. Der zweite Theil besteht aus acht Kapiteln, folgenden Inhalts: 1) von der Rection, 2) von der Zusammenfügung der Wörter in Ansehung der Rangordnung, 3) in Ansehung des Numerus, (ein paar vorzüglich wichtige Kapitel, worin viel nicht Gemeines und überaus Nüzliches gesagt wird, das den lernbegierigen Jüngling, der hiemit eine fleißige Lectüre verbindet, am leichtesten zu einem guten und richtigen Stil führen kan.) 4) In Ansehung der Verbindung, 5) der Abwechselung, 6) des Ueberflusses, und 7) der Kürze. Im achten Kapitel endlich wird die Lehre vom Versbau vorgetragen. Noch ist ein Anhang beigefügt, welcher 1) einige Sonderbarkeiten der Alten, 2) Verse, aus denen der Unterschied einiger Wörter zu lernen, 3) etwas vom römischen Kalender, und 4) lateinische Aufsätze, zur Uebung für Anfänger enthält. In Ansehung der Aussprache, ist Herr Scheller ebenfals der Meinung, daß die Römer das c wie k ausgesprochen haben, auch vor e und i, wovon wir schon bei einer andern Gelegenheit geredet haben.

70.

LXXI.

## LXXI.

Christiani Godofredi Schütz Eloqu. & Poes. Prof. Publ. Ord. Commentationum in Aeschyli Tragœdiam, quæ inscripta est Agamemnon, libellus primus. Jenæ apud Fickelscherrium 1780. 11 Bogen in 4.

Der Herr Prof. hat sein Antrits-Programm und seine pro loco gehaltene Disputation zusammendrucken lassen, woraus dieser libellus erwachsen ist. Er hat damit den Freunden der alten Litteratur einen angenehmen Dienst erzeigt, weil sonst dergleichen akademische Schriften selten außer dem Ort ihrer Geburt zu haben sind, und diese es gleichwol vorzüglich verdienen von mehrern gelesen zu werden. Nicht allein können sie dem angehenden Kritiker den richtigen Weg zeigen, den er zu betreten hat, sowol bei der Wortkritik als bei der Auslegung, und ihm in Ansehung beider einen guten Geschmak beibringen; sondern sie werden auch dem geübtern Leser des Aeschylus über viele dunkle Stellen ein Licht verbreiten, was ihm angenehm sein wird, zumal da nicht allein der ganze Aeschylus, sondern auch besonders dies Stük, worüber Herr Schütz commentirt, außerordentlich viel eigenthümliche Dunkelheit hat. Sehr gut ist v. 10 und 11. — ὧδε γὰρ κρατεῖν γυναικὸς ἀνδρόβουλον ἐλπίζω κέαρ erklärt; welches fast alle vorigen Ausleger falsch erklärt

hatten. Ein gleiches müssen wir von den folgenden Versen sagen. V. 108. ist das ἄιων richtig in ἄδων verwandelt, welches allein die Dunkelheit heben kan. In der folgenden Epode sind wieder drei wichtige Verbesserungen, wovon besonders die erstere λέοντων für ὄντων unwidersprechlich richtig ist. Auch in den folgenden antistrophischen Gesängen des Chors hat uns das τεν' ὃς εἰκάσαι für προσοικέσαι, welches wider Metrum und Sin ist, gefallen; hingegen finden wir die Veränderung des ἐπισαθμώμενος in den Genitivus nicht so nöthig. Es braucht nicht eben auf Διὸς zu gehn, sondern giebt einen eben so guten Sin, wenn es zu ἐκ ἔχω gezogen wird. Doch wir begnügen uns, diese Schrift und ihren Werth bekant gemacht zu haben, und ziehen nicht mehr Beispiele heraus: nur müssen wir noch den Wunsch äußern, den sie recht lebhaft in uns erregt hat, daß es dem Herrn Verf. gefallen möchte, uns bald mit einer Ausgabe des ganzen Aeschylus, mit einem solchen Commentar versehen, beschenken möge.

70.

## LXXII.

**Bemerkungen der Kuhrpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft. Lautern im Verlag der Gesellschaft. 1779. 8. von den Jahren 1775. S. 290. 1776. mit einer Kupfertafel, S. 371. 1777. gleichfals mit einer Kupfertafel, S. 312. 1778. S. 380.**

Die

Die Abhandlungen von dem Jahre 1775 sind großentheils von Hrn. Pr. Suckow. In der ersten derselbigen sucht er die Wirksamkeit des Gipses in der Beförderung der Fruchtbarkeit der Gewächse zu erklären. Zuerst die Geschichte seines landwirthschaftlichen Gebrauchs, mehrere glükliche Beispiele aus der Pfalz, und die Art, wie er in diesem Lande gebraucht wird. Roh und gemahlen wird er in feuchten Frühlings- und Herbsttagen auf die Felder, nicht auf Getraidefelder, ausgestreut, die übrigens noch gedüngt werden; wenn er gebrant wird, so mus es nur so weit gehn, daß er zu zerfallen anfängt. Denn die verschiedene Arten des Gipses, seine Bestandtheile nach bekanten richtigen Grundsätzen, wobei zugleich einige Vorurtheile vieler in der Mineralogie und Chemie gar zu fremder Landwirthe, auch Meinungen großer Chemisten wider den Gebrauch des Gipses, widerlegt werden. Den Gips fand Hr. S. vorzüglich gut in schweren Thonboden, aber auch auf leichten Sandfeldern nüzlich. Säuren seien überhaupt genommen für die Gewächse nicht so schädlich, es komme auf ihre Verbindung an. Klee und Korn sah Hr. S. unter gleichen Umständen in Gips, womit er einen Topf angefült hatte, viel geschwinder aufgehn und wachsen, als in gemeiner Erde. Der Gips löst sich viel zu langsam und in zu geringer Menge in Wasser auf, als daß man seine Wirkung davon ableiten könte, auch beförderte er in einem Versuche des Hrn. S. den Wachsthum des Klees ungemein, ob er gleich beständig mit Wasser begossen wurde, ohne sich zu ändern, auch beförderte er die Vermischung der Oele mit Wasser nicht. Die Eigenschaft, eine Menge

Feuchtigkeit in sich zu nehmen, und solche zu erhalten, macht den Gips vorzüglich nüzlich. Doch kennen wir Erfahrungen, wo man von seinem Gebrauche in nassen sumpfigen Feldern auch Nutzen gespürt hat. Das Vieh fresse ihn roh ohne Schaden. Auf diese folgen Beobachtungen über den Flachsbau, von C. L. Fliesen. Die pfälzische Oberämter Neustadt, Germersheim und Simmern erlösen allein mehr von dem Leinsaamen, als sie bei dem Mangel an Kleebau von einem gleichen Felde durch den Getraidebau zu gewinnen hoffen können. Statt alle Jahre ausländischen Saamen zu verschreiben, räth Hr. F. an, alle Jahre den inländischen auf eine andere Art Boden, z. B. aus dem steifen und schweren, in den leichten und so umgekehrt zu säen (doch ist nicht jeder Boden dem Flachsbau vortheilhaft) auch glaubt er, daß der lange Spätlein, wenn er gehörig geröstet und gekiopfe und geschikt gehechelt wird, so zart und rein als der kurze Flachs werden würde. Ueberhaupt ist die vortheilhafteste Art, den Flachs zu bauen, zu gewinnen und zu verarbeiten, hier sehr genau und gut beschrieben; auch berechnet, daß man mit einer Ausgabe von 38 fl. 25 kr. wol 102 fl. 40 kr. gewinnen könne.

Hr. Suckow handelt von verschiedenen Fehlern der bürgerlichen Baukunst. Man sieht dem V. allenthalben eigene Erfahrung und Bekantschaft mit den besten alten und neuen Schriften in seinem Fache an. Oeffentliche Gebäude, sagt er, können nie zu dauerhaft gemacht werden; aber Privatwohnungen werden nur gar zu oft zum Nachtheil des Staats und der Familie zu stark erbaut. Die Gründe, die er dafür anführt, sind so einleuchtend, und aus der täglichen und auf Berechnungen gegründe-

ten

ten Erfahrung unsrer Zeiten entlehnt, daß man ihm beistimmen mus. Hölzerne Gebäude sind überdies der Gesundheit vortheilhafter als steinerne, und der Feuersgefahr nicht mehr ausgesezt als steinerne, besonders wenn man die neuerlich empfohlne Kunstgriffe gebraucht. Dann tadelt Hr. S. die schlechte Wahl der Bausteine, wo oft ein einiger fehlerhafter an einem gefährlichen Orte dem ganzen Gebäude den großen Nachtheil bringt, und der Bakſteine, die oft aus schlechtem Thon schlecht gebrant und schlecht aufbewahrt sind, und verwittern und zerfallen; äußert den Wunsch, daß allenthalben Bauhöfe angelegt würden, wo der Bauherr immer gute Materialien, und der Arbeitsmann reichlichen Unterhalt hätte, räth, das Bauholz eben so, wie das Holz zum Schifsbau, mit Wasser auszukochen, zu betheeren, und dann mit Thon, der mit Alaunwasser dünn gemacht ist, oder etwas dergleichen zu überziehen; die Schwellen gänzlich hinwegzulassen, und die Säulen in genau passende Vertiefungen untergemauerter und am obern Rande bis an die Säule mit einem Gemenge aus ungelöschtem Kalke und saurer Milch bestrichener Steine zu stellen, diese in einem Stücke durch alle Geschosse laufen zu lassen, und stat der gezapften Riegel, Riegel mit Schwalbenschwänzen zu gebrauchen, die Balken nicht auf die breite Seite zu legen, stat der gewöhnlichen Ziegeldächer die nach Herzbergischer Art verbesserte Dächer einzuführen; auch giebt er Vorschriften, wie man die Dächer selbst mit Brettern decken kan, (warum gedenkt er des Dachschiefers mit keinem Worte?)

Hr. J. H. Jung liefert staatswirthschaftliche Anmerkungen, bei Gelegenheit der Holznützung

des Siegerlandes, (in welchem der V. geboren und erzogen ist). Nur vernünftige Aufmunterung, recht in die Augen leuchtende Beispiele von dem Nutzen einer neuen Verordnung, gute Beispiele, auf dem Lande ausgeübt, können den Landmann allein bewegen, von seiner Gewohnheit auch bei der Holznutzung abzuweichen, wann ihn nicht dringende Noth darzu treibt; durch die Erzählung des nach und nach in dem an sich unfruchtbaren Siegerlande aufblühenden Gewerbes und Handels erläutert, denn die ganze Ordnung bei der Nutzung der Dorfholzungen in diesem Lande. Um der Holzzucht nachzuhelfen, räth Hr. J. Handel und Manufakturen auf alle nur mögliche Weise zu begünstigen, und mit Ausschlus aller Fabriken, welche viel Holz nöthig haben, die gebirgichte Gegenden leidlich zu verpachten, oder gar umsonst hinzugeben. Ihre Vernachlässigung hat vormals im Herzogthum Bergen viele Metalfabriken zu Grunde gerichtet. Ueberhaupt glaubt er, der Erdboden solle so klein unter die Bauern vertheilt werden, als nur möglich ist.

Christ. Ludw. Dörring historische Nachricht von sämtlichen in beiden Herzogthümern Jülich und Berg befindlichen Bergwerken, durch welche allerdings die von Hrn. Ferber gesammelte Nachrichten ergänzt werden können, freilich mehr für den eigentlichen Bergmann, und ganz in seiner Sprache. Zu Eschweiler und Badenberg werden schon sehr lange Steinkolen gegraben und gebraucht. Die Gänge, sagt Hr. D. bestehen aus 45 halben elliptischen Zirkeln, welche 1-6 Fus mächtig sind. Im Amte Wilhelmstein in der Herrschaft Gresenich und Mausbach, auch in der Wehrmeisterei Heimbach Bergwerke auf Eisenstein, grobwürfelichtem

Blei-

Bleiglanz, und Galmei, im Amte Münstereifel bei Cull, grob- und kleinwürfelichter Bleiglanz. Hinter Kelterich rothe und weiße Bleierze (Bleierden und Bleispathe?) und schon gleich unter der Dammerde in großer Menge Eisenstein; unter Kaltenberg im Bleiberge Bleiglanz der als Schlich verhandelt und verschikt wird; im Herzogthum Berg im Wildberge Bleiglanz, der 3-5 Loth Silber im Centner hält, und hoch und bleichgelbe Kupferblankerze; (Kupferkiese mit Spiegelflächen?) auf dem Heidberg Bleiglanz, der im Centner 4-6 Loth Silber hält; beim Hof Fahrenberg, auch bei Mittellach Kupfer und Bleigruben; im Amte Windek im Weissenberg bleichgelber Kupferkies, und weißer (Eisenspat?) und brauner Eisenstein; bei dem Hofe Rosenbach Bleiglanz von 4 Loth Silber im Centner und Kupferblankerz; bei Hundhausen hochgelber Kupferkies, bei Oberkaldenbach Glaskopf, auch brauner, schwarzer und gelber Eisenstein; brauner und gelber auch im Kirchspiel Kürthen; weißer und brauner, aber sehr geringhaltiger in der Gegend Buchholz; im Amt Blankenberg um Marienberg hochgelber Kupferkies, bleichgelber bei Unterhaken; im Kirchspiel Kiehldorf 6-8 Schuh mächtiges Blei von Laubkohlen, in einer Erdpecherde, deren Asche nach Maltern verkauft und auf die Felder geführt wird; bei Bensberg Zinnober, im Amte Angermont und Landberg Steinkohlen; im Amte Mettmann auf dem Hofe Beymes stahlderber grobwürfelichter Bleiglanz, im Amt Borneseld bei Rheinshagen brauner und gelber Eisenstein.

Fr. Cas. Medikus über die Verbesserung der Viehzucht; er räth seinen Landleuten, stat ausländisches Zug- und Schlachtvieh einzuführen, auf ihr einheimisch

Vieh mehr Sorgfalt zu verwenden, ihm durch Kleebau und Stalfutterung beſſere Nahrung zu verſchaffen, zum Belegen eine Mittelart von Farren zu wählen, die Mutterkuh wenigſtens ſechs Wochen trocken ſtehen zu laſſen, und in dieſer letzten Zeit eben ſo gut zu füttern, als zuvor, das Kalb, gleich nachdem es das erſtemal die Kuh recht ausgeſoffen hat, zum Saufen aus der Schlüſſel zu gewöhnen, ihm die erſten ſechs Wochen ſo viele Milch zu geben, als es nur ſaufen mag, des Tags viermal kühwarm, und es frühzeitig an gutes Heu und Waſſer zu gewöhnen, in den folgenden Wochen alle Woche an der Milch abzubrechen, bis ſie zwanzig Wochen alt ſind, dann aber an allerlei Futter zu gewöhnen; das Kuhkalb nicht, ehe es zwei Jahre alt iſt, belegen zu laſſen, und den Stier von anderthalb Jahren nicht als Farrn zu gebrauchen, nur von jungen Kühen die Kälber anzubinden, und ſolche, die von alten fallen, drittehalb Jahre alt werden zu laſſen, ehe man ſie belegen läſt. Dann zeigt Hr. M. die Möglichkeit und Vortheile dieſer Veredlung durch Erfahrungen und Berechnungen.

Hr. D. G. A. Suckow chymiſche Unterſuchung des rheinländiſchen Mühlſteins. Die vielen Verſuche des Hrn. S. zeigen, daß er in vier Loth drei Quentchen und zwölf Gran mit Eiſen vermiſchter Alaunerde, ein Quentchen und ſiebenzehn Gran Kalkerde, und drithalb Loth anderthalb Quentchen und ein Gran Kieſelerde enthält; er gränzt alſo nahe an den Tras und die thonartige Steine, und giebt auch, wie dieſer, mit Kalk einen waſſerdichten Mörtel.

Auszug eines Briefes des Hrn. Kanzleidirektors Weinrich über den Gebrauch des rohen Kalkes

Kalkes zur Düngung der Felder. Nachricht, wie er im Weilburgischen gebraucht wird, und von seinen guten Wirkungen; ungerecht scheint auch uns der Vorwurf, daß der gebrante Kalk durch sein kaustisches Wesen den Feldern schade.

Zulezt noch einige erläuternde Anmerkungen zu der Abhandlung vom Kalkdüngen, von A. H. Stork. Hr. St. erklärt ihn für ein wirkliches Düngmittel, indem er die zur Nahrung der Pflanzen nöthigen Theile anzieht.

Endlich noch die Geschichte der nun zur hohen Kameralschule erhobenen Gesellschaft, von den Jahren 1775-1777.

Der Jahrgang 1776 fängt mit Hrn. J. H. Jungs Anmerkungen über das Handlungsgenie an. Der warme Patriot erläutert den Nutzen eines solchen Genies für einen großen Staat durch die mit vielem Interesse erzählte Lebensgeschichte eines Pet. Joh. Clarenbach, der durch Fleis, Sparsamkeit und Genie aus einem Schuster einer der stärksten Eisenhändler und Fabrikanten wurde, und eine ganze Gegend in reichliche Nahrung sezte.

Darauf folgt Steph. Gugenmus von dem Ackerbau des Kuhrpfälzischen Dorfes Handschuchsheim. Ein redendes Beispiel, wie Fleis, gute Eintheilung der Zeit und des Platzes, und vernünftige Nüzung neuer Erfindungen, vornemlich des Kleebaues und der Stalfütterung, selbst natürliche, politische und lokale Hindernisse, die einem glüklichen Ackerbau im Wege stehen, heben kan. 160 Ruthen Ackerfeld nahe am Dorfe wird um 800-1200 (leichte) Gulden, 20 Ruthen Wiesen um 275, ein Morgen Weinberg um 1000-1200

Gulden verkauft, und doch befinden sich die Bauren hier wohl, und besser als in manchen benachbarten Dörfern, die in manchen Rükſichten eine beſſere Lage haben; die nahe Felder werden mit Gemüs, die entfernte mit Frucht und Futterkräutern beſtellet; nur auf die entfernteſte wird Vieh getrieben; jeder Bauer hat nur ein kleines Stük Feld, dieſes wird gut gedüngt, und beinahe gartenmäßig behandelt, ſo trägt ein Morgen Feldes gemeiniglich in einem Jahre dreimal mehr, als, wenn es auf die gewöhnliche Weiſe behandelt wird, ſonſt in drei Jahren. In manchen Jahren wirft ein Morgen Weinberg nur an Kirſchen 60-80, und der Obſtbau überhaupt 5000-6000 Gulden ab. Um beſtändig grünes Futter für das Vieh zu haben, ſäen ſie in einige recht fette und ſonnenreiche Aecker noch ſpät im Jahre Korn, das ſie in der Mitte des Aprills abmähen, und dann in die Stoppeln Klee, ſo geht dieſer mit dem Korn zum zweitenmal auf; auch laſſen ſie ihre Felder nicht alle drei Jahre brach liegen.

Ueber den landwirthſchaftlichen Zuſtand von Weilerbach, von Joh. Ludw. Born. Wieder ein Beiſpiel, wie eine durch Schläfrigkeit und Kleinmüthigkeit des gedrükten Landmanns vernachläſſigte Gegend durch vernünftige Aufmunterung und glükliche Beiſpiele Vornehmerer, die zur Nachahmung reizen, umgeſchaffen und fruchtbar gemacht werden kan. Flachs wird wenig gebaut, weil er nicht gut (wahrſcheinlich aus einem Verſehen in der Bearbeitung) ausgiebt. Ein Acker, der vormals in dieſem Amte um zehen Kreuzer verſteigert wurde, koſtet nun eben ſo viele und mehrere Gulden. Die Einwohner bauen vielen Klee, und düngen ihre Felder mit Kalk, und haben, beſonders durch den erſtern, ihre

Vieh-

Viehzucht ungemein verbessert; sie streuen den Kalk, nachdem er abgelöscht und zerfallen ist, sechs Fuder davon auf einen Morgen, welche etwas mehr als eben so viele Gulden kosten; er hat noch überdies die gute Wirkung, daß er den ihm so gefährlichen Erdfloh vertilgt. Der V. dringt mit Ernst auf die Abschaffung der Weiden, auch aus dem Grunde, weil dadurch der sittliche Zustand des Landvolks sehr verderbt werde.

**Untersuchung über die Verwandschaft des Trasses und Bimssteines, besonders in Absicht des Nutzens, den beide zur Errichtung der Wassergebäude äußern, von Joh. Dan. Flad.** Zuerst die Meinungen über den Ursprung des Bimssteins, dann die bekante aus der Mineralogie und Chemie entlehnte Uebereinstimmung desselben mit dem Tras. Aus einigen Erscheinungen bei dem Heidelberger Schlosbrande schließt Hr. F. der Bimsstein habe seinen Ursprung von Schiefer, der durch das Feur schon einigermaßen geändert sey; er giebt nemlich Steinkohlenasche, verbrante Schiefer, rothen Thon, Flimmer und Blende, Eisentheile, selenitischen Spat, kleine weiße Quarzkiesel und Bimsstein, als die Bestandtheile des Trasses an, und hat auch aus zerstoßenem gebranten Schiefer Sand und Thon, nebst etwas Steinkohlen und $\frac{1}{3}$ Kalk sehr guten Mörtel erhalten. Den großen See bei dem Kloster Lach hält er für einen ehemaligen Feuerbecher.

**Von dem Bau der süßen Pomeranzenstaude, von Fr. Cas. Medikus.** Hr. M. empfielt ihren Bau sehr nachdrüklich, und versichert aus Erfahrungen, daß er herlich gelinge, und sehr vortheilhaft sei, wenn man die Bäume den Winter über in Gartenhäusern, die aber

nur

nur von einer Seite Fenster bis unter das Dach haben, und gegen Südost liegen, bringe; sie erfordern dann wenig Holz, um geheizt zu werden; sie müssen nicht beschnitten und feucht gehalten werden, auch in einer fetten Erde stehn, im Sommer mus man sie so stellen, daß sie nirgends Schatten haben; erst wenn die Balsaminen von der Kälte zu leiden anfangen, mus man sie in das Haus bringen, und zu Anfang des Mais kan man sie schon wieder hinaus stellen. In dem Nachtrag etwas zur Geschichte dieses Baums und seiner Pflanzung.

Den Schlus macht Joh. Heinr. Jung Beschreibung der Nassau-Siegenschen Methode Kohlen zu brennen, mit physischen Anmerkungen begleitet. Cameralisten werden dem Verfasser für diese durch Zeichnungen faslicher gemachte Beschreibung Dank wissen, auch andre Leser die eingestreute rührende Scenen aus der eigenen Lebensgeschichte des V. mit Vergnügen lesen, ob aber Scheidekünstler eben so sehr mit seiner Theorie zufrieden seyn werden, wollen wir nicht entscheiden. Nicht nur das ganze Verfahren der Köhler, sondern auch die ganze Forsteinrichtung des Siegerlandes, in so fern sie das Kohlenbrennen betrift, der Unterschied, Preis, Verkauf und Nuzung der Kohlen sind ausführlich beschrieben.

Im Jahrgang 1777 sezt zuerst Hr. Fr. S. Medikus seine Beobachtungen von naturalisirten Bäumen, welche in dem kuhrfürstlischen botanischen Garten im Freien ausdauren, fort; freilich liest man in der Liste manche, die in unserm kältern Niederteutschland gewis nicht aushalten würden. Zugleich findet man hier ausführliche Beschreibungen von der Blüthe vieler, zum Theil auch gemeinerer Bäume, wodurch Hr. M.

die

die Beschreibungen anderer Botanisten zu ergänzen und zu berichtigen glaubt. Der Feldahorn trug auf fünf Bäumen zuerst männliche, und nachdem diese abgefallen waren, erst Zwitterblumen. Negundoahorn hielt im Freien aus; seine Blüthen sind hier abgezeichnet; auch Stabwurzel, von welcher Hr. M. einen ziemlich dicken acht Schuh hohen Stam zog, der den Gärtnern vielen Nutzen verspricht; ihre Blätter verliert sie doch gemeiniglich im Winter. Versuche mit den reizbaren Lappen an der Narbe der wurzelnden Bignonie; die Skorpionssonne gieng in dem kalten Winter von 1775-1776 darauf, doch schlug sie im Frühling desto stärker aus den Wurzeln. An dem dornichten wilden Oelbaum fand Hr. M. die Blumen größer, als an dem schmalblätterichten. Die Zwitterblumen der dreiblätterichten Ptelea, des unächten und des Negundoahorns, auch an der Esche seien es nur dem Schein nach, und unfruchtbare, und alle Bäume entweder blos männlich, oder blos weiblich. In dem stinkenden Johanniskraut öfters 4-5 Griffel in einer Blume, als 3. Wo es so dicht und viel wuchs, daß es sich eigenen Schuz verschaffen konte, hielt es den Winter aus. Die schwarzbeerichte Lonicere, als eine wahre Zierde eines Lustgehölzes. Viele Klagen über die Verwirrung in dem Geschlecht des Lycium, das auch neuerlich Hr. Ritt. Murray etwas aus einander gesezt hat; doch ohne sie eigentlich zu heben; zwo Abarten des barbarischen aus dem Salzwedelischen Garten zu Frankfurt: die Mirtelbeeren treiben im Schatten sehr lebhaft. Die Blätchen der strauchartigen Robinie ziehen sich bei einer heftigen Hitze, schon bei einer starken Erschütterung zusammen. Der Bastardsperberbaum pflanze sich aus Samen fort, und ver-

verdiene also seinen Beinamen nicht; (weder Linné noch einer seiner Anhänger, so viel wir wissen, hat angegeben, daß er ihn verdiene).

Beobachtungen über den Krappbau, von Steph. Gugenmus. Er empfiehlt ihn seinen Landesleuten mit Nachdruk, aus sehr richtigen Gründen, und eigenen glüklich abgelaufenen Erfahrungen; er nehme mit jedem Boden verlieb, wenn er nur nicht sumpfig oder Ueberschwemmungen ausgesezt sei; er räth, ihn in Kufen zu setzen, wie man ungefähr in Oberteutschland Kohl sezt; im Kleinen kan man ihn in Bakösen dörren, nachdem das Brod heraus genommen ist, oder auf einem Gerüste bei der gewöhnlichen Stubenhitze. Sehr gute Vorschriften zum Bau und zur Nuzung; ein Morgen Landes trage in mitleren Jahren 70=80 Centner grüner Wurzeln, und diese geben 10 Centner dürrer, wovon der Centner mit $2\frac{1}{2}$=3 Gulden, und wenn er gemahlen ist, mit 10 50 Gulden bezahlt wird, daß das Kraut die Knochen der Thiere, welche es fressen, färbe, sehe man besonders an den Zähnen.

Bemerkungen über das Brandkorn, das im Jahre 1775 in Wirtemberg häufig angetroffen worden, von Chr. Ferd. Spittler. Lokal und Bauart trugen nichts dazu bei. Felder, die mit lauter Ochsen- und Kühdung gedüngt waren, hatten viel weniger Brand, als andere, die mit anderem Dunge gedüngt, und vornemlich als solche, die mit Gips bestelt waren. Die wahrscheinlichste Ursache lag wol in einer beständig naskalten Witterung, auf welche auf einmal, gerade zu der Zeit, da die Milch des Kerns sich verdicken solte, eine anhaltende große Hitze kam. Dies hat sich auch

durch

durch Versuche im Kleinen bestätigt. Sowol Gründe als mikroskopische Untersuchungen belehrten Hrn. Sp. daß diese Krankheit nicht von einer eigenen Art Insekten komme; er sah in dem Aufgusse des schwarzen Staubs nichts, als schwarze Kügelchen, und den troknen Staub sehr gut zum Poliren der Metalle. Auch sah er in seinen Erfahrungen die brandige Körner niemals aufgehen, wenn er sie auch der besten Erde anvertraute; er hält es nach allen seinen Beobachtungen für höchst wahrscheinlich, daß durch eine alzuheftige Gährung und Bewegung des Safts in der Pflanze die Fäulnis der Milch und ihre Verwandlung in einen schwarzen Staub bewirkt werde. Denn zur Zeit der Blüthe sieht man noch keinen Unterschied zwischen gesunden und brandigten Aehren.

Geschichte des Nassau-Siegenschen Stahl- und Eisengewerbes, von J. H. Jung. Der Giller, der höchste Berg in diesem Lande, auf welchem mehrere Flüsse entspringen, enthält keine Metalle (Mineralien im eigentlichen Verstande ist wol zu viel gesagt.) Nach der Art der Erze, welche vorzüglich darin brechen, und des Metals, welches daraus geschmolzen wird, theilt man in Siegen alle Eisenbergwerke in Stahl- und Eisengruben ein. Das eigentliche Eisen gewint man aus einem rothen Glaskopfe. Der Stahlberg bei Müsen wird schon über 400 Jahre unabläßlich gebaut; hier bricht vieler brauner Eisenstein; alle diese Gruben zusammen versehen 16 Schmelzhütten, die aber jährlich nur 13-14 Wochen in Arbeit sind, und doch 90000 Centner rohes Eisen und Stahl liefern; Hr. J. scheint aber sehr wider diese Gewohnheit eingenommen zu sein. Die braunen Eisenminen würden wir lieber für braunen Eisenspat halten, so

wie

wie auch die weiße ein Eisenspat ist. Daß der leztere den Stahl mehr in metallischer Form enthalte, davon hat uns Hr. J. weder durch seine akademische Streitschrift, noch durch diese Abhandlung überzeugt. Die Nassauische Eisenerze brechen in ordentlichen Gängen. 500 Pfund Erze geben ungefähr 250 Pfunde Metal, und in 24 Stunden sind 60 Centner Metal geschmolzen. Noch hat Hr. J. die erste Fortsetzung von den Osenmund- und Drathfabriken geliefert; durch das erstere wird das Eisen geschmeidiger gemacht und in Stangen geschmiedet, damit es zu dem feinsten Eisendrath gezogen und zu dem dünsten Blech geschlagen werden kan.

Chymische Untersuchung des Bakofensteins zu Bell, von D. G. A. Suckow. Hr. S. erhielt dreierlei Gattungen dieser Steine. Aus allen zieht der Magnet, wenn sie zerrieben sind, Theile an; alle haben Kieselerde und Blumenerde mit Eisen; in der ersten macht die mit Eisen vermischte Alaunerde 0,270, in der zweiten 0,229, und in der dritten 0,208; hingegen die Kieselerde in der ersten 0,729, in der zweiten 0,770, und in der dritten 0,790 Theile aus.

Den Beschlus macht Hr. Langsdorf mit der Visirkunst sowol voller, als nicht ganz angefülter Fässer, auf eine algemeine Regel gegründet, und der nähern Bestimmung des gesezmäßigen Zinsenfußes in Teutschland, zwo sehr gründliche Abhandlungen.

Das Jahr 1778 fängt sich mit der Geschichte der Gesellschaft in diesem Jahre an, in welcher die kurfürstliche Schenkung eines botanisch-ökonomischen Gartens, die Stiftung eines neuen Lehrstuhls, nemlich der praktischen

schen Cameralwissenschaften, und die kurfürstliche Verordnung, daß alle in dero Landen künftig nach Cameralbedienungen trachtende Candidaten Zeugnisse ihrer Kenntnisse von der hohen Kameralschule haben müssen, die wichtigsten sind.

Auf diese folgt Anmerkung über die Versuche, ausländische Bäume und Sträuche an unsern Himmelsstrich anzugewöhnen, von Fr. Cas. Medikus. Der Negundoahorn daurte den Winter herlich aus; auch der Ahorn von Montpellier, und selbst die Amorpha, die französische Tamariſken, der canadische Judasbaum, der Granatenbaum, der Lorbeerbaum, wenn sie als Stauden wachsen, die stachliche Aralie, der Tragant, die Bacchuspflanze mit Meerportulakblättern, die wurzelnde Lignonie, der kletternde Celaſter, der wiederliegende Hundwürger, der dornichte wilde Oelbaum, so wie der schmalblättrichte, die dreistachelichte Gleditſie, der niedrige Jasmin, die griechische Hundswinde, der Zwergkirschbaum Alaternus, wenn man ihn wild wachsen läst, der Paliurus und Zizyphus, und der virginische Wachholder auch. Hr. M. glaubt, man solte alle Stauden an unsern Himmelsstrich zu gewöhnen suchen, welche Scopoli als crainisch anführt.

Beiträge zur Untersuchung des Monopolis und anderer ähnlichen Privilegien, von L. B. W. Schmid. Sehr ausführlich die Fälle, in welchen sie schädlich oder nüzlich sind; sehr hätten wir gewünscht, daß der V. seine Sätze mehr durch Beispiele aus der Geschichte, woran es ihm doch unmöglich gefehlt haben kan, erläutert hätte. Er nimt freilich das Wort in einer

ziemlich weitläuftigen Bedeutung; in allem, sagt er, was, in der Landeshaushaltung Arbeit, was Gegenstand der Beschäftigung, was Erwerbung, was Gegenstand der Erwerbung, was Einkommen und Genus, was Recht und Pflicht u. s. f. heist, ist Monopolium möglich.

Mineralogische Beschreibung der Baumaterialien, insbesondere aus dem Steinreiche, von D. G. A. Suckow; hier nur die erste Abtheilung von den Bindungsmitteln; zuerst die Steine und Erde, selbst thierische Theile, aus welchem Lederkalk gebrant wird, nach ihren wesentlichen Eigenschaften, ihrer Wahl und vortheilhaftester Nützungsart, denn eben so die Gipsarten beschrieben; ungemein lehrreich für den Baukünstler. Ob der wahre schwere Spat gebrant mit Wasser eben die bindende Eigenschaft zeige, wie der Gips, müssen wir sehr zweifeln. Denn folgt der Tras, den doch auch Vogel schon in seinem praktischen Mineralsystem beschrieben hat, und die Puzzolanerde.

Zulezt Hr. J. H. Jung staatswirthschaftliche Anmerkungen über das Hammerschmied-Eisen- und Stahlgewerbe des Siegerlandes, nebst einer Beschreibung der Methode des Stabschmiedens, die jeder Liebhaber dieser Künste mit Vergnügen lesen wird.

32.

LXXIII.

## LXXIII.

Fundamenta geographiæ & hydrographiæ ſubterraneae, ad naturae ductum poſita a J. Guil. Baumer &c. cum imaginibus in aes inciſis. Gieſſae ex offic. Kriegeriana, 1779. 15 pl. 8.

Die unterirdiſche Erdbeſchreibung iſt die Wiſſenſchaft von dem Bau unſers Erdkörpers. Ihr Nutzen iſt einleuchtend genug, ſo unleugbar es aber auch iſt, daß es in ihrem Felde noch öde und wüſte ausſiehet und daß noch viele Jahre verfließen werden, ehe es darin allenthalben reifet.

Dank ſei es alſo denen Männern, die zu ihrem Anbau etwas beitragen, ſolten es auch nur wenige Beobachtungen ſein: genug, wenn ſie nur richtig ſind. Was volſtändiges ſtehet nicht eher zu erwarten, als bis man dergleichen Beobachtungen aus allen Theilen der Welt bei einander hat. Wie weit ſich unſer Verf. der Volſtändigkeit genähert habe, wollen wir im folgenden ſehen.

Seine Beobachtungen beziehen ſich auf einen Theil Teutſchlandes und beſonders auf Heſſen und Thüringen. Thon hält er für die Grunderde und ſtützet ſich auf das Zeugnis des ſel. Prof. Potts. Dieſer ſagt aber an dem angeführten Orte ausdrüklich: doch möchte ich daraus (nemlich aus dem eben von ihm er-

zählten Experiment) nicht schließen, daß die Natur eben auf die Art auch die kieseligte Erde in eine kalkigte verkehren müsse. Das gewisseste ist wol, daß es uns noch an zuverläßigen Versuchen fehlt, um hierin was ungezweifeltes behaupten zu können.

Weiter sagt der Verf. Fast alles Schichtwerk ist auf dem Boden des alten Meeres entstanden. Alle Berge bringt er auf 2 Arten: die eine macht das Grundgebürge aus, hat keine Schichten, ist gleichsam der Kern unsers Erdkörpers und wird von Bergleuten das wahre, rothe, todte liegende genent.

Zu der andern Art gehören diejenigen Berge, die aus über einander liegenden Lagern bestehen. Diese sind in einer langen Reihe von Jahren auf dem Grunde des alten Meeres entstanden. Die durch zufällige Ursachen, als durch Erdbeben entstandene Berge, können keine dritte Art ausmachen, weil ihre Lager nicht erst erzeuget, sondern nur durch einen außerordentlichen Vorfal erhoben worden sind.

Die Lager in allen Gebürgsstrecken sind allemal durch einen zarten Thon mit einander verbunden. Verschiedene Gebürgsstrecken haben auch verschiedene Lager, welches von dem verschiedenen Stande des Meeres herühret, den es zur Zeit der Präcipitation gehabt hat. Zwischen 2 von Natur unterschiedenen Gebürgen liegen fremdartige Lager, welche der Bergman Wechsel nent.

Das Grundgebürge oder das rothe, todte liegende scheint mit der Erdaxe gleiches Streichen zu haben; die Flötzgebürge hingegen machen mit dem Aequator einen spitzen Winkel: sie haben nemlich mit dem, von

Mor-

Morgen gegen Abend ziehenden Meeresstrom, gleiche Richtung. Hier wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. diesen Saz durch richtige Beispiele bekräftiget und vornemlich sich auf den Umstand eingelassen hätte, daß die Hauptgebürge in der alten Welt ihre Richtung mehr von Ost gegen West; die in der neuen Welt aber, von Süden gegen Norden nehmen.

Die wahren Thäler streichen von Morgen gegen Abend; die falschen mit der Weltaxe parallel.

Die Schichten und Lager sind dadurch entstanden, daß der von Morgen gegen Abend treibende Meeresstrom; die Materie der Lager, auf den Boden des alten Meeres und an die Seiten des todten liegenden und der schon daran aufgehäuften Berge abgesezt hat. Diese Lager haben sich schon im Seewasser verhärtet und Schaaren von Conchylien zur Geburthsstädte gedienet. Endlich ist daraus eine ganze Kette eines Lagers entstanden, das sich auf dem Grunde und an allen Seiten angelegt und worauf sich in der Folge mehrere Schichten, eine auf die andere aufhäuft haben. Dadurch ist das Meer immer enger und enger geworden und hat endlich aus seinen alten Grenzen weichen müssen.

Hieraus folget, daß die Gebürgsketten sehr alt sein müssen. Je tiefer die Schichten liegen, je höher ist ihr Alter. Gleichartige Berge, die in der Richtung der Erdaxe gegen einander über liegen und durch einerlei Schichten mit einander verbunden sind, haben auch einerlei Alter. Das todte liegende ist das älteste. Hierauf ruhet das hohe Wackengebürge. Alsdann folget Schiefer, der schwarze, blaue, weiße und ro-

the, jeder in seiner Ordnung. Hierauf Marmor, der hin und wieder in Gips verändert ist. Darauf Sand und Thon. Hierauf Lehm, Kalk mit Schaalthieren und verhärtete Tuffstein Schichten. Und wenn endlich das Meer und die stehenden Gewässer gänzlich zurükgewichen sind: so finden sich kieselweiche Tuffsteins, Torf- und Lehmlager.

Die obern Lager reichen nicht hoch; die mitleren schon höher und die tiefsten bis an die Spitzen der Berge. Einige Lager liegen wagerecht; einige im Bogen, einige sanft, einige prallicht aufsteigend, einige stehen auf dem Kopf und einige sind verkippt. Die höhern Schichten haben, Zufälligkeiten ausgenommen, ihre Figur von der untern, weil die Materie anfänglich weich gewesen. Aus allem diesen folget, daß man die alleroberstten Lager mitten auf den niedrigsten und weitesten Ebenen suchen mus.

Die Berge theilt er in 3 Classen, in die Vorgebürge, mitlere oder Ganggebürge und in die hohen Wackengebürge ein, und meint, daß man diese Eintheilung, wegen der besondern Beschaffenheit einer alzuenge eingeschränkten Gegend, nicht leicht verwerfen könne, indem man wenigstens einen Grad der Erde in Beobachtung nehmen müsse.

Sowol ganze Gebürgsketten, als einige ihrer Lager werden zu Zeiten durch äußerliche Umstände unterbrochen, welches der Bergman Aussetzung der Flötze nent. Prallichte Gebürge bleiben nicht immer in ihrer Ordnung, sondern öfters wird ein älteres, aber niedrigeres Lager durch ein neueres überdekt, woraus

denn

denn die zurükgeworfenen Berge entstehen. Wenn hingegen von einem alten Lager ein oder andere Anhöhe hervorraget, die durch eine neuere Ueberschwemmung nicht bedekt werden können: so giebt dieses einen einzelnen Berg, wie dergleichen mehr oder weniger hervorragende Klippen sich in dem heutigen Weltmeere finden. Beispiele zu Lande sind der Inselsberg, der Dünstberg, der Schwellenberg, der Mühlberg. Bisweilen zeigen sich mehrere dergleichen einzelne Berge auf fremden Lagern beisammen. Diese mögen in dem alten Meere wol Inseln gewesen sein.

Daß die Berge in dem alten Meere aufgebauet worden, giebt die große Menge der versteinten Seethiere und Pflanzen zu erkennen, die sich in einigen ihrer Lager- und Flötz-Schichten finden. Sie sind, wiewol seltener, in den Wacken —, häufiger in dem Schiefer —, und Marmorgebürge —, selten im Sand- und Thon —, hin und wieder im Lehm, am häufigsten aber im Kalkgebürge anzutreffen.

Die Hölen in den Gebürgen sind noch im alten Meere entstanden und zwar theils durch Austroknung, wie denn noch in dem heutigen Meere die Lager erhärten, welches nothwendig Spaltungen veranlassen mus; theils durch Ausspülungen; theils aber auch durch gelinde Erdbeben.

Die Gänge, die nach ihren Arten, so wie auch nach ihrer innerlichen und äußerlichen Beschaffenheit beschrieben werden, sind eines spätern Ursprungs wie die Berge, aber doch noch in dem alten Meere zu ihrer Volständigkeit gediehen. Beschreibung der Flötze, der

ganz aus Erz bestehenden Berge, worunter der Potosi und mehrere Berge in Peru fehlen, der Geschiebe und Seifenwerke.

Hierauf werden nun die oben angeführten Gebürgarten und Stein- auch Flötzlager besonders beschrieben, woraus wir das Vornehmste ausheben wollen.

Das rothe todte liegende ist ein gleichartiger, fester, dunkelrother Fels, ohne Klüfte und Spaltungen, der seine rothe Farbe vom Eisen hat, auf seiner Oberfläche sehr uneben ist und in ewige Teufe niedergehet. Er wird von dem hohen Wackengebürge fast aller Orten bedekt und ist nur hie und da und am meisten in hoch liegenden Thälern sichtbar.

Dieses Wacken- oder auch Grund- und Ganggebürge liegt auf jenem auf. Seine Lager haben an den Wurzeln der Berge wenig Fal, aber an den Seiten eine starke und in der Mitte fast gar keine Dohnlage. Man kan es in einfaches und vermischtes Gestein eintheilen. Zu einem gehört die gemeine Wacke, der Jaspis, Quarz, Porphyr, Crystal, Hornstein, Knauer, der Asbest, Amianth, Talk, Speckstein ꝛc. Zu diesem der Granit, der Felsbasalt, der Serpentinstein und Gneiß. Die meisten dieser Steinarten sind von der gemeinen Wacke nur in der Feinheit ihrer Theile unterschieden. Solte dieses wol so ganz richtig sein? Wenn die gemeine Wacke viel Glimmer in ihrer Mischung hat: so heist sie bei dem Verf. Pseudogranit, und der Granit ist bei ihm ein fremdartig Gestein, das seine Mutter ausgenommen, aus mancherlei Stücken andern Gesteins bestehet. Den Serpentinstein nent er

Ophi-

Ophites. Der in dem Wackengebürge zu Zeiten sich befindende Kalk, macht kein ganzes Gebürge aus, sondern nur Schichten und Nester.

Die Seiten des Wackengebürges sind vom Horngebürge und dessen Seiten vom Schiefer- oder Schaalgebürge bedekt, öfters auch dessen niedrigere Berge. Nur der schwarze und blaue Schiefer steigt hoch auf, nicht aber der weiße und rothe. Im schwarzen Schiefer, so wie er von Kupfervitriol, Alaun, oder Bergöhl geschwängert ist, finden sich Kupfer- Vitriol- Alaun- und Steinkohlen- Flötze. Auch ist blos dieses Gebürge und kein anderes, der Siz der Vulcane und des Erdbebens.

Der rothe Schiefer macht unter den Schiefer- und Schaalgebürgen das oberste Lager. Hin und wieder bricht mächtiger und reicher Eisenstein darin. Zu Battenberg liegen unter diesem rothen Schiefer, Kieselager die bis ein Lachter mächtig sind.

In dem, auf jenem aufsitzendem Marmorlager giebt es versteinte Muschelkerne, aber keine solche Versteinerungen von Schaalthieren, als in der wahren Schaalkalkschicht vorkommen. Wo es an den rothen Schiefer grenzt, pflegen Eisensteinsgänge durchzusetzen. Dieses Marmorlager ist eben dasselbe, was andere für ein besonderes metalhaltiges Kalkgebürge ausgeben und beide von einander in nichts unterschieden, wie der Verf. aus Ferbers Beiträzen zur Mineralgeschichte darthut. Hin und wieder trit der Gips in die Stelle des Marmors. Es finden sich, wenn man Spuren von Eisenstein ausnimt, weder Metalle,

noch Versteinerungen darin. Leztere sind vermuthlich von Vitriolsäuren aufgelöset. Nur hat der Verf. zwischen ihm und der Damerde, Knochen großer Thiere gefunden. Der Gips hat seinen Ursprung von den sauren Ausdünstungen, die aus denen, unter ihm liegenden mächtigen Steinkohlen- und Schieferlagern in die Höhe gestiegen sind und noch beständig aufsteigen. Er führt Salzquellen, aber keine Gesundbrunnen, wie die Marmorlagen.

Das Sandsteingebürge, wenn es an das Wackengebürge zurükgeworfen ist, wird metalhaltig, wie zu Ilmenau und Saalfeld. Auf dessen Wechsel mit der Thonschicht hat der Verf. Topfstein wahrgenommen. Auch giebt es in diesem Lager versteintes Holz und Seethiere.

Das Thonlager, Thon-Wacke, ruhet in Hessen und dessen Nachbarschaft auf einem schwärzlichen Gestein, das bald ohne bestimte Figur, bald Säulenartig, bald locker, bald feste ist und welches der Verf. Basalt nennet. Es bestehet aus eisenschüßigem Thon, Quarzkörnern und Glimmer. Hie und da zeigt es sich als Traß; auf dem Vogelsberg, zu Fetzberg, auf dem Berge der Hangenstein genant, zu Staufenberg und Omaburg, als Säulenstein. Der Basalt liegt in Schichten und ist also kein Product der Vulkane und versichert der Verf. daß er in ganz Hessen keine Spur von Vulkanen wahrgenommen habe. Was sagt aber Raspe in seiner Beschreibung des Habichwaldes dazu?

Der Lehm hat blos Abdrücke, nicht ganze Versteinerungen von Schaalthieren. Er führt auch Eisen-

steine.

steine. Dem Getraide ist er zuträglich, aber nicht den Wiesen, weil er zu sehr austroknet.

Das lezte und jüngste Lager ist der Kalk und Mergel. Die untersten Schichten haben nur Muschelkerne, selten ganze Versteinerungen; die obersten aber eine ungeheure Menge von leztern. Hierher gehören auch die Creidenberge.

Auf den tiefsten Ebenen giebt es eine graue Art Tuffstein, Rauwacke, welcher aus denen, im süßen Wasser lebenden Muscheln und Schnecken entstanden ist. Dieser ist das lezte Werk des alten Meeres, da es seinen Abzug nahm. Die nun folgenden Schichten und Lagen sind neueren Ursprungs.

Die Kieselager sind abgerissene Stücken von Felsen und Wacken, die durch Fluthen herunter in die Ebenen geschwemt sind. Ihre höhere Schichten können mit mehr Wahrscheinlichkeit der Sündfluth zugeschrieben werden, als die ganzen Gebürgsstrecken.

Weicher Tuffstein, Röhrentuff, Mehlbatzen-Lager. Man trift es in den niedrigen und wässerigten Gegenden an. Es ist aus den stehenden Sümpfen entstanden, die das Meer in den niedrigsten Gegenden hinterlassen hat.

Torf-Lager. Der reine, leichte Torf, Blättertorf genant, hat kein Steinöhl in seiner Mischung. Er wird auf den Rücken der höchsten Berge und Thäler erzeuget; der feste schwere Pechtorf hingegen in den niedrigsten, sumpfichten Ebenen.

Taubkohlen, Bergkohlen-Lager. Sie finden sich in niedrigen Gegenden, als wohin hohe Ueberschwem-

schwemmungen eine große Anzahl von Bäumen, die mit ihren Wurzeln zwischen Nord und West und mit ihren Spitzen zwischen Ost und Süd liegen, gebracht und aufgehäuft haben. Wenn das verschüttete Holz verweset: so entstehen daraus Bergkohlen und Umbererde.

Moorerde, Stauberde, Flugsand, sind die durch Fäulnis in die allerkleinsten Theile aufgelöfete Gewächse und Thiere und finden sich ebenfals in den tiefsten Ebenen. Der Flugsand hat gerne den Lehm zum Nachbar und durch dessen Vermischung kan ihm seine Flüchtigkeit und Trockenheit benommen werden.

Am Schlusse dieser Abhandlung versichert der Verf. daß er seine Beobachtungen nicht ohne viele Kosten und Arbeit gemacht und die Natur selbst in ihrer Werkstätte sorgfältig betrachtet habe. Diese Versicherung wird jeder Leser, der dergleichen Bemühung nur einigermaßen kent, von Herzen gerne annehmen.

*Hydrographia subterranea.* Sie ist die Wissenschaft von dem Ursprung der Quelwasser und ihrer verschiedenen Beschaffenheit. Der Verf. hat diese Wissenschaft, wie wohl zu vermuthen war, auf sein obiges Lehrgebäude und zwar sehr gut und feste gegründet. Ein jedes in einem alten Meeresgrunde befindliches Gebürge nemlich hat seine besondern Schichten, Lager und Bänke, die dohnlegigt auf einander ruhen und eins über den andern hervorragen, so daß die jüngste und lezte Schicht in der tiefsten Ebene lieget; die mitleren Schichten höher hinan steigen und das mitlere Gebürge ausmachen; die ältesten und tiefsten Schichten aber

sich

sich bis auf die Spitzen und Rücken der höchsten Gebürge erstrecken. Jede Schicht ist mit der andern durch ein zartes Thonlager verbunden. Wenn also die Oberfläche eines Berges aus der Atmosphäre gewässert wird, so wird das Wasser von allen über einander hervorragenden Schichten und Klüften eingesogen; und weil es die thonigten Saalbänder nicht durchdringen kan: so folgt es dem dohnlegigten Fal der Schichten, erhält mehrern Druk und bricht endlich durch, wo entweder die Schicht zu schwach, zu locker, oder ein Wechsel ist, oder wo ihm durch Kunst, oder sonst Luft gemacht wird.

So entstehen Tagequellen, wenn das Wasser in dem Ausgehenden einer Schicht, wo es wenig Widerstand findet, an dem Fus, oder an den Gehängen eines Berges durchbricht: Grundquellen, wenn das Wasser sich in die höchsten Lager eines Berges einziehet und mit diesem Lager, das in der Ebene das tiefste ist, bis in diese Tiefe hinab fält und öfters mit großer Gewalt durchbricht. Die Quelwasser stehen folglich so wenig mit dem Meere, als mit einer andern Gebürgsstrecke in Verbindung, sondern jede Ebene hat ihr Gewässer blos der ihr zugehörigen Gebürgsstrecke zu danken. Der Anfang eines Quelwassers ist nicht da, wo es entspringt, sondern öfters Meilen weit davon, in dem ihm zugehörigen Lager zu suchen.

Die Wasser, die die Quellen führen, haben eben die Eigenschaften, als die Gebürge, die in der Richtung der Erdaxe hinter ihnen liegen. So haben die warmen Bäder ihre Hitze von entzündetem Kies und Steinkohlenlagern; die schmakhaften Wasser ihren Geschmak

schmak von Salzen, die sich in den Schichten befinden, durch welche sie rinnen; und so alle Stohl- Gesund- und ungesunde Brunnen, Kalk- Cementwasser, Salz- Schwefel- Bergtheer- Asphalt-, Naphta und Berg- unschlit- Brunnen, welche alle der Verf. besonders beschreibet, worin ihm aber zu folgen, der Raum hier nicht zuläst.

Nun das Urtheil von diesem merkwürdigen Buche. Die Meinung, daß der jetzige trockene Theil unsers Erdkörpers ehemals geraume Zeit unter Wasser gestanden habe und bis auf wenige Berge nach Meer gewesen sei, ist nicht neu mehr, sondern viele alte und neue Naturforscher haben diese Meinung, die auch wol die wahrscheinlichste ist, bereits geäußert. Aber über die Art, wie ganze Gebürgsstrecken entstanden sind, wie sich Lager über Lager, Schichten über Schichten formiret haben, wie diese auf einander folgen, wie die auf fremdartigen Lagern stehende Anhöhen und Berge zu erklären sind, was es mit den mancherlei in der Erde befindlichen Versteinerungen wahrscheinlich für Bewandnis haben möge, wie der Ursprung der Quellen erkläret werden könne ꝛc. darüber hat sich, so viel Recens. wissend, noch kein Naturforscher so deutlich heraus gelassen. Wie es scheint: so hat der Verf. nur in 2 Gebürgsgegenden seinen Standpunct gehabt; allein dem Recens. ist eine dritte, nicht weniger merkwürdige, bekant, auf welche die Sätze des Verf. meistentheils alle ohne viele Schwierigkeit passen dürften. Ueberhaupt genommen solte wol die Theorie des Verf. noch die vorzüglichste sein. Was etwa in Kleinigkeiten,

en, als z. B. daß er von der Steinart des rothen, odten liegenden keine befriedigende Beſchreibung giebt, daß der Urſprung der metalliſchen Flötze, der Gänge und die Urſach ihres verſchiedentlichen Fallens, Streichens und Gehalts ꝛc. noch im Dunkeln bleibet, zu erinnern wäre, ſind Nebendinge, die man von einem Lehrgebäude, das eben ſo viel Scharfſin, als Beleſenheit und Erfahrung erfordert, gleich im Anfange nicht erwarten darf. Fleis und Beobachtungen mehrerer geübter Naturforſcher, müſſen ihm hierunter zu Hülfe kommen. Genug, daß wir nunmehro ein erträglich Ganzes haben.

Gut wäre es, wenn der Verf. zum Beſten teutſcher, des Lateins unkundiger Bergleute, ſein Buch teutſch herausgäbe, die alzu gedrungene Kürze in eine leichtere Schreibart verwandelte, und ſodann auch die Kupfertafeln verbeſſerte und deutlicher machte.

8.

## LXXIV.

Fr. Heinr. Wilh. Martini neues ſyſtematiſches Conchyliencabinet vierter Band, 1ſte Ausgabe, welche achtzehen Kupfertafeln von No. 122-139 enthält; 2te Ausgabe, welche die übrige zu dieſen Bande gehörige zwanzig Kupfertafeln von No. 140-159 enthält. 4to 1778.

Nach

Nach dem gleichen Plan, den sich der sel. Mann bei den vorhergehenden Bänden entworfen und befolgt hatte, hat der Fortsetzer, Herr Chemnitz, auch in diesem Bande mehrere Arten und Spielarten der Fischreusen, Kinkhörner, Spindeln, und Schraubenschnecken mit ihren Synonymien beschrieben, und mit ihren natürlichen Farben erleuchtet vorstellen lassen: So stelt die erste dieser Tafeln CXXII. 1117. Die genabelte orangenfarbige (Buccinum glabratum Linn.) 1118. Die weisse genabelte braunroth gezeichnete und geflekte (Buccinum spiratum Linn.) 1119. Die im Nabel stark mit Zähnen besezte (eine Abart des Buccin. glabrat. Linn.) 1120 und 1121. Die länglichte genabelte chinesische Fischreuse mit braunrothen Flecken, 1122 und 1123. Die weisse gestrikte, 1124 und 1125. Das Steinchen (Buccinum Lapillus) 1126 und 1127. Das Ekhorn (Buccinum undosum) 1128 und 1129 eine Abart des Steinchens, 1130. Das Treppengeländer (sehr entstelt) 1131 und 1132. Die schwarze und helbraune Fischreuse mit weissem Bande. Platt. CXXIII. 1133 und 1135. Abänderungen der schwarzen und helbraunen weisbandirten Fischreuse, 1135. Die gestreifte und gefurchte Fischreuse, 1136 und 1137 wieder Abänderungen des Steinchens, 1138 und 1139. Die bräunlichte gegitterte Fischreuse mit weiter Oefnung 1140. Die braun marmorirte knotige und gestreifte Fischreuse, 1141 und 1142. Die knotig geribte Fischreuse, 1143 und 1144. Die weisse roth geflekte und fein gestreifte 1145. Die bunte Fischreuse, 1146. 1149. Die gelblicht weisse trankebarische wellenförmige.

Pl.

CXXIV. 1150. Die glatte Fischreuse mit einigen dunkeln Querbändern, 1151 und 1152. Die knotige, 1153 und 1154. Die eiförmige knotige Fischreuse von S. Moritz, 1155-1157. Die mit knotigen Gehängen umgebene Fischreuse, 1158 und 1159. Die rauhe gestrikte und gefaltete, 1160 und 1161. Die schwarze weisäugige, 1162 und 1163. Die stumpfe länglichte und gegitterte, 1164. Die blau und weis gegitterte, 1165 und 1166. Die länglich gefaltete, 1167-1169. Die bandirte, 1170 und 1171. Die stumpfe pyramidenförmige quergestreifte und wolkichte, 1172 und 1173. Die geribbte fast treppenförmige Fischreuse, die mit Buccinum arcularia Linn. nicht zu verwechseln ist. Pl. CXXV. 1174 und 1175. Abarten der kurz vorhergehenden, 1176-1191, ganz kleine abgestumpfte, 1192. Die harpfenförmige, 1193. Die gelblicht glatte stumpfe Fischreuse mit blaulichtem Wirbel. Und nun die eigentliche Kinkhörner (dann bei Linne stehen auch die Fischreusen darunter 1194. Das glatte ausgekehlte (Buccinum nitidulum Linn?) 1196. 1200. Das lineirte (Buccinum glans Linn.) 1201. 1202. Das fein gestreifte, 1204. 1205. Das warzenförmige (Buccinum papillosum) Pl. CXXVI. 1206. 1211. Das gemeine nordische Kinkhorn (Buccinum undatum) mit seinen Abänderungen, 1212. Das englische gestrekte, 1213. 1214. Das gefurchte braune englische. Pl. CXXVII. 1215. 1216. Das geglättete (Buccinum laevigatum) 1217. Das gelbgeflamte, 1218. 1220. Das gefiederte, 1221. 1222. Das feine harpfenartige, 1223. Das Arguskinkhorn, das Kl. Ch. nicht mit Kt. v. Born für Murex Olearium Linn. hält, 1224-1227. Die gestrekte Krote mit Banden (Murex

gyrinus Linn.) Pl. CXXVIII. 1228. Das gitterförmige Kinkhorn (Murex reticularis Linn. 1229-1235. Abarten der gestrikten Kröte, 1236. 1237. Das rothe knotige Kinkhorn (Murex lampas Linn.) Pl. CXXIX. 1238. 1239. Abarten des leztgenanten, 1240. 1241. Die eigentliche wahre Kröte. Pl. CXXX. 1142. 1143. Das knotige braungeflekte Kinkhorn. (Murex olearium Linn.) 1244. 1245. großer hökerichter Oelkuchen, 1246-1249. Abänderungen des knotigen braungeflekten Kinkhorns. Pl. CXXXI. 1252. 1253. Der umwikelte Oelkuchen, 1254. Das Fünfek, 1255. 1256. Das kleinknotige Arguskinkhorn. Pl. CXXXII. 1257. 1258. Das geflekte, 1259-1267. Das bandirte Livereikinkhorn. (Murex cubecula Linn.) Pl. CXXXIII. 1268-1273. Die gedrukte und gezakte Kröte (Murex rana) mit ihren Abänderungen, 1274-1276. Die Kröte mit langen Stacheln, auch eine Spielart. Pl. CXXXIV. 1277 und 1281. Tritonshorn (Murex Tritonis Linn.) 1279. 1280. Abänderungen desselbigen. Pl. CXXXV. 1282. 1283. Tritonshorn. Pl. CXXXVI. 1284. 1285. Das grobe knollige und knotige Tritonshorn, 1286 1287. Das gestreifte, bandirte und geflekte Achatkinkhorn (Murex Felipe Linn.) Pl. CXXXVII. 1288 1291. Spielarten eben desselbigen. Pl. CXXXVIII. 1292-1296. Die niederländische oder vielmehr nordische Spindel (Murex antiquus Linn.) mit einigen Abarten. Pl. CXXXIX. 1297. Das blätterichte magellanische Kinkhorn, 1298. 1299. Das persianische Kleid (Murex Trapezium Linn.) 1300. 1301. Die Mohrenbinde (Murex Morio Linn.) Pl. CXL-CXLII. die kurze Spindeln. Pl. CXLIII-CXLVI. lange Spin-

Spindeln. Auf den folgenden Schraubschnecken. Pl. CXLVIII-CL. Thürmchen. Pl. CLI-CLII. Schraubenschnecken mit runder Mündung (unter diesen auch die Wendeltreppe) Pl. CLIII. auch mit eiförmiger ausgeleerter Mündung. Pl. CLIV. auch mit eiförmiger. Pl. CLV. mit weiter Mündung. Pl. CLVI. CLVII. Schnabelschrauben. Pl. CLVIII. und CLIX. geflügelte Schraubenschnecken vorgestelt.

69.

## LXXV.

Franz Griselini Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des temeswarer Banats in Briefen an Standespersonen und Gelehrte. Wien, bei Kraus. 4. 1780. mit acht Kupferplatten und einer sehr volständigen Charte des Bannats; Th. I. ohne Vorbericht S. 301. Th. II. S. 135.

Der erste Theil dieses für die Wissenschaften ungemein wichtigen Werks beschreibt in neun an vornehme Personen gerichteten Briefen die Geographie, Geschichte, Staatseinrichtung, und Alterthümer des Landes, und die Sitten seiner Einwohner. Im ersten Briefe beschreibt Hr. Gr. die Geschichte desselben, von der Zeit an, da es unter dem Namen Dacia ripensis zur römischen Provinz wurde, bis nach der Mitte des

funfzehenden Jahrhunderts; den langen Widerstand seiner alten Einwohner wider ihre Ueberwinder, die Römer, bis sie endlich Trajan zu paren trieb, die Schiksale, die es mit dem benachbarten Ungarn und andern römischen Provinzen bei den Einfällen einer barbarischen Völkerschaft nach der andern, und dem darauf erfolgenden Verfal der römischen Monarchie, gemeinschaftlich zu leiden hatte, seine Schiksale unter den ungarischen Königen und eigenen Grafen, in den bürgerlichen ungarischen, so wie in den Kriegen der griechischen und römischen Kaiser mit den Ottomanen. Im zweiten die Heldenthaten des Joh. Corvin oder Hunniades, und Paul Kinys, die Frevel eines Dosa, und das Unglük, welches die türkische Einfälle und Zapolya über alle diese Länder gebracht hatten, in welchen schon zu Ende des funfzehenden Jahrhunderts, zuerst von den Zigeunern Schiesgewehre und Kugeln verfertiget wurden; in diesem Briefe ist die Geschichte dieser Länder bis etwas nach der Mitte des sechzehenden Jahrhunderts fortgeführt; im dritten geht sie fast bis zu Ende des siebenzehenden Jahrhunderts; hier sind die traurige Veränderungen, welche das Banat unter türkischer Hoheit erlitten hat, mit ihren wahren Farben geschildert; auch alles Unglük, welches die Ottomanen theils durch die Verheerungen ihrer beinahe zahllosen Scharen, theils durch die Unterstützung, welche sie jedem Rebellen angedeihen ließen, vornemlich in dem benachbarten Ungarn stifteten, mit Nachdruk und Warheit beschrieben; erst in diesem Jahrhunderte, dessen Geschichte bis 1766 in den beiden folgenden Briefen entworfen ist, schüttelte Temeswar durch den Heldenmuth

muth der österreichischen großen Generale und das Glük ihrer Waffen, das türkische Joch ab, und bekam eine bessere Verfassung; die Wiedereroberung von Temeswar hängt so genau mit der Geschichte des übrigen Ungarns und seiner Kriege mit der Pforte zusammen, daß hier nothwendig ein großer Theil von der Geschichte Ungarns in diesem Zeitlaufe eingerükt werden muste. Nach der Wiedereroberung des Banats, welches 442-443 Quadratmeilen begreift, dachte man zuerst darauf, die unter türkischer Oberherschaft vernachläßigte und zerstörte Bevölkerung, durch Austroknung der vielen und großen durch ihre Ausdünstungen schädlichen Moräste, durch Anlegung einer Menge neuer Ortschaften, durch Besetzung derselben mit vielen angelokten italiänischen, ungarischen, sogar spanischen, vornemlich aber teutschen Colonisten, durch Errichtung von Fabriken und überhaupt durch eine bessere Einrichtung des Nahrungsstandes wieder herzustellen, vornemlich aber die Einwohner zum Ackerbau aufzumuntern. Graf Mercy, dem überhaupt Temeswar unbeschreiblich vieles zu danken hat, brach hier die Bahn, und theilte zuerst das Banat in zwölf Militardistrikte ein; rief Ackersleute und Manufacturisten aus andern Ländern, um die Einwohner und Colonisten zu unterrichten, lies für die Handwerker und Fabrikanten ein eigenes Quartier in der Stadt anbauen, richtete den Seidenbau, leitete, um die Zufuhr zu erleichtern, den Leg in einen Kanal, und verschönerte und vergrößerte die Stadt von allen Seiten. Furcht vor nahen türkischen Einfällen, die Entfernung des Grafen, und die einreißende Pest zerstörten wieder einen großen Theil dieser schönen Aus-

sichten. Doch hatte sich der Seidenbau erhalten, und der wiederhergestelte Friede trieb viele Christen aus den benachbarten türkischen Provinzen dahin; der Bergbau wurde eifriger betrieben, Berggesetze gegeben, und die Gegend der Bergwerke in die vier Bergämter Orawiza, Dognaoska, Saska und Moldava eingetheilt, drei ausgenommen, die Militardistrikte in Cameraldistrikte verwandelt, durch unternehmende Teutsche neue Colonisten herbeigezogen, Versuche zum Verschlus einheimischer Produkte gemacht, (unter Graf Clary) die Ländereien unter die cultivirende Familien aller Nationen vertheilt, Hanf- und Leinbau weiter ausgebreitet, der Reisbau wieder hergestelt, die Stadt immer mehr verschönert und vergrößert, (unter Joseph von Brigido) der ganze Cameraltheil des Landes in vier Kreise, Esabat, Temeswar, Worschiz und Lugosch getheilt, und noch immer neue Dörfer angelegt; auch die Zigeuner sind unter dem Namen Neubannater eingeladen worden, sich außerhalb der Dörfer anderer Nationen standhafte Wohnungen zu erbauen. Man zählt in dem Bannat überhaupt vier hundert und funfzig tausend Einwohner, unter welchen Walachen den grösten, Colonisten, vornehmlich teutsche, ungefähr den neunten Theil ausmachen; viele gesammelte und neue auf eigene Erfahrung sich gründende Nachrichten von den Zigeunern, die Hr. Gr. zwar in vielen Stücken mit den Egyptiern übereinstimmend findet, aber doch wegen ihrer äußersten Unreinlichkeit, der unter ihnen so gewöhnlichen Vernachlässigung des Ackerbaus, ihres unsteten Lebens u. a. lieber für Abkömlinge von Troglodyten und Ethiopiern hält, unter welche sich geborne Egyptier mischen konten; auch Hr. Gr. beschreibt ihre Sitten als höchst verdorben; daß

die

die Zigeuner schon seit sehr langen Zeiten, und noch ehe ihrer in Urkunden gedacht wird, in Ungarn gewesen sind, machen die kleine egyptische Götzen von Bronze wahrscheinlich, welche man in verschiedenen Gegenden Ungarns neben den römischen Münzen gefunden hat. Der siebende Brief betrift die Walachen, die Ableitung ihres Namens und ihres Geschlechts; ihre Sitten und Religion: daß sie römischer Abkunft sind, zeigt ihre Sprache, die, wie Hr. Gr. aus einem langen Wortregister darthut, nahe mit der heutigen italiänischen verschwistert, und so wie diese, vielleicht schon damals, da die Colonie aus ihrem Mutterlande auszog, eine verdorbene Mundart der reinen lateinischen Sprache unter dem Pöbel war; sie nennen sich auch selbst Rumuni; ihre Art, die Pocken einzuimpfen, ist sehr einfach und vernünftig, und niemalen tödtlich. Dem Diebstahl sind sie sehr ergeben, und gegen alle Leibesstrafen gehärtet; auch unter sie hat sich das Vorurtheil von den Vampirs verbreitet. Sie haben Industrie, aber wenige Kentnisse, sie bauen Weizen, Mays, Hanf, Tabak u. a. und pflanzen den Zwetschenbaum stark, aus dessen Früchten sie eine Art Brandtewein brennen. Sie verstehen das Sticken mit Garn, Seide und falschem Golde, auch das Bearbeiten und Färben der Wolle, wo sie dann zur rothen Wolle Sauerdornwurzel getroknet und zerstoßen, Röthe, Waldmeister, Labkraut, und die Rinde des Kreuzborns, zur gelben die Sauerdornbeeren, Genster, Wau, Habichtkraut, Ringelblumen, Birkenblätter und Lebermos, zur grünen Kreuzdornbeeren, zur blauen Waid und Scharte, zur braunen Zweizahn, Bärlappen und Nusbaumblätter, und zur schwarzen Wasseranborn gebrauchen. Sie sind

auch die besten Arbeiter in der zu S. Cathrina angelegten Glashütte, aus welcher das ganze Land versehen wird; auch treiben sie bildende Künste und die Buchdruckerkunst; auch unter ihnen ist die Lustseuche gemein, welche sie mit dem Rauch von Zinnober, der auf Kohlen gestreut wird, und stat Guajak und Sassaparille, mit dem Absud des Buxholzes und der Spitzen des Geisblattes heilen, so wie sie überhaupt viele einfache Mittel von Pflanzen, und unter diesen auch das Bittersüs haben, von welchen Hr. Gr. (wenn es gewis die gleiche Pflanze ist) offenbar zu viel fürchtet. Der achte Brief handelt von der wallachischen Sprache. Der neunte von römischen und barbarischen Alterthümern, deren sich in diesem Bande eine sehr große Menge findet. Sie bestehen theils in Inschriften und Münzen, deren Hr. Gr. eine große Menge mit der Erklärung anführt, römischen, theils in Laren, egyptischen Ursprungs, theils in andern Denkmälern, unter welchen diejenige, die in dem Militardistrikt von Mehadia liegen, die Ruinen der Trajanischen Donaubrücke, die alzudeutliche Spuren von dem Bergbau der Römer in den Bergämtern, und die Römerschanzen die merkwürdigsten sind; die leztere leitet Hr. Gr. lieber aus sehr einleuchtenden Gründen von den Hunnoavaren, als von den Römern her. Die zwölf Briefe des zweiten Theils sind alle, nur den leztern ausgenommen, welcher an Hrn. Scopoli gerichtet ist, an den Abt Spallanzani geschrieben. Ein großer Theil des Landes ist mit Sand bedekt, der jedoch nicht immer wie kieselartig, sondern oft mit Glimmer vermischt, oder ganz kalkartig ist. Ohne Dünger und Egge fruchtbarer Thonboden ist jedoch der gewöhnlichste, und der Thon gemeiniglich mit Glimmer vermischt; aus

einem

einem weißen im Feur sich roth brennenden Thon wird Töpfergeschir gebrant, aus einem eisenschüssigen Letten Ziegel; der gröste Theil des Lettens wird zu Aufführung der Wände in den Bauerhütten, und als Maurspeise gebraucht. Die vielen Flüsse, der Leg, die Temes, die Listra, die Cserna, Karasch, Bersova, Mera, Pogonitisch u. a. theilen das Land in mehrere Thäler; die Donau hat an einigen einzelnen Stellen ein sehr enges Bett; die Berge des Bannats sind mit Eichen, Epheu, Nusbäumen (aber wol nicht mit nux vomica), Haselsträuchen, Büchen, Hainbüchen, Holzapfelbäumen, Zirbelnusbäumen, Lerchen, Linden, Birken, Schlehen, Bärentrauben, Preuselbeeren, Sauerdorn besezt; an dem wilden Feigenbaum (Ficus Sycomorus) solten wir fast zweifeln; überhaupt sind noch jezt sehr große und dichte Waldungen im Bannat; die höchsten Berge liegen an der Gränze der Wallachei und Siebenbürgens, Sennik und Furiak werden für die höchsten gehalten; aber keiner von ihnen bleibt im Sommer mit Schnee und Eis bedekt, der Mika hat barometrisch gemessen, vom Fus an, eine Perpendikularhöhe von 2136 Wiener Schuhen. Im Tamantisch und Räuberberge findet man Tropfsteinhölen, die Hr. Gr. etwas ausführlicher beschreibt. Hr. Gr. theilt die bannatischen Gebirge in Felsgebirge, Ganggebirge und Flözgebirge, versteht aber unter diesen Worten nicht das, was man insgemein darunter versteht. Die erstere sind vornemlich Granitgebirge, von dieser Art sind diejenigen, welche das Bannat von dem abendlichen Theile der Walachei und von Siebenbürgen scheiden; und mehrere in der Klissura; sie sind meistens ohne Erzgänge. Unter Ganggebirge versteht Hr. Gr. solche, wel-

che ſchichtenweiſe aufgeſezt ſind; bei einigen iſt es ein zuſammengeſezte, bei andern einerlei Steinart; einige haben Granit, oder eine andere Wake, welche einen glatachtigen Stein zur Grundlage hat, in der Tiefe, andere nicht. Der Gangſtein der Erzgebirge iſt am gewöhnlichſten Kalk, Hornſchiefer und Schörl; in dem erſten findet man öfters ächte Steinverwandlungen, ſo wie überhaupt Uebersinterungen und Abdrücke, Knochen großer Land- und Waſſerthiere, des Nashorns, Elephants, auch Walroszähne, keine ſeltene Erſcheinung ſind. Die dritte Claſſe von Gebirgen machen die Vorgebirge aus, deren Klüfte öfters mit Gips oder Porcellanerde angefült ſind. Im vierten Brief eine Erzählung der Hypotheſen über die Entſtehung und gegenwärtige Geſtalt unſerer Erde, die ſich aber doch ſehr ergänzen ließe; das Bannat hat die leztere offenbar vom Meerwaſſer; Granit und Schiefer verwittern auch hier auf ihrer Oberfläche öfters zu Thon. Auch Hr. Gr. glaubt aus der Natur ſelbſt ſchließen zu müſſen, die Granitberge ſeien auf einmal entſtanden, obgleich Hr. Pötzſche ihn in Schichten gefunden haben will. In den Erzgebirgen iſt gemeiniglich Hornſtein oder Schiefer das Liegende, und Kalkſtein das Hangende. Mehrere Punkt- und Sternkrallen, Auſtern, Kammuſcheln, Nesmuſcheln, Herzmuſcheln, Venusmuſcheln, Meerohren, Napfſchnecken, Röhrenſchnecken, Zahnſchnecken, Schraubenſchnecken, Purpurſchnecken und Seeigeln, beſonders einer kegelförmigen Art dieſes Geſchlechts findet man in den Thälern Pai, Mare und der Almaſch verſteinert. Im Thal Mare findet man auch auf einem mergelartigen Stein Abdrücke von Tang und der Seeeiche. Aus einem Stücke, das Hr. Gr. ſelbſt

beſizt,

besizt, glaubt er sich überzeugt zu haben, daß die Versteinerung des Holzes von innen anfängt; aus der Almasch besizt er eines, welches anderthalb Schuhe im Durchmesser hat. Kupfer, Blei und Eisen gewinnet man vorzüglich in den Gruben der vier Bergämter, Kupfer auch in der Grube bei Torgos, so wie Blei in einer andern bei Gladna; aus Kupfer und Blei zuweilen Silber; Gold aus dem Sande am Ufer der meisten Flüsse, aus welchem es die Zigeuner, die sich großentheils davon nähren, nach einer sehr einfachen Methode, und mit einem sehr mäßigen Gewinst auswaschen. Die Gruben in den vier Bergämtern, deren Bau durch den geringen Lohn der Nationalarbeiter, und einige Vortheile, die sie genießen, durch den geschwinden Absaz der Erze und den sehr mäßigen Preis der Brennwaare sehr erleichtert und befördert wird; sind nun nach ihrem Namen, die wichtigere nach ihrer Berg-Gang- und Erzarten, so wie die anliegende Hütten, und das Verfahren auf denselbigen beschrieben. Wenn so viel Silber unter dem Kupfer ist, daß es Profit giebt, so wird es zur Steigerung nach Annaberg in Oesterreich geschikt; sonst bezahlt der Souverain für jeden Centner Garkupfer 32, zu Moldena mit 36 Gulden, und schieft auch den Gewerken darauf vor. In der Beschreibung der Erze hat Hr. Gr. vornemlich Hrn. v. Born gefolgt, und genüzt, doch zuweilen Zusäze gemacht. Im Rochus bei Drawitza findet man sehr schönes Kupferglas. Bei Dognaska wächst Wolfskirsche und Bärentraube in großer Menge. Die Bergart ist die sogenante Metalmutter, welcher Hr. Gr. Thon, Schörl und Glimmer mit etwas Kalk zu Bestandtheilen anweist, und die Bergleute den sehr uneigentlichen Namen

Sandstein

Sandſtein geben; die rothe oft mit Berggrün angelaufene Kupferocher heiſt da Ziegelerz; das bunte Kupferglas iſt oft ganz miz dreiſeitigen Pyramiden von Kalkſpat bekleidet. In der Eiſengrube Johann Baptiſta findet man viele Aehnlichkeit mit den ſteyriſchen Gruben bei Eiſenarz. Die Grube Iſidorus iſt auf eine beträchtliche Strecke mit braungelbem Asbeſt überdekt, in welchem Eiſenglimmer und ſchwarze Eiſengranaten liegen. Das Moranzen Gebirg iſt gegen Reſchiza zu beinahe ganz eiſern, und die oberſte Eiſenlage magnetiſch. Bei Dognaska werden jährlich zwiſchen 3000 und 4000, bei Orawiza und Saska nur zwiſchen 2000 und 3000 Centner etwas ſchlechters Garkupfer gewonnen, welches, ſo wie das Eiſen, in benachbarten Hütten weiter verarbeitet wird; die Hütten bei Moldava liefern jährlich nur gegen 1200 Centner Garkupfer, das aber viel beſſer iſt; unter andern Erzarten findet man da Kupferblau, auf der Oberfläche in Kriſtallen angeſchoſſen, inwendig aber dunkelbraun. Bei Böſte grub man ein Gebäude aus, das ein Probirgaden geweſen zu ſein ſcheint. In der Grube Mariaſchnee bei Saska Cementwaſſer; auch bei Saska im Vitus und Modeſtus ganz mürbes Kupfergrün, Lebererz in Kriſtallen, auch auf Eiſenocher angeflogenes Bergblau, und in andern Gruben hin und wieder weislichte Bleiocher; bei Glabna Bleiglanz, der im Centner ſieben bis neun Loth Silber hält, bei Thorgos gediegen Kupfer in Steinmark. Die Goldwäſche iſt lange ſo einträglich nicht, als man vermuthen ſolte, und daher auch jezt noch blos den Zigeunern überlaſſen, die ſich mit einem ſehr geringen Lohn begnügen. Der eilfte Brief betrift die mineraliſche Waſſer des Bannats, wo außer andern zum Theil, wenigſtens

stens für Thiere schädlichen Wassern von geringerer Bedeutung, vornemlich die Bäder von Mehedia, die schon den Römern unter Trajan sehr bekant waren, ausführlich beschrieben sind; auch in ihrer Nachbarschaft bestehn die Berge nicht, wie Delius behauptete, aus derbem Kalkstein, sondern aus Flözen. Wider Cranz, der sich das Wasser nach Wien schicken lies, bezeugt Hr. Gr. daß es Kochsalz, Selenit und Schwefel enthält. Der zwölfte Brief beschreibt die Rungbächische Mücken, eine neue dem Viehe höchst beschwerliche und oft tödtliche Art der Bremsen.

69.

## LXXVI.

Carl Friedrich Wenzels Lehre von der Verwandtschaft der Körper. Dreßden bei Gotthelf August Gerlach. 1777. S. 484. in 8vo.

Weil die Lehre von der Verwandtschaft der Körper die ganze weitläuftige Wissenschaft der Scheidekunst umschränkt, und weil fast keine chemische Arbeit ohne dieselbe unternommen werden kan; so können dergleichen Beobachtungen, die diese Lehre in ein helleres Licht stellen, nicht genug gesamlet werden. Aus diesem Grunde hoffen wir auch Vergebung, daß wir dieses wichtige Buch so spät anzeigen. Ob wir gleich schon einige

gute

gute kleine Aufsätze über diesen Gegenstand, z. B. von Macquer, Marrher, Wiegleb und a. m. in Händen haben, so hat doch noch immer ein dergleichen ganzes Werk gefehlt. Wir wollen nun den Inhalt der Schrift selbst so kurz als möglich betrachten. Es zerfält dieselbe von selbst in zwei Abschnitte. Der erste handelt von der Verwandtschaft der Körper überhaupt, und der zweite von der Verwandtschaft der Körper insbesondere. Der erste Abschnit enthält die Erklärung der Ursachen und Gesetze der Verwandtschaft. Die Verbindung, so die Körper mit einander, ohne, oder unter gewissen Bedingungen, eingehen, heist Verwandtschaft. Nach der Meinung des Verf. sind weder die Homogenie, noch die Newtonianische Attractionsgesetze, sondern blos die Figur der kleinsten Theilchen eines Körpers, oder die Gesetze der Statik die Ursache der Verwandtschaft; wäre die Gleichartigkeit der Körper die Ursache der Verwandtschaft, so müsten auch ohne Unterschied alle gleichartige Körper in Ansehung der Verwandtschaft einen Vorzug haben, doch beweisen hier Beispiele das Gegentheil. Was kan sich wol der Natur nach ähnlicher sein, als Blei in metallischer Gestalt und Bleiglas, und doch wollen sie auf keine Art eine Verbindung eingehen; der stärkste Weingeist hingegen, hat weder mit dem Quekſilber noch mit den Salzsäuren eine Gemeinschaft, und dennoch löset sich eine gröſsere Menge ätzender Sublimat in Weingeist als in Wasser auf. Die kleinsten Theile der Körper betrachtet der V. als einfache Werkzeuge, deren Wirkung sich auf die Lehre von der schiefen Fläche und dem Hebel, oder auf leztern nur allein gründet. Weil man sich sowol die kleinsten, als auch die Bestandtheile der Körper, ihrer

Figur

Figur nach, als einfache Werkzeuge vorstellet, so ist auch die physische Ursache ihrer Verbindung und des Zusammenhangs keine andere, als die, warum ein Nagel oder Schraube in einer Wand feste erhalten wird. — Hat ein Metal in einer schwachen Säure eine Zeitlang ruhig gelegen, so wird man auf dessen Oberfläche gewahr werden, daß es wie Fäden oder Blätchen zusammengewebt ist, und bei dem Gerinnen der fließenden Metalle siehet man, daß die entstehenden Fäden, Blätchen oder Sterne wie Keile in einander wirken. Sogar auch die Bereitung des Papiers ist ein deutlicher Beweis, daß sich die zarten Leinfäserchen blos und allein wegen ihrer Figur verbinden. Einerlei ist es, ob sich Körperchen von gleichartiger oder verschiedener Figur verbinden, wenn nur die Verschiedenheit der Form dem Zusammenhange nicht hinderlich ist, und deswegen die Verbindung unmöglich macht. Dasjenige, was der V. S. 17. u. f. von Transmutation der Körper sagt, davon kan sich Recens. freilich leider! nicht den geringsten Begrif machen. Der ganze Grund der Verwandtschaft beruhet auf der Anhänglichkeit der Figur, die die kleinsten Theilchen der Körper haben, daher wird begreiflich, warum öfters gleichartige Körper nicht geschikt sind, sich mit einander zu verbinden, dagegen andere ganz ungleichartigere Theile sehr gerne eine Verbindung eingehen. Obgleich der Schwefel fast aus funfzehen Theilen Vitriolsäure und einem Theile Brenbaren bestehet, so ist es doch nicht möglich, den Schwefel mit der Vitriolsäure zu verbinden; diese beiden Körper sind so gleichartig, als sie nur immer seyn können, und doch sind sie unfähig, sich mit einander zu verbinden blos weil es diesen beiden Körpern an

der

der gegenseitigen Anhänglichkeit fehlt. Man kan die Verbindung der Körper überhaupt mit folgenden vergleichen; bringt man Gips auf einen unglasurten Topf oder rauh geschliffene Glastafel, so hängt er sich feste an, von einer polirten Glastafel hingegen fält er wieder ab; auch hängen sich Kletten an einander oder an andere rauhe Körper, aber nicht an glatte Körper. Eben aus diesem Grunde läst sich auch erklären, warum einige flüssige Körper, als z. B. Oel und Wasser, keine Verbindung mit einander eingehen; ihre einzelnen Theile sind der gegenseitigen Anhänglichkeit hinderlich, und dazu komt hier noch die specifische Schwere, welche auch oftmals keine Verbindung der einzelnen Theile zuläst. Von den Gesetzen der Verwandtschaft. Die Verbindung der Körper gründet sich, wie schon oben gesagt worden, wegen der Figur ihrer kleinsten Theilchen auf statische Gesetze, und weil da erwiesen ist, daß die Bewegung einer Last um so viel langsamer erfolgt, je geringer die Kraft in Vergleichung mit der Last ist, so kan man diesen Saz auch auf die Verwandtschaft der Körper anwenden. Wir betrachten eine Anzahl Körper als verschiedene Lasten, und ihr gemeinschaftliches Auflösungsmittel als eine Kraft, die auf die eine geschwinder oder langsamer als auf die andere wirkt; daraus folgt dann, daß, je schneller sich das gemeinschaftliche Auflösungsmittel mit einem Körper verbindet, desto gröſser mus auch der Grad ihrer Verwandtschaft seyn, und daher entspringt folgendes Grundgesez: Die Verwandtschaft der Körper mit einem gemeinschaftlichen Auflösungsmittel, verhält sich umgekehrt wie die Zeiten der Auflösung. Es wird bei der Verwandtschaft der Körper als aigemein angenommen,

men, daß sich die Säuren am liebsten mit alkalischen Salzen, dann mit Erden und endlich mit metallischen Substanzen verbinden. So gewis nun dieses ist, so fehlet es doch nicht an Erfahrungen, welche das Gegentheil beweisen, wo z. B. dem Anscheine nach immer ein Körper dem andern seinen angewiesenen Plaz der Verwandtschaft streitig zu machen scheint. Hiervon werden Beispiele angezeigt und erkläret, auf welchem Grunde der scheinbare Verwandtschaftsvorzug beruhet. So hat z. B. das feuerbeständige Laugensalz eine stärkere Verwandtschaft mit der Vitriolsäure als die Kalkerde, und dieses entscheidet der einzige Versuch, daß von dem Gips oder Selenit die Vitriolsäure an das dazu kommende Laugensalz übergehet, und mit demselben einen vitriolisirten Weingeist darstellet; bringt man aber im Gegentheil vitriolisirten Weinstein und in Salzsäure aufgelöste Kalkerde zusammen, so gehet die Vitriolsäure von dem Laugensalze an die Kalkerde über, macht mit demselben den Selenit, und die Salzsäure mus sich mit dem Laugensalze verbinden. Dadurch scheint erwiesen zu seyn, daß die Kalkerde mit der Vitriolsäure eben so nahe verwandt sei, wie das Laugensalz. Ueberlegt man aber, daß bei dieser Vermischung vielerlei Verbindungen stat finden, als 1) die Verbindung des Vitriolsauren mit dem Laugensalze, 2) des Salzsauren mit dem Laugensalze, 3) des Vitriolsauren mit der Kalkerde, 4) des Salzsauren mit der Kalkerde; so ergiebt sich, daß die Verbindung der Vitriolsäure gegen das Laugensalz zwar größer ist, als jede andere, aber kleiner als die Summe der drei übrigen; noch über dieses entstehet aus der Vitriolsäure und Kalkerde der sehr schwer auflösliche Selenit, welcher in dem Augenblik, als er er-

zeugt wird, zu Boden fält, und eben dieses trägt zu der Absonderung nicht wenig bei. Jeder solcher vorkommender Fal ist nun auf diese Art zu erklären. Weil der Arsenik, auch das Urin- und Sedativsalz die Salpeter- und Salzsäure losmacht; so könte man glauben, daß diese Salze gegen die Laugensalze eine stärkere Verwandtschaft hätten, als die Salpeter- und Salzsäure; da aber, wenn auf den nach der Austreibung zurükbleibenden Rest die übergegangene Säure wieder zurükgegossen wird, das vorige Salz sogleich ohne die geringste angebrachte Wärme wieder entstehet; so ist hinlänglich erwiesen, daß hier kein vorzüglicher Verwandtschaftsgrad, sondern blos das angewandte starke Feuer die Ursache der Abscheidung ist. Die Scheidung des flüchtigen Laugensalzes vom Salmiak durch lebendigen Kalk, oder Mennige ist wie oben bei der Vitriolsäure zu erklären. Durch rohe Kalkerde und durch Eisen- und Kupferfeilspäne würde nur ein gewisser Theil flüchtiges freies Laugensalz vom Salmiak abgeschieden, und ein Theil gieng als unveränderter Salmiak in die Höhe, wie der V. glaubt; allein, sowol durch rohe Kalkerde als Kupfer- und Eisenfeilspäne kan alles flüchtige Salz vom Salmiak abgeschieden werden, wenn dem Salmiak die richtige Proportion von diesen Körpern beigemischt wird. Obgleich das flüchtige Laugensalz durch Erden und metallische Körper vom Salmiak abgeschieden werden kan, so beweiset dieses doch nichts weniger, als einen stärkern Grad der Verwandtschaft von Seiten der Erde oder des Metals gegen die Salzsäure, denn die Flüchtigkeit des flüchtigen Salzes und das starke Feuer, welches zur Abscheidung desselben nöthig ist, mus hier eben wie bei der Abscheidung durch Sedativsalz in Betrachtung

trachtung gezogen werden; ließe sich hier ein vorzüglicher Verwandtschaftsgrad denken: so müste die Kreide oder eine andere rohe Kalkerde aus ihrer Auflösung in Säuren nicht durch flüchtiges Alkali niedergeschlagen werden; auch müste eine Mischung aus Salmiak, Kreide und Wasser durch die Destillation einen flüchtigen Salmiakgeist liefern. Einige metallische Substanzen lassen sich in einer scharfen Säure nicht auflösen, sobald aber in dergleichen schwachen Säure ein anderes Metal vorhero aufgelöst worden, dann gehet die Auflösung vor sich: z. B. von schwacher Vitriolsäure wird weder Quekssilber, Wismuth, Kupfer noch Zin angegriffen, sobald aber vorher Silber in der schwachen Vitriolsäure aufgelöst worden, dann gehet die Auflösung vor sich, und dieses trägt sich nach der Meinung des V. aus dem Grunde zu, weil das in der Vitriolsäure aufgelöste Silber wegen seiner Verwandtschaft zu dem Metalle mit der Säure gemeinschaftlich auf das dazu kommende Metal wirket; hat aber das vorher in der Säure aufgelöste Metal keine Verwandtschaft mit dem dazu kommenden, so wird man auch hier eine Auflösung vergeblich erwarten. Eben so erkläret der V. die wechselsweise Niederschlagung des Kupfers und Eisens. Nachdem nun der V. die Ursachen und Gesetze der Verwandtschaft abgehandelt, und die streitigsten Punkte, die sich bei den Verwandtschaften ereignen können, (diese Zweifel hat Wiegleb im Anhange seiner Versuche über die alkalischen Salze auch schon grösstentheils aufgelöst) angezeigt; so handelt er im zweiten Abschnit von der Verwandtschaft der Körper insbesondere, und bestimt auch da den Verwandtschaftsgrad und das Verhalten der Körper gegen einander, wobei denn auch zu

gleicher Zeit genau berechnet wird, nach welchem Gewichte sich dieselben mit einander verbinden. Mit der Vitriolsäure wird der Anfang gemacht, und diese verbindet sich in folgender Ordnung mit andern Körpern, 1) mit dem brenlichen Wesen, 2) mit vegetabilischem und mineralischem fixen Laugensalze, 3) mit flüchtigem Laugensalze, 4) mit Kalkerde, 5) mit Magnesie, Kobold und Eisenbeinerde (wol besser thierischer Erde), 6) Zink, 7) Eisen, 8) Blei, 9) Zin, 10) Kupfer, 11) Indig, 12) Alaunerde, 13) Wismuth, 14) Quekſilber, 15) Silber, 16) Campher. Eben so wird auch das Verhalten des Salpetersauren, Goldscheidewassers, Phosphorsauren, Citronensauren, der fixen Luft und fetten Saure, des Weinsteins, Sauerkleesalzes, Bernsteinsalzes, Urinsalzes, Sedativsalzes, Arseniks, Schwefels und der alkalischen Auflösungsmittel gegen andere Körper nach Möglichkeit genau bestimt. S. 148 wird, weil von dem Verhalten der Salzsäure gegen den Spiesglaskönig die Rede ist, eine verbesserte Bereitungsart des versüsten Salzgeists bekant gemacht. Es heist daselbst: ich gos einen Theil Butyrum antimonii in eine gläserne Retorte, und zu dieser sechs Theile des besten Weingeistes. In die Vermischung schüttete ich alsdenn einen Theil zu groben Pulver gestoßener Austerschaalen, wischte den Retortenhals wol aus, und lies das Gemenge, nachdem ich eine Vorlage anlutiret hatte, acht Tage lang ruhig stehen. Davon erhielt ich nachher, vermittelst einer gelinden Destillation, den besten versüsten Salzgeist, der nicht ätzend, sondern angenehm schmekt, und aus dem zur Röthe calcinirten Eisenvitriol, nach Boerhavens Angeben, eine rothe Tinktur ausziehet, die aber in der Wärme

ihre

ihre Farbe verlieret, und dieselbe niemals wieder bekomt. Nun noch eine Abhandlung von der Auflösung der Salze in Weingeist. Von der Auflösung der Salze in gemeinem destillirten Wasser. Auch ein Verzeichnis von der Menge des Crystallisationswassers, welches sich von einigen Salzen ohne ihre Zersetzung absondern läst. Zulezt noch: Anwendung der Lehre von der Verwandtschaft der Körper auf besondere Fälle. Ob wir gleich hin und wieder noch einiges zu erinnern hätten, so ist doch dieses Buch eins der nüzlichsten, und verdient Scheidekünstlern aufs beste empfohlen zu werden.

34.

## LXXVII.

Georg Daniel Fuchs, Diakonus zu Stuttgart, Bibliothek der Kirchenversamlungen des vierten und fünften Jahrhunderts, in Uebersetzungen und Auszügen aus ihren Akten. 1. Theil. Einleitung in die Geschichte der Kirchenversamlungen des vierten und fünften Jahrhunderts. Kurze litterarische Nachricht von den Samlungen der Concilienakten. Kirchenversamlung zu Nicäa. Leipz. 1780. gr. 8.

Kein Theil der Kirchengeschichte ist unter Protestanten gewöhnlich vernachläsigter, als die Geschichte der

Kirchenverſamlungen, und man hat doch den Nutzen derſelben nicht allein für alle Theile der Kirchengeſchichte, ſondern auch für die wichtigſten Perioden der politiſchen Geſchichte an einigen neuern Beiſpielen ſo mit algemeinem Beifal eingeſehen, daß eine baldige weitere Cultur dieſes ſo nüzlichen Fachs zu hoffen ſchien. Das gegenwärtige Werk, das ſich nach ſeiner ganzen Abſicht und Einrichtung, an die Röſleriſche Auszüge aus den Kirchenvätern nach der Nicäiſchen Synode, anſchlieſt, trift zwar keinen ſolchen Zeitabſchnit, wo Conciliengeſchichte für alle Theile der Geſchichte jenes Zeitalters wichtig wäre. Der Occident und die Verfaſſungen des Occidents beiben ganz aus unſerm Geſichtskreis, und geben bei allen Händeln dieſer Periode nur Nebenſcenen, aber für die Geſchichte der Dogmatik und ihrer durch Terminologie verſuchten Ausbildung iſt vielleicht kein Zeitabſchnit ſo wichtig als dieſer, vorzüglich wenn man von den nachfolgenden Unruhen wegen der drei Kapitel und des Monotheletiſmus das Auge nicht ganz abzieht. Man ſieht ſchon aus dem Titel des Werks, was für drei Hauptſtücke dieſer Theil begreift, und da es nach der Methode der Röſleriſchen Auszüge bearbeitet wird, ſo kan man leicht denken, daß ſich der Verf. in eigentliche Unterſuchungen einzulaſſen nirgends Urſache fand, von dem bisher gefundenen die vorzüglichſte Reſultate ſagte, und hie und da durch Beiſetzung neuer Anmerkungen zu reifer Beurtheilung des bisher oft unrichtig und partheiiſch geſagten hinlänglichen Stof gab. Der unten beigefügte Originaltext der Hauptſtellen wird das Buch künftighin auch manchem werth machen, der ſich im Publikum die Mine zu geben ſucht, als ob Manſi Conciliënbände ſeine Hausgenoſſen geweſen. In der

Ein-

Einleitung sucht der Herr Verf. einen recht vollständigen Begrif von allen äußern und innern Einrichtungen einer Synode zu geben, ihre wesentliche und zufällige, absichtliche und ungefähre Wirkungen zu entwickeln, und das immer einzig mit Rükſicht auf den Zeitpunkt, dessen Geſchichtsakten zu excerpiren er verſprach. Um den Urſprung der Kirchenverſamlungen zu erklären, braucht er aller der feinen Schlüſſe und Vermuthungen nicht, womit Mosheim aus der bekanten Stelle Tertullians die Sache herzuleiten ſucht. Eigentliche Synodalanſtalten mögen zuerſt in Kleinaſien reif geworden ſein, aber Veranlaſſung und Urſprung der Synoden überhaupt liegt ſo ganz natürlich in der Sache ſelbſt, daß man zu ihrer Erklärung keiner Hypotheſe nöthig hat. Die verſchiedene Arten der Synoden entwickelt der Herr Verf. ſehr genau, nur wiſſen wir nicht, warum Dioceſanſynoden von ihm ausgeſchloſſen werden. Die Parochi ſtehen beinahe, wenigſtens nach dem Weſentlichen, faſt in eben demſelben Verhältnis zum Biſchof, wie die Biſchöfe zum Erzbiſchof: heiſt man eine Verſamlung der Biſchöfe unter ihrem Erzbiſchof eine Synode, warum nicht auch eine Verſamlung der parochorum unter ihrem Biſchof; oder ſol der Biſchof als einzig ſynodalfähiger ſchon in die Definition hineingeſezt werden, ſo paſt die Definition wieder nicht auf die älteſte Synoden. Am beſten wär' es wohl, den Begrif gar nicht ſo genau beſtimmen zu wollen. Er hat ſich ohnedies in den verſchiedenen Perioden der Kirchengeſchichte ſehr geändert, wie kan das tranſitoriſche Ding unter einer Definition begriffen werden. Von den Materien, welche auf Synoden abgehandelt werden, ſpriche der Herr Verf. für die Empfindung manchen Leſers

vielleicht nur faſt zu weitläuftig; (von S. 30. 94.) unterdes kan dieſe Umſtändlichkeit mit großem Nutzen dazu dienen, den Leſer mit dieſem Zeitalter und ſeiner ganzen Bildung immer vertrauter zu machen. Bei der Abhandlung von der Form der Synoden kommen höchſtintereſſante Anmerkungen vor, die dem Herrn Verf. auch ſo ganz eigen ſind, daß ſie wol vor ihm noch nicht mögen gemacht worden ſein. Man hat über dem Streit wegen der Präſidenten, der doch am Ende nicht einmal zum höchſten Punkt der Klarheit gebracht werden konte, die wichtigen Fragen wegen der Verhandlungsart, Stimgebung und Unterſchrift vergeſſen, deren Unterſuchung doch überdies gar nicht leicht war. Das beſte, was wir noch über dieſe Materie geleſen, iſt bei dem Herrn Verf. Wir zeichnen nur einiges aus, und überlaſſen der erregten Aufmerkſamkeit unſrer Leſer das übrige. S. 189 iſt eine ſehr merkwürdige Stelle aus den Chalcedoniſchen Akten ausgehoben, welche den innern Gang der Synodalberathſchlagungen, und beſonders die Geſchichte der Abfaſſung des Protokols ſehr glüklich aufklärt. Manſi T. IV. p. 808. Es ereignet ſich öfters bei ſolchen Verſamlungen, daß man das, was nur ein Biſchof ſagte, ſo faſt und aufſchreibt, als ob es das Votum von allen wäre. Man ſezt nemlich öfters voran: „So ſprach die heilige Synode. (pag. 813.) Was von den Biſchöfen während der Berathſchlagung nur unterredungsweiſe geſagt wird, das braucht nicht aufgeſchrieben zu werden.“ So wurden von Protokolliſten oft höchſt wichtige Sachen ausgelaſſen, der Synode Meinungen einzelner Mitglieder untergeſchoben, und der Irthum oder Betrug oft auf die Nachwelt fortdaurend gemacht, da das Protokol

gewöhn.

gewöhnlich nicht mehr am Ende der Versamlung allgemein vorgelesen und verbessert wurde. Diese Bemerkung kan vielleicht auf die Geschichte des Dreikapitelstreits einiges neue Licht werfen, da die Hauptfrage jenes Streits darauf beruhte, ob eine gewisse Frage auf der Chalcedonschen Synode entschieden worden sei, oder nicht. Vielleicht daß dem Kaiser Justinian von den Gegnern die drei Kapitel mangelhafte Chalcedonische Akten vorgelegt wurden, denn sonst läst sich die ganze Geschichte mit Justinians brennendem Eifer für Orthodoxie fast gar nicht vereinigen. Die S. 197 gebrauchte Worte können wir nicht ganz verstehen. Man hatte auch bei den Gemeinen selbst gewisse Formeln, welche als Vorschrift für den Unterricht der Catechumenen und für das Bekentnis der Täuflinge gebraucht wurden. Sie kommen bis auf wenige Ausdrücke gemeiniglich mit einander überein, und sind die Grundlage unsers sogenanten apostolischen Glaubensbekentnisses. Solte nicht dieses (zwar nicht ganz so wie wir es noch haben) ehmals selbst ein symbolum baptisinale gewesen sein, und was demselben erst in neuern Zeiten noch zugesezt wurde, kam das nicht ex symbolis baptisinalibus anderer Kirchen hinzu? Ueber die Materie von den Unterschriften hätten wir uns sehr gern noch umständlichere Belehrung von dem Herrn Verf. gewünscht, und vorzüglich wären die Veränderungen seiner Aufmerksamkeit sehr würdig gewesen, welche von der Nicäischen bis zur Chalcedonischen Synode selbst auch im äußern so auffallend sich zeigen. Den Schlus dieser gelehrten und dabei doch populär abgefaßten Untersuchung machen Anmerkungen über den Nuzen einer genauern Kentnis der Synoden und ihrer Verhandlungen.

Die Fächer, auf welche der Herr Verf. Rükſicht nimt, ſind Geſchichte der Dogmatik, Polemik, Exegeſe, der Moral und Kirchendiſciplin, der kirchlichen Geographie und ganzen hierarchiſchen Verfaſſung.

Kurze litterariſche Nachricht von den Samlungen der Concilienakten. (S. 271-349.) Sie iſt mit vieler hiſtoriſcher Genaulgkeit und Treue abgefaſt, nur dünkt uns manches hineingenommen zu ſein, das nicht ganz unter dieſen Titel paſt. Nicht jeder alte Samler vom Canon. Concilior. hätte hier einen Plaz verdient, oder wenn der Herr Verf. ſeinen Plan ſo ſehr erweitern wolte, ſo ſind beſonders von den Lateinern einige ſehr merkwürdige übergangen worden. Was von dem Werth einzelner unſrer Concilienſamlungen geſagt wird, iſt meiſtens ſo paſſend, ſo billig und dabei doch ſo gerecht geurtheilt, daß wir im Teutſchen noch nichts dieſer Art wiſſen. Bei Manſi vermiſt man die Nachricht von ein Paar der vorzüglichſten Codd. in deren Gebrauch der gröſte Werth ſeiner Ausgabe beſteht.

Nicäiſche Kirchenverſamlung im Jahr 325. Einleitung. S. 350-365. Die Hauptſtücke ihrer Geſchichte werden kurz zuſammengeſtelt, die Gegenſtände ihrer Berathſchlagung erläutert, damit nicht der Leſer unvorbereitet zum Gebrauch der gleich folgenden Aktenſtücke gehe. Eine Lücke ſchien es uns zu ſein, daß S. 356. und 357 deſſen gar nicht gedacht wird, was wegen Berechnung des Oſterfeſts von den Nicäiſchen Vätern verordnet wurde. Die Walchiſche Abhandlungen in den Göttingiſchen Kommentarien hätten hier ſehr ſchöne Reſultate geliefert.

Schrei-

**Schreiben Alexanders an Bischof Alexander.** Warum Herr Pr. Rösler diesen Brief wieder in seine Bibliothek der Kirchenväter einrücken will, können wir nicht sehen, da doch das Fuchsische Werk mit dem seinigen der ganzen Anlage nach als eines betrachtet werden sol. Bekantlich ist dieses Schreiben das erste Aktenstük der Arianischen Bewegungen, ein Stük der unglüklichen Correspondenz, wodurch das Feuer in den übrigen Provinzen angezündet wurde, und aus einer Streitigkeit der Alexandrinischen Kirche eine algemeine Controvers gemacht wurde.

**Glaubwürdigkeit der Kirchenversamlung zu Nicäa.** Hier hätten wir mehrere historische Anmerkungen gewünscht, besonders auch über den Begrif von σοια, den die Väter gehabt zu haben scheinen. Auch die Vergleichung Licht aus Licht würde bei einer genauen historischen Erörterung den Geist der damaligen Dogmatik sehr gut haben aufklären können. Die Uebersetzung ist sonst treflich, und hat manche Zweideutigkeiten der Urkunde sehr gut beibehalten. Gleiches Lob gilt auch von der Uebersetzung des nachfolgenden Stüks.

**Nicäische Kirchenversamlungen.** Unter den Anmerkungen empfelen wir vorzüglich die über den sechsten Kanon, wo der bisher so oft verwirte Streit unserm Urtheil nach recht gut aus einander gesezt, und der erste historische Sin des Gesetzes entwickelt ist.

**Gelesius von Cyzikum Geschichte der heil. Kirchenversamlung zu Nicäa.** Nicht ganz übersezt sondern ausgesondert, was noch einigermaßen brauchbar schien. Man kan dieses Stük sehr vortheilhaft dazu gebrauchen, um wenigstens die Vorstellungsarten aufzufassen,

welche

welche man von der Nic. Syn. aus dieser mit Fabeln angefülten Schrift seit dem sechsten Jahrhundert annahm.

Wenn dieses Werk, wie wir nicht zweifeln, mit eben der planmäßigen Treue fortgeführt wird, womit es angefangen wurde, so ist für die Algemeinmachung des Quellenstudiums einer so wichtigen Periode der Kirchengeschichte sehr viel gewonnen, und der Nutzen einer solchen Arbeit ist gewis gar viel beträchtlicher, als wenn man sich beständig blos im Algemeinen herumdreht, im Lob oder Tadel gewisser Zeitalter einer unhistorischen Heftigkeit und Deklamation sich überläst.

62.

## LXXVIII.

Apparatus Medicaminum tam simplicium, quam præparatorum & compositorum, in praxeos adiumentum consideratus Volumen secundum: Auctore D. Jo. Andr. Murray, Medic. in Acad. Götting. P. P. O. Götting. 1779. 8. p. 465.

Nicht leicht hat Recens. seine Pflicht, ein Buch in dieser Bibliothek anzuzeigen, mit größerem Vergnügen erfült, als bei gegenwärtigem vortreflichem Werke des Hrn. M. So gros, bei der Ankündigung desselben, Recens. Erwartung von dessem Wehrte war;

da

da ihm Hrn. M. groſse Kentniſſe der Natur, beſonders des Pflanzenreichs, ſeine gründliche Sprachkunde, ſeine ausgebreitete Beleſenheit, ſein richtiges, ſcharfſinniges Gefühl practiſchwichtiger Wahrheiten bekant waren: ſo übertraf doch die Ausführung dieſes Werks ſeine Erwartung in einem hohen Grade. Wir haben nunmehr durch den Hrn. Verf. über die Materia Medica ein Werk, das nach ſeinem Plane alle bisher erſchienenen weit hinter ſich zurükläſt, wenigſtens, mit Zuverſicht jedem ausländiſchen Producte an die Seite geſezt werden kan. Die Beweiſe dieſer Behauptung ſind aus allen beiden Theilen ſehr leicht zu führen: doch wird ſich Recenſ. gegenwärtig nur auf den neueſten zweiten Theil einſchränken.

Bekantlich hat Hr. M. ſeine Eintheilung der Arzneimittel des Pflanzenreichs nach der natürlichen Verwandſchaft der Pflanzen untereinander eingerichtet. Im gegenwärtigen Bande finden ſich die Rotaceae, Sepiariae, Bicornes, Aſperifoliae, Verticillatae, Perſonatae, Rhoeades, Putamineae, Siliquoſae, Papilionaceae, Lomentaceae; ſie begreifen 127 Pflanzen; in allem, (mit dem vorigen Theile) ſchon 328 Arzneimittel. Zuerſt kömt die genau beſtimte Gattung der Pflanze, nebſt den vorzüglichſten Synonimien, und der angegebenen beſten Abbildung der Pflanze: alsdenn folgt die richtigſte Beſchreibung des gebräuchlichen Theils, nach ſeinen ſinlichen Kenzeichen: darauf die chemiſche Unterſuchung deſſelben: endlich die, mit gröſtem Fleiſſe und der beſten Auswahl aus den vorzüglichſten practiſchen Schriftſtellern, ausgezogene

gene Beweise ihrer Wirksamkeit in den verschiedenen Krankheiten; und denn: belehrende Beurtheilung der verschiedenen davon bekanten Präparate. Wir wollen einige der am ausführlichsten behandelten Arzneimittel nebst einigen Hrn. M. eigenen Bemerkungen und Urtheilen auszeichnen: und bedauren nur die uns vorgeschriebenen engen Gränzen, die uns nur alles hervorstechende Wichtige anzuzeichnen verhindern.

Anagallis arv. Ob sie schon keine flüchtige und stark würkende Bestandtheile besitze; könne man ihr doch nicht alle Wirksamkeit absprechen, und ob man sie gleich gegen die Waßerscheu besonders erhebe; so wären doch alle vorhandene Beobachtungen weder Hr. Tissot, noch Hrn. M. selbst, leider! nicht beweisend genug. Gentiana lutea. Sie sei die vorzüglichste unter den bittern Mitteln, und mit keinem andern als der Quaßia zu vergleichen; auch weniger unangenehm und erhitzend, als selbst das Tausendgüldenkraut. Sie mache die Chinarinde bei solchen sehr wirksam, die diese allein des schwachen Magens wegen nicht vertragen können. Die schäzbaren Vorschriften zum Elix. stomach. *Rosenst.* & T. stomach. Whytt; deren Kräfte Hr. M. selbst so gros gefunden hat. Gentian. Centaur. Sie komme der vorigen am nächsten; sei aber mehr algemein einheimisch: ihre großen Fieberkräfte; die man aber nicht empirisch gebrauchen müsse, da sie oft die heftigste Hitze erregt. Primula veris; noch in der neuesten Schwed. Pharmacopee angeführt, und häufig dort gebraucht: aber Hr. M. wisse keine zuverläßige Beweise ihrer Wirksamkeit. Olea

europ.

europ. außerordentlich ausführlich und volſtändig (doch vermiſſen wir das Waſchen des ranzigtgewordenen Oehls, und andere Verbeſſerungsmittel derſelben, welche die Herren Sieffert und Oetinger (Acta Ac. Sc. Mogunt. A. 1777. p. 27.) angegeben haben. Der innerliche Gebrauch deſſelben, als ein, die Gifte und Schärfe einwickelndes, die Faſern ſchmeidigendes Mittel: Hr. M. misbilligt der Italiäner häufigen Gebrauch in Entzündungskrankheiten, da es Ekel erwekt, und, vermöge des Ranzigtwerdens, die Galle verdirbt, und das Fieber vermehrt, (indem aus dem ſo häufigen Brenbaren die Feuertheile durch den heftigen Umlauf ſehr ſtark entwickelt werden. — In Wurm-Zufällen tödte es dieſe nicht blos, ſondern beſänftige auch den Stuhlzwang, die Coliken, und Krämpfe. Die nicht neu erfundene Einreibung in der Waſſerſucht würke durch das Reiben ſowol, als durch das Oehl: die verhinderte Einſaugung durch die Haut könne wegen der geringen Oberfläche des Unterleibes wol nicht in Rechnung kommen. Die Wirkung deſſelben gegen den Vipernbis wird vortreflich beurtheilt. Arbut. Vra Vrſ. ſehr volſtändig. Die ſteinauflöſende Kraft des, aus ihr bei troknem Feuer, erhaltenen ſauren Geiſts, könne man ihr, als urſprünglich eigen, nicht zuſchreiben, und der darin mürbewerdende Blaſenſtein erweiſe ihre ſpecifiſche Kraft nicht. Sie ſei in dergleichen Fällen ein kräftiges Mittel, da ſie die Schmerzen und übrigen Beſchwerden lindert, und den mit Sand und Steinchen angefülten Harn abtreibt: ſie löſe aber den feſten Stein nicht auf, auch in andern Zufällen der Harnwege ſei ſie nüzlich. Ledum palluſtre. Im

Reich-

Keichhusten sei es kräftig; auch wenn er mit Blattern verbunden ist; doch sei es nur hauptsächlich im Anfange desselben recht würksam. Auch sei es in der Bräune, dem ausgeschlagenen Kopfe, und der Krätze nicht unkräftig. Cynogloſſum off. Sein Geruch verfliegt durch Troknen, und im Extract. Hr. M. bezweifelt daher dessen Wirksamkeit im Husten, Blutflüssen, Durchfällen: mit der Pillenmasse aber nebst Salpeter, hat er ehemals seinen Vater von einem erschütternden, die nächtliche Ruhe benehmenden Husten, befreit. Teucrium Morum. Eines der kräftigsten herzstärkenden Mittel, das man auch während des Fiebers, welches den Zimt untersagt, gebrauchen könne; doch sei die Würkung sehr kurzdaurend: überdem löse es die zähen kalten Säfte auf; und befördere den Schweis, und die Reinigung. Linne verschafte dadurch (wie er an Hrn. M. schrieb) dem sel. Rosenstein eine große Erleichterung im hartnäckigsten Husten, und der gröſten Engbrüstigkeit: auch half es, nach Bergius einem, nach einem Falle wie schlafsüchtig liegenden Manne. Teucrium Scordium. — — Salvia officin. Durch den Aufgus auf frische saftige Blätter, erhielt Hr. M. eine, fast wie Kampfer schmeckende, nicht bittere Flüssigkeit, die sich sehr lange unverderbt erhielt: mit den getrokneten Blättern war sie unangenehm bitter, und verdarb auch bald. Zum Thee schikt sie sich wegen des nicht angenehmen Geschmaks, und der erhizenden schweistreibenden Eigenschaft nicht: als Arznei hat sie recht beträchtliche Kräfte. Rosmarin. off. Eins der kräftigsten Mittel aus dieser ganzen Ordnung; in vielfältigen Nervenzufällen, schwachem Gedächt-

bächtuisse, Schwindel, Lähmungen sehr heilsam; auch an verstopften Drüsen der Kinder, nach Heister. Glecoma hederacea. Seiner auflösenden, reinigenden und heilenden Kraft wegen, rühmt man es besonders in Lungengeschwüren: auch die Schwedischen Aerzte haben es in Schwindsuchten würksam gefunden. Hr. M. sahe einen Verwandten, der wahres Eiter auswarf, durch den Saft desselben, mit Molken, oder Milch genommen, nebst dem Reiten, wiederhergestelt; auch hat er es öfters mit andern Mitteln in Verbindung sehr gut befunden. Die Steinbeschwerden verhütet es durch seine Harntreibende Kraft. Avicennia tomentosa; in dessen Kernen sei nichts schädliches, sondern ein sanftes Oehl: hergegen ist der in der Schaale enthaltene Saft sehr scharf, entzündet, und frißt an; so daß ihn die Indianer als ein Aezmittel gebrauchen. Gratiola officin. Eins der stärkern Purgiermittel; in verschiedenen Arten der Wassersucht zuträglich: doch müste man vorher überzeugt sein, daß die Eingeweide und die Kräfte nicht zu schwach sind; und, ob nicht die Natur mehr zum Harnabflus geneigt sei: auch empfehlen sie einige gegen verstopfte Eingeweide, Wechselfieber, Flüsse, Würmer, auch die Ruhr, wo es fast, wie die Brechwurz würke. Gleichfals solle sie gegen die Wassersucht, die Tolheit, alle Gattungen bösartiger, auch venerischer Geschwüre heilsam sein. — Die gequetschten Blätter braucht Tissot (nach Hrn. M. Bruder) äußerlich gegen die Gicht und Flüsse, und in Geschwülsten von stockender Milch oder ausgetretenem Blute, als das beste auflösende Mittel. Papaver Rhoeas. Man kan aus seinen Köpfen etwas wahren Mohnsaft erhal-

ten: man zieht dessen Extract dem Opium vor, weil dieses zu sehr erhizt; mit jenem hat man Falsuchten gehoben, und die Schmerzen einer scirrhösen Mutter (nach Hrn. M. Bruder) besänftigt. Der Aufgus der Blumen sei, nach vorhergegangener Aderlas, in Seitenstichen, nur dann zu gebrauchen, wenn der Schweis sich schon zeigt. Papaver somnifer. Ein äußerst volkommener und wichtiger Artikel, der allein ein kleines Buch ausmacht, und eine dauerhaftere Unsterblichkeit geben würde, als die opera omnia manches, mit sich selbst sehr zufriedenen Schriftstellers. Man findet alles Wichtige in gedrungerer Kürze berührt, und selbst die neuesten Schriftsteller benuzt. Der Saamen des weißen und schwarzen Mohns, ob er gleich aus der, Mohnsaft gebenden Capsel kömt, hat keine schlafmachende Kraft: daher denn auch das daraus ausgepreßte Oehl, völlig unschädlich und in Frankreich auf Rozziers Anrathen zu verfertigen erlaubt ist: welcher Rath Frankreich schon Millionen eingebracht hat. Auch die troknen Köpfe geben gleichfals einen Extract. Die Art, wie man die Köpfe der Pflanze, (welche in heißen Gegenden bis zu 40 hoch wächst) einschneidet, hat Hr. M. (S. 222) sehr genau beschrieben. Der unverfälschte Mohnsaft mus gleichförmig, glat, zähe, leicht sein, inwendig einige Spuren eines flüchtig öligten Salzes zeigen, beträchtlich bitter, und scharf sein, aber nicht angebrant riechen, leichtlich brennen, sich fast ganz in Wasser auflösen u. s. w. Der würksamere Theil geht durch etwas langes Kochen, Rösten, durch die Länge der Zeit verlohren: auch die schnelle und bald wiedervorübergehende Würkung beweist die Flüchtigkeit der kräf

kräftigen Bestandtheils. Eine sehr volständige, aber gedrungene Geschichte des innerlichen Gebrauchs. Die mit dem Blute angestelten Versuche erwiesen nichts, wenn sie nicht in lebenden Thieren vorgenommen wurden. Die, mit vielem untergemischten Mohnsaft viele Wochen lang genährte Thiere; und eine Frau die ihn lange Jahre häufig gebraucht hatte, hatten, nach Lettsom, ein recht gutes gesundes Blut. Der Fäulnis widersteht er kräftiger als Kochsalz, aber weniger, als Fieberrinde: doch hat man bei lebenden Menschen einige gegentheilige Fälle bemerkt. Erzählung der mit Thieren angestelten Versuche. Die Gewohnheit, (welche manche giftartige Körper in der Folge unschädlich macht) verursacht eben dies bei den Türken in Rükssicht des Mohnsafts: allein sie genießen ihn auch selbst, nach neuern Nachrichten, nicht mehr so unmäßig. — Die verschiedenen, aus Versuchen hergenommenen Meinungen von der kühlenden und erhitzenden Eigenschaft des Mohnsafts, und der Beschleunigung und Verminderung des Pulsschlags sucht Hr. M. so zu vereinigen, daß er sich vorstelt, man habe den Puls, wenn man ihn langsamer gefunden, erst dann gefühlt, wenn die Hauptwürkung des Mohnsafts schon vorüber gewesen, und die Schwäche schon entstanden sei: oder derselbe sei erst bei Annäherung des Todes gegeben, wo der Puls von selbst selten und schwach schlägt. — So sehr er die Bewegung des Blutes vermehre; so sehr schwäche er alle Sinnen, die Reizbarkeit der Muskelfasern, und alle Ausführungen, außer dem Schweiße, der öfters nach Mohnsaft rieche. Auch äußerlich angebracht, erfolgen doch dieselben Erscheinungen darauf; doch

ſchmerzt der ganz entblöſte Nerve darnach; dahergegen die Reizbarkeit der Muskelfaser ganz zerſtört wird. Die berufene Aehnlichkeit zwiſchen dem Mohnſaft und dem Weine, ſei zwar in einigen Stücken würklich vorhanden: aber dieſer unterdrücke doch keine Ausleerungen, errege keine Lähmung, und ſtille, bei gehörigem Bewuſtſein, keine Schmerzen. — Jener ſcheint, nach gehöriger Erwegung der neueren Verſuche, mehr auf die Nerven, als das Blut zu würken. Die große Kraft deſſelben bei verſchiedenen Krankheiten, deren Kentnis wir hauptſächlich den Engelländern zu verdanken haben. Der von Sarcone und andern empfohlne Gebrauch in Entzündungskrankheiten erfordere eine richtige Beſtimmung der Zeitpunkte in derſelben (dies iſt hernach von Bell. [Abhandl. von den Geſchwülſten] und Hrn. Haaſe [de uſu opii ſalubr. & nox. in morb inflammat. Diſſert. II.] zum Theil geſchehen. Auch iſt die von Pott bemerkte Würkſamkeit gegen einige Arten des Brandes ſehr merkwürdig.) Seine Kräfte in andern Krankheiten z. B. den Pocken (wo aber der wahre Nuzen ſehr eingeſchränkt iſt,) in der Peſt, Schwindſucht, Wechſelfiebern, convulſiviſchen Krankheiten, (die aber ein feines practiſches Gefühl in der Anwendung erfordern:) im Tetanus, Trismus (wo er noch am meiſten leiſtet: aber in Menge gegeben werden mus) ſtarke Doſis deſſelben; bis über 20 Unzen in 24 Stunden. — In der Waſſerſcheu, der krampfhaften Engbrüſtigkeit im Huſten, (wo es Recenſ. für eins der beſten Mittel hält) in der Ruhr (mit der äußerſten Vorſicht) bei Blutflüſſen (beſonders mit Vitriolgeiſt vermiſcht, wovon Recenſ. ſelbſt einige merkwürdige,

glük-

glükliche Erfahrungen hat.) Der äußere Gebrauch auf mancherlei Art; auch in Clyſtieren (wo man aber zu Zeiten, ſelbſt bei kleinen Doſen, beträchtliche Würkungen erfolgen ſieht. — Gegenmittel gegen den zu häufig genommenen Mohnſaft. — Die Zubereitungen aus dem Mohnſafte; ſehr ausführlich: unter andern auch die beſte Vorſchrift zum Doverſchen Pulver. Neuerlich iſt die, in den Schriften der Königl. Geſelſchaft der Aerzte zu Paris angegebene, Zubereitung des Mohnſafts eine der beſten. Chelidonium majus. Es verdiene häufiger gebraucht zu werden: in der Gelbſucht ſei es nur dann rathſam, wenn ſie ohne Entzündung iſt: am bequemſten ſei der weinhafte Extract, der außerdem andere verſtopfte Eingeweide und Glandeln auflöſe. Der Nutzen deſſelben in Wechſelfiebern; äußerlich im grauen Staare, worin Hr. M. aber demſelben, ſo wie ähnlichen äußerlichen Mitteln, nicht viel zutraut. Syſimbrium Naſturtium. Das von einigen von ihm angegebene flüchtige Laugenſalz laſſe ſich nicht wol erweiſen. (Beaume [Elem. de Pharm. 3. Edit. p. 453] ſcheint gründlich gezeigt zu haben, daß die Würkſamkeit dieſer, und verwandter Kräuter, beſonders des Meerrettichs, und des Löffelkrauts, von einer Art wahren Schwefels abhange.) Seine große Würkſamkeit im Scharbocke; überhaupt in der Auflöſung ſtockender Säfte. Sinapis nigra. Seine, die Verdauung befördernde wie auch die Seele aufheiternde Kraft, welche lezte Hr. M. an ſich ſelbſt bemerkt hat, und der entwickelten Luft zuzuſchreiben geneigt iſt. Seine Würkung gegen den Scharbok, die Wechſelfieber, die doch aber auch nicht immer erwünſcht iſt. Braſſica

oler. die neuerlich durch Cook so sehr erhärtete antiscorbutische Kraft des Sauerkrauts schreibt Hr. M. auch der entwickelten Luft zu. — Dolichus pruriens. Ihre Kräfte werden durch eine volständige Erzählung der neuerlich bekantgemachten Curen erwiesen. Hr. M. schreibt sie einer mechanischen Würkung der steifen und scharfen Stacheln der Hülsen zu: und ob man gleich dagegen einwenden könte, daß diese Stacheln in unseren Säften erweicht werden, und daher alsdenn nicht so würken könten; so kan man (obgleich überhaupt theoretische Einwendung practisch erwiesene Erfahrungen nicht umstoßen) doch auch hierauf antworten, daß ihre, vielleicht gewissermaßen fettige Oberfläche, nicht so früh von Feuchtigkeiten durchdrungen werden könte, als daß diese Stacheln nicht vorher ihre Würkung auf die Würme äußern solten. Spartium scoparium. Die Würkung ihres Salzes gegen die Wassersucht, durch viele Fälle erwiesen. (Solte aber dieses Salz, vor den übrigen alcalischen, z. B. der Potasche, Vorzüge haben? Die Chemie scheint einen solchen Unterschied nicht gestatten zu wollen.) Ononis arvensis. Ihre, von andern gerühmte Kraft in Steinbeschwerden: die Hrn. M. doch wenigstens durch die Wegtreibung des Sandes, die Schmerzen zu mindern im Stande scheint. Glycyrrhiza glabra. Diese, und die echinata werden, nach Briefen des Baron von Asch an Hrn. M. an der Wolga ohne Unterschied, eine vor der andern, gebraucht. Ihre Würksamkeit in der Einwickelung scharfer Säfte, Schmeidigung der gespanten Fasern, u. d. auch, um andere nicht gut schmeckende Mittel, z. B. die Fieberrinde (besonders auch den

Sal-

Salmiak) einzuhüllen. Caſſia Senna. Eins der kräftigern, obgleich etwas langſam würkenden Purgiermittel, die Hr. M. in Entzündungskrankheiten widerräth, weil ſie durch ihren Reiz die Hitze vergrößert. Die Stengel vermehren nicht (wie man ſonſt glaubte,) das Grimmen: das Mittel verliehrt durch langes kochen einen großen Theil ſeiner Kräfte. Caſſia fiſtula. Ihre Würkſamkeit, ohne Grimmen und Erhitzung; daher ſie ſich vor jedes Alter und Geſchlecht, auch im Fieber, ſchicke. Mimoſa nilotica: ſehr ausführlich und genau. Die große nährende Kraft des arabiſchen Gummis; ſeine vortrefliche Würkung in der Ruhr; im Huſten, in der Steinplage. Mimoſa cate. Hier iſt der Urſprung des Catechu am befriedigendeſten angezeigt: zu Zeiten mag er wol von der Areca catechu verfertigt werden: aber zuverläßig iſts, daß er, nach dem Augenzeugen Kerr, in Indoſtan, und mehr Orten, aus dem angeführten Gewächſe bereitet werde. Wir würden mehr davon auszeichnen, wenn nicht eine eigene, unter Hrn. M. Aufſicht verfertigte, ſehr ſchäzbahre Probeſchrift hievon kürzlich in Göttingen erſchienen wäre. Polygala ſerta; ſehr genau, und durch alle die geſamlete Erfahrung von ihrer Würkſamkeit ſehr unterrichtend. — Die Beobachtungen mit der Polygala vulgari ſind Hrn. M. nicht überzeugend: auch der große Ruhm der Polyg. amar. gegen die Schwindſucht ſcheint ihm nicht völlig gegründet, weil man theils dies Mittel nicht allein gebraucht hat, theils auch, nach Collins eigenem Geſtändnis, damit nicht einer glüklich geweſen iſt. — — Am Ende des Buchs führt Hr. M. noch einige Werke an, in denen ſich die beſten Abzeich-

nungen der hier beschriebenen Vegetabilien befinden; wodurch sich diejenigen Aerzte, die in der Kräuterkunde nicht Meister sind, die Kentnis derselben sehr erleichtern können.

Dies wäre also die Anzeige einiger Merkwürdigkeiten aus dem so schäzbaren, so volständigen und lehrreichen Werke des Hrn. M. das die Wünsche jedes einsichtsvollen Lesers in einem so hohen Grade befriedigen wird. Recens. wünscht nichts so sehr, als die baldige Fortsetzung dieses so wichtigen, als mühsamen Werks, welches den besten Einflus auf so viele, nicht blos einheimische, sondern auch auswärtige Aerzte zum Wohl ihrer Kranken haben wird. Die Belohnung für ein solches Unternehmen kan Hrn. M. nicht Beifal und Ruhm; sondern der Gedanke geben, wie gros und auf so viele Tausende sich verbreitend der Nutzen ist, den Er dadurch gestiftet hat. 2†7.

## LXXIX.

Baudelocque, Geburtshelfers zu Paris, Anfangsgründe der Geburtshülfe. Aus dem Französischen übersezt von Christoph Friedrich Camerer, der Arzneigelehrsamkeit Doctorn. Tübingen, bei Jakob Friederich Heerbrandt, 1779. Auf 228 Octavseiten.

Was doch wol dem Hrn. Camerer bewogen haben mag, dieses Buch zu übersetzen? Wir können keine

keine einzige, nur etwas triftige Urſache finden, die ihn hätte antreiben können, daſſelbe in Deutſchland auszubreiten. Im Ganzen verwerfen wir zwar die Urſchrift nicht, ob wir gleich vieles dabei zu erinnern hätten, und der Verfaſſer derſelben hatte die rühmliche Abſicht es den Hebammen in Paris und den franzöſiſchen Provinzen in die Hände zu geben, durch welches ſie den erlangten Unterricht wiederholen, und ſich ſelbſt belehren könten, deswegen er auch ſeine Schrift in Fragen und Antworten abgefaſt hat. Da aber der Hr. Ueberſetzer ſich die Freiheit genommen hat, den catechetiſchen Vorſchlag wegzulaſſen, und zuſammenhängende Sätze daraus zu machen, da er keine reine und verſtändliche Schreibart im Deutſchen beobachtet, ſondern die Urſchrift in einem ekelhaften Vortrag, und ungewöhnlichen unverſtändlichen Ausdrücken, Redensarten und Provinzialwörtern umgeſchmolzen, auch nicht daran gedacht, daß er nunmehro bei der Ueberſetzung für deutſche Hebammen arbeite, und alſo viele in Frankreich oder Paris gewöhnliche und bekante Gebräuche und Gewohnheiten entweder gar weglaſſen, oder ſtat derſelben andere in Deutſchland übliche und bekante vorſchlagen müſſe, da er, wie er in der Vorrede geſteht, andere Schriften dieſer Art kennet, und alſo weis, daß kein Mangel an ſolchen Büchern ſei, da er endlich auch bei dieſer Arbeit nicht gefühlt hat, welches er doch hätte fühlen müſſen, daß zu einer ſolchen Ueberſetzung nicht blos eine grammatikaliſche Kentnis der franzöſiſchen Sprache, ſondern eine Kentnis der abgehandelten Materie, eine eigene Erfahrung in den Hebammenverrichtungen, gehöre, die wir ihm aber,

seinen übrigen praktischen Verdiensten unbeschadet, nach gegenwärtiger Uebersetzung zu urtheilen, nicht zutrauen, so müssen wir den Einfal des Hrn. C. dieses Buch zu übersetzen, tadeln, und diese deutsche Schrift für entbehrlich und unnüz erklären. Folgende wenige Stellen, die wir aus der großen Menge hersetzen wollen, sollen unser Urtheil rechtfertigen: Das Kind macht im Mutterleibe einen Purzelbaum; derley Geburten, Klufen, stat Steknadel; die Kleidung der Frau (nach der Entbindung) mus folgendermaßen beschaffen sein: Der Kopf der Frau wird, wenn es zur Winterszeit ist, mit mehrern gesteften Hauben bedekt, über welche eine große Ueberhaube komt, welche bis unter das Kinn reicht, und hinten am Halse geknüpft wird. Bemittelte Personen setzen noch einen Modeputz von Bändern und dergleichen Dingen darauf. — Die übrige Kleidung der Frau bestehet in einem Kindbethemd, einem Halstuch und in einem Betkittel; gewiese und ungewiese Zeichen kan kein Drukfehler sein, denn das gewiese und ungewiese kömt oft vor; bald Ayerstock und bald Eyerstock; den Rath, die Brustwarzen mit einer Tobakspfeife herauszuziehen, das so schmerzhaft und oft von so üblen Folgen ist, hat Hr. C. glüklich nachgeschrieben. Mit einem Worte: das Buch liest sich ekelhaft, und wir möchten die Hebamme sehen, die aus demselben viel lernte; nicht darum, weil nicht viel Gutes in demselben enthalten wäre, sondern weil der Vortrag so sehr unverständlich und unangenehm ist.

17.

LXXX.

## LXXX.

Andreae Johannis Retzii Phil. Mag. ad reg. acad. Lundenſ. Hiſt. nat. adiuncti & botanices demonſtratoris, ſoc. phyſiogr. Lund. ſecretarii Faſciculus obſervationum botanicarum primus c. figg. aen. Lipſiae apud Cruſium 1779. Fol.

Ein Geſchenk des Schwediſchen Gelehrten, das jedem angenehm ſein mus. Es enthält dieſer erſte Faſcikel 9½ Bogen Text, in welchen von 126 Pflanzen Beobachtungen mitgetheilet werden, ſo ſchön, ſo beſcheiden, daß wir ſie jedem zur Nachfolge empfehlen können. In der Vorrede iſt der Verf. unzufrieden mit denen, welche aus Neuheit Terminologien und Syſteme in der Kräuterlehre aufbringen, da doch das Linnéiſche Syſtem das beſte und als algemein gut anzunehmen ſei, bis ein beſſeres natürlichers erfunden werde. Wir pflichten ihm in dem lezteren bei, dennoch können wir in Abſicht des erſtern nicht tadeln, wenn wahre Gelehrte hin und wieder dergleichen bekant machen. Solche Schriften geben in der Folge einem guten Kopfe Materialien zum weitern Nachdenken. In neueren Zeiten ſind eine überaus große Menge neuer Pflanzenarten entdekt, und wenn gleich aus Schweden dieſe eben nicht viel mehr zu erwarten ſein möchten, ſo haben doch Osbeck, Montin und unſer Verf. jezt dergleichen einige mitgetheilet, welche uns in den Verzeich-

zeichniſſen fehlten. Neue lieſet man daher in dieſem Faſcikel folgende: Canna iuncea, Melica uniflora, Anchuſa italica, Saxifraga autumnalis, Lagerſtroemia maior, und minor, Teucrium trifidum, das der Schreberſchen Samlung dieſes Geſchlechts beizufügen iſt, Sida piloſa, Medicago obſcura auch mit Kupfertafel, uns dennoch nach Wahrſcheinlichkeit eine Spielart der Medicaginis polymorphae, Carduus peregrinus, Tuthilago ſpuria, ebenfals mit einer Kupfertafel, Arum ſpirale, Aſplenium Breynii und Lycoperdon gregarium. Man ſiehet, wie ſehr der Verf. ſeine Wiſſenſchaft dadurch bereichert, und wenn man dazu noch die weitern Berichtigungen nimt, ſo müſſen wir die Fortſetzung ſeiner Obſervationen anſtat ſo vieler neuen unbedeutenden Floren wünſchen. — Nach ſolchen findet ſich merkwürdig, daß die weiblichen Blumen eines Stammes des Rhamni Alaterni durch den Staub männlicher Blumen befeuchtet Beeren getragen haben; daß die große Hagebuttenroſe (Roſa villoſa) in guten Boden verpflanzet glatte Früchte trug, da ſie nachher wieder ſtachlicht erſchienen, ſobald der Stam in ſchlechteren Boden zurük gebracht wurde; daß der Sabadilſamen nach Linné Muthmaßung der Samen eines Veratri iſt, das hier Veratrum Sabadilla heiſt; und das Roſa lutea *du Roi* R. eglanteria iſt, und die Moosroſe mit dieſen und Miller für von der Centifolienroſe unterſchiedene Art angenommen wird. Der Anhang ſezt von der Sophora mit einfachen Blättern vier Arten aus einander, die ſämtlich auf dem Vorgebirge der guten Hofnung wachſen, und Sophora buxifolia, myrtillifolia, biflora und capitata heißen. Die erſtere hat Roi unter

ter Geniſta africana fruteſcens, die zweite iſt *Bergii* Sophora rotundifolia, und die vierte iſt die dritte Crotolaria des Horti Cliffortiani.

75.

## LXXXI.

Anton von Haen, kaiſerlichen Leibarztes, Heilungsmethode in dem kaiſerlichen Krankenhauſe zu Wien. Aus dem Lateiniſchen. 1 Band, enthaltend die erſten drei Theile. Mit einigen Aufſätzen begleitet von Herrn D. Ernſt Platner, Profeſſor in Leipzig. Leipzig in der Weygandſchen Buchhandlung 1779. 426 Seiten 8.

Des verſtorbenen von Haens Beobachtungen, die mit ſo vielen eigenen Gedanken und Zweifeln durchwürzt ſind, und unter den Titel Ratio medendi in noſocomio practico in 15 Theilen erſchienen ſind, verdienen in aller Aerzten Händen zu ſein. Dieſer Wunſch mus großentheils durch die koſtbare Vielzähligkeit der Bände unerfült bleiben, die durch die weitläuftige Form des Druks entſtanden iſt. Alſo dieſerwegen und nicht wegen der lateiniſchen Sprache hat der Herausgeber nach dem Vorberichte das Unternehmen einer wohlfeilern Ueberſezung gebilligt. Sie ſol die ſämtlichen Theile des Originals in vier Bänden darſtellen, worunter indeſſen

wol

wol die beiden Theile der Fortsetzung und die vom Rath Stoll besorgte fernere Ausgabe derselben nicht gerechnet werden können, zu deren Nachtrage wir jedoch rathen müssen. Das Sprichwort sagt: Docti male pingunt; oft möchte man sagen: Medici male scribunt. Dies gilt auch von Haen, dessen Ausdruk oft so unbestimt und dunkel, die unlateinische Latinität so schwerfällig und pretiös ist, daß man nicht selten Mühe hat, seine Gedanken als Leser zu verstehen. Recensent redet dies aus eigener Erfahrung mit, und da sich diese Uebersetzung ungleich deutlicher, leichter und fließender lesen läst, als das Original, so verdient sie auch aus dieser Betrachtung Anpreisung, wenn man sonst der Uebersetzungssucht aus dem Lateinischen für Aerzte nicht das Wort reden wil, da die Sprache jedem geläufig sein mus und solte. Von den beigefügten Aufsätzen gestehet der Herausgeb. selbst, „daß sie zur Erläuterung des Buchs theils nicht nothwendig, theils auch nicht eingerichtet sind. Sie enthalten jedoch solche Untersuchungen, welche durch den Schriftsteller veranlast wurden, und in so fern mit dem Werke, welches sie hier begleiten, in Verbindung stehen.“ Es sind Gedanken über den Begrif der Krankheit und des Fiebers, und über die Wirkung der Brechmittel in den hitzigen Fiebern insbesondere; dagegen doch manche Erfahrung streiten möchte, da bekant Ipecacuanha als Krampflindernd mit wirket. 2) Untersuchung über den Fieberfrost, in Rüksicht auf den Unterschied der wirklichen und der empfundenen Wärme in dem menschlichen Körper. 3) Ueber die Wirkungsart der verschiedenen Gattungen der stärkenden Arzneien und der Chinarinde insbesondere. 4) Die Erzeugung des Eiters. Alle lesenswürdige Abhandlungen, nach denen wir auf die

die Fortsetzung derselben bei den übrigen Bänden lüstern gemacht worden sind, und den Herausgeb. darum bitten müssen. Recensent betrachtet übrigens die Beurtheilung der Erscheinung dieser Uebersetzung nicht von der Seite, als sie der Herausgeb. sich gedenket. Und wenn es heist: „Ich sehe vorher, denn der Stolz der Praktiker gegen die Theoristen ist mir nicht unbekant, daß sehr viele bei dem Anblik dieser Ausgabe der Haenschen Heilungsmethode das Schiksal eines so praktischen Buchs beklagen werden, welches, so wird man sagen, entweder mit Erfahrungen eines geübten Arztes hätte begleitet, oder doch wenigstens von den Speculationen eines Theoristen verschont bleiben sollen," so sind wir nicht völlig der Meinung, daß ein praktisches Buch praktische Anmerkungen und Erläuterungen haben müsse. Man lieset den Praktiker so roh für sich am liebsten, und dem denkenden Leser bleibt frei, dabei selbst zu urtheilen, da ihn im Gegensatze oft das Nebengeschwäz des anmerkenden Praktikers voll von unzeitig angebrachter Gelehrsamkeit und Belesenheit hindert. Danken wollen wir es indessen dem Herausgeber, daß er bei dieser Voraussetzung die Frage aus einander gesezt hat: In wie fern haben die medicinischen Theoristen auch Erfahrung? „Es giebt zweierlei Art von Erfahrung, besondere und algemeine. Die besondere Erfahrung ist das Eigenthum der ausübenden Aerzte, die algemeine haben auch die Theoristen, oft in einem höhern Grade, als die Praktiker selbst. Die algemeine Erfahrung der Theoristen wird übrigens durch die besondere Erfahrung der Praktiker, wenn sie dieselbe mittheilen, ungemein vergrößert, oder, die Erfahrung der Praktiker wird wieder ein neuer Gegenstand der Beob-

achtung

achtung für die Theoristen. Ist aber die Frage nur von den einzelnen Bestimmungen der menschlichen Natur und ihrer Krankheiten, oder von den bisweiligen Kräften der Arzneimittel in gewissen Fällen — dann ist der Praktiker allein berechtigt, zu urtheilen, wenn er nicht nur seiner Lebensart, sondern auch seinem Genie und Beobachtungsgeiste nach ein Praktiker ist. Denn ein Kliniker ist darum noch kein Beobachter. Es kan einer unzählige Kranken, und dennoch niemals die Krankheit gesehen haben; und es komt überhaupt nicht darauf an, wie viel, sondern wie man gesehen habe.“ Welcher Leser wird nicht in allen diesem den Verf. Recht geben? wenn gleich hin und wieder ein alter Arzt bei der Angabe dieser Unterscheidungszeichen die Stirne runzelt. Vom Haen enthält dieser Band 1 Theil 1 Kap. von der Lebensart. 2) Von den Arzneimitteln in hitzigen Krankheiten. 3) Von der Luft, dem Lager, dem Sitzen und andern Einrichtungen der Kranken. 4) Von den kritischen Tagen und mancherlei Krisen. 5) Vom Urin. 6) Von dem menschlichen Blute. 7) Einige praktisch-anatomische Beobachtungen. 8) Von den Wirkungen der Elektricität. 2 Theil 1 Kap. Von den Vorzügen der hippocratischen, sydenhamischen und boerhavischen Methode. 2) Von der Erzeugung des Eiters. 3) Von den Blattern. 4) Die Brüche betreffend. 5) Einige Anmerkungen über die Trommelsucht und Darmgicht. 6) Von einigen unglüklichen Curen. 7) Von den Polypen. 8) Von einer besondern Art von Athemholen und Bewegung des Herzens. 9) Einige Anmerkungen über das Schwimmen und Untersinken der Lungen. 10) Von der Berechnung der Wärme in dem menschlichen Körper. 11) Von Geschwul-

schwulsten. 12) Von der wunderbaren Wirksamkeit einiger Arzneimittel. 13) Die Elektricität betreffend. 3 Theil 1 Kap. Von bösartigen Krankheiten. 2) Von der Bleicolik. 3) Von dem menschlichen Blute und dessen Wärme. 4) Versuche und Beobachtungen über den Stein. 5) Von der vorzüglichen Wirksamkeit einiger Arzneimittel. 6) Vom Elektrisiren. — Anzeige für diejenigen, die den Inhalt noch nicht wissen solten.

75.

## LXXXII.

Desiderii Erasmi Encomium Moriae, typis mandauit Beckerus. Basil. 1780. 8.

Idem liber, teutsch.

Ein schöner Abdruk dieser bekanten Satire! das neue desselben sind die eingedrukten Vignetten nach Holbeins Zeichnungen. Einige derselben sind nicht besonders, mehrere hingegen beweisen, daß das Genie des Malers eben so satirisch war, als des Dichters seines.

7.

## LXXXIII.

**Hartmanns, Professors zu Mietau, hinterlassene Schriften, gesamlet und mit einer Nachricht von seinem Leben herausgegeben, von C. J. Wagenseil. Gotha, bei C. W. Ettinger. 1779. XLVI und 284 Seiten, Oktav.**

Das Publikum hat diese Samlung gewis nicht gewünscht; Hartmanns Schatten auch nicht. Der Herausgeber, dessen Namen wir übrigens hier zum erstenmal gedrukt sehn, mus unter den vielen Quisquilien eine größere Menge von Goldkörnern gefunden haben, als das Publikum. Von den Produkten der dichtenden Muse wollen wir nicht einmal reden. Man läst's gelten, daß die jugendlichen Werke eines berühmten Mannes, die freilich mehrentheils Jugendsünden sind, aufgesamlet werden. Aber Hartmann war nicht berühmt; und unsrer Einsicht nach wär' er's auch nie geworden. Wir urtheilen hier blos nach den Proben, die wir von ihm in Händen haben, und in denen wir keine Spur von vielversprechender genialischer Kraft entdecken können. Doch die Gedichte mögen, wie gesagt, noch hingehn. Unverzeihlich ist es dagegen dem Herausgeber, daß er die unverdauten unbedeutenden philosophisch seyn sollenden Abhandlungen des sel. Mannes wieder hat abdrucken lassen. Wir könten fast mit Zuversicht und Gewisheit versichern, daß Hartmann diese Aufsätze, so wie sie da sind, nie

würde

würde geſamlet haben. Und doch meint Hr. W., er und der Verleger haben ſich der zerſtreuten und verlaſſenen Waiſen angenommen, zufrieden Hartmanns Andenken wieder wecken zu können. Das mag herzlich gut gemeint ſeyn; aber dem Verſtand und der Urtheilskraft des Herausgebers macht dieſes Geſtändnis keine Ehre. Wie lang wil man ſich noch an der heiligen Aſche der Entſchlafenen verſündigen!

53.

## LXXXIV.

Hiſtoria doctrinae de vero Deo, omnium rerum Auctore atque Rectore, conſcripta a Chriſtophoro Meiners, Philoſophiae in Georgia Auguſta Profeſſore Ordinario. — Pars prima, qua veterum gentium earumque Sacerdotum de divina natura opiniones explicantur. — Pars altera, qua Graecorum Philoſophorum de rerum ortu & divina natura opiniones illuſtrantur. — Lemgoviae, Impenſis Heredum Meyeri, clɔ lɔccLxxx. 548 pagg. 8.

Dies iſt ohne allen Widerſpruch eins der wichtigſten (wir möchten wol ſagen, das allerwichtigſte) unter allen Werken, die in der lezten Helfte unſers Jahrhunderts erſchienen ſind. Der Verfaſſer iſt zuverläſſig

unter allen Schriftstellern, die die Geschichte der Philosophie bearbeitet haben, der gröste. Er übertrift alle die würdigen Männer, die sich in den vergangenen Zeitaltern und im jetzigen Jahrhundert, bei allen aufgeklärten Nationen Europens, dem Studium der Alten gewidmet haben. Eine so gesunde Kritik; eine so ausgebreitete vertraute Bekantschaft mit den Ueberbleibseln der philosophischen und besonders des griechischen Alterthums; so viel Scharfsin und Beurtheilungskraft hat noch keiner mitgebracht, der die Systeme, Meinungen und Behauptungen der Weltweisen entwickelte und prüfte. Man fühlt es bei der Lektüre der Werke dieses großen Mannes lebendig, daß er sich nicht, wie seine Vorgänger und auch wie die meisten seiner Zeitgenossen, mit den Registern, oder mit bloßem Nachschlagen solcher Stellen behilft, die andre Kompilatoren zusammengetragen haben; sondern daß er die Alten, in ihrem Geist, und in der gehörigen Ordnung selbst gelesen und studiert hat. Und doch haben es unverschämte Buben (S. die Algemeine deutsche Bibliothek) gewagt, diesen Schriftsteller, der in seinen Fächern der Stolz unsrer Nation ist, und über dessen Verdienste die gerechtere Nachwelt auch der Ausländer erkennen wird, wie ihren Gesellen bübisch zu behandeln. Ja Bube, ekele den Mann mit ungegründetem frechem Tadel an, den deine Lobsprüche erniedrigen und beschimpfen würden!

Die Veranlassung zu dieser Geschichte der natürlichen Theologie gab die Stolpische Preisfrage: An sola rationis vi demonstrari possit, non esse plures, quam unum Deos? An porro populi unquam aut sapientes exstiterint, qui ad ejus veritatis cognitionem

tionem

tionem absque institutionis divinae ad ipsos propagatae auxilio pervenerint? Aber der V. hat seine Schrift nicht zur Konkurrenz um den Preis eingeschikt; weil er die hieher gehörigen Untersuchungen nicht in den engen Raum von 40 Seiten zusammendrängen konte. Die Frage ist in der That zu reichhaltig, als daß sich eine nur einigermaßen genugthuende Beantwortung derselben auf so wenigen Seiten geben ließe; und das theologische sowol, als das philosophische Publikum wird dem V. gewis Dank dafür bringen, daß er ihm, stat einzelner Bruchstücke, eine ausführliche Geschichte der Meinungen der Völker über die Gotheit lieferte, neben welcher Cudworth und Batteux durchaus entbehrlich sind, da Hr. M., was sich schon von selbst versteht, gesunder und unbefangener urtheilt, als der erste, und gründlicher schreibt, als der zweite.

Der erste Theil, der 228 Seiten beträgt, hat sechs Abschnitte, worinnen die Einsichten der alten Völker, die Nichtgriechen waren, in dem Artikel von der Gotheit, untersucht werden.

Im ersten Abschnit wird die Religion der alten Aegyptier, besonders in Rükſicht auf die Lehre von Gott, vorgetragen. Voran geht die Bemerkung, daß die neuern Untersucher der Religionsgeschichte der ältesten kultivirten Völker in zwei Extreme gefallen sind, die beide ein irriges Resultat geben. Einige nemlich wollen den Glauben an einen einzigen Gott, den Weltschöpfer und Welterhalter bei allen alten Nationen finden. Andre hingegen läugnen, daß der menschliche Verstand, ohne Beihülfe der göttlichen Offenbarung, diese wichtige Wahr-

heit habe herausarbeiten können. — Was insbesondere die Aegyptier betrift: so sei es ganz falsch, daß sie, mit Cudworth, Jablonsky u. a. behaupten, im Alterthum den einzigen wahren Gott angebetet. Bis auf die Zeit der Griechen und Römer verehrten sie, nach allen Alten Aussage, Sonne, Mond, Thiere, Bilder in Menschen und Thiergestalten. Die genanten Schriftsteller berufen sich mit Unrecht auf das Zeugnis der Neuplatoniker. Diese Zeugen seien zu jung; sie beeiferten sich noch außerdem, alle mögliche Religionen in ein einziges System zusammenzuwerfen und zu vereinigen, und ihre eignen Grillen in allen Religionssystemen wiederzufinden. Cudworth insbesondere träume unaufhörlich; und er thue den offenbarsten Stellen der Alten alle mögliche Gewalt an, um seine Hypothesen durchzusetzen. Ein ganz andrer Mann sei Jablonsky; aber auch seine Gründe für den Glauben der Aegyptier an Gottes Einheit seien gemartert und spitzfündig. Dies wird S. 27–36 ausführlich dargethan. Aegyptische Volksreligion war also der Glaube an einen Gott nicht; aber auch nicht der Priester Aegyptens, denen man gewöhnlich geheime Religionslehren und tiefe esoterische Kentnisse zuzuschreiben pflegt. In Aegypten war keine Aufmunterung zum Gebrauch der Verstandeskräfte; vielmehr wurden die Genies durch die Staatsverfassung und durch die Einrichtung des Priesterordens niedergeschlagen. Die Priester selbst waren in allen Fächern der Wissenschaften die unwissendesten Menschen. In der Geschichte waren sie die windigsten Praler und die gröbsten Lügner, die die allerunwahrscheinlichsten Erdichtungen erzählten, und dabei keinen einzigen berühmten Geschichtschreiber aufzuweisen hatten. In der Geographie

graphie waren sie so weit zurük, daß sie die ganze Erde in drei Zonen, worüber sie allerlei fabelten, abtheilten, ohne einmal den wahren Grund vom Anschwellen des Nils angeben zu können. Was uns Aristoteles und Diodor von ihren Medizinalanstalten berichten, ist gleichfals ein Beweis von ihrer Unkunde in der Naturgeschichte und Medizin. Das gilt auch von ihren Einsichten in die Mathematik und Sternkunde, wobei Hr. M. auffallende Proben ägyptischer Ignoranz gesamlet hat. Eben so unbedeutend war ihre Philosophie. Die griechischen Weltweisen haben von ihnen nichts gelernt; und die hermetischen Schriften sind diesem zweideutigen Man in spätern Zeiten untergeschoben worden. Vergl. des Verfassers Versuch über die Religionsgeschichte der ältesten Völker ꝛc. Kap. II.

Zweiter Abschnit. Von den Phönizlern. Sanchuniaton's Werk, woraus Eusebius (I. 10.) ein Fragment erhalten hat, sei ihm vom Philo Byblos untergeschoben worden. Diese Behauptung stüzt der V. auf mehrere überzeugende Gründe; und er giebt zu gleicher Zeit auch seine Vermuthungen über die Motive an, die den Philo zu einer solchen Erdichtung bestimmen konten. Klemens, Eusebius und Porphyr seien zu leichtgläubige, zu unkritische Schriftsteller, als daß man ihnen, wenn alle Alten schweigen, in Sachen des Alterthums, Glauben beimessen könne. Aber auch angenommen, daß Philo nicht den ganzen Sanchuniaton erdichtet, sondern daß er einiges wenigstens aus seinen Werken beibehalten habe: so liegt doch in dem Fragment kein Glauben der Phönizier an einen verständigen Weltschöpfer. Diesem sind auch die Beispiele von phönizi-

scher Superstition entgegen, die der V. am Ende dieses Abschnits anführt.

Dritter Abschnit. Von den Chaldäern. Auch diesen kan man den Glauben an eine höchste Gotheit unmöglich zuschreiben; wenn sie gleich, wie die Phönizier, in den ältesten Zeiten viele Künste des Friedens trieben, und besonders merkwürdige Kunstwerke auszufertigen wusten. Alle Schriftsteller des Alterthums erwähnen nicht nur dieses Glaubens nicht; sondern Herodot, Arrian ꝛc. schildern die chaldäischen Priester gerade als die ausgelassensten und gottlosesten Frevler, die die Weiber ihrer Mitbürger misbrauchten, und die Tempel der Götter durch Ausschweifungen und Räubereien entheiligten. Ihre Freunde berufen sich zwar unter andern auf den Berosus; allein dieser ist ein Lügner, der vorzüglich dem Moses ausgeplündert hat, ohne dasjenige, was er ihm entwendete, so ächt vorzutragen, wie er es bei ihm fand. Diesen Spolien mischte er noch die Feenmährchen seiner Landsleute, ferner seine eignen Erdichtungen, und endlich die Fabeln der Griechen bei. Nichts war natürlicher, als daß sich dies zusammengeraste Gemengsel sehr oft selbst widersprechen muste. Lächerlich ist seine Erzählung vom Ursprung seiner Nation, und vom ältesten Zustand derselben. Auch aus Diodor, (II. 143. ꝛc.) auf den man sich gewöhnlich zu berufen pflegt, erhellet die bessere Kentnis der Chaldäer nicht. Vielmehr zeigt dieser Schriftsteller in dieser Stelle gerade das ungereimte Lehrgebäude des chaldäischen Aberglaubens an, wie man deutlich sehn mus, wenn man die Stelle in ihrem Zusammenhang durchgeht. Eben so wenig folgt endlich für ein orthodoxes Glaubensbekentnis dieser Nation aus dem

dem angeblichen Orakel des delphischen Apols, welches Eusebius aus einem verloren gegangenen Werk Porphyrs (de Praeparat. Evang. IX. 10.) anführt. Denn man findet auch Verse dieses Auktors, worinnen die wahre Kentnis Gottes nicht nur den Hebräern und Chaldäern, sondern auch den Aegyptiern, Phönizlern und Lydiern zugeschrieben wird, welches doch offenbar aller Geschichte zuwider ist. — Am Ende dieses Abschnits zeigt der V. an, daß er nun der Ordnung nach die Religion der Perser untersuchen müste; daß er dies aber schon in seinen Abhandlungen gethan, die er den Göttingischen Societätsschriften einverleibet habe, auf die er daher gegenwärtig seine Leser verweiset. Es wäre zu wünschen, Hr. M. ließe, wenn er mit seinen Untersuchungen der persischen Religionsgeschichte zu Ende ist, diese Abhandlungen in eben diesem Format zusammendrucken. Sie dürften ein ähnliches drittes Bändchen ausmachen.

Vierter Abschnit. Von den Indern. Dies Volk sei nicht durch Weltverwüstungen und andre ähnliche Grosthaten berühmt. Es zeichne sich aber hauptsächlich dadurch auf eine merkwürdige Weise aus, daß seine Götter und Religion ost und nordwärts die Völker überschwemt haben. Unglüklicher Weise kennen wir ihr Religionssystem nicht genau genug; und es ist hier vorzüglich nothwendig, daß man sich um die Treue seiner Gewährsmänner genau bekümmert. Diese Prüfung stelt Hr. M. in dem ihm gewöhnlichen Geist ächter Kritik an. Den Rezensenten hat es vorzüglich gefreuet, daß der Hr. V. den Werth einiger neuerer Reisebeschreiber völlig so bestimt, wie der R. ihn in dieser Bibliothek angegeben hat.

Oneſikritus, Nearch und Megaſthenes erzählten ganz unerhörte Dinge von Indien, wodurch ſie allen Kredit einbüßen. Die Fabeln im Philoſtratus ſind eben ſo unglaublich und erdichtet; und die Abſicht, warum ſie erſonnen worden, ſcheint zu klar durch. Aehnliche Beſchuldigungen treffen den Palladius und den Pſeudo-Ambroſius. Unter den Neuern verdient Bernier und Royer den Vorzug vor Holwell, Dow, Anquetil. Vergleichung dieſer Angaben der neueren Reiſebeſchreiber mit den Nachrichten der Griechen, die vor Alexanders Zeiten die Inder und Indien noch gar nicht kanten. Viele von dieſen Lehren ſind ganz griechiſch. Nun aber haben nicht die Griechen dieſe Religionsmeinungen und philoſophiſchen Grundſätze von den Indern, ſondern die Inder haben ſie von den Griechen erhalten und angenommen. Hier muſte ſich Hr. M. natürlich auf die Geſchichte der indiſchen Kultur berufen, die er ausführlich mittheilt, und mit vielen neuen hiſtoriſchen Bemerkungen und Muthmaßungen bereichert. Es iſt ihm unter andern ſehr wahrſcheinlich, daß die Epoche der indiſchen Aufklärung nicht früher, als um, oder kurz vor die Zeit von Chriſti Geburt fält. Da läſt es ſich nun begreifen, wie ſie ſowol durch die griechiſchen Pflanzſtädte, die Alexander in Indien erbauete, als auch von den Griechen in Baktrien, griechiſche Kultur, Philoſophie und Meinungen erhalten konten. Dieſe griechiſche Kultur ſei heut zu Tage nicht mehr vorhanden; weil die griechiſchen Brahmanen ganz in Unwiſſenheit und Aberglauben verſunken ſeien. Nur in der Erklärung, die Hr. M. über die Entſtehungsart der Shanſkrita giebt, daß ſie nemlich (S. 154.) von den Brachmanen erfunden worden, könten wir ihm nicht bei.

beitreten. Uns ist es ungleich wahrscheinlicher, daß sie die Sprache eines Indien unterjochenden alten Volks gewesen. Dies lehrt das Indische Castenwerk. Es scheint, als wenn die höhern und die niedern Casten ursprünglich zwo Nationen ausgemacht; weil sich aus keinem andern Grund, als aus einer gewaltsamen Unterjochung, dieser drückende Unterschied der Casten begreiflich machen läst. Die Unterjochten wurden Sklaven, und sind es auch noch; die Unterjocher hingegen versämleten alle Vorzüge und Vorrechte in ihre Personen; Sie wurden das Königsvolk, das königliche Priesterthum. Schön wär's, wenn diese unsre Muthmaßung künftig einmal durch neue uns unbekante Quellen der Geschichte bestätigt würde.

Fünfter Abschnit. Von den Sinesen. Niemand hat die Rechtgläubigkeit dieser Nation so schwärmerisch herausgestrichen, wie die Jesuiten. Sehr unverschämt war's, daß sie sich zum Beweis ihrer Behauptung auf den Chu-King beriefen; weil gerade dies Werk sehr viele deutliche Spuren von Abgötterei und Aberglauben enthält. Daß sie in den ältesten Zeiten keine Tempel, keine Altäre, keine Götzenbilder gehabt, ist kein Beweis für die Reinigkeit und Simplizität ihrer ältesten Religion. Denn dies haben alle rohe Völker, die noch keinen festen Siz haben, sondern in den Wäldern herumirren, mit einander gemein. Wären sie nicht Vielgötter gewesen; sie würden gewis den Laokiun nicht in die Zahl ihrer Götter gesezt, noch seinen ungereimten Dienst des Aberglaubens angenommen haben. Im Chu-King liegt die Lehre, die jedes bar-

barbarische Volk glaubt, daß alles mit Göttern angefüllt, und daß in allen Theilen der Natur Gotteskraft und Gottesweſen vorräthig sei. Dieſe in den himliſchen und irdiſchen Körpern eingeſchloſſene Gotteskraft verwechſelten ſie mit den Körpern ſelbſt, ohne ſie von ihnen, als ſelbſtſtändige Naturen abzuſondern. Sie wieſen jeder Gotheit ihr eigen Reich, ihren eignen Sitz an; und glaubten, daß ſie außerhalb der Gränzen ihres Reichs nicht mehr zu wirken im Stande ſeien. Sie erwarteten daher auch von jeder Gotheit beſtimte Wolthaten, die keine andre Gotheit ertheilen könne ꝛc. Confucius ſelbſt hat ſie von dieſer Abgötterei nicht nur nicht zurükgebracht, ſondern darinnen beſtärkt, und in neuen Aberglauben geſtürzt. Sein Verdienſt um Sina beſteht, nach Hrn. V. Vermuthung eigentlich darinnen: „quod vanæ ſimul & ſuperſtitioſæ gentis antiquas fabulas ſive λογους in aridis atque inſulſis operibus, quæ Tchun-ſicou & Chu-King inſcripſit, collegiſſet, unaque divinam, uti ejus cives ſemper judicarunt, e ſortibus futura conjiciendi artem amplificaſſet.“ Dies war, wie der V. muthmaßt der Grund, warum ihm göttliche Ehre erwieſen wurde. Wie er einmal dieſe hatte, ſo ging es ihm, wie dem Orpheus, Zoroaſter, Hermes ꝛc. Man legte ihm alle mögliche Erfindungen, und beſonders der ſineſiſchen Moral bei. Nach ihm hat es weit größere Moraliſten in Sina gegeben, die aber nicht zu ſeinem Ruhm und Anſehn haben gelangen können. Noch heute wiſſen die meiſten von den ſineſiſchen Mandarinen nichts von einem einzigen Gott; ſondern ſie ſind erklärte Vielgötter.

Sech-

Sechster Abschnit. Von der Religion der ältesten Griechen, und von der wahren Bedeutung ihrer Dichterfabeln. Ein vorzüglicher Abschnit! Der V. berichtiget so viele gangbare irrige Ideen, die von angesehenen Gelehrten über das griechische Fabelsystem und dessen Ursprung vorgetragen werden. Die griechische Religion sah in den ältesten Zeiten ganz anders aus, als sie Homer und Hesiod beschreiben. Sehr gegründet sind, unsrer Meinung nach, die Erinnerungen unsers Verfassers zur Entkräftung der Behauptungen des Herrn Hofr. Heyne, die im achten Band der Nov. Commentar. Soc. Reg. Scient. Gotting. stehn. Wir müssen aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, alle diese Bemerkungen unsern Lesern zum Nachlesen anempfehlen. Die Abhandlung über den Orpheus fängt der V. wieder damit an, daß er die wichtigsten Stellen der Alten von ihm samlet. Er bringt heraus, daß die Orphischen Gedichte, die wir noch in Händen haben, weit jünger als Aristoteles sind, und daß Orpheus selbst der Man nicht ist, wozu man ihn gewöhnlich zu machen pflegt. So wenig nun die Lehre von einem einzigen Gott in den ältesten Zeiten den Griechen bekant war: so wenig war sie es auch im blühendesten Zustand der Republik. Sie wurde erst nach dem Zeitalter des Anaxagoras ein Artikel, der auch in den Eleusinischen Geheimnissen vorgetragen wurde. Auf das proëmium zu den Gesetzen des Zaleukus darf man sich nicht berufen; denn dies ist ihm untergeschoben worden.

Wir kommen zum zweiten Theil dieses Werks, der in neun Abschnitte zerfält.

Erster Abschnit. Meinungen der Jonischen Schule über dieses Lehrstük. Zuerst von den Quellen, aus welchen man bei der Auseinandersetzung dieses sowol, als des Pythagoräischen und des Eleatischen Systems mit einiger Zuverläßigkeit schöpfen kan. Nur Plato und Aristoteles können hiebei zu Rath gezogen werden; wenn man sich für Irthum bewahren wil. An diese schließen sich Cicero und Sextus an. Das dem Plutarch zugeschriebene Werk de placitis Philosophorum; die Φιλοσοφούμενα des Pseudo-Origenes, und alle Neuplatoniker, Plotin, Porphyr, Jamblich und Proklus; so auch die Kirchenväter Clemens, Eusebius ꝛc. verdienen gar keinen Glauben. Keiner unter allen Jonischen Weltweisen vor dem Anaxagoras hat die Schöpfung der Welt einer Gotheit zugeschrieben. Die Hauptstelle hierüber ist im Aristoteles Metaph. l. 3. Thales, Anaximander, Anaximenes wusten nichts davon. Daß dies eine sehr streitige Behauptung ist, und daß Thales mit seinem ἀρχη auch die wirkende Ursache habe ausdrücken können, ist bekant. Man vergleiche hiebei die wichtige Abhandlung des Abbe Canaye, über den Weltweisen Thales, in den Mémoires de l' Acad. R. des Inscript. & B. L. *Tome X. p. 1. sequ.* und in Herrn Hißmanns Magazin für die Philosophie, Band I. S. 309-344.

Zweiter Abschnit. Von den Pythagoräern. Auch eine ganz vorzügliche Auseinandersetzung der Lehren dieses berühmten Mannes. Der V. bestreitet die neuern Untersucher, die die Meinungen dieses Weltweisen ganz falsch vorgetragen haben; weil sie entweder

gute

gute und böse Zeugnisse in einen Klumpen zusammen-
warfen, und auf beide, ohne alle kritische Beurthei-
lung ihres Werths, gleich viel baueten; oder weil sie
die verschiedenen Zeitalter der Pythagoräer, in welchen
ihr System ganz anders aussah, vermengten; oder
endlich, weil sie Schriften, die den Pythagoräern un-
tergeschoben worden, für ächte pythagoräische Monu-
mente angesehn haben. Irren wir uns nicht: so zielt
der V. hier hauptsächlich auf eine Abhandlung im deut-
schen Museum vom Herrn Prof. Tiedemann, in wel-
cher alle diese Fehler vereinigt sind. Daher schikt Hr.
M. eine Prüfung derer Schriftsteller voraus, die hier
zum Grund geleqt werden können. Es ist daher kein
Wunder, daß Pythagoras, sein Bund, seine My-
sterien, und seine Symbole bei unserm V. in einem
ganz andern, und wie uns wenigstens dünkt, weit wah-
rern Licht erscheinen müssen, als bei allen Schriftstel-
lern, die bisher die Geschichte der Pythagoräischen Phi-
losophie untersucht haben. Rezensent hat einige Be-
kantschaft mit diesen Schriftstellern; und er mus daher
gestehn, daß in diesem zweiten Abschnit allein so viele
neue Ideen und Vorstellungsarten enthalten sind, als
man in den ausführlichsten Werken nicht antreffen wird.
Orthodox waren die Pythagoräer in der Lehre von Gott
auch nicht. Der V. fast seine Antwort auf die Frage:
An vetustissimi Pythagorei nullam prorsus vim
atque virtutem divinam agnoverint? in folgenden
Worten ab. „Illos Deorum quidem naturam non
sustuliſſe, sed omnia eorum genera non minus
ac coelum & homines eorumque animos e nu-
meris derivasse. Dies wird S. 304 u. f. weitläuf-

tig

tig ausgeführt, und gezeigt, daß sie die Welt, ohne Beihülfe einer göttlichen Kraft, aus der Einheit oder aus den Zahlen, deren Bedeutung der V. schon vorher entwickelt hatte, werden ließen. Am Schlus dieses Abschnits theilt der V. noch die Gründe mit, warum er bei der Darstellung des Systems der alten Pythagoräer weder die Fragmente des Epicharmus, noch den Ocellus Lukanus, de universi Natura, gebraucht habe. Wir haben schon anderwärts eine Abhandlung des V. über diesen Gegenstand gelesen.

Dritter Abschnit. Von den Eleatikern. Der V. geht vom ersten Grundsaz des Xenophanes aus, und er führt sein System bis zu dem Resultat fort, daß er schlechterdings so lange keine göttliche Natur, keine Schöpferin aller Dinge, die vom Universum selbst verschieden wäre, annehmen konte: so lang er sein ewiges, unendliches und unbewegliches Eins behauptete. Er hielt das Universum selbst, dem er fast alle göttliche Eigenschaften, als Ewigkeit, Unermeslichkeit und Unbeweglichkeit zuschrieb, für Gott. Hier müssen wir, so gern wir uns blos aufs Ausziehn dieses Buchs einschränken wolten, dennoch eine kurze Anmerkung machen. Wenn einer sagt, ich glaube eine Gotheit, die ich mir aber so und so vorstelle; wenn diese seine Vorstellungsart wirklich ungereimt und unsern Begriffen vom höchsten Wesen zuwider ist: berechtigt uns dies wol dazu, daß wir einem solchen Man den Glauben an Gott ganz absprechen und ihn in die Klasse der Gotteslängner setzen dürfen? Je billiger die Beantwortung dieser Frage ausfält; desto mehr schrumpft das

Ver-

Verzeichnis der Atheisten zusammen. — Hierauf vom Parmenides, Zeno, Leucipp, Demokrit.

Vierter Abschnit. Vom Lehrsystem Heraklits, und des Empedokles.

Fünfter Abschnit. Meinungen des Anaxagoras und des Sokrates. Jezt endlich sieht der Hr. V. Land, welches wie ein Berg Gottes aus der mit Finsternis bedekten See empor steigt. Hr. M. zeichnet die Gränzen, wie weit Anaxagoras gekommen, genau; er giebt die schwachen Seiten seines Systems an; nimt ihn aber gegen Bayle's ungerechte Beschuldigungen sowol, als auch gegen die Angaben des Buchs de placitis Philos., die mit den Grundsäzen dieses Weltweisen gar nicht harmoniren, in Schuz. Der Rest dieses Abschnits enthält die Auseinandersezung der Lehren des Sokrates, des großen Wohlthäters des menschlichen Geschlechts.

Sechster Abschnit. System des Plato von der Gottheit und dem Welturſprung.

Siebenter Abschnit. Behauptungen des Aristoteles. Nichts ist ungereimter, als wenn man ihn zum Atheisten hat machen wollen, da er doch die göttliche Providenz mit seinem großen Lehrer streng bewies, und auf die Erfindung neuer Beweise fürs Dasein Gottes sann.

Achter Abschnit. Die Stoiker. Sie haben sich bekantlich, was die Hauptpunkte dieser Lehre betrift, im griechischen Alterthum, keiner Vorwürfe von Heterodoxie schuldig gemacht.

das Original, sondern blos die Mauvillonsche Uebersetzung, die freilich treu und brauchbar ist, zum Grund gelegt habe. Wenigstens haben wir ganze Stellen entdekt, die völlig so lauten, wie sie Herr Mauvillon gegeben hat. — Auf solche Weise wurde ein Projekt, welches schon an sich nichts taugte, noch dazu schlecht ausgeführt. Sollen wir noch ein Wort mehr darüber verlieren?

365.

## LXXXVI.

**Ueber den Vernunftschlus. Von J. E. Mayer, Professor der Philosophie an der Universität in Wien. Zweiter Theil. Wien, bei Joseph Edlen von Kurzböck. 1779. 359 Oktavseiten.**

Lange haben wir eine so steril scheinende Materie, wie die gegenwärtige unsers Verfassers ist, nicht mit so viel Wiz und unterhaltender Laune behandelt gefunden. Der Verf. gehört unstreitig zu den guten, aufgewekten Köpfen; und er hat dabei auch den seltnen Vorzug einer genauen Bekantschaft mit den besten Schriften der alten und der neuern Philosophen. Die in diesem zweiten Theil enthaltenen Gedanken haben eine größere Deutlichkeit, Reife und Ordnung, als die Vorstellungsarten des ersten Theils. — Wir können jeden,

jeden, der dergleichen Werke zu lesen Beruf und Gelegenheit hat, getrost versichern, daß er in diesem Buch einen reichen Vorrath von Unterhaltung und Belehrung finden wird. Einen kleinen Vorschmak wollen wir unsern Lesern durch folgende Anzeige zu verschaffen suchen.

In der Einleitung ist die Rede: Von den Quellen unsrer Misbräuche bei Behandlung der Gegenstände. Sehr richtig ist die Bemerkung. (S. 7.) Da, wo der Mensch einen geraden und angenehmen Weg vor sich hat, sucht er sein Verdienst in der Ertragung aller Beschwerden eines langen Umwegs. Nur da hingegen, wo Gefahren und unüberwindliche Hindernisse sind, will er gerade durchkommen. — Die Quellen jener Misbräuche sind: 1) Die Menschen können große Ideenreihen nicht lang festhalten. Daher die Gewohnheit alle etwas weitläuftigere Geschäfte in gewisse untergeordnete Zwecke, als so viele Ruhepunkte, einzutheilen, worüber man den Endzwek gar zu oft und gar zu gern vergist. Hievon machen doch der Man von außerordentlicher Kraft und der Taugenichts eine Ausnahme. Jener fast sein leztes Ziel stets ins Auge, und fährt windschnel auf seiner Bahn nach demselben fort; dieser hingegen schleicht ohne alle Ziel herum. Da man nun die Idee des lezten Ziels auf die mitleren ausgestekten Ziele zu übertragen pflegt, und sie so völlig mit einander vermischt werden, daß der Hauptzwek gänzlich vergessen wird: so kan dies nichts anders, als eine Quelle der verderblichsten Misbräuche in allen unsern Geschäften sein. 2) Unsre Aufmerksamkeit ist nicht stark und anhaltend genug, einen Gegenstand an und

für sich und von allen Seiten gehörig zu betrachten. 3) Die natürliche Gelehrigkeit und Anlage zur Nachahmung. Diese ist zwar ein charakteristisches Merkmal vom Adel des Menschen. Aber sie sezt ihn zu den Affen und Papageien herunter; wenn er unaufhörlich nachahmt. Weil Cicero pro Milone mit folgender Periode beginnet: *Etsi vereor Judices* &c. so glaubt jeder Schreier, er müsse in der ersten Periode seines Geschreies von eben so vielen Gliedern gleichfals etwas zu fürchten haben, wenn sie prächtig ausfallen sol; er mag übrigens statt der Soldaten von geduldigen Schafen umringt sein. Eine solche Nachahmungssucht zeigt Mangel an innerer Wirksamkeit oder Selbstthätigkeit, an wechselseitiger Einwirkung, Festigkeit und Haltung der Ideen an. Dabei mus nothwendig die reichhaltige Quelle originneller und zusammenhängender Gedanken und Handlungen versiegen, von welchen man nur allein große Wirkungen erwarten darf. So geht man endlich nur den Weg, den man geführt wird; dem rechtschaffenen und großen Man kan man nicht nachkommen; und Narren oder Spizbuben führen einen nur in Sumpf. 4) Diejenigen, die Kraft und Selbstthätigkeit haben, verwenden sie auf eine elende Art. Um auf keiner von andern schon betretenen Bahn einherzugehn, versteigen sie sich so weit als möglich, und spotten derer, die ihnen nicht nachfolgen wollen. Um sich gegen den Vorwurf der Nachahmung zu sichern, verläugnen sie den gesunden Menschenverstand, d. h. sie werden originelle Thoren. Beherzigt zu werden verdient, was der V. hier über den Werth ächter Beobachtungen in der Philosophie, und über die andre welt

be-

bequemere Art zu philosophiren anmerkt, die sich das Ansehn einer erstaunlichen Mühe, Neuheit und Gründlichkeit zu geben sucht. Man kan nemlich über die mangelhaftesten Beobachtungen und über die unbedeutendsten Dinge, ja sogar über die bloße Oberfläche der Gegenstände und leere Worte mit einer so feierlichen Vorbereitung und Mine Spekulationen anstellen, als wenn man tief in die Natur der Dinge eindränge, und mit seinen Sätzen das Weltal überschaute. Selbst das Heldunkele in den halb bedeutungslosen, halb Altagssachen ausdrückenden Worten, die unverschämte Frechheit in den Abstraktionen, und die affektirte Algemeinheit der Lehrsätze ziehn den Dumkopf an sich, und machen ihn staunen; er glaubt, so ein Spinnegewebe habe desto mehrere Mühe gekostet, oder enthalte desto wichtigere Dinge, je mehr es ihm unmöglich scheint, so was selbst zu verfertigen, oder einigen Gebrauch davon zu machen. (Gegen das aus dem Aristoteles angeführte Beispiel haben wir nichts zu erinnern. Nur wünschten wir nicht, daß man diesen wirklich großen Man, ohne welchen so vieles nicht mehr sein würde, in die Zahl dieser sich in leere Spekulationen versteigenden Philosophen sezte. Aristoteles ist ein sehr scharfsinniger genauer Beobachter, und noch außerdem ein großer Polyhistor, dessen Schriften schon blos als Quellen der alten Geschichte der Philosophie ganz unschäzbar sind. Den Unsin, der in seinen Werken, so wie wir sie heute besitzen, vorkömt, wird kein billiger Richter, der die Geschichte der Aristotelischen Schriften kent, auf die Rechnung des Stagyriten schreiben.)

Das Werk selbst ist in fünf Abschnitte abgetheilt, worinnen der V. untersucht, ob sich auch dasjenige in den Beweisarten der verschiedenen Wissenschaften finden lasse, was er über den Vernunftschlus überhaupt angemerkt hat. Erster Abschnit. Von den physischen Schlüssen. S. 31-142. Ein ächter physischer Beweis mus zwo, und zwar verschiedene Beobachtungen enthalten, damit man aus dem, was auffallend ist, etwas, das sonst verborgen bliebe, das ist, so wol Aehnlichkeiten, als Unterschiede hervorstechend machen und aus dem Bekanten aufs Unbekante schließen könne. Auf eine dreifache Art wird wider diese wichtige Regel verstoßen; erstlich, wenn man einen stat aller Beobachtungen mit bloßem Wortkram abfertigt; zweitens, wenn man sich einer metaphysischen Sprache bedient, die theils eine schiefe, theils gar keine Beobachtung ausdrükt, um sich mit diesem Kunstgrif das Ansehn eines scharfen Beobachters und strengen Demonstrators zu geben; drittens, wenn man zwar eine Beobachtung angiebt, aber den Mangel der andern mit einer eitlen Metaphysikation ersetzen wil. Diese metaphysische Sprache und die übertriebenen Spekulationen sind den physischen Beweisen noch auf eine andre Art nachtheilig J. mehr Grübeleien und Worte, desto weniger Beobachtungen und Sachen; folglich desto mehr Verständlichkeit und Anwendbarkeit. So glauben z. B. viele Philosophen das Dasein der einfachen Elemente satsam zu erweisen, wenn sie auf folgende Weise vernünfteln: So lang man in einem zusammengesezten Ding noch weiter zusammengesezte Theile annimt: so lang darf man auch immerfort nach dem hinreichen-

chenden Grund dieser Zusammensetzung fragen. Wenn man also keine einfachen Bestandtheile zugiebt: so ist die ganze Zusammensetzung ohne allen hinreichenden Grund. Das aber streitet wider die ewige Wahrheit: Nichts ist ohne hinreichenden Grund; folglich mus es einfache Bestandtheile geben. Hier wird der hinreichende Erklärungs oder Erkentnisgrund mit dem Grund der Existenz vermengt. Das ganze Räsonnement heist also so viel: Nehmen wir keine einfachen Elemente an: so müssen wir bei Erklärung des Ursprungs der Körper ohne Ende fortlaufen; ja wir können ihn gar nicht erklären. Wir wollen aber nun einmal stehn bleiben und alles in der Welt erklären; folglich müssen wir einfache Elemente annehmen.

Eine gute Untersuchung über den Weg, auf welchem wir zum Begrif von Ursache und Wirkung gelangen, folgt §. 9, u. f. Ohne Vergleichung der Naturerscheinungen können wir uns keinen Begrif von Ursach und Wirkung machen. Wer die Gegenstände nur einzeln aufnimt, nur isolirte Ideen besizt, dem ist alles dunkel, unerwartet, neu. Er erklärt nicht wechselsweise ein Ding aus dem andern, wie Ursache und Wirkung. Wiewol wir eigentlich die Ursache aus ihren Wirkungen nur errathen, und auch diese nur als unsre Vorstellungsarten, als Erscheinungen kennen: so scheint uns doch die Natur allenthalben dazu Anlas zu geben, daß wir uns die Dinge als Ursachen und Wirkungen vorstellen. Unsre Ideen haben schon einen natürlichen Hang zur Zusammengesellung, und

diese Association der Ideen macht uns schon sehr geneigt, auf eine ähnliche Verbindung der Dinge in der Natur zu schließen. Eigentlich aber sagt die Behauptung: „A ist die Ursache von B," weiter nichts, als „deine Ideen A und B sind dergestalt associirt, daß A die herschende, und B die ihr zugesellte Idee ist." Auf solche Weise werden unsre Schlüsse auf wirkende Ursachen zuerst durch den bloßen Zusammenhang der Dinge, nach Zeit und Raum, veranlaßt. Doch fordern wir zu einem Zusammenhang der Dinge als Ursach und Wirkung eine gewisse innere Verbindung, die wir von dem harmonischen entweder mit und neben, oder nacheinandersein derselben aufs genaueste unterscheiden. Es ist ganz was anders, einen Idealgrund (nach der Association unsrer Ideen) und einen Realgrund (nach der innern Verbindung und Einwirkung der Dinge) angeben. — (Das Mittel, welches der V. §. 14 zur Prüfung des Zusammenhangs der Dinge, und zur Unterscheidung ihrer äußern Beziehung von einer innern Verbindung vorschlägt, nemlich die Aehnlichkeit, möchte kaum gute Dienste thun. Wir würden vielmehr auf folgende Weise räsoniren. Der Begrif von der Realkaussalverbindung der Dinge wird allerdings einzig und allein aus der Wahrnehmung ihres beständigen Zusammenhangs, ihrer beständigen Verknüpfung, ihrer beständigen Folge, ihres beständigen Beisammenseins herausgearbeitet. Diese Verknüpfung war nothwendig, dringend, durch ihre innere eigenthümliche Beschaffenheit erzwungen. — Die Verknüpfung der Dinge muste so sein, und die Folge und Verknüpfung der Ideen in der Sele muste gleichfals so sein. Dieses

es Müssen schliest doch offenbar auch die Dependenz des einen Dinges vom andern, und folglich auch die Abhängigkeit der einen Idee von der andern, die beide den Dingen entsprechen, in sich ein. Nemlich, wenn wir uns Ursache und Wirkung denken: so findet sich allemal auch dies nothwendige Ingredienz zu diesem Begrif dabei, daß das, was wir Wirkung nennen, nicht da sein würde, nicht da sein könte; wenn das, was wir Ursache nennen, nicht da wäre; so auch, daß die Wirkung von der Ursache hervorgebracht und erzeugt ist. Das ist es gerade, was uns die Empfindung bei dieser besondern Art von Zusammensein, von beständigem Begleiten, von der Mitwirklichkeit der Wirkungen und ihrer Ursachen lehrt. Freilich können auch Dinge wol beständig beisammen sein, beständig auf einander folgen, und doch nicht im Verhältnis von Ursache und Wirkung zu einander stehn. Bei diesen findet sich aber auch der ganz besondere Umstand gewis nicht, der die ursachliche Verknüpfung der Dinge ganz charakteristisch auszeichnet, nemlich daß das eine Ding aus dem andern erzeugt worden, durch das andre entstanden sei, da es vorher gar nicht da war, und daß es beständig aus jenem erfolgt, und ohne jenes gar nie da ist; hingegen mit jenem stets da sein muß; wofern anders keine Hindernisse eintreten.)

Daß man sich, bei Erklärung der Naturerscheinungen, nicht auf die Endursachen berufen müsse, §. 27 u. f. Manche Aerzte und Physiker geben sich das Ansehn, als seien sie bei der Schöpfung des Weltals als geheime Räthe Gottes zugegen gewesen. Die Finalursachen seien nach Bako's Ausspruch so from, aber auch so unfruchtbar, wie Nonnen.

Aus

Aus dem 30sten §. zeichnen wir folgende Stelle aus: „Bonnets Fibersystem brachte mich auf den Ge„danken, ob nicht etwa nicht nur die größere Zahl, son„dern auch das nähere Aneinanderkleben der Gehirntheile, „das so zu sagen solidere Gehirn, welches sich folglich „nicht so sehr durch ein größeres Volumen, als durch „seine größere spezifike Schwere unterscheidet, von einem „höhern Grad der Selenkraft zeuge? weil in diesem Fal „nicht nur die mehrern Fibern mehrere Eindrücke empfan„gen, sondern auch diese näher an einander klebenden „Theile des Gehirns schneller und mannichfaltiger in ein„ander einwirken und genauer eingreifen können, wodurch „die schnellere und größere Ideenassociation und Reflexion „veranlast werden dürfte; daß also das Vieh, welches „alles mehr einzeln aufnimt und isolirt sich vorstelt, auch „ein mehr lockeres Gehirn, folglich von keiner so großen „spezifiken Schwere habe, als der Mensch. Einige mei„ner Freunde, denen ich diesen Gedanken vortrug, beehr„ten ihn mit einem so aufmunternden Beifal, daß ich ihn „als eine Muthmaßung aufzeichnete und in meinem Pult „aufbewahrte. Wenige Monate darauf kamen die psy„chologischen Versuche, ein Beitrag zur esoterischen „Logik, in meine Hände, deren ungenanter Verfasser „in dem Vorbericht versichert, daß diese erwähnte Vor„treflichkeit des Gehirns einer Menge von einem seiner „Freunde gemachten Beobachtungen zufolge, ganz rich„tig sei. Es verlohnt sich der Mühe, die ausführliche „Beschreibung davon in diesem Vorberichte nachzule„sen.“ — (Rezensent vermuthet nicht ohne Grund, daß der Gedanke des unbekanten Verfassers der psychologischen Versuche, der jezt nur noch Hypothese ist, ein wahrer Beobach-

Beobachtungsſaz werden wird; wenn erſt die Zergliederer dieſen Punkt mit einer größern Aufmerkſamkeit beachten werden. Und dann wäre das Fibernſyſtem doch um einen Schrit weiter gebracht, und das Kapital unſrer Kentniſſe hätte dadurch einen Beitrag erhalten, der reichhaltig ſein, und künftig vielleicht gute Aufſchlüſſe in der Seelenlehre geben könte. In Herrn Hißmanns Briefen über Gegenſtände der Philoſophie, Gotha 1778, die Hr. Mayer noch nicht zu kennen ſcheint, haben wir (Brief VII und VIII.) eben dieſen Gedanken ausgeführt gefunden. Gegen die Art hingegen, wie Hr. M. (S. 140. 141.) die vom Verfaſſer der pſychologiſchen Verſuche gegen die Hallerſche Hypotheſe gerügte Schwierigkeit zu löſen ſucht, würde ſich, unſerm Bedünken nach, weiter nichts erinnern laſſen, als daß Hr. M., zur Aufrechthaltung einer Hypotheſe, eine neue eben ſo unbewieſene Hypotheſe zu Hülfe ruft, nemlich den Kreislauf des Nervenſafts in zweien kommunizirenden Röhrchen.)

Zweiter Abſchnit. Von den praktiſchen Schlüſſen. S. 143-196. Der V. nimt hier den Ausdruk praktiſch im weitläuftigſten Verſtand, da er alles umfaſt, was ſowol unſre wichtigern Geſchäfte, als auch den täglichen Gebrauch und alle unſre freien Handlungen und Sitten betrift, und von der bloßen Beobachtung und Spekulation gleich weit abſteht. Der V. meint; einigermaßen müſſe ein jeder Saz praktiſch ſein, d. h. auf unſern Gebrauch einige Beziehung haben, wenn er anders aus der Natur, und nicht aus dem leeren Raum, oder dem Reich der Chimären hergeholet ward. Unſre ſogenanten theoretiſchen Wahrheiten, Lehrſäze und Axiomen

men seien nur in so weit den praktischen entgegengesezt, in so fern sie sich nicht unmittelbar auf unsern Nuzen beziehn. Es müsse folglich jeder reelle theoretische Saz in einen praktischen verwandelt werden können, und zwar auf folgende Weise, wenn wir die Natur und den Zusammenhang der Dinge mit unsrer Natur vergleichen, und über die Beziehung, die sie zu uns haben, Betrachtungen anstellen. Die Kentnis der Natur der Dinge und unsrer eignen, die Vergleichung der davon abgeleiteten theoretischen Wahrheiten und die Beziehung dieser Dinge auf uns selbst, verschaffen uns den Begrif vom Nüzlichen und Schädlichen, wodurch wir in volle Bewegung gesezt, und zum Handeln bestimt werden. Dieselbige Sache heist demnach bald schön, bald wahr, bald gut, je nachdem sie unter diesem, oder unter einem andern Gesichtspunkt betrachtet wird; und die nemliche Vorstellungskraft heist bald Geschmak, bald Verstand, bald Wille, je nachdem sie auf das Interessante im Gegenstand, wovon die Aufmerksamkeit einzig und immer ihre Bestimmung erhält, so oder anders bezogen wird. — (Solte wol der alte Abtheilungsgrund des Theoretischen und des Praktischen nicht fester und auch faslicher sein, nach welchem nur dasjenige praktisch heist, was sub ratione officii als Pflicht vorgestelt wird?)

Dritter Abschnit. Von den metaphysischen Schlüssen. S. 197–280. Hier finden wir doch zu viel, was gemein und bekant ist. Auch möchte dies, besonders aber der folgende, gerade der Abschnit sein, in welchem der Rezensent nur wenig Uebereinstimmung der Gedanken des Verf. mit seinen Vorstellungen wahrnimt. —

Eine

Eine jede Behandlung irgend eines Gegenstandes, wenn dieser nur reichhaltig und seine Verbindung mit den übrigen Dingen in der Natur auffallend genug ist, daß er eine Reihe von Wahrheiten veranlaßt, die als Grundsätze und Folgen zusammengekettet werden können, nent der V. eine philosophische Wissenschaft. Man kan folglich über alles philosophiren, wovon man einen hinreichenden Grund anzugeben im Stand ist, der aus der Vergleichung unsrer Beobachtungen hergeholt ward. Die Praxis der Schule ist demnach auch falsch, da nur die unwandelbaren, von allem Materiellen, das im steten Flus ist, geläuterten übersinlichen Gegenstände der Begriffe des reinen Verstandes, deren Vorstellungen im ächten platonischen Sin Ideen sind, und den reinsten volkommensten Idealen Gottes am nächsten kommen, der Philosophie vorbehalten werden, als Gegenstände, welche einzig und allein eine wahre Wissenschaft und einen strengen Beweis abstrakter und algemeiner Sätze hervorzubringen vermögen, welche Kraft der Erfahrung, Induktion und Analogie durchaus abgesprochen wird. (Hier zielt der Verfasser unfehlbar auf Eberhards Versuch über den Begrif der Philosophie ꝛc., worinnen wir diese übertriebene Behauptungen in eben diese Worte eingekleidet gelesen zu haben glauben. Das ist löblich, daß Hr. M. dieser Meinung entgegenarbeitet, da durch sie gerade die brauchbare Philosophie verbannet wird.) Die Natur und vorzüglich der Mensch sind der Gegenstand der Philosophie; die Art, wie sie denselben behandelt, besteht in der Reflexion und dem Räsonnement, und diese haben ihre Materialien von der Erfahrung her. (Was der V. (S. 218, 221.) von den in einander fließenden Gränzen

der

der Wissenschaften und der daraus erwachsenden Unmöglichkeit einer genauen Bestimmung ihres Inhalts anmerkt, ist wahr; giebt aber die Folge nicht, daß man nicht von den mehrern Wissenschaften reden solle. Denn das ist konventionel, ob man diesen und jenen Saz zu dieser oder zu einer andern Wissenschaft rechnen sol. Man hat die Sätze nach ihrer Aehnlichkeit gesamlet, und in eine gewisse Wissenschaft zusammen getragen, und das blos, um die ganze Masse von Sätzen erlernbar zu machen. Nun ist es freilich anders nicht gut möglich, als daß derselbe Saz in mehrern Wissenschaften gebraucht werden kan. Allein nach jener Konvention weis man schon, wo derselbe seinen Hauptsiz hat; und man darf, ohne sehr dringende Gründe, darinnen keine Aenderung vornehmen.) — Die ganz sonderbare Vorstellung, welche sich einige (hier zielt der V. auf die Wolfische Schule) von der Metaphysik machen, rühret einzig und allein davon her; weil sie zwischen ihren Urnotionen, Axiomen und Schlüssen, und den Grundsätzen und Schlüssen andrer Wissenschaften einen wesentlichen Unterschied annehmen. Sie nehmen das Wort Idee in dem erhabenen Sin Plato's, als einen Begrif des reinen Verstandes, woraus einzig und allein die ächten Beweise und Wissenschaften entspringen sollen. Ihrer Meinung nach darf man die metaphysischen Ideen nur in so weit abstrakt nennen, als man seine Aufmerksamkeit von dem Materiellen und Sinnlichen, das stets dem Flus und Mangel unterworfen ist, abwendet, und sie auf das Unwandelbare richtet; aber keinesweges auch in dem Sin, als wären sie aus den sinlichen Vorstellungen einzelner Gegenstände gezogen. — Wir empfelen überhaupt unsern Lesern zu einer aufmerksamen

samen Durchsicht den 7ten u. f. Paragraphen. — Von Leibnitzens Nouveaux Essays sur l'Entendement humain heist es, S. 261: „Ich mus gestehn, daß ich darinnen fast allenthalben die Beweise seiner, dem Locke entgegengesezten Meinungen vermisse. Philalethes widerspricht dem Theophilus zu selten, und er verfolgt seinen Widerspruch fast nirgends so weit, als er könte; auch da nicht, wo jener bloße Hypothesen vorbringt. Durch diese immerwährende Monotonie muste das Gespräch nicht nur allein an Täuschung und Anmuth sehr viel verlieren; sondern auch viel weniger lehrreich ausfallen, als man es von dem Wiz und Scharfsin Leibnitzens erwarten konte.“ — Billigen wird jeder gründliche Philosoph den Eifer des Verfassers gegen diejenigen, die den Einflus der Erfahrung in die Evidenz und Gründlichkeit der metaphysischen Sätze und Beweise so sehr verkennen, daß sie für diese alles gewonnen zu haben glauben, wenn sie von allen Beobachtungen sie entblöst, in abstrakte Worte und in ein mathematisches Kleid eingehüllt haben.

Vierter Abschnit. Von den mathematischen Schlüssen. S. 281-310. Der Verfasser will die Mathematik nicht aus der Zahl der philosophischen Wissenschaften ausgeschlossen wissen. Uns scheint's, das Gegentheil empfele sich durch das Beispiel der Alten, durch die verschiedenartige Natur der philosophischen und der mathematischen Begriffe und Sätze, und endlich durch den Vortheil selbst, da jede dieser Wissenschaften für sich subsistiren kan, und eine jede ihren eignen Man fordert. Die Mathematik und Physik haben einen so ungeheuren Umfang, daß man ein ganzes Leben auf dieser Laufbahn

fortwandern kan, ohne daß man das Ende erreichen wird. So ist's auch mit der Philosophie. Blos um dasjenige, was bisher in der Philosophie gelehrt und behauptet worden ist, durchzudenken und zu untersuchen, kan man mit einem einzigen Menschenalter nicht zureichen. Man würde es daher in keiner von beiden Wissenschaften zu einem erträglichen Grad von Volkommenheit bringen können; wenn man sich in beide theilen wolte. Die Wissenschaften würden selbst dadurch verlieren; weil man in der Ausbildung derselben bei weitem nicht so große Fortschritte thun würde, als bei Vertheilung derselben unter die Kräfte mehrerer Menschen.

Fünfter Abschnit. Von den Seelenkräften, in Beziehung auf den Vernunftschlus. S. 311 - 359. — An die angebliche übermenschliche Größe des Gedächtnisses einiger Menschen, z. B. Skaligers, glaubt Rezensent nicht. Die Zahl der Fibern des menschlichen Gehirns, und die Menge ihrer Schwingungen, scheint überhaupt beschränkter zu sein, als daß ein so ungeheures und vestes Gedächtnis möglich wäre. — Daß sich endlich unter dieser und unter den übrigen Seelenkräften ein fühlbarer Unterschied finden müsse, sieht man schon daraus, daß eine noch so vorzügliche Güte des Gedächtnisses, bei der Mittelmäßigkeit der übrigen Seelenkräfte, kein Genie ausmacht. Das thut hingegen eine jede andre Seelenkraft.

53.

## LXXXVII.

Unterweisung in den philosophischen und mathematischen Wissenschaften, für die obern Classen der Schulen und Gymnasien herausgegeben von Joh. Jac. Ebert, Prof. der Mathem. zu Wittenberg. Neue vermehrte und verbesserte Auflage, mit Kupfern. Leipzig bei Christ. Gottl. Herteln. 1 Alph. 19 B. 8.

Die bald nach der ersten erfolgte zweite Auflage beweiset, wie vielen Beifal dieses Buch gefunden habe. Was der Hr. V. in der Vorrede wünschet, daß man aufrichtig Erinnerungen dagegen machen möge, wollen wir hiedurch thun, in der Absicht ihn zu bewegen, hie und da noch etwas hinzuzuthun, was dasselbe noch brauchbarer machen kan; und weil wir glauben, daß Compendien, die für Schulen geschrieben werden, so volständig und gründlich sein müssen, als möglich ist, damit der künftige Gelehrte frühzeitig einsehe, daß alles, was er lernet, auf einen guten Grund gebauet sein müsse, und vieles dazu gehöre.

Die Logik ist kurz, das verdienet aber keinen Tadel, weil eine weitläuftige Ausführung derselben auf Schulen weder nöthig noch nüzlich ist. Daß aber der Lehre von der Erfahrung und der Anleitung zur Lektüre keine eigne Betrachtung gewidmet ist, scheinet uns doch

ein Mangel zu sein. Die Exempel sind gut gewählet und leicht, welches für Anfänger nothwendig ist, gut würde es sein, wenn noch mehrere aus der Geschichte und dem gemeinen Leben hinzugethan würden, weil die Jugend mehr durch Beispiele als durch Regeln klug werden will. Auch wünschten wir bei einem solchen Buche, das für Schulen geschrieben ist, einen kurzen Entwurf der philosophischen Geschichte, weil es lehrreich und angenehm ist, zu wissen, was andere vor uns geleistet haben, und weil es auch manchen reizen wird, sich um das Leben und die Schriften eines berühmten Mannes sorgfältiger zu bekümmern.

Die Mathematik ist so volständig abgehandelt als nöthig ist. Das einzige, was wir dabei vermissen, ist die Lehre von der Buchstabenrechnung. Warum man die in Anfangsgründen auslasse, sehen wir nicht ein, weil sie an und für sich nicht schwer ist, Gelegenheit giebt, sich an algemeine Begriffe zu gewöhnen, und die Natur der Rechenkunst besser einzusehen, überdem auch die Liebe zur Mathematik nicht vermindert, sondern vielmehr vermehrt und zu eignem Nachdenken und Beschäftigung unvermerkt hinführet. Bei der Lehre von der Proportion und den Potenzen sind von dem Hrn. V. auch Buchstaben gebraucht worden, wo man sich aber nicht so leicht darin wird finden können, als wenn vorher durch einige Exempel die Rechnungsarten wären erkläret worden.

Wenn bei der Naturgeschichte die Kenzeichen der verschiednen Ordnungen und Geschlechter durch Kupferstiche angegeben wären, gesezt sie wären auch nur auf ein Paar Blättern etwas klein vorgestellet; so würde sie dadurch

durch nicht nur leichter werden, sondern man würde auch andere Werke, die davon handeln, besser verstehen lernen. Das Buch würde dadurch zwar etwas theurer, aber auch brauchbarer werden.

51.

## LXXXVIII.

St. Petersburgisches Journal. April bis September 1778. St. Petersburg, bei Weitbrecht. gr. 8.

Die übrigen sechs Monate dieses Jahrganges haben wir in unsrer Bibliothek bereits angezeiget *). Wir holen jezt die merkwürdigsten Artikel aus den vor uns liegenden sechs Stücken um so mehr nach, da dies Petersburgische Journal in Deutschland sich nur in wenig Händen befindet.

Zuerst komt der Beschlus der interessanten und sehr unterhaltenden Nachricht von dem Ursprunge des Preobraschenskischen und Semenowschen Garderegiments; vom Hrn. Staatsrath Müller, deren Anfang sich im März dieses Jahrganges befindet. Man lernet hier unter andern, daß die so algemeine, ehedem



*) Siehe Auserlesene Biblioth. der neuesten deutschen Litteratur, Band XV. S. 173. B. XVII. S. 392.

auch vom Rezensenten für wahr gehaltene Behauptung, Peter der Große habe von Natur einen Abscheu gegen das Wasser gehabt, und nicht anders als durch große Anstrengung sich zur Wasserfahrt gewöhnen können, als eine bloße Erdichtung zu betrachten sei. — Am Schlusse giebt der Verfasser diese nicht unmerkwürdige Nachricht von dem in der russischen Geschichte so bekanten, um Rusland verdienten General Gordon, auf dessen Journal Hr. M. in dieser Abhandlung sich oft bezieht: Peter Iwanowitsch Gordon, oder nach seinem eigentlichen Namen Patrik Gordon, war im J. 1635 aus einer ansehnlichen Familie in Schotland geboren. Im J. 1651 reisete er Studierens halber nach Preußen, 1655 trat er bei der schwedischen Armee in Dienste, welche damals unter der Anführung ihres Königs Karl Gustav in Polen kriegte. Im Jahr 1658 wurde er von den Polen gefangen genommen. Er nahm bald darauf, weil ein müssiges Leben ihm unausstehlich war, Dienste in der polnischen Kronarmee, diente sich bis zum Capitänlieutenant auf, und wurde nach dem im J. 1660 geschlossenen olivischen Frieden verabschiedet. Dieser Vorfal banete ihm den Weg zu seinem Glük in Rusland. Er kam im J. 1661 nach Moskwa, wurde gleich als Major angenommen, 1662 zum Obristlieutenant, und 1665 zum Obersten ernant. Er stand hierauf eine lange Zeit bei den Regimentern in Kleinrusland wider die aufrührische Kosaken, krymische Tatgren und Türken, und wurde 1678 für seine bei der Belagerung von Tschigirin geleistete Dienste Generalmajor. Im J. 1683 wurde er Generallieutenant, 1688 wirklicher General, auch ward er damals mit Landgütern begnadiget. Seine lezten Dienste waren die beiden

azowschen

azowschen Feldzüge 1695 und 1696, in welchen er sich beständig bei dem Zar aufhielt, und 1698 die Expedition wider die aufrührische Strelitzen bei dem woskresenskischen Kloster. Er starb zu Moskwa am 9ten Dezember 1699. Während seines Aufenthalts in Rusland hat er ein eigenhändiges Journal in englischer Sprache geführet, von welchem auf Hrn. M. Veranlassung im J. 1759 seinem Enkel der Graf Alexander Strogonow' vier Bände abgekauft, und Hrn. M. zum gemeinnützigen Gebrauch überlassen hat. Zwei andere Bände, deren sich der berühmte Bayer bei seiner azowschen Historie bedienet hat, sind im moskowschen Archiv des Reichscollegiums der auswärtigen Angelegenheiten gefunden. Zur Volständigkeit dieses Manuscripts fehlen noch zwei oder drei Bände, über die Vorfälle von den Jahren 1668 bis 1677, 1679 bis 1683, und einige Blätter über die Vorfälle vom 13ten April bis zum 28sten Mai 1678. Ein für die Geschichte der damaligen Zeit allerdings wichtiger und bedauernswürdiger Verlust. Der Hr. Staatsrath hat schon vor geraumer Zeit angefangen, alles, was in diesem Gordonschen Journal eigentlich die russische Geschichte betrift, in einen umständlichen Auszug zusammen zu tragen. Wir beklagen, daß andre Geschäfte ihn an der Vollendung dieser nüzlichen Arbeit gehindert haben.

II. Nachricht von einem Kriege zwischen den Chinesern und Siungoren, vom Jahr 1677 bis 1689, auszüglich aus dem manshurischen (ins russische) übersezt durch A. Leontjew. — St. Petersburg 1777. Eine sinesische Hofrelation von Begebenheiten, welche durch die Nachrichten der Herren Müller

und Pallas schon ziemlich bekant in Europa sind. Merkwürdig ist die hier ganz mitgetheilte Vorrede des damaligen sinesischen Kaisers Kansi, welche einen pragmatischen Auszug der darauf folgenden Relationen enthält, und diesem Monarchen viel Ehre macht. Wir setzen den Anfang und Schlus derselben her: „Da ich, durch die Gnade des allerhöchsten Himmels, ein Beherscher vieler Völker, und Herr und Erbe des erhabenen Throns meiner Vorfahren, für alle meine Unterthanen mit theilnehmender Fürsorge wie eine Mutter für die an ihrer Brust ruhende Kinder wache, so kan ich auch nicht mit ruhigem Auge auf das Elend der Völker entfernter Länder herabsehen.“ — Und am Ende heist es: „Ich hofte bei meinem Unternehmen zuverläßig auf die Hülfe des Himmels, weil ich den Krieg nicht anders als aus Noth gedrungen und von der Gerechtigkeit geleitet anfieng. Ich endigte ihn so, wie ich ihn angefangen hatte, mit Gnade und Gerechtigkeit, ich vertilgte den Räuber geschwind und glüklich, ich befreite die auf den Gränzen wohnende Völker von aller Gefahr und Schrecken, ich stellete in meinem Reiche die erwünschte Ruhe wieder her, und opferte dem Himmel und meinen Vorfahren Lob und Dank. In diesem Buch ist gedachter Krieg umständlich beschrieben, wer es lieset, wird wegen des erwähnten keinen Zweifel hegen.“ — Noch zeichnen wir aus dem Buche selbst diese Stelle aus: „Unter der Regierung des Chans Schundschi (des ersten manshurisch-tatarischen Kaisers in Sina) kam der Dalaj-Lama persönlich nach Pekin. Schundschi nahm ihn als einen Gast freundschaftlich auf, beehrte ihn mit dem Titel Allwissender, und gab ihm ein goldenes Siegel und einen Ehrenbrief. Von dieser

Zeit

Zeit an schikt der Dalaj-Lama an die sinesischen Chane Gesandten und Geschenke.“ Von den Anmerkungen des Hrn. Uebersetzers sind hier folgende mitgetheilet worden: „Die Chineser verstehen weder den ihnen von den Russen beigelegten Namen Kitaizi, noch den Namen Chineser, Sineser, Schinesen, welchen ihnen die übrigen Europäer geben. Sie nennen sich selbst Dschungosin.“ (Vielleicht ist unser Tschinesen, Dschinesen ursprünglich nichts anders als das corrupte Dschungosin.) „Die Chinesische Monarchie fängt mit der Regierung des berühmten Fürsten Fußi im Jahr 3472 vor Christo an, und hat in der Zeit ihrer 5250jährigen Dauer 246 Regenten gehabt.“ (Die Summe der Regenten streitet nicht wider die Wahrscheinlichkeit, da im Durchschnit auf jede Regierung nicht einmal 22 Jahre kommen, also nicht völlig so viel, als Newton durch Berechnung aller bekanten Regierungszeiten der Könige als Mittelzahl für jede Regierungszeit fand. Schwerlich aber wird heut zu Tage ein gelehrter Sineser das Alter seiner Monarchie im Ernst so weit hinaufsetzen.) „Die Chineser haben ein ihrem ersten Fürsten Fußi zugeschriebenes Buch, Namens Jgin, welches von ihnen als die erste Grundlage aller Wissenschaften betrachtet wird. Wenn es mit dem vorgegebenen Alterthum desselben seine Richtigkeit hat, (das ist eben die Frage, die wol kein gelehrter Mandarin bejahen würde) so möchte es wol das älteste Buch auf der Welt sein. Es ist jezt wenigen Leuten verständlich, und ich habe nie etwas mehr als den Titel desselben herausbringen können.“ — „Als Kubilai-Chan, Tschingis Enkel, ganz China unter seine Herschaft vereiniget hatte, zählte man in diesem Reiche 13,196,206 Höfe oder Häuser, und 58,834,711

Menschen, außer denen, die auf den Bergen und zwischen Moräſten wohnten ꝛc.“ (Damals wären alſo im Durchſchnit auf jedes Haus etwas über 4½ Menſchen zu rechnen geweſen. Indes mus, wenn dieſe Angabe richtig iſt, ſeit den Zeiten Kublai-Chans die Bevölkerung von Sina um mehr als die Hälfte abgenommen haben, da zufolge der ſineſiſchen, im Jahr 1744 auf des regierenden Monarchen Befehl geſchriebenen, vom Hrn. Leontjew' ins Ruſſiſche überſezten Reichsgeographie ſich in ganz Sina noch nicht 27 Millionen Menſchen befinden.)

III. Von den ehemaligen adelichen Bedienungen in Rusland. Aus dem Ruſſiſchen überſezt von J. Bacmeiſter. Dieſe Abhandlung, deren im dritten Theile der Verſuche der freien ruſſiſchen Geſelſchaft in Moskau befindliche Urſchrift den Fürſten Schtſcherbatowo zum Verfaſſer hat, kläret unterſchiedliches in der ältern ruſſiſchen Geſchichte auf, und erläutert das im Junius 1776 im St. Petersburgſchen Journal gelieferte Verzeichnis der vorigen ruſſiſchen Reichs- und Hofbedienungen, und der damit verbundenen Geſchäfte.

IV. Fortſezung der Geſchichte des ruſſiſchen Reichs, unter der Oberherſchaft der Tatarn.

V. Von der Errichtung des Patriarchats in Rusland. Aus dem Reiſejournal des griechiſchen Erzbiſchofes Arſenius, überſezt von Johan Bacmeiſter.

Der griechiſche Erzbiſchof Arſenius, aus deſſen Tagebuche Hr. B. hier einen Auszug liefert, hat der Errichtung

richtung des Patriarchats in Rusland persönlich beigewohnet, und verdienet daher in Ansehung dieser wichtigen Begebenheit alle Glaubwürdigkeit. Das Original dieses Tagebuchs befindet sich unter den griechischen Handschriften, die in dem Atheneum in Turin aufbehalten werden. Mit Uebergehung der Reise des Patriarchen von Konstantinopel durch Polen und seines dortigen Aufenthalts nimt die Erzählung mit seiner Ankunft an der russischen Gränze ihren Anfang. Die Reisegefährten desselben waren Hierotheos, Mitropolit von Monembesia, dem heutigen Napoli di Malvasia, und Arsenius Erzbischof von Elassón, der Verfasser des hier im Auszuge gelieferten und von Hrn. B. mit einigen nüzlichen Anmerkungen erläuterten Reisejournals. Nachdem Arsenius die Bewillkommung des Patriarchen auf der russischen Gränze, die Beschickung und Bewirthung desselben von Seiten des Zaren und seine Ankunft in Moskau gemeldet hat, beschreibt er umständlich seine Audienz bei dem Zaren. Als er nach einem Aufenthalte von einigen Wochen um seine Entlassung ansuchte, lies der Zar ihm den Antrag thun, in Moskau zu bleiben, und die Würde eines Patriarchen von Wladimir, Moskau und ganz Rusland anzunehmen, um auf diese Weise mit vollem Rechte den Titel eines algemeinen Patriarchen führen zu können, wobei ihm und seinen Begleitern eine ansehnliche Besoldung versprochen wurde. Der Patriarch verbat die ihm zugedachte Ehre, „weil die ganze Klerisei in Griechenland sich nach seiner Rükkunft sehne,“ schlug aber vor, daß man nach Vorschrift der Kirchengesetze und mit Einstimmung der Bischöfe einen andern zum Patriarchen wählen möchte. Der Zar lies die ganze vornehme Geistlichkeit

lichkeit in Kreml versammeln, um hierüber zu rathschlagen. Alle wünschten, daß der Patriarch von Konstantinopel bei ihnen bleiben, und das Patriarchat annehmen möchte; und es erglengen deshalb von neuem sehr dringende Bitten an ihn, mit Versprechung großer Belohnungen. Da aber auch dieser Versuch vergebens war, entschlos man sich endlich, einen andern zum Patriarchen zu wählen. Dies geschahe in der Kirche in Gegenwart des Zaren. Erst schrit man zur Wahl der drei Bischöfe, aus welchen der Patriarch erwählt werden solte. Nach derselben überreichte der konstantinopolitanische Patriarch dem auf dem Throne sitzenden Zar die Namen der drei erwählten Bischöfe, aus welchen der Zar den Mitropoliten Hiob wählete, und um dessen Einsetzung den Patriarchen ersuchte. Fünf Tage nachher wurde die getroffene Wahl Hiobs einmüthig bestätiget. „Am folgenden Sontage, (fährt Arsenius fort) es war der 26ste Jänner 7097 (1589) versammelten wir uns wieder in der Kirche, der Patriarch nahm seinen Plaz auf einem in der Mitte 12 Stuffen hoch errichteten Gerüste, zwischen welchen und dem Altar ein reicher seidener Teppich ausgebreitet war. Dem Patriarchen und uns übrigen Geistlichen wurden die prächtigsten Kirchenornate angeleget. Mitlerweile sezten sich die Bischöfe auf Befehl des Patriarchen und des Zaren jeder nach seinem Range auf die ihnen angewiesenen Plätze. Hiernächst legte man ein kostbares Kissen nahe vor die Thüre der Sakristei, wo eine Wache stand, die niemanden zulies, bevor nicht der neuerwählte Patriarch Hiob herbei geführet war. Endlich kam er, sezte sich auf das Kissen, und neigte sich gegen jederman. Gleich darauf brachte man ein großes Buch, aus welchem

er

r mit lauter Stimme das Glaubensbekentnis ablas. Nachher führten ihn ein Protopop und der älteste Archidiakonus zu dem Patriarchen Jeremias, der in einem langen Gebete die Gnade des heiligen Geistes zu gesegneter Führung des Patriarchats über ihn anrief, und ihm nebst den übrigen Bischöfen einen Kus gab. Nun sezte sich Hiob neben dem Patriarchen; nach Verlesung des Evangeliums neigten sich die Bischöfe und anderen Geistlichen gegen ihn. Nach den gewöhnlichen Kirchengesängen und dem Trisagio ertheilte der Patriarch der Gemeine den Segen, und erklärte den Mitropoliten Hiob öffentlich zum Patriarchen, worauf die gewöhnlichen Danklieder angestimmet wurden. — Beide Patriarchen, die Bischöfe und Archimandriten, verrichteten die Liturgie und empfiengen die heil. Communion. Nach Endigung derselben legten wir den Kirchenornat ab, die Patriarchen thaten den Mantel um, sezten sich auf ihre Plätze, und wir neben sie. Der Zar beschenkte hierauf den neuen Patriarchen, er lies ihn den Mantel ablegen, und hieng ihm mit eigner Hand ein an einer goldenen Kette hangendes Reliquienbehältnis (Panagion) und einen atlassenen mit Perlen und Edelsteinen besezten Mantel um, imgleichen die um den Hals gehörige weis und roth gewürkte und mit Steinen besezte Streifen (Omophorion), und eine weiße vorn mit einem Kreuze gezierte, reich geschmükte Kappe, zulezt einen Stab von sehr großem Werth; endlich redete er ihn mit diesen Worten an: „Heiligster Herr, ehrwürdiger Patriarch, Vater der Väter, erster Geistlicher in ganz Rusland, Patriarch von Grosrusland, Wolodimer, Moskau, der nordlichen Länder, von Astrachan, Kasan, Grosnovgorod und Räsan und des gan-

zen

zen Sibiriens! Unsere Majestät erkläret und befielet hiemit, daß du den Vorzug vor allen Bischöfen haben, daß du inskünftige den engen Leibrok, die Bischofsmütze und die große Kappe tragen, daß du in unserm ganzen Reiche als Patriarch erkant, und als ein Bruder der übrigen Patriarchen angesehen werden solst." Hiemit nahm die Ceremonie ein Ende; und wir giengen insgesamt nach dem Schlosse, und sezten uns an die Tafel. — Es ist mir nicht möglich, die erstaunende Pracht, und den ausserordentlichen Reichthum an Gold und Silber, den man hier antraf, gehörig zu beschreiben. Eine Menge goldener und silberner Becher und Flaschen mit den rarsten griechischen Weinen angefült — goldene große Behälter, worunter eins so schwer war, daß zwölf Menschen es nicht hätten aufheben können — eine unzählbare Menge goldener und silberner Gefäße auf den Credenztischen, die theils vierfüßige Thiere, theils Vögel und anderer Geflügel vorstelten." — Arsenius gedenkt hierauf einiger von den sehr kostbaren Geschenken, welche der konstantinopolitanische Patriarch vom Zaren erhielt, der Bewirthung desselben bei dem neuen russischen Patriarchen und der Audienz bei der Zarin Irene. Hievon heist es unter andern: „Die Zarin stand zwischen dem Zar und ihrem Bruder. Uebrigens waren hier viele schöne und wohlgebildete Damen, alle in weißem Anzuge und mit kreuzweise über einander geschlagenen Händen. Die Zarin rief die vornehmste derselben zu sich, die ihr eine kostbare verdekte Schüssel gab, auf welcher wenigstens 6000 Perlen und viele in Gold eingefaste Agate lagen. Sie überreichte selbige eigenhändig dem Patriarchen, der sie mit vielem Dank entgegen nahm. Man konte die Zarin

nicht

nicht ohne Bewundrung ansehen, und ihr Hauptschmuk überstieg alles, was man sich nur kostbares vorstellen kan u. s. w.“ Mit diesem sehr glaubhaften Berichte des Arsenius stimt dasjenige nicht völlig überein, was in einer Stelle des ersten Theiles der Beilagen zum neuveränderten Rusland von der Einführung des Patriarchats in Rusland gesagt wird. Der berühmte Verfasser derselben behauptet im 2ten Cap. der russischen Kirchengeschichte, der Zar Fedor' Iwanowitsch habe im J. 1587 Gesandten an die vier Patriarchen geschikt, sie um ihre Einwilligung zu bitten, die russische Kirche mit der Patriarchenwürde zu beschenken. Die Patriarchen hätten selbige in einer feierlichen Urkunde ertheilet, und einen von ihnen, nämlich Jeremias, von Konstantinopel abgeschikt, den moskowschen Patriarchen einzuführen. — „Ich sehe nicht, sagt Hr. B., wie dieses mit dem vorstehenden Berichte bestehen könne, da auch nicht der geringste Grad der Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß der griechische Erzbischof Arsenius diesen Hauptumstand der Reise des Patriarchen entweder nicht solte gewust oder ihn verschwiegen haben.“ Er führet hernach noch mehrere Gründe an, die es höchst wahrscheinlich machen, daß der eben erwähnte Umstand nicht glaubhaft sei, und das Zeugnis des Patriarchen Nikon, („dieses stolzen und herschsüchtigen Mannes, der sich alles erlaubte, wodurch er der Würde, die er bekleidete, die vorzüglichste Ehre und das gröste Ansehen verschaffen konte.“ — ob dazu aber eben diese Behauptung das schiklichste Mittel war? —) auf welches der Herr Verfasser der russischen Kirchengeschichte in gedachten Beilagen ꝛc. sich beruft, bei einer Menge dawider streitender zuverlässiger historischen

scher Beweise nicht für hinlänglich oder geltend genug in dieser Sache könne gehalten werden.

## VI. Vom Gebrauch der großen Waldnessel stat Hanfs, zum Spinnen und zu anderm ökonomischen Nutzen.

Die Baschkiren bedienen sich in einigen Gegenden des von ihnen bewohnten uralischen Gebirges stat des Hanfs und Flachses der Nessel, welche an vielen Orten wild wächset. Die baschkirischen Weiber und Kinder bereiten selbige, spinnen den Bast davon, und machen daraus (zu ihrem Gebrauch in Kleidungen) einen Leinwand, die der Hanfleinwand nichts nachgiebt; sie verfertigen auch Nezgarn zu ihren Fischernetzen, Stricke ꝛc. davon. Diese Nessel, deren die Baschkiren sich bedienen, wächset in ihren Feldern und auf Niedrigungen an den Flüssen, um allerlei Strauchwerk in gröster Menge wild. Man findet sie zwar auch auf anderen Stellen, aber nicht so lang, und stark von Wuchs. Sie schiest auf drei Ellen, und bisweilen noch höher über der Erde empor, und erhält ihre Reife um die Zeit der Heuerndte und im Augustmonat. Die Weiber und Kinder der Baschkiren graben sie mit der Wurzel aus, binden sie in Bündel, stellen sie um eben die Sträuche, wo sie gewachsen, aufrecht zum Troknen hin, nehmen sie darnach zu Hause, und legen sie unter ein auf Pfählen befestigtes Dach, wo die Luft frei durchgehen kan. Wenn sie die also gesammelte Nessel brauchen wollen, so machen sie einen Rippenknochen scharf, spalten damit einen Nesselstengel nach dem andern, und ziehen mit den Händen den Bast davon ab. In diesem Bast ist eigentlich die Materie des

Garns

Garns enthalten; deswegen wird selbiger zuerst in hölzernen Mörseln mit einer hölzernen Keule gestampft, um die noch daran befindliche Hacheln zu brechen. Diese werden darauf mit den Händen ausgeschüttelt, und wenn das Werk rein ist, so windet man es um einen ungekünstelten, die Stelle des Wockens vertretenden Stok, und spint es mit einem Wirbel oder Handspindel zu Garn, zum Leinweben und anderm häuslichen Gebrauch. Die Baschkiren ziehen die Nessel dem wilden oder natürlichen Hanf, dessen es bei ihnen giebt, und der mit dem gemeinen Hanf große Aehnlichkeit hat, vor, weil das Garn und die Leinwand davon viel stärker und dauerhafter ausfält.

VII. Memorial des Baron Huyssen, (der bekantlich die Aufsicht über die Studien und Sitten des Zarnwitsch Alexej Petrowitsch hatte) an den Fürsten Menschikow gerichtet 1704. Es macht seinem Verfasser Ehre, und giebt einige Erläuterung von den Lebensumständen und dem Charakter des unglüklichen Zarnwitsch.

VIII. Briefe und andre Aufsätze des — Grafen Boris Petrowitsch Scheremetew' an den Kaiser Peter den Großen. Sind ein würdiger Pendant zu den Briefen Peters I, an den Grafen Scheremetew', und in der Geschichte dieses Monarchen sehr brauchbar.

IX. Antwortschreiben der vier vornehmsten russischen Bojaren, Fürst Iwan Bjelski, Fürst Iwan Mstislawski, Fürst Michajla Worotinski, und Iwan Feodorewitsch an den König in Polen Sigismund August, und den Hetman

Chotkiewitsch, welche ihnen angerathen hatten, ihren Herrn zu verlassen, und sich in königlich polnischen Schuz zu begeben.

Von diesen im 9ten Theile der alten russischen Bibliothek befindlichen acht Briefen werden hier die beiden ersten und beiden lezten übersezt geliefert. Sie sind schon deswegen lesenswerth, weil sie den Geist und die Sitten der damaligen Zeit kenbar machen. Fürst Bjelski sagt unter andern in seiner Antwort an den König: „Was Du Unser Bruder da schreibst, schikt sich für Procuratoren, Betrüger und Schelme, aber großen Monarchen stehts nicht wohl an, durch solche unanständige Briefe zwischen Regenten und ihrem Volk Uneinigkeit zu stiften, und wenn sie ihren Feind nicht durch Tapferkeit überwinden können, ihn nach Schlangenart durch diebische List anzugreifen und zu überwältigen. Aber des dreieinigen Gottes Wille, Gnade und Rechte befestiget das Reich unsers Zaren, und erleuchtet uns seine würdigen Räthe mit seiner Weisheit; so daß nicht nur dieser geringe und schlechte Schaum, sondern auch die grösten Wellen ihm nicht schaden mögen: es stehet auf dem Felsen der Kirche, die Christus gegründet hat, und welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen können. — Du Unser Bruder nennest in deinem Blat einen jungen Knecht der Fürsten Wowotünski — Deinen treuen Diener; schikt sichs wol für einen großen Monarchen, einen solchen schlechten Kerl einen treuen Diener zu nennen? Ein solcher Sklave taugt wahrlich nicht weder in unserm noch in unsrer jüngsten Brüder Hause den Unrath auszutragen. Dieser Hund hat wie eine Schlange Gift gespien, und sich Deines armen Gehörs wie ehemals der Eva bemächtiget;

es

es schikt sich aber für Dich Unsern Bruder nicht, solch einen Kerl zu begnadigen. — Wenn Du Unser Bruder schreibst, daß Gott den Menschen zu völliger Freiheit und allen Ehren geschaffen habe, so gehen Deine Worte weit von der Wahrheit ab. Denn obgleich Gott den Adam frei und gros erschuf, so gab er ihm doch ein Gebot, daß er von einem Baum nicht essen solte, und als er dies Gebot übertrat, so folgte gleich seine Verurtheilung und Strafe. Dieses war also der erste Zwang und die erste Unehre. Er kam vom Licht zur Finsternis, von hohen Ehren in einen ledernen Rok, von der Ruhe zur Arbeit, in der er sein Brod essen solte, von einem unvergänglichen Wesen zum vergänglichen, vom Leben zum Tode. Nach diesem erfolgte über die Ungerechten die Sündfluth; denn wieder ein Gebot, daß man die Sele nicht im Blut essen solte; denn die Zerstreuung beim Turmbau; denn ein Gebot an Abraham zum Glauben und zur Beschneidung; denn ein Befehl an Isaak und ein Gebot an Jakob; ferner das Mosaische Gesez, Vorschriften, und Reinigungen, und Flüche über die Uebertreter; denn die Gnade und Wahrheit Jesu Christi mit seinen Gesetzen und Anordnungen und Strafen der Sünden. Siehest Du also, wie nie völlige Gesezfreiheit gewesen, und wie Dein Brief die Wahrheit weit verfehlt," ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Die übrigen, zum Theil nüzlichen und unterhaltenden, aber zu unsrer Absicht nicht so erheblichen Artikel, müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen.

27.

## LXXXIX.

### Der praktischen Geschichte europäischer Naturprodukte. I. II. III. IV. Heft. S. 168. Nürnberg bei Stiebern. 1779. 4.

Mit jedem Hefte werden zwo mit Farben illuminirte Kupfertafeln, und fünf Bogen Text ausgegeben. So sind hier Pl. I. der Hengst, II. die Stutte mit dem Füllen, III. der Esel, IV. die Eselin mit dem Füllen, V. der Mauleſel, VI. der Auerochs, VII. der zahme Stier, VIII. die Kuh mit dem Kalbe abgebildet. Der Text selbst, in welchem die Naturgeschichte der so eben genanten Thiere (des Rindviehs noch nicht gänzlich) ihre Lebensart, Nahrung, Erziehung, Nutzung und Krankheiten, und also wichtige Theile der Viehzucht und Vieharzneikunst, beschrieben und abgehandelt sind, liest sich sehr gut, und ist durch eingestreute Erzählungen aus der Geschichte und aus Reisebeschreibungen gewürzt.

## XC.

**Joh. Jacob Ferbers neue Beiträge zur Mineralgeschichte verschiedener Länder. Erster Band, der zugleich Nachrichten von einigen chymischen Fabriken enthält. Mietau 1778. Bei J Fr. Hinz. gr. 8. 1 A. 6 B. mit 3 Kupfert.**

Hr. Ferber, dieser gründliche Beobachter der Natur, der bei einer ausgebreiteten mineralogischen Kentnis und tiefen Einsicht in alle Theile des Bergwesens, auch noch das Glük gehabt hat, mehrere Bergwerksgegenden und den darin geführten Bergbau in Augenschein nehmen zu können, fährt rühmlich fort, nicht nur den Naturforscher, sondern auch den Cameralisten und den wisbegierigen Bergman, durch ausgesuchte, auf Reisen gesamlete Beobachtungen zu unterrichten und in die schwere Lehre von der Structur unsers Erdkörpers, hie und da mehrers Licht zu bringen. Gegenwärtige Beiträge dazu bestehen aus sechs Stücken.

I. Zusätze zu des Verf. Mineralgeschichte von Böhmen. Sie handeln von den Böhmischen Blaufarbewerken, von dem Bergbau zur Platte, Gottesgab, Aberdam, Bleystadt, Joachimsthal, und andern Bergörtern in Böhmen und von einigen böhmischen Steinarten.

II. Nachricht von einem ausgebranten Vulcan und von der Entstehung einer Art des Porphyrs. Der Vulcan liegt ohnweit Schlackenwerth und der Porphyr, wovon der Hr. Verf. redet, ist das Porphyrlager in der Gegend von Chemnitz, Kesselsdorf, im Plauischen Grunde, woselbst der so genante Windberg aus einem sehr mächtigen auf Granit aufgesezten Porphyrlager bestehet, in der Dippoldiswalder Heide und um Meißen und Scharfenberg. An lezterem Orte wechselt er mit dem Pechstein ab, welcher für nichts anders, als eine mehr Glas- oder auch feldspatartige, mit Eisen vermischte, und daher leichtflüssige Abänderung des porphyrartigen Gesteins anzusehen. Der Verf. beweiset aus der flözartigen Lage der beschriebenen Porphyrberge, über Gneiß bei Chemnitz und auf Granit bei Dresden, aus den Besterwitzischen Steinkohlen und andern in der Nachbarschaft befindlichen, an Versteinerungen reichen Flözen bei Dresden und aus dem ganzen Zusammenhange der Gebürge, daß dieser Porphyr als Schichten, die aus Wasser auf die unter sie liegenden Berge aufgesezt worden, angesehen werden müsse, und daß überhaupt nicht aller Porphyr vulcanischen Ursprungs sei.

III. Beobachtungen in den sächsischen Gebürgen. Man kan diese als Erläuterungen und Zusätze zu Charpentiers mineralogischen Geographie von Obersachsen ansehen, und wird, wenn man diese beyden zusammen hat, sich daraus einen sehr deutlichen Begrif von den Sächsischen Bergwerken formiren können. Gegend um Dresden. Sie macht das sogenante Vorgebürge

ürge aus. Nachricht, wer davon geschrieben. Basalt zu Stolpen; er ist auf Granit aufgesetzet. Bergwerk zu Scharfenberg. Es liegt in Granit. Jezt ist nur eine einzige Grube im Betrieb. Salzwerk und Steinbruch zu Dürrenberg. Ersteres ist seit 1764 im Gange und die Quelle von dem verstorbenen Bergrath Borlach entdekt worden. Bergwerke zu Freyberg. Die Gegend da herum ist flach und eben; die Gebürgsart Gneis, der sich aber auf eine vielfache Art in Absicht der Farbe und Verhältnisses seiner Bestandtheile verändert. Die Gänge durchsetzen ihn nach aller Richtungen. Sie sind grösstentheils sehr schmal und am edelsten in den Schaarkreuzen. Man weis aus der Erfahrung, daß nur die um eine gewisse Stunde streichende Gänge gut thun, und daß nur gewisse Klüfte den Gang veredeln. Die 3 mächtigen Hauptgänge, worauf ehedem der Freyberger Bergbau betrieben worden, sind abgebauet und der gegenwärtige Bau liegt auf Nebentrümmern dieser Hauptgänge. Durch Versuche hat man ausgemacht, daß die 2 männische Belegung eines Orts in Gewinnung der Zeit vortheilhafter ist, wie die einmännische. Die Grube Himmelsfürst baut auf 2 Gängen, die, wenn sie sich schaaren, sehr mächtig und durch übersetzende Morgenklüfte ungemein veredelt werden. 1770 hat man einen Anbruch von 10 bis 12 Zol mächtigen massiven Silber gehabt. Unter den vielen Mineralien, die daselbst gebrochen, befindet sich der Phengit, strahligt gewachsenes Silber, gestriktes Silber, weißes Hornerz, rußigt Glaserz, oder Glaserzschwärze, und Federerz.

Nachrichten und Fahrungsberichte von mehrern Gruben, Bleyglanz mit weißem Eisenspat verbunden, bricht auf dem Kühschacht, und man wil gefunden haben, daß diese Bleierze in dieser Verbindung allemal Spuren von Goldgehalt gezeiget haben. Lorenz-Segentrum führt crystallinischen Bleyglanz; grüne weiße und schwarze Bleyspate, weißes Kupfererz und weißen Schörlspat, Stangenspat genant. Den Bräunsdorfer Erzen ist vieler Schwefelkies beigemischt; aus dieser Ursach backen die feuchten Erzschlieche hart zusammen, verlieren auch durch langes Liegen am Silbergehalt. Auch hier bricht weißer spatförmiger Eisenstein und die Erze halten etwas weniges Gold. Bergwerke zu Altenberg. Quarzkuppen ohnweit Borkersdorf, die der zu Oberschöna hinter Freyberg völlig gleich. Schade, daß nicht angemerkt ist, woraus der Fus dieser Quarze bestehet. Von dem Altenberger Zinstok glaubt der Verf. daß er zwar von Gängen veredelt sei; aber der Stok selbst sei durch das Zusammenstoßen der Gänge nicht entstanden, sondern vor den Gängen und vor der Vereblung, die sie bewürket, schon da gewesen. Er mus also vorhero ein Quarzstok gewesen sein, der nachhero durch Gänge zu einem Zinstok geworden. Aber Charpentier wil doch nichts ganghaftiges angetroffen haben: und wenn Gänge da sind; sind diese aus dem umliegenden Gebürge herein gekommen, oder blos im Stocke eingeschränkt? Leztern Fals würde sich unser Verf. mit Charpentier gar leicht vereinigen lassen. Der Stok an und vor sich ist mit Gneis- und Granitgebürge umgeben und bestehet aus herben Quarz, worin so genanter Zwitter, oder Zinstein

stein eingesprengt ist und worin noch andere Mineralien, besonders aber Eisenerze, vorkommen. Der jetzige Bau, der in dem alten Man getrieben wird, ist höchst gefährlich. Bergwerke zu Zinwald. Daß dieselben in Flötzen, oder in aufgesezten Gebürgen getrieben würden, wie die gemeine Meinung ist, wil der Verf. anders befunden haben. Er hält davor, dieses Gebürge sei vielmehr ein aus verschiedenen Gattungen von Granit zusammen gesezтes, ursprüngliches Gebürge und das, was man Flötze nent, schwebende Gänge, die von den häufigen seigeren, flachfallenden Gängen abgeschnitten, verworfen, gehoben und gestürzt würden. Mit dem Abschneiden der schwebenden Gänge durch seigere verhält es sich völlig so, wie in Schweden, daß jene nach den Schleppungen ausgerichtet werden. Gneisgebürg nent man hier, was aus Quarz, Glimmer und erhärtetem weißen Thon bestehet. Marienberg. Wenn ein Gang durch mehrere Gebürge sezt: so pflegt er in jedem Gebürge die demselben vorzüglich eigene, also überhaupt verschiedene Geschicke zu führen. Bergwerk zu Tschopau. Der dasige Bleiglanz hält wenig Silber und wird nur zu Töpferglasur angewandt. Ehrenfriedersdorf, das Hauptgebürge ist Gneis. Durch denselben setzen gewisse zinführende Morgengänge, oder Züge, die mit einander parallel laufen. Ein jeder solcher Gang von $\frac{1}{2}$ bis 1 Lachter Mächtigkeit ist wirklicher und eben der Gneis, woraus das ganze Gebürge bestehet; aber in solchen Gängen, oder Zügen streichen mehrere parallele Trümmer in der Stunde 6, von 2 bis 10 Zol Mächtigkeit, neben einander, die aus weißem Quarz, mit häufigem Arsenikal-

kies, Wolfram ꝛc. mit eingelegten Zwittern, oder auch Graupen bestehen. Ueber diese Züge seßen einige stehende in der Stunde 12 streichende Gänge, die in den Schaarkreuzen mit den Zügen allemal Silber, besonders rothgülten gebracht haben. Bergwerke zu Geyer. Das dasige Stokwerk liegt in Gneis und ist ein ovaler Klumpen oder Stok von Granit, in welchem einige Züge oder angewachsene Gänge parallel mit einander aus dem Gneise hinein seßen und Zin führen. Der Granitstok wird durch einen rund herum gehenden sogenanten Stokschelder von verschiedener Mächtigkeit und Steinart, von dem umliegenden Gneisgebürge geschieden. Die Gänge unterscheiden sich von dem Stocke blos dadurch, daß die Zwitter Bänder- oder Streifenweise brechen. Bergwerke zu Anneberg. Sie liegen in Gneis und führen Silber und Kobold. Der dasige Pöhlberg ist ein auf Gneis aufgeseztes Basaltgebürge, und alle Umstände scheinen hier einen uralten Vulcan anzuzeigen.

Bergwerke zu Scheibenberg, Schwarzenberg, Vitriolwerke zu Graul und Beyerfeld. Bergwerke zu Schneeberg. Das Gestein ist entweder Granit, oder Thonschiefer, die hier mit einander, auf eine merkwürdige Art, abwechseln. Der heberschе Gang hat im liegenden Granit und im hangenden, Schiefer zum Nebengestein. Er führt reiche Silber- und Kobolderze; aber Trümmer, die von ihm in den Granit ausgehen, führen Zinerze. Schneeberg hat vor Alters viel Silber geliefert. Zuerst und am Tage hat rother Glaskopf, in mittlerer Teufe viel Silber gebrochen und jezt

in

in größerer Teufe hat man Kobolt, oder Arsenicalkies. Eisentrümmer pflegen jezt in den Kobolten Silbererze hervor zu bringen. Die weiße Porcellainerde bricht ohnweit Schneeberg als ein Flötzlager. Bergwerk zu Eibenstok. Daselbst sezt durch grauen Schiefer ein sehr mächtiger schwebender Gang, der oben Eisenstein und in der Teufe Zwitter führt. Durch diesen sezt ein Morgengang, der Granit und bisweilen Quarz hat, worin Zwitter mit Kupfererzen bricht, der Auersberg, worin die meisten Gruben liegen, besteht grösstentheils aus Granit, der einen Keil Schiefer in sich fasset.

Bergwerke zu Johangeorgenstadt. Auch hier ist die Abwechselung des Granits und des Schiefers höchstmerkwürdig und giebt die überzeugendsten Beweise, daß dieser auf jenen aufgesezt sei. Die hier einbrechende so genante Fäule, ist ein etwas flachfallend, zwischen 12 : 1 Uhr streichender Gang, der aus 3 Trümmern, von eisenschüssigem Gestein besteht und wahrscheinlich die hiesigen Gänge veredelt. Man hat auch hier die Bemerkung gemacht, daß, wenn 2 verschiedene Gänge zusammen kommen, wovon der eine Arsenik und der andere Eisen führt, oder wenn ein Gang, der bisher arsenicalisch gewesen, eisenschüssig wird, alsdenn die Anbrüche edel oder silberführend werden. Wenn ferner zu Gängen, die Arsenicalerz oder Zin führen, kleine Eisentrümmer stoßen, sie sich dadurch zu Silber veredeln. Das rare Hornerz bricht hier in einigen Gruben, in einer mürben Bräune, oben am Tage in mancherlei Farbe und Gestalt. Der Ertrag dieser Bergstadt aus ihrem Bergbau, von ihrer Erbauung

bauung 1654 an bis 1766 macht eine Summe von 3555332 Rthlr.

Bergbau in dem Camsdorfischen Gebürge. Er liegt wie der Saalfeldische in dem Rothenberge, welches ein aus verschiedenen Schichten aufgesetztes Flötzgebürge ist. Diese Schichten aber sind nicht durch den ganzen Rothenberg einerlei, sondern einige fehlen zu Camsdorf, die in den Saalfeldischen Gruben vorhanden sind. In leztern brechen Kobolderze, Silber- und Kupfererze auf Spatgängen; ersteren Orts sind zwar auch einige dergleichen Gänge; allein der eigentliche Bau auf Eisen und Kupfer ist nicht auf Gängen, sondern in einigen Flötzlagern und zwar in einem braunen mergelartigen Lager, welches derben Eisenstein und Glaskopf führet und in einem grauen kalkigten Lager, worin kiesichtes Kupfererz und Kupferfahlerz bricht.

Bergwerke zu Saalfeld. Sie liegen in oben gedachtem Rothenberge, der aus Flötzschichten bestehet, durch welche streichende Gänge setzen, auf welche Kobold- Silber- und Kupfererze brechen. Die Flötzlager liegen nicht völlig horizontal, sondern schießen gegen Mitternacht ein; und die Gänge sind nicht ganz seiger, daher komt es, daß ein Gang im Hangenden und Liegenden auf einer Strecke nicht allemal einerlei Nebengestein, sondern oft verschiedenes hat. Diese Gänge leiden fast in jedem Flötze eine kleine Veränderung ihrer Anbrüche. Das tiefste, was man hier durchsunken hat, ist ein blaues Schiefergebürge, oder blaue Wacke, wovon man nicht weis, wie tief es sich erstrecket.

IV. Nachrichten von einigen chymischen Fabriken. Z. B. von Bereitung des grünen Vitriols in England, von Verfertigung der Vitriolsäure aus grünem Vitriol und aus Schwefel ꝛc. von Salmiakfabriken, von Raffiniren des Borax, von Sublimirung des Zinobers zu Amsterdam, von Bereitung des Quecksilbersublimats und andern Quecksilberpräparaten daselbst, von Grünspan- und Bleizuckerfabriken, von Destillation verschiedener Oele im Großen, vom Raffiniren des Kampfers, von einer Lakmus und andern Fabriken zu Amsterdam, und von einer Manufactur künstlicher antiker Steine in England.

V. Fragment einer Geschichte des englischen Bergbaues.

VI. Mineralogische und technologische Bemerkungen auf einer Reise durch verschiedene Provinzen in England und Schotland, von dem Prof. Fabricius zu Kiel, mit Anmerkungen des Verf. Man trift hier viel interessante Nachrichten von der Naturgeschichte, dem Bergbau und dem Fabrikwesen dieser Länder an. Bei Schotland und insbesondere dem beträchtlichen Bleibergwerk zu Leadhills, ist von einem Briefe Gebrauch gemacht, den Kallmeter 1720 aus London an den verstorbenen Freiherrn von Tilas geschrieben hat. Möchte man doch von dem berühmten Zinbergwerk in Cornwallis hier auch etwas ausführliches mit bekommen haben! Doch vielleicht geschiehet es in dem folgenden Bande, dem wir mit Verlangen entgegen sehen.

## XCI.

Anfangsgründe der Naturgeschichte von Nath. Gottfr. Leske, 1. Th. algemeine Natur- und Thiergeschichte, mit 10 Kupfertafeln (deren Wahl dem V. so wie die Ausführung dem Verleger Ehre macht.) Leipzig bei Crusius, 1779. 8. ohne Zueignung an den regierenden Churfürsten von Sachsen, eine Vorrede, welche mit der Erklärung der Kupfertafeln XXXVIII. S. einnimt, und ein volständiges Register der teutschen, lateinischen, französischen und englischen Benennungen S. 560.

Unterhaltend für jede Art von Lesern, belehrend für den Wisbegierigen, und der Absicht, zu welcher sie der V. vorzüglich bestimt hat, vornemlich wo der Studirende mehr als ein halbes Jahr auf die Erlernung der Naturgeschichte verwenden kan und wil, treflich angemessen, hat Hr. L. der sich schon längst auch durch andere Schriften um die Naturgeschichte verdient gemacht hat, hier die Anfangsgründe dieser Wissenschaft entworfen. Der Plan hat sehr viele Aehnlichkeit mit demjenigen, dem Erxleben in einem ähnlichen Werke gefolgt ist, aber außer den neuern Entdeckungen, die Hr. L. beigebracht, und manchen eigenen Meinungen und Erfahrungen, die er angeführt hat, geht Hr. L. in der besondern Geschichte der Thiere mehr

ins

ins Detail, gibt die Kenzeichen der Geschlechter, und wenigstens einiger merkwürdigern Arten kurz aber treffend und faslich an, beschreibt das Wichtigste von ihren Sitten und Lebensart, und fügt außer dem algemein angenommenen, oder, wo es daran fehlt, einem andern gut gewählten und treffenden teutschen, den Linneischen lateinischen Trivialnamen, und die Französische und englische Benennung bei. Auch hat Hr. L. die Physiologie, die er so wie die Zergliederung zur gründlichen Kentnis der Thiere und Pflanzen für eben so nothwendig ansieht, als die Chemie zur Kentnis der Fossilien, so weit es der Umfang seines Buchs erlaubte, gründlich vorgetragen, auch die teutsche Kunstsprache haben wir noch in keinem ähnlichen Lehrbuche so passend und so selten gezwungen gefunden, als hier. In der Geschichte der Säugthiere folgt Hr. L. gänzlich Linne; in der Anzeige der Schriften, welche von den natürlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts handeln, haben wir doch Hunters wichtige Schrift über diesen Gegenstand vermist. Die Affen theilt er mit Erxleben in fünf Familien; und die Fledermäuse verweist er sehr richtig aus der ersten Abtheilung der Säugthiere in die dritte hinter die Spizmäuse, und mit Schrebern das Nashorn aus der sechsten in die zweite. Die Phoca nent er besser Robbe und die Viverra Stinkthier. Die Otternarten trent er sehr wohl von der Mustela, deren teutscher Geschlechtsname: Marder doch nur auf einzelne Arten zu passen scheint; sehr richtig unterscheidet er übrigens den Steinmarder und Baummarder, so wie den gemeinen, und den Eisbär als eigene Arten. Die Bisamratze steht allerdings

besser

besser unter der Spizmaus. Auch Hr. L. hat aus der Cavia ein eigenes Geschlecht gemacht, und noch überdis das Linneische Mäusegeschlecht in vier kleinere Geschlechter, die Maus, den Slepez, den Hamster und den Erdhasen zertrent. Unter den widerkäuenden Thieren macht die Antilope, so wie unter der sechsten Abtheilung der Tapir ein eigenes Geschlecht aus. Die Vögel hat Hr. L. so gestelt, daß die erste Geschlechter mit den Säugthieren, so wie die lezte mit den Fischen gleichsam zusammenhängen, er geht nemlich durch die Sumpfvögel von den Landvögeln zu den Wasservögeln über. Die erste Abtheilung machen die Geschlechter Straus, Trappe, und Dronte aus; unter das lezte Geschlecht scheinen nach Hrn. L. Vermuthung auch der Einsiedler und der Vogel von Nazaret zu gehören; aber die von Hr. Morel geäußerte Zweifel machen auch Hr. L. ungewis, ob die Dronte ein wares eigenes natürliches Vögelgeschlecht ist. Die zweite Abtheilung machen die Hausvögel, oder die übrige Geschlechter der Linneischen Gallinarum aus. Unter der dritten stehen die Raubvögel, der Lanius heist hier besser Würger. Die vierte Abtheilung begrif sonst Linne unter dem Namen der Azeln; Coraccas heist hier Birkheher, Oriolus Pirol, Sitta Grauspecht. Unter der fünften Abtheilung stehen die Singevögel: Caprimalgus wird hier sehr gut mit Nachtschwalbe übersezt. Unter der sechsten Abtheilung stehen die übrige Sumpfvögel (Grallae) Plophia heist hier Trompetenvogel; den Schlus machen endlich die Wasservögel (Anseres) In den Amphibien folgt Hr L. gänzlich Linne, eben so auch bei den Fischen, von denen Hr. L. glaubt, daß sie vielleicht

leicht alle doppelten Geschlechts sind. Viele teutsche Benennungen hat Hr. L. auch hier mit Müllern gemein; aber viele sind besser und passender, als: Finnaal (Gymnotus) Wolffisch (Anarrhichas) Spinnenfisch (Callionymus) Pfaffenfisch (Uranoscopus) Drachenfisch (Trachinus) Gropfisch (Cottus) Weichfisch (Gadus) Schleimfisch (Blennius) Spizschwanz (Cepola) Schildfisch (Echeneis) Dorade (Coryphaena) Trichterfisch (Gobius) Drachenbars (Scorpaena) unter dieses Geschlecht versezt Hr. L. auch eine Linneische Art des Stachelbarsch, Seebrasse (Sparus) Seehan (Trigla) die Veränderungen Pärsch (Perca) und Fo-re (Salmo) haben uns weniger gefallen. Auch in der Insektengeschichte hat Hr. L. die Linneische Ordnungen, meistens auch die Linneische Geschlechter beibehalten, doch weicht er hier zuweilen von seinem Führer ab. Hier finden wir manche eigene Bemerkung. Der Kabinetkäfer scheint mit dem Knolkäfer auf der Braunwurz einerlei zu sein, und komt, wie dieser, mit und ohne rothe Mittelnat vor. Etymologisch mus der Wasserkäfer Dyticus, und nicht Dytiscus heißen. Sonst sind auch hier viele bessere teutsche Namen: Kamkäfer (Lucanus) Erdkäfer (Scarabaeus) Schabkäfer (Dermestes) Knolkäfer (Byrrhus) Aaskäfer (Silpha) Blatkäfer (Chrysomela) Halbkäfer (Necydalis) Scheinkäfer (Lampyris) Afterscheinkäfer (Cantharis) Schnelkäfer (Elater) Glaskäfer (Bacprestis) Sandkäfer (Cicindela) Schlupfkäfer (Tenebrio) Blumenkäfer (Mordella) Zangenkäfer (Faficula) Fangheuschrecke (Mantis) Grashüpfer (Gryllus) Blatfloh (Chermes) Wassermotte (Phryganea) Florfliege (He-

merobris) Afterjungfer (Myrmeleon) Blatwespe (Lenthredo) Schwanzwespe (Sirex) Schlupfwespe (Ichneumon) Sandwespe (Sphex) Afterbiene (Mutilla) Schwebfliege (Bombylius) Lausfliege (Hippobosia) Schuppenfliegen (Lepisma) Afterspinne (Nalangium.) In der Geschichte der Gewürme folgt Hr. L. gänzlich der Müllerischen Ordnung, und stelt daher eine Menge neuer, wenigstens von Linne nicht aufgestelter Geschlechter, die, so wie auch die alte, meistens gute teutsche Benennungen erhalten haben. Die Seeäpfel theilt er in vier Geschlechter, Seeigel, Seerose, Seebone und Seeschädel, und bringt diese mit dem Geschlecht der Zanschnecke als eine eigene Abtheilung mit einer durchborten Schale unter die Schalgewürmer. Die beide Linneische Ordnungen: Lithophyta und Zoophyta wirft er in eine zusammen, nur daß er aus der leztern die Infusionsthiergen auszieht, und aus diesen eine eigene Ordnung macht, von welcher er mehrere Geschlechter mit zahlreichen Arten anführt.

69.

## XCII.

Mineralogische Abhandlung von dem Zinsteine, abgefaßt von Theodor Mojsejenkow. Leipzig bei Joh. Gottl. Imm. Breitkopf 1779. 8. 6½ B.

Diese Blätter sind die Arbeit eines jungen Russen, der eine Zeitlang des Unterrichts in der Berg-

Acade-

Academie zu Freiberg genossen hat, und sich gegenwärtig zu Leipzig aufhält. Er hat sich eine sehr gute Materie gewählt, denn vom Zinstein ist noch sehr wenig ex professo geschrieben, und die berühmtesten Mineralogen, wenn sie vom Zinstein oder Zinerz handeln, reden entweder nicht bestimt genug, oder sind nicht recht einig.

Unser Verf. prüft die Meinungen eines Henkels, Justis, Vogels, von Borns, Scopolis, Linnes, Wallerius, Cronstedts und Gmelins, mit einer rühmlichen Bescheidenheit; glaubt an kein gediegenes Zin; will das Wort: Kalk, bei den Zinerzen gar nicht gebraucht wissen, weil das Zin niemals in der Gestalt eines wahren Metals, dem blos das brenbare Wesen fehlt, gefunden würde, sondern aus dem Erze, durch Abscheidung eines fremden Körpers, herausgeschmolzen werden müsse; wirft den Zinspath, die Zingranaten, und das strahlichte Zinerz aus Siberien, weil ersterer nichts anders als der schwere Spath und von dem eigentlich gelblicht weißen Zinstein sehr unterschieden sei, leztere aber kein Zin halten, aus der Classe der Zinerze heraus; hält das weiße halb durchsichtige Zinerz des Sage für ein Product der Einbildung; zweifelt, ob es mit dessen röthlichem Zinerz die gehörige Richtigkeit habe; schliest das von demselben unter die Metalle aufgenommene Wasserblei davon gänzlich aus; gesteht Lehmannen nicht zu, daß der Wolfram, wenn er rein, Zin enthalte; und erkennet nur eine einzige Art der Zinerze, die er Zinerz, oder besser Zinstein nennet.

Diesen beschreibt er nun nach seinen äußern Kenzeichen und folget darin der Vorschrift seines Lehrers, des Inspectors Werner bei der Berg-Academie zu Freiberg, in der Abhandlung von den äußerlichen Kenzeichen der Fossilien, wovon hier die wichtigsten sind: die schwarze und röthlich braune Farbe, die beiden deutlich angegebenen Crystallisationen, der starke äußere gemeine Glanz, der innere Grad des Glanzes, den man glänzend nent und die außerordentliche Schwere.

Er zeiget hierauf, wie Granaten, Blende und Wolfram gar ofte mit dem Zinstein verwechselt werden, hält obige äußere Kenzeichen zur Unterscheidung desselben schon hinlänglich, so daß es der chemischen Zergliederung nicht bedürfe, und redet endlich von dessen Lagerstädten und Geburtsörtern, von den Umständen, mit und unter welchen der Zinstein in denselben gefunden wird, und zulezt von denjenigen Fossilien, welche zugleich mit dem Zinstein brechen.

Er wird nur in den höchsten, und hauptsächlich in den Granitgebürgen, oder doch in der Nachbarschaft derselben angetroffen, und bricht in Stokwerken, in Gebürgslagern, auf eigentlichen und auch auf uneigentlichen Gängen, oder Rissen.

Bei Gelegenheit des Altenberger Zinstoks, wird gegen Charpentier und Ferber behauptet, daß in dem Bruche viele Gänge beisammen sind, die ins frische Gestein herein setzen.

Die Fossilien, welche mit dem Zinstein einzubrechen pflegen, sind Quarz, Steinmark, Flusspath, Eisen-

Eisenglanz, spathiger Eisenstein, Arsenickies, Kupferkies, zuweilen Wismuth, Wasserblei, Schörl und Glimmer; in Zinwald begleitet ihn auch noch Wolfram, Rauchtopas und Spekstein. Das Silber, welches bei den Zinerzen zu brechen pfleget, ist den Zingängen nicht eigen, sondern andern Gängen, welche Silber führen, wenn sie jene etwa durchschneiden, oder nahe bei ihnen streichen. In Böhmen bricht außer obigen Fossilien, neben dem Zinstein auch ein gelblich weißer Kalkspath und eine weiße, sich ins gelbe ziehende besondere Steinart, mit unveränderter doppelten vierseitigen Pyramide und von einer außerordentlichen Schwere, die einige für weißen Zinstein gehalten; sie hat aber in der Probe kein Zin gegeben, und gehöret entweder zum schweren Spath, oder zum Quarz.

Dies ist der Haupt-Inhalt dieser Abhandlung. Der Verf. hat nun zwar vornemlich Sachsen vor Augen gehabt, von Böhmen nur etwas und andere Zinbergwerke gar nicht gesehen; seine Schrift ist indessen so beschaffen, daß sie, nach des Recens. Urtheil, einem Berg-Cadet schon Ehre macht, und derselbe alle Aufmunterung verdienet. Was er vom Zinkalk, wie überhaupt vom metallischen Kalk angeführet, möchte wol ein bloßer Wortstreit und von dem Verf. deswegen nur mit eingemischet sein, um sich auf die inneren Kenzeichen des Zinsteins nicht einlassen zu dürfen.

8.

## XCIII.

Gemeinnüzziges fränkisches Magazin, oder Samlungen merkwürdiger, nüzlicher Grundsätze und Erfahrungen aus der Naturlehre, Naturgeschichte, Arzneikunde, Moral, Landwirthschaft. Nürnberg. 8. St. I. II. 1779. 12 Bogen stark.

---

Wieder ein Magazin, in welchem Abhandlungen von mannigfaltigem Gehalte niedergelegt werden können; in diesen beiden Stücken hat Hr. Heppe, (so nent sich der Herausgeber unter der Vorrede) vornemlich für die Landwirthschaft gesorgt, und zwar wenig neues, aber viel nüzliches und wichtiges, meistens in einem faslichen und gemein verständlichen, nur zu sehr gedehnten Stile gesagt. Um den Einflus der Naturgeschichte auf die Landwirthschaft zu zeigen, ließen sich noch mehrere treffendere Beispiele anführen, als Hr. Heppe in der Einleitung gewählt hat. Unter die Vortheile der Besetzung der Landstraßen mit Bäumen könte auch die mehrere Bevestigung des Bodens, vornemlich wo die Straßen an reißenden Wassern liegen, und das Abhalten des Staubs von den benachbarten Ländereien gezählt werden. Der Einwurf, den der V. gegen Obstbäume macht, ließe sich heben, wenn strenger über den Verordnungen gehalten würde; gründlicher ist der Einwurf gegen Eichen und Büchen; am meisten empfielt der V. die Tanne, die Esche und den

amerl-

amerikanischen Schotendorn, und beschreibt die Art, wie sie gezogen und angepflanzt werden müssen; wir würden ihnen die Rüster, die wilde Kastanie, und vornemlich in nassen Gegenden, die Weide beifügen. Der V. glaubt, daß, wenn man die Wege dichter als bis jezt mit den anzeigten Bäumen im Frühling besetze, man nach den ersten zwanzig Jahren alle Jahre den zehenden Baum abhauen könne. Daß in der Abhandlung vom Nuzen des Obsts, des so nüzlichen Dorrens, und des so angenehmen und heilsamen Einmachens gar nicht oder nur obenhin gedacht ist, sahen wir ungerne. Die Art, Obstmost oder Cider zu machen, ist dagegen desto ausführlicher beschrieben. Um dem Landmann besonders in Niederteutschland Obstbäume genug zu verschaffen, müste in mehreren Ländern eine ähnliche Anstalt getroffen werden, wie zu Herrenhausen. In der Abhandlung von der Landhaushaltung haben wir nichts besonders gefunden, als was in jedem guten Compendio steht, nur etwas mehr durchwässert, und mit empfindsamen Betrachtungen und Lobeserhebungen der Regenten, welche die Landwirthschaft schäzen, durchwebt. Die Theorie von den Wirkungen des Düngers ist nicht die unsrige. Sehr gut ist der Rath, daß, wo der Heuboden über dem Viehstalle ist, der Boden dicht und wohl gefügt sein müsse, auch der, sich nicht mehr Vieh anzuschaffen, als man reichlich auszuwintern vermag. In den patriotischen Gedanken über die Gesundheitserhaltung des Landvolks räth der V. für dieses eine Krankengesellschaftskasse zu errichten, und aus dieser einen eigenen geschikten Arzt zu besolden, der mehrere Dörfer unter seiner Aufsicht haben, sie alle vier bis sechs Wochen besuchen, richtige Tabellen

von allen Kranken führen, und diese alle Monate oder Vierteljahre dem obern Collegio medico übergeben müste. Die groben Fehler, die in den Gründen des Landbaues in Absicht auf die Eigenschaften des Mergels vorkommen, wollen wir nicht weiter rügen. Die Betrachtung über die Vorbereitungen der Natur auf den Winter wird manche gute Sele erbauen; sie ist vol warmen Gefühls von der Größe des Schöpfers, und enthält viele Bemerkungen, aus welchen auch geübte Naturforscher lernen können. Der V. von der Abh. über die Nothwendigkeit einer freien und frischen Luft betrübt sich sehr über die leichte Kleidung des andern Geschlechts im Winter, und räth ernstlich an, an Orten, die unten am Berge oder tief im Thale liegen, die Häuser gegen Südosten zu bauen, und ja nicht in die Erde einzugraben. In der Abhandlung vom Versetzen der Bäume wird der Herbst dem Frühling vorgezogen. Das Baurengespräch aus dem Tagebuch eines Landpredigers kan vielleicht noch manchen Landman bekehren, der alle Abgaben an seinen Fürsten für ungerechte Erpressungen ansieht. In Hrn. Leopolds Abhandlung vom Sande sind mehrere Arten des Bodens angeführt, die bei dem Landman den Namen Sandboden führen, aber ihn wol bei dem bestimter sich ausdrückenden Mineralogen nicht verdienen würden. Die Abhandlung von der Natur des Mehlthaues, und wie man diesen am Getreide (und auch am Hopfen) verhüten kan, hat uns sehr wohl gefallen; sie verräth wissenschaftliche Kentnisse mit vieler eigenen Erfahrung vereinigt; hier ist der Unterschied von dem nahe damit verwandten und eben daher so oft damit verwechselten Brande und Honigthau, seine wahre Natur, sein Ursprung und die

die Umstände, unter welchen er sich am häufigsten zeigt, in ihr helles Licht gesezt, auch manches alte Vorurtheil widerlegt. Mehl- und Honigthau haben einerlei Ursache, aber verschiedene Wirkungen, jener scheint eine Art von meelichtem weislichtem Schimmel zu sein, der sich wie ein Staub auf die Pflanze legt, aus einer Krankheit der Pflanze entstanden ist, und Würmer und Insecten nach sich zieht; dieser hingegen ein widernatürlich ausschwizender, klebrichter, süßer, hintennach aber scharfer und brennender Saft. Der V. hält für das beste Mittel, um dem Mehlthau zuvorzukommen, früh auszusäen, und das Feld mit Rus zu düngen; aber dieses kan doch wol nicht in allen Arten von Boden helfen; freien Durchzug der Luft empfielt der V. auch sehr. In der Abhandlung vom Eschbaum und dessen Anbauung ist so wie in der übersezten Abhandlung von der nüzlichen Anwendung des Baumlaubs das meiste gesammelt, was über diese Gegenstände geschrieben ist. Auch haben wir in der übersezten Abhandlung von der Verwandschaft der Naturlehre mit dem Ackerbau viele gute Beispiele gefunden. Die Abhandlung von der Frucht- und Unfruchtbarkeit der Obstbäume scheint uns nicht praktisch genug.

69.

## XCIV.

Hrn. Casp. Lavaters und eines Ungenanten Urtheile über Hrn. L. J. Steinbarts System des reinen Christenthums. Mit vielen Zu-

sätzen von D Joh. Sal. Semler. Halle im Verlag der Hemmerdeschen Buchhandlung 1780. 11 Bog. 2 Bog. Vorr. 8.

---

Hr. Lavater erklärt Hrn. Steinbart öffentlich für einen Deisten, ein Ungenanter, wahrscheinlich einer von Hrn. Semlers Schülern, lehnet diesen Vorwurf ab, und Hr. Semler fället endlich sein Urtheil über alle drei, über Hrn. Lavater, den Ungenanten, und endlich Hrn. Steinbart selbst. Die kleine Samlung ist Hrn. Steinbart zugeschrieben. In der Zuschrift gesteht Hr. Semler, daß, ob er gleich Hrn. Steinbart wider die gehässige Beschuldigung des Deismus vertheidige, er demohnerachtet nicht gerade hin seiner Meinung sei, in Absicht des angenommenen und öffentlich anempfolnen Lehrinhalts seines Buchs. „In dieser Lage, schreibt er, hielt ich es für sehr nüzlich, meine eigne Meinung, ohne eine förmliche Widerlegung, bekant zu machen, da es Leute giebt, welche von Ihnen (Hrn. Steinbart) eben so urtheilen wollen, als von mir; daß Sie nemlich eben die Absichten wirklich hätten, als das Bahrdtische Glaubensbekentnis an den Tag geleget hat. Man hat mir völlig Unrecht gethan; eine öffentliche Aenderung der Lehre unserer Kirche habe ich noch nie zur Absicht gehabt, aber an Besserung und Volkommenheit der Lehrer habe ich nach meinem Berufe meist 30 Jahre hier unermüdet gearbeitet, und dazu gehört Besserung der theologischen, bisher so mangelhaften oder unrichtigen Kentnissen. Aber die Lehre, die sie bei uns den Christen vortragen sollen, habe ich nicht aufheben und ändern

mol-

wollen.“ Man sieht, Hr. Semler verstekt sich hier hinter der Unterscheidung der Theologie von der christlichen Lehre. So machen es heut zu Tage alle, welche bessern wollen. Wir verlangen aber von ihnen zu wissen, was sie unter der christlichen Lehre verstehen, und was sie dazu rechnen. Hr. Semler rühmt die gute, recht gut gemeinte Absicht des Steinbartschen Buches, glaubt, daß Hr. Steinbart damit mehr eine Verbesserung und Reformation der Lehrer, als eine algemeine Aenderung der Lehre selbst zur Absicht habe, (in dem Steinbartschen Buche werden doch gleichwol manche Lehrartikel der lutherischen Kirche verworfen) und dringt zulezt mit vielem Eifer auf eine Reformation der Lehrer. Das erste in dieser Samlung ist nun: Etwas über Hrn. C. R. Steinbarts System der reinen Philosophie und Glükseligkeitslehren des Christenthums, von J. C. Lavater, aus dem 2 St. des 1 B. des christlichen Magazins, so zu Zürich herauskomt. Das Resultat des Lavaterschen Urtheils ist dieses: „Für die meisten redlichen Religionsbedürftigen Denker unter den gebornen Christen wird die Steinbartsche Schrift höchst willkomkommen und nüzlich sein. Aber ohne Rükficht auf irgend eine Art von Lesern ist das Buch nichts mehr und nichts minder, als feiner Deismus, mit einiger Aussöhnung der neuern Philosophie mit dem Christenthum, eine Kapitulation mit dem Religionsbedürftigen, aber das ächte evangelische Christenthum theils nicht kennenden, theils bezweifelnden Geschlechte seines Zeitalters, eine äußerst mangelhafte, seichte, und im Grunde, in Rükficht auf seine Urkunde, und in so fern er Christ sein will, treulose Kapitulation.“ Ob Hr. Lavater das alles bewiesen

sen hat? Nichts weniger, er deklamirt blos, und st alles Beweises, beruft er sich blos auf sein Gefühl, a seine Sinne und auf seinen Verstand. 2) Prüfun und Beantwortung dieses Aufsatzes. Hier finde wir zwar sehr richtige Anmerkungen über das Declam ren, widersprechende Urtheile, und Präcipitante de Hrn. Lavaters. Aber was das Steinbartsche System selb betrift, so ist nichts entschieden. 3) D. J. S. Sem lers Zusätze. Erst Prüfung einiger Lavaterschen Stel len, und dann Hrn. S. eigenes Urtheil über das Stein bartsche Buch. Es sei ein Entwurf eines Systems der christlichen Religion für denkende Zeitgenossen, die an manchen protestantischen theologischen Bestimmungen An stos haben; übrigens aber enthalte es manche Uebereilun gen und Unvorsichtigkeiten. Zum öffentlichen Unterricht der lutherischen Kirche sei es nicht bestimt, es könne aber für lutherische Lehrer ein Feld nüzlicher Betrachtungen anbiethen, ohne daß sie nöthig hätten, allem Inhalt selbst gerade hin beizupflichten. Ob nun durch dieses Urtheil die Leser in den Stand gesezt werden, Hrn. Semlers wahre Meinung zu erfahren, das ist eine andere Frage. Ich wenigstens gestehe aufrichtig, daß ich sie nicht weis. Ob sich das wol für einen Doctor der Theologie schikt, seine wahre Meinung so zu verstecken?

33.

## XCV.

## XCV.

D. J. S. Semlers Antwort auf das Bahrdtische Glaubensbekentnis. Halle im Verlag der Hemmerd. Buchh. 1779. 8½ Bog. in 8.

Wir urtheilen über diese polemische Schrift nicht anders, als dieses geschehen ist in dem

Schreiben an einen Freund in G., den Hrn. D. Bahrdt und sein Glaubensbekentnis betreffend. Berlin und Leipzig bei Decker 1779. 2 Bog. in 8.

Der Verf. dieses Schreibens sagt, daß ihn das unglükliche Schikſal des Dr. Bahrdts rühre, und daß er ihn deswegen von Herzen bedaure; kan es an und für sich nicht für Unrecht erkennen, daß derselbe die symbolische Orthodoxie verlassen, und in seinen Schriften von der hergebrachten Lehrart abgewichen; meint, er sei offenbar auf eine ganz ungesezmäßige Weise verurtheilt, die Sentenz wider ihn sei einmal ungerecht, weil die Sache gar nicht in foro competente verhandelt worden, und zweitens seltsam, indem sie fodern, daß Dr. Bahrdt in einer Zeit von zweien Monathen seine Ueberzeugung ändern, und von seiner Rechtgläubigkeit ein Zeugnis ablegen solle; billiget es aber darum gar nicht, daß Hr. B. sein Glaubensbekentnis abgelegt hat, weil damit gar nichts weder für ihn noch für andre gewonnen sei; überdem

könne

könne man auch dies Glaubensbekentnis nicht als ein zuverlässiges Zeugnis ansehen von dem, was D. B. glaube, oder nicht glaube; es sei dadurch nur ein neuer unglüklicher Zankapfel unter die Theologen hingeworfen, die Verwirrung, die schon gros genug ist, sei dadurch nur noch größer gemacht, den Feinden des Christenthums sei dadurch eine herliche Gelegenheit zu schadenfrohen Anmerkungen, praktischen Christen von allerlei Denkungsart aber eine Ursache der Bekümmernis mehr gegeben worden; und findet es äußerst befremdend, daß gerade Hr. D. Semler sich als einen erklärten Gegner des D. Bahrdt in einer eignen ziemlich weitläuftigen Schrift gezeigt hat. „Je stärker dieser verehrungswürdige Gelehrte bisher die Rechte eines protestantischen D. der Theologie vertheidiget, und je öfter und auffallender er sich ihrer bedient hat, desto weniger schien es seiner Denkungsart angemessen, daß er eines andern Lehrers Abweichungen von der kirchlichen Orthodoxie so hoch aufnehmen, und in einer so ernstlichen Widerlegung rügen würde. Denn daß Hr. D. Semler nicht blos seine Misbilligung der Herausgebung des Glaubensbekentnisses habe bezeugen, sondern überhaupt seine Entfernung von den Bahrdtischen Grundsätzen und Meinungen habe darthun wollen, lehrt seine sogenante Antwort hinlänglich. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, ich weis nicht, wie ich diese ganze Widerlegung mit so unzählig vielen Aeußerungen in den Schriften dieses verdienstvollen Gelehrten reimen sol. Seine Antwort hat nach meinem Urtheile auch zwei sehr große Mängel. Einmal ist sie offenbar nicht in der ruhigen unbefangenen Gemüthslage geschrieben, die allein einer polemischen Schrift den Charakter theologischer Mäßi-

gung

gung geben kan; zum andern bleibt sie auch nicht bei der eigentlichen Streitfrage, und stelt weder die orthodoxe noch die antiorthodoxe Meinung in dem rechten Lichte dar. Dies hindert nicht, daß nicht auch hier, wie in allen Schriften des Hrn. D. Semlers, viel Wahrheit und manche sehr freimüthige Aeußerung angetroffen werden solte. Möchte dadurch nur das Gute befördert, nicht aber noch mehr Erbitterung und Gezänk veranlasset werden.“

33.

## XCVI.

Institutiones Theologiae Dogmaticae in vsum praelectionum suarum conscripsit & prolegomena de praesenti Theologiae ecclesiasticae statu praemisit Eberh. Henr. Dan. Stosch. Th. D. & in Viadrina Professor. Francof. ad V. apud Strauss 1779. 1 Alph. die Vorr. und Proleg. 2 Bog. in 8.

Dies ist nun die Dogmatik selbst, wozu der Hr. Prof. die Einleitung vor zwei Jahren herausgab, die in dem 15 B. unserer Bibliothek von einem andern Rezensenten mit einem solchen declamatorischen Lobe ist angezeiget worden, daß wir zweifeln, der bescheidne Hr. Verf. werde diese Anzeige, ohne zu erröthen, gelesen haben. Hr. Stosch trägt die Dogmatik in vier

Haupt.

Hauptabschnitten vor. Der erste enthält die Lehre von Gott und seinen Werken überhaupt (theologiam in sensu stricto); der andre die Lehre von dem Menschen und seinem Zustande in theologischer Rükſicht (anthropologiam theologicam); der dritte die Lehre von Jesu Christo, als dem Mitler und Seligmacher der Menschen (Christologiam); und der vierte die Lehre von der Ordnung, worin die Menschen zu der durch Christum erworbenen Seligkeit gelangen, und vom Zustande der Menschen nach dem Tode (Charitologiam). Jeder Hauptabschnit zerfält wieder in seine Unterabschnitte. Der erste fast folgende in sich: I. De Deo. II. De S. S. Trinitate, sive de Patre, Filio & Spiritu S. III. De decretis Dei. IV. De creatione. V. De angelis. VI. De providentia Dei. VII. De Deo, supremo omnium Domino, rege & patre hominum. Wir zeichnen einiges weniges daraus aus. In dem Capitel de Deo wird von der Algegenwart Gottes geredet, gleich nach der Aseität und Unermeslichkeit Gottes, und in einer Anmerkung zur Ursache deren angegeben, weil diese Volkommenheiten Gottes der Grund von jener sein. Uns scheint doch diese Ordnung unbequem zu sein, indem der Verf. selbst die Algegenwart Gottes darin seßet; daß Gott in alles wirket, theils mit seinem Verstande, theils mit seinem Willen, der Zuhörer aber weder von dem Verstande noch von dem Willen Gottes etwas gehöret hat. Von der Gerechtigkeit Gottes wird sehr bestimt geredet, besonders was die Strafgerechtigkeit Gottes anlanget. Bei der Lehre von der Dreieinigkeit glaubt der Verf. doch einige Anzeigen davon im alten Testamente zu finden; z. E. daß Gott von sich in der mehrern

rern Zahl rede; auch Sprüchw. 8, 22-30. wird auf den Sohn Gottes gedeutet. Was die ewige Zeugung des Sohnes Gottes und seinen Ursprung vom Vater anbetrift, so will der Verf. nicht entscheiden, ob der Grund davon aus dem Wesen Gottes, oder aus dem Willen des Vaters herzuleiten sei, und trit also der Meinung derjenigen Theologen bei, welche dies für ein dem menschlichen Verstande unerklärliches Geheimnis halten. In der Lehre vom heiligen Geist folgt der Verf. dem Clarke. Joh. 15, 26. wird hier noch von dem Ausgange des heiligen Geistes in Ansehung seines Seins vom Vater verstanden; aber 1 Joh. 5, 7. wird für unächt erklärt. Bei dem Schlusse, womit man gemeiniglich die Dreieinigkeit zu beweisen pflegt, nemlich: es ist nur ein Gott, nun aber ist der Vater, Sohn und heiliger Geist Gott, folglich sind der Vater, Sohn und heiliger Geist der einige wahre Gott; bei diesem Schlusse wird sehr richtig angemerkt, daß derselbe nicht ohne alle Einschränkung gelten könne, weil nemlich der Vater das principium der Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes ist. Es scheint auch der Verfasser eine Subordination in den drei Personen anzunehmen, denn er zieht diejenige Erklärung der Dreieinigkeit vor, nach welcher der Vater der einige und höchste wahre Gott, die Urquelle aller Gottheit, aller Autorität und Macht des Sohnes und des heiligen Geistes ist, und sagt, diese Erklärung sei antiquior, simplicior quoque & intellectu facilior, & scripturae fere conuenientior. Von der aber von der Nicäischen Kirchenversamlung festgesezten Lehre sagt er, sie sei so beschaffen, vt non nisi post longos metaphysicarum subtilitatum & terminorum difficilium anfractus

aliqua eius sit, eaque forte parum distincta apud doctiores notio. §. 56. In der Lehre von den Rathschlüssen Gottes nimt zwar der Verf. einen absoluten Rathschlus Gottes an, versteht aber darunter, daß Gott nach der volkommensten Einsicht das Beste an und für sich wolle, oder etwas darum wolle, weil es das Beste ist. Einen solchen absoluten Rathschlus Gottes kan man nun wol allerdings gelten lassen, uns dünkt aber doch, daß das Prädicat absolut etwas widriges in sich fasse, und der Verf. sagt auch mit seiner Erklärung nichts anders; als daß der Rathschlus Gottes weise sei. Die Schöpfungsgeschichte Mosis versteht der Verf. nach dem Buchstaben. Warum Gott von einem Menschenpaare alle Menschen habe herkommen lassen, davon giebt der Verf. vortrefliche Ursachen an. In dem Capitel von den Engeln wird die gewöhnliche Meinung von den Besessenen mit vielen Gründen vertheidiget, worunter doch aber auch einige wol nicht Stich halten, z. B. daß die δαιμονιζομενοι von den Kranken unterschieden werden, Matth. 10, 1. 8. Marc. 3, 15. Luc. 13, 31. 32. Marc. 1, 34. wo man doch mit eben so vielem Grunde sagen kan, daß sie unter die Kranken gezählt werden. 1 Tim. 5, 21. versteht der Hr. Verf. noch von den Engeln, und schliest daraus, daß ihnen von den Menschen große Ehre gebühre. Ist hier wirklich die Rede von Engeln, so müste daraus folgen, daß man nicht blos Gotte, sondern auch bei den Engeln einen Eid ablegen könne. Besser ist es, wenn man darunter die Πρεσβυτερους versteht. Das 7te Capitel des erstern Hauptabschnittes, wo das Herschafesrecht Gottes sehr gut aus einander gesezt wird, verdient Aufmerk-

merkſamkeit, zumal da jezt viele Theologen Gott blos als Vater wollen gedacht wiſſen.

Das zweite Buch faſt vier Capitel in ſich: I. de ſtatu integritatis, in quo primus humani generis parens a Deo conditus fuit. II. de parentibus humani generis legem Dei transgredientibus. III. de primorum generis humani parentum ſtatu, poſt legis diuinae transgreſſionem. IV. de ſtatu generis humani, poſt communis omnium parentis lapſum. Wir zeichnen auch aus dieſem Buche einiges aus. Das dem Adam anerſchaffene Ebenbild Gottes ſezt der Verf. in der moraliſchen Volkommenheit und Rechtſchaffenheit, und beruft ſich auf Gal. 3, 10. Epheſ. 4, 24. Dem ſcheint aber zu widerſprechen, wenn er §. 136. ſagt: inerat ei quaedam facilitas & pronitas ad recte & ſancte agendum, quae tanto maior erat, quod nulla natura eius laboraret inclinatione ad malum. Hier ſezt alſo der Verf. das Ebenbild Gottes in der Abneigung vom Böſen und in der Neigung und ſtarkem Vermögen zum Guten. Das macht aber noch keine Rechtſchaffenheit aus. Die Geſchichte vom Falle wird eigentlich verſtanden, weil der Zuſammenhang eine allegoriſche Erklärung nicht zulaſſe, und ſo oft auch alles übrige allegoriſch müſte ausgeleget werden. In einer Anmerkung zu §. 142. wirft der Verf. die Frage auf: wie der Satan ins Paradies gekommen ſei? Er meint, daß damals die Engel Gemeinſchaft mit den Menſchen gehabt hätten? Warum aber nicht noch jezt? Die Hypotheſe von dem Werkbund, den Gott mit dem Adam gemacht habe, wird verworfen, und

das systema praeuisionis angenommen, welches darauf hinausgehet, daß Gott vorhergesehen, daß nicht besser für die Glükseligkeit des menschlichen Geschlechtes könne gesorget werden, als wenn alle Menschen von einem Herkommen, und alle an seinem Falle und dessen Wirkungen Theil nehmen, indem auf diese Weise nicht nur weit größere Uebel vermieden, sondern auch alle Menschen der höchst möglichen Glükseligkeit durch den eingebornen Sohn Gottes können theilhaftig gemacht werden. Was aber die Zurechnung der Sünde Adams anlanget, so nimt der Verf. keine andre an, als imputationem improprie talem, oder imputationem iuris, und versteht dieselbe nur von dem zeitlichen Tode, als welcher allein von den Strafen der Sünde Adams geblieben sei. Der ewigen Verdamnis aber werde keiner schuldig, als nur durch seine eigne Sünden. Die Schriftsteller für die Lehre von dem angebornen Verderben des menschlichen Geschlechtes bringt der Verfasser in drei Klassen; einige beweisen sie unmittelbar, andere mittelbar, und noch andre auf eine entfernte Weise. Zur ersten Klasse rechnet er Psalm 51, 7. wo er das ב durch cum übersezt: cum iniquitate genitus sum. Da עון vornemlich von Bosheitsünden gebraucht wird, so scheint es uns doch etwas hart zu sein, daß mit solchen Sünden der Mensch solte geboren sein. Der Hr. Verf. meint zwar, daß David mit diesen Worten nicht sich entschuldigen, sondern vielmehr die Größe seiner Schuld zu erkennen geben wolle, und umschreibt den Sin der Worte nach ihrem Zusammenhang also: tu vero o Deus tanto es agnoscendus iustior, quanto maior ea eo nomine euasit culpa, quod, *etiamsi* natiuae

meae

ae corruptionis, mihi probe conſcius fuerim,
ımſi ſapientiae tuae arcana mihi reuelando,
ſanctius vitae inſtitutum me vocaueris: *tamen*
gligentius circa peccati illecebras verſatus
rim. Mich dünkt aber doch dieſe Folge immer et-
s unnatürlich zu ſein, und dann erkent ja David ſich
n dadurch für einen recht großen Sünder, wenn er
eht, daß er nicht jezt zum erſtenmale geſündiget habe,
dern ſchon von ſeiner zarteſten Jugend und gleichſam
n Mutterleibe an mit Sünden behaftet geweſen ſei.
rner rechnet der Hr. Verf. dahin Joh. 3, 6.; wo doch
Heiland nichts weiter ſagen will, als dieſes: was
m Menſchen geboren wird, das iſt Menſch.
nd man kan nicht einwenden, daß dies eine identiſche
roposition ſei, denn ſo müſten es die gleich folgenden
Worte auch ſein: was vom Geiſte geboren worden
, das iſt Geiſt, nemlich ein geiſtlicher, oder verbeſ-
rter heiliger Menſch. Jene Worte Jeſu beweiſen alſo
os die große Verdorbenheit der Menſchen, und ihre
ntüchtigkeit, ohne eine höhere Hülfe beſſere Menſchen zu
erden, aber nicht dies, daß dieſe Verdorbenheit ihnen
ngeerbet ſei. Zur zweiten Klaſſe bringt der Verfaſſer
B. Moſ. 6, 5. 8, 21. Hiob 14, 4. Röm. 7, 7-25.
nd zur dritten Röm. 1, 2. 3. Eph. 1, 1-3. 4, 17-19.
it. 3, 3. Was übrigens der Verf. unter dem angebor-
en Verderben verſtehe, darüber wollen wir ihn ſelbſt re-
en laſſen: „Adamus poſt lapſum, non ſibi &
eccati ſui effectibus totus traditus, ſed gratia
onatus, Dei imaginem, quamquam aliqua ra-
ione laeſam, ſeruauit. Igitur omnis naturae
umanae haec nunc eſt indoles, vt ipſo naturae

inſtinctu in virtutem feratur, quam cognitam abhorrere nemo poteſt; vnde antequam homo, totus peccato mancipatus eſt, ſaepe non ſine luctu in ea, quae mala ſunt, ruit. Cum tamen Adamus non potuerit non aliquid vitii & labis e transgreſſione ſua trahere; eandem quoque ad poſteros transmiſit, qui ex vitiato naturae inſtinctu, ea etiam, idque ſaepe vehementior affectu appellunt, quae mala & noxia & voluntati Dei contraria ſunt.“ Das heiſt mit andern Worten ſo viel: wir haben von Natur eine Neigung zum Guten, und wir haben von Natur eine Neigung zum Böſen. Unſere Natur iſt durch die Sünde Adams theils verdorben worden, theils aber auch unverdorben geblieben. In ſo fern ſie verdorben worden, treibt ſie uns zum Böſen an; in ſo fern ſie unverdorben geblieben, werden wir durch natürliche Triebe zur Tugend geleitet. Ob dies ſich nicht einander widerſpreche, mögen unſere Leſer ſelbſt prüfen.

Das dritte Buch, welches mit ganz vorzüglichem Fleis ausgearbeitet iſt, enthält vier Capitel: de liberatione hominum e ſtatu peccati in genere, de perſona Jeſu Chriſti, de ſtatu Jeſu Chriſti, de Jeſu Chriſto, mediatore & ſaluatore hominum. Sehr richtig ſchikt der Hr. Verf. den Grundſaz voraus, daß die Lehre von der Erlöſung der Menſchen nicht a priori, ſondern allein aus der heiligen Schrift müſſe hergeleitet, und darnach erkläret werden; welches freilich viel beſſer iſt, als wenn man aus der Vernunft beweiſen will, daß die Erlöſung der Menſchen nicht anders möglich ſei, als durch eine ſtellvertretende Genugthuung, und

wenn

wenn man a priori die Eigenschaften des Stelvertreters bestimmen wil. Der Verf. nimt daher auch die Begriffe von der Person Jesu Christi blos aus der heiligen Schrift her, und wir haben hier eine sehr genaue schriftmäßige Vorstellung davon gefunden. Ungemein lesenswürdig ist das lezte Capitel dieses Buchs. §. 220. verdient von denen beherziget zu werden, welche behaupten, der Endzweck der Zukunft Christi sei kein anderer gewesen, als die Menschen zur wahren Erkentnis der Religion zu bringen, diese Erkentnis mit seinem Tode zu versiegeln, ihnen ein volkomnes Beispiel der Tugend zu geben, und denen, die ihm gehorchen, die Vergebung der Sünden und das ewige Leben zu verheißen; denn hier werden sie sehr wichtige Gründe wider diese Vorstellung finden. §. 223. wo der Hr. V. beweist, daß Jesus Christus der Stelvertreter der Menschen sei, und sich an unserer Stat substituirt habe, werden unter andern auch diejenigen Schriftstellen zum Beweis gebraucht, wo es heist, daß Christus sich für uns gegeben habe, Gal. 1, 4. 2, 20. Tit. 2, 14. und dabei bemerket, daß diese Redensart von den ἀντιψυχοις hergenommen sei. Allein diese Redensart findet sich ja auch bei den Siebenzigern Jes. 53, 6. κυριος παρεδωκεν αὐτον, und V. 12. παρεδοθη εἰς θανατον ἡ ψυχη αὐτε. Und solte Paulus nicht lieber diese merkwürdige Weißagung, als jene abergläubische Leute vor Augen gehabt haben? §. 227. wird zu den Ursachen der großen Betrübnis Christi im Garten Gethsemane auch diese gezählt, daß Jesus damals die Versuchungen des Satans gefühlet habe. Woher dies der Verfasser wisse? Aus Luc. 22, 53. muthmaßet er es. Allein, wenn auch in dieser Stelle

unter ἐξουσια τȣ σκοτȣς der Teufel ſelbſt zu verſtehen iſt, ſo folgt doch nur daraus, daß er ſeine Bosheit nicht unmittelbar, ſondern mittelbar durch Werkzeuge wider Jeſum verübet habe. Am Ende des lezten Capitels ſteht ein ſehr lehrreicher §., wo der Hr. V. die für unſre jezige Zeiten ſo nöthige Anmerkung macht, daß die Lehre von Chriſto keinesweges, wie der Verfaſſer des Syſtems der reinen Philoſophie hat behaupten wollen, blos zur hiſtoriſchen Kentnis der Religion, nicht aber zur Religion ſelbſt gehöre. Denenjenigen, welche ſich durch die Behauptung dieſes Philoſophen möchten verführen laſſen, geben wir folgende Worte unſers Verfaſſers, als ein Präſervativ, zu erwägen: „Sane ſi Apoſtoli Chriſtum, eumque crucifixum κηρυσσοντες, mentem ſuam ita explicuiſſent, quod plebis tantum haec ſit religio; illis vero qui σοφιαν ζητȣσι non aliam eſſe religionem, quam naturalem, quae non tam fide amplectenda, ſed ex internis veritatis criteriis deducenda ſit: eorum profecto, praeconium gentilium philoſophis non adeo ſtultum viſum fuiſſet, qui quoad religionem naturalem ab Apoſtolis non diſſentiebant, & ſapientiorem ſuam religionem, ab ea, quae plebis erat, probe diſtinguebant. Neque etiam Judaeorum doctoribus ſcandalo Apoſtolorum doctrina fuiſſet, ſi conſentientibus & commendantibus id Apoſtolis, Chriſtum crucifixum plebi relinquere, & ſoli religioni naturali, in lege & prophetis traditae, inhaerere illis licuiſſet. Lege tamen 1 Cor. 1, 18-30. & caput II. integrum.“

In dem vierten Buche stehen folgende Capitel: 1) breuis in doctrinam hanc introductio. 2) de aeterno Dei de salute hominum consilio siue de praedestinatione diuina. 3) de vocatione siue manifestatione consilii diuini, de humano genere per Christum saluando. 4) de fide & resipiscentia. 5) de statu & priuilegiis eorum qui in Christum credunt. 6) de vita christiana. 7) de ecclesia christiana. 8) de cultu Christianorum publico. 9) de baptismo Christianorum. 10) de sacra coena. 11) de sacramentis. 12) de regimine ecclesiae. 13) de futuro hominum post praesentis vitae terminum statu, de morte temporali, de resurrectione mortuorum, de vltimo iudicio, de statu damnatorum, de statu beatorum. §. 303 kommt eine sehr lesenswürdige Anmerkung vor, daß zur Buße allerdings die Traurigkeit gehöre, und wenn in der heiligen Schrift derselben als einer nothwendigen Eigenschaft der wahren Reue so selten Erwähnung geschieht, so rühre dies daher, weil das Evangelium eine Predigt der Gnade und des Trostes ist. Ob die Höllenstrafen ewig dauren werden, entscheidet der Verf. mit Gewisheit nicht; und wie moderirt er gegen diejenigen denke, welche eine Widerbringung glauben, mögen folgende Worte beweisen: „Habet, fateor, ea, de omnium per Christum restitutione, sententia, suas quoque quibus se commendat rationes; nosque ad eam probandam, insitus humanitatis & charitatis erga omnes sensus, tanto reddit propensiores, quod ex omnium nobiscum, ad indulgentissimum in Jesu

Chriſto patrem collectione, miram quandam percipiamus laetitiam, qua ad excellentem hanc ſpem quaſi natura ipſa trahimur.“

Nach dieſer Anzeige halten wir es für überflüſſig, gegenwärtige Dogmatik mit vielen Lobeserhebungen zu empfelen. Der Name ihres Verfaſſers iſt Empfelung genug. Ordnung und gute Stellung der Materien, Deutlichkeit des Vortrags, und Beſtimtheit des Ausdruks, ſind Haupteigenſchaften dieſes vortreflichen Lehrbuchs, und die mäßige einem Gottesgelehrten ſo anſtändige Denkungsart des Verfaſſers leuchtet überal hervor. Auch die Schreibart iſt ſo, wie ſie für ein didactiſches Buch ſein mus, deutlich und rein, und dann überſieht man gern einige Kleinigkeiten, z. E. prolixus in der Bedeutung weitläuftig; erant qui diſtinguebant; communicare aliis perfectiones. Durchgängig haben wir das Wort ſyſtema mit einem h geſchrieben gefunden ſyſthema, woran vielleicht die falſche Herleitung des Wortes von συν und τιθημι Schuld hat. Auch ſehen wir nicht ein, warum der Hr. Verf. die aus der Mode gekommenen Dächer auf den einſylbigen Wörtern â und ê wieder einführen will.

33.

## XCVII.

Floris Jacobi Voltelenii, (ex promontorio Bonae ſpei Batavi,) de lacte humano, ejusque cum aſinino, & ovillo comparatione; obſervationes chemicae: acceſſerunt Henrici Doorſchodti de Lacte, atque Joh. Georgii Greiſenii de cura lactis in Arthritide commentationes; conjunctim edendas curavit Joh. Georgius Fridericus Franzius. Lipſ. 1779. 8. pag. 304.

Hrn. Voltelen's Abhandlung über die Milch kan man allerdings als eine der beſten und neueſten Schriften anſehen, die dieſen Gegenſtand mit aller Genauigkeit und Vollſtändigkeit ausführt: beſonders ſind die Chemiſchen Verſuche recht ſehr ſchäzbar. Im 1ſten Abſchnit handelt er von der menſchlichen Milch. Er fand, daß dieſelbe von den 3 mineraliſchen Säuren ſelbſt binnen 24 Stunden nicht geran; daß ſie ſogar die Abſonderung des Rahms faſt beförderten: mit der Salpeterſäure wurde ſie nur etwas grünlich gelb, mit Vitriolſäure gab ſie viele Blaſen und Dämpfe von ſich, und erhizte ſich ſehr. Selbſt beim Kochen geran ſie nicht mit der Vitriolſäure, dahergegen dies mit den andern beiden Säuren erfolgte: eben ſo verhielt ſich das Königswaſſer. Der ſtärkſte Eſſig, ſo wie auch der Citronenſaft und der Weinſtein, veränderte, ſelbſt in der Wärme, die Milch ganz und gar nicht: ſogar das

Laab

Laab hatte auch im Kochen auf die Milch keine Würkung. Der beste Weingeist veränderte anfänglich nichts; aber, nach der Digestion von 48 Stunden geran die ganze Milch; lösete sich jedoch auf Zugießung des Weinsteinöhls völlig wieder auf: (wie bei mehreren Gerinnungen auf diese Art geschahe.) Daraus läst sich begreifen, auf welchem Grunde das große Lob beruhet, das Levret den Umschlägen aus der Potasche bei verhärteten Brüsten ertheilt. Campherspiritus und der Campher selbst, machten die Milch nicht gerinnen; durch den versüsten Salpetergeist geran dieselbe viel schneller, als durch Salpetersäure allein, oder Weingeist allein; nach 24 Stunden zertheilte sich aber das geronnene von selbst wieder, und der Rahm sonderte sich gehörig ab. Das vegetabilische Laugensalz würkt nur durch das Kochen auf die Milch, und färbt sie von gelb, bis in tiefes dunkelroth, ohne alles Gerinnen: das flüchtige, selbst das caustische, würkt gar nicht: hergegen macht die Blutlauge sie gerinnen. Merkwürdig ists, daß diese mehr würkt, als die vom gewöhnlichen Laugensalze: und die Ursach davon scheint die zu sein, daß jene mehr brenbares und weniger fixe Luft hat. Die Seifensiederlauge löst anfänglich die Milch, selbst bei Mitwürkung der Wärme unverändert: doch ist sie, nach 24 Stunden, fast völlig geronnen. Das Kalkwasser verursacht durch die Digestion einiges Gerinnen. Der vitriolisirte Weinstein, der Salpeter, das Kochsalz, der Salmiak, der Alaun, der Borax, Winderers Geist, verändern die Milch nicht. Auch scheint der Schwefel eigentlich nicht auf sie zu würken. Die Auflösungen des Goldes, Silbers, Quecksilbers,

Zins,

Zins, Eisens, in den gehörigen Säuren machten die Milch gerinnen; dahergegen geschahe es nicht bei dem Kupfer (weder im Scheide- noch Königswasser) auch nicht beim Bleiessig, noch bei dem Zinne in Vitriolsäure, noch bei dem Eisen in Salzsäure. Merkwürdig ists, daß bei der Quecksilberauflösung, die Mischung nach dem Gerinnen, erst röthlich, denn rosenroth, endlich Purpur wird. — Die verschiedenen Vegetabilien, die man mit der Milch kochte, veränderten sie nicht, (außer daß sie durch die Galäpfel, die Granatrinde und Blumen geran:) auch verschiedene Gewürze veränderten sie nicht; mit dem Zimte bildete sich sogar eine Art Zucker. Das Feuer zerlegte die Milch in vieles Wasser, einen sauren Geist, ein dünnes und ein dickes Oehl; eine Kohle, die verbrant, und ausgelaugt, ein Laugen- und ein Kochsalz gab: nebst Erde und einigen Eisentheilen, nebst einer großen Menge einer elastischen Luft, welche fast die Gefäße zersprengte. Aus der menschlichen Milch erhielt man gleichfals etwas Butter. Die abgeklärten Molken gaben durch das Abdampfen einen Milchzucker. — Der zweite Abschnit handelt von der Eselsmilch: so wie der dritte von der Schaafmilch. Die Versuche sind mit denselben Mitteln auch noch mit einigen andern, als dem armenischen Bolus, der Fieberrinde (welche beide keine Veränderung bewürken) dem sauren Vitriolelixier (das eine Gerinnung verursacht) u. a. m. gemacht. Wir empfehlen diese Versuche zur fleißigen Erwägung des Arztes; nur können wir sie, ihrer Umständlichkeit wegen, nicht alle anführen: wir wollen daher nur noch einiges aus dem 4ten Abschnitte, der eine Vergleichung der drei

Gats

Gattungen Milch enthält, anzeigen. Die menschliche wird von den Säuren fast gar nicht verändert; das Gegentheil geschieht bei den beiden andern: auch die Laugensalze würken nicht so stark auf jene. Durch den Alaun gerinnen die beiden lezten; hergegen allein die menschliche vom Kalkwasser. Die metallischen Auflösungen zeigen in allen dreien keinen großen Unterschied. Bei den chemischen Untersuchungen zeigten sich dieselben Bestandtheile, außer daß bei den beiden lezten die häufige elastische Luftart fehlte: dahergegen aber, nach der Säure, ein wahres flüchtiges Alcali folgte. — Doorschodts Abhandlung verdient, ihrer Wichtigkeit wegen, hier auch einen Plaz: aber wir können, die Weitläuftigkeit zu vermeiden, sie blos unsern Lesern empfehlen. Auch Greisels Abhandlung wird den practischen Aerzten, ihres vielen Guten, auch ihrer Seltenheit wegen, hier ganz wilkommen sein. Hr. D. Franz hat sich daher, nach Recens. Urtheil, bei seinen mancherlei andern Verdiensten, um die medicinische, physikalische u. s. w Litteratur, durch den Abdruk und Samlung dieser Abhandlungen, (die etwas volständiges über die Milch enthalten) von neuem verdient gemacht: und Rec. sagt ihm dafür aufrichtigst Dank.

2†7.

## XCVIII.

Magazin der Spanischen und Portugiesischen Literatur, herausgegeben von F. J. Bertuch. Erster

Erster Band; mit Lope de Vega's Porträt. Preis 18 Groschen. 360 Seiten. Zweiter Band; mit Porträt von Camoens und einer Charte. Preis 1 Rthlr. 412 Seiten. Weimar bei Hoffmann 1780. 8.

---

Lange schon erwarteten wir ein Werk wie dies, das uns mit Spaniens und Portugals Litteratur, die mit allen ihren Reichthümern und Schätzen für uns bisher noch immer terra incognita war, bekanter mache; und wir danken es dem Hrn. Herausgeber herzlich, daß er sich mit einigen Freunden zu diesem Zwecke verband. Wahl der Materien, geschmakvolle Ausführung und Behandlung der Gegenstände entspricht volkommen unsrer Erwartung, als wir die Ankündigung desselben lasen. Es ist für alle Classen von Lesern; dem Litterator wird es nach und nach ein volständiges Repertorium über die spanische und portugiesische Litteratur werden, und die übrigen Sorten der Leser finden darin einen großen und angenehm abwechselnden Vorrath von sehr interessanter, neuer und geschmakvoller Lektüre. Wir enthalten uns alles geschwätzigen Lobes. Ein Werk wie dies, dem es hoffentlich nicht leicht an Lesern fehlen wird, bedarf keins; sondern nur Anzeige seines Inhalts. Hier ist sie:

Erster Band. In der Vorrede erklärt sich Hr. Bertuch bescheiden und bestimt über Zwek und Plan dieser Samlung, auch liefert er die Norm, nach welcher er mit seinen Mitarbeitern beurtheilt sein will. Bei Gelegenheit giebt derselbe auch einige Anmerkungen

über

über mancherlei Unfug in unserm jetzigen Litterarwesen, die beherziget zu werden verdienen. Dann folgen:

I. Volks Romanzen. Aechte alte spanische Volkslieder, meist historischen Inhalts, vol edler rührender Simplicität und starker Züge. Wenn dieser Artikel in den folgenden Bänden gleich gut fortgesezt wird, so kan er ein herlicher Pendant zu Percy's Reliques of ancient englisch poëtry werden.

II. Drei Stücke (oder Denkzettel) aus dem Denker, einer Wochenschrift des Clavijo. Clavijo und sein Pensador ist aus den Memoiren des Herrn von Beaumarchais und Göthens Trauerspiele, wenigstens historisch, bekant genug; hier lernt man ihn auch als Schriftsteller, und zwar sehr vortheilhaft kennen.

III. Der Traum vom jüngsten Gerichte, aus dem Suennos des Quevedo; neu und sehr gut übersezt.

IV. Die Gatomachia oder der Katzenkrieg, des Licentiaten Tome de Burgillos, (oder des Lope de Vega); ein höchst launigtes, amüsantes episch-burlesques Gedicht. Vortreflich ist's, daß die Verfasser kein Gedicht in schaale wässerichte Prose auflösen, wie leider bei solchen Arbeiten sehr oft geschieht, sondern es immer wieder metrisch, und dem poetischen Werthe des Originals so treu als möglich liefern. Ein Beweis, daß es keine gewöhnliche Fabriken-Arbeit ist.

V. Das wunderthätige Puppenspiel; eine herliche Farce von dem großen Cervantes, aus seinen acht Comödien und Zwischenspielen, davon dies die erste

ke Probe ist; vol Wiz, Cervantesischer Laune, und meisterhafter Charakteren-Malerei. Sind alle so, die mus man sich nicht auf die würdigen Geschwister des vortreflichen Don Quixote freuen!

VI. Briefe des Ritters von Spahrguth, von Quevedo. Wiz, Laune und beißende Ironie, die Quevedo zum Lucian der Spanier machen, und die er in allen seinen Werken so meisterhaft zu mischen weis, zeigen sich hier auf einer neuen Seite.

VII. Fragment aus der Geschichte von Granada; aus der Geschichte der morischen Bürgerkriege von Granada; liefert die famose Verrätherei gegen die Königin Sultanin und Hinrichtung der edlen Abencerragen; steht da wie ein altes ehrwürdiges Monument, simpel und gros, ganz im orientalischen Stil und Geschmak. Wir wünschten, der Hr. V. entschlösse sich, die ganze Geschichte dieser Bürgerkriege, die ohnehin nicht gros ist, und sowol höchst interessante Züge, als eine Menge ächter alter Volks-Romanzen, (davon schon ein Paar in den englischen Reliques stehen), enthält, in der Folge zu liefern.

VIII. Proben aus dem Portugiesischen Dichter Camoens 1) an Belisa; eine vortrefliche Elegie, meisterhaft in sogenante terze rime übersezt; 2) Ode an die Augen seiner Geliebten; nicht minder gut.

IX. Biographien; und diesmal die des Lope de Vega Carpio; aus Quellen, körnig, gedrungen und gut dargestelt.

Zweiter Band; enthält nur zween, aber desto wichtigere Artikel:

I. Geschichte des Gran Tacaano; ein vortreflicher komischer Roman, 15 Bogen stark, abermals von dem großen Quevedo. Was Hogarth zeichnete, schreibt hier Quevedo.

II. Der erste Gesang der berühmten Lusiade; aus dem Portugiesischen des Camoens; in achtzeiligen Stanzen, mit historischer Einleitung und weitläuftigen Anmerkungen von Hrn. von Seckendorf, den wir schon aus andern Proben als einen sehr guten Dichter kennen. Dies ganze Stük ist so mühsam als vortreflich gearbeitet; und lässet uns die baldige Fortsezung dieses Magazins eifrig wünschen.

34.

## XCIX.

Gilbert Stuarts Abris des gesellschaftlichen Zustandes in Europa, in seinem Fortgange von Rohigkeit zu Verfeinerung. Oder Untersuchungen, die Geschichte der Gesetze, der Regierungsform und der Sitten betreffend. Aus dem Englischen übersezt und mit einigen Anmerkungen begleitet. Leipzig, bei Weidmans Erben und Reich 1779. XVI und 434 Seiten, gros Oktav.

Die Anmerkungen des Uebersezers sind ganz unbedeutend, und es ist uns unbegreiflich, wie sie auf

auf dem Titelblat genant werden konten. Aber was macht die Namenlosigkeit nicht? Im Werk selbst ist wenig Neues enthalten. Es kan demohngeachtet einem und dem andern Leser brauchbar sein, weil der V. das Bekante doch ordentlich vorzutragen gewust hat.

Der V. handelt im ersten Kapitel des ersten Buchs, von den Deutschen, ehe sie ihre Wälder verließen. Hier ist Tacitus seine Quelle, und der Inhalt der drei Abschnitte dieses Kapitels mus daher allgemein bekant sein. Sie sind überschrieben: I) Einrichtung, Regierungsform und Charakter der deutschen Stämme. II) Von den Weibern der Deutschen. III) Von Verheirathung und Sitsamkeit.

Im zweiten Kapitel werden die politischen Einrichtungen der Barbaren, nachdem sie Eroberungen gemacht hatten, auseinandergesezt. Hier kommen fünf Abschnitte vor.

I) Die Eroberungen der Barbaren. Ursprung der fürstlichen Kammergüter und der Allodialbesitze. Die Länder der Schazkammer. Die Grundlage zu Lehngenossenschaften; Entstehung der Belehnung mit Gütern; und der Geist des Feudalsystems. — Alles dieses handelt der V. auf etwa 7 Seiten ab. Der alte Deutsche hatte keinen Besiz von Ländereien, sondern diese gehörten dem ganzen Stam zu. Der Stam wies einem jeden jährlich ein Stük Landes zu seinem Unterhalt an, welches nach der Erndte wieder dem ganzen Stam zufiel. Mit diesen Begriffen machten nun die Deutschen ihre Eroberungen. Sie als Sieger machten Anspruch auf Grund und Boden der Besiegten. Die

jährlichen Austheilungen der Ländereien in eroberten Provinzen fielen ihnen aber bald beschwerlich. Man fing also an, sie dem Eigenthümer auf immer zu überlassen. Ein ausgedehnterer Begrif von Eigenthum hatte sich also almälig entwickelt. Man wolte seine Wohnung nicht mehr verändern. Jeder muste nun gleichsam in seinem eignen Boden Wurzel schlagen. Ländereien konten vom Besitzer verkauft oder verschenkt werden. Man strebte nach Reichthümern, weil diese Vorzüge verschaften. Das Loos oder der Antheil des Befehlshabers machte seine Kammergüter aus. Das Loos des einzelnen Mitbürgers wurde die Quelle der Allodialgüter. Eigenthum hies das Gebiet, welches frei war, im Gegensaz von Lehngütern. Wer Eigenthum hatte, war Bürger, und er muste folglich die Waffen führen. Der Boden, der nicht vertheilt wurde, blieb eine Gemeinschaft, worauf kein einzelnes Mitglied Anspruch machen durfte; es waren Güter des Staats, oder des Fiskus, die in der Gewalt des Vorstehers des Staats blieben. In den Verschenkungen und Verwendungen derselben an die Heerführer des Regenten oder an andre schwächere Stämme, unter der Bedingung militärischer Dienste, ist die Grundlage der Lehngenossenschaften und der Ursprung der Belehnungen mit Gütern zu suchen. So wurden die Ländereien almälig dem Ganzen der Völkerschaften entzogen, und an einzelne Besitzer geknüpft. Den Heerführern flossen unter der Bedingung, sich bei dem Aufruf des Oberherrn in Waffen zu stellen, Besitzungen zu. Unter eben der Bedingung theilten die Heerführer andern die erhaltenen Stücken Landes zu. Und so wurde ein po-

tiſches Syſtem gegründet, welches eine der kräftigſten nd wirkſamſten Staatsverfaſſungen war. Dies Sy- em ſicherte die Ruhe des Bürgers, und ſezte zu glei- er Zeit dem Deſpotiſmus Gränzen. Die Macht des berherrn wurde durch die Heerführer eingeſchränkt, ie einen ordentlichen Stand des Adels ausmachten; nd die Ariſtokratie oder die Macht der Heerführer urde wiederum durch ihre Gefährten und Vaſallen im aum gehalten, die nicht bedrükt werden durften; weil ur ſie es waren, die den Anführer ſeinem Fürſten und itanführer fürchterlich machten.

II) Von dem Haab und Gut der Weiber. Das eibgedinge, die Morgengabe und die Mitgift. Die Mittheilung der Erbfolge und des Erbrechts an die Weiber. Die Verfeinerung der Sitten. — Die Wei- er hatten weder Land noch Vieh, noch durften ſie an er Beute, die durch Räubereien und Einfälle in be- achbarten Völkerſchaften gemacht wurden, Antheil for- ern. Die Mädchen wurden von ihren Eltern unter- alten. Wenn ſie heiratheten, muſten die Männer ür ihren Unterhalt ſorgen. Bei des Mannes Tod rhielt die Frau ihre Verſorgung, die wahrſcheinlich in eweglichen Gütern beſtand. Dieſe Verſorgung gewan n der Folge der Zeit, da die Barbaren ſich verfeiner- en und reicher wurden, einen größern Umfang. Das eibgedinge fing an, in Geld und in Ländereien zu beſ tehn. Es wurde aus eigenthümlich erworbenen Ver- nögen, aus Allodialbeſitzungen, oder aus Lehngütern ezogen. Die Witwe behielt es auf Lebenslang; und nach ihrem Tod fiel es den Erben des Mannes wieder

zu. Außer dem Leibgedinge erhielt die Frau vom Manne noch ein Geschenk, welches er ihr den Morgen nach der Heirath machte. Diese Morgengabe war ihr Eigenthum. Sie konte damit schalten und walten, wie sie wolte. Später kam auch die Aussteuer des Vaters hinzu, der ihr alles, nur keine Lehngüter, mitgeben durfte; weil die Lehnsträger zu Waffendiensten verpflichtet waren. Daß man die Mitgift auch auf Allodialgüter ausdehnte, war eine Abweichung von dem Geist des Herkommens der alten Barbaren. Doch geschah es nur durch Schenkung oder Vermächtnis; denn nach den Gesetzen der regelmäßigen Erbfolge fielen sie nur auf die Söhne; und auf die Töchter nur, wenn keine Söhne da waren, oder wenn diese ausstarben. Noch später erkante man den Weibern auch das Recht der Erbfolge in Lehngütern zu; weil stat ihrer ein Stellvertreter an der Spitze der Lehnmanne fechten konte. Wenn nun gleich die Lehnsfrau den Kriegesdienst vertreten lies; so war sie doch aller Vorzüge und Ehren deſſelben theilhaftig. Die Weiber konten nicht allein in Ritterlehen Gerichtshöfe halten, und der Justizpflege vorstehn, sondern auch in hohen Mannelehen; sie gehörten folglich auch zur Versamlung der Edlen des Volks, und sie hatten das Recht bei den großen Staatsversamlungen ihre Stimme zu geben und Urtheil zu sprechen. Den hohen Mannen, d. h. dem Recht den Versamlungen der Ersten der Nation, oder dem Reichshof beizuwohnen, standen sie lange Zeit in eigner Person vor. Die militärischen Dienste hingegen, die an jedes Lehn gebunden waren, ließen sie durch Abgeordnete verwalten. Als nachher die Männer, durch

die

die in die neueroberten Königreiche eingeführte Ordnung, mehr einheimiſch wurden, bewarben ſie ſich mehr um die Gunſt des weiblichen Geſchlechts; die Weiber beſtrebten ſich gleichfals mehr, als vorher, zu gefallen und zu erobern; und die Sitten wurden überhaupt milder. — Das ſind bekante Sachen!

III) Die Macht, die aus eigenthümlichen Beſitzungen entſtand; und das Anſehn des Adels. Das Recht zu Privatkriegen, und ſeine verderblichen Folgen. Die Verwandlung der Allodialbeſitzungen in Lehen. Die Ausdehnung und Algemeinheit der Lehen. — Die Vorrechte, nemlich militäriſche Gewalt und bürgerliche Gerichtsbarkeit, die ſich die Anführer ehedem, als ihren Verdienſten zukommend, angemaſt hatten, beſaßen ſie nun als Lehnsherren. Ihre Burg hatte mit dem Pallaſt des Oberhauptes der Nation Aehnlichkeit. Sie führten ſo gar Krieg aus eigner Macht, und die Fürſten ſahen Unterthanen in Waffen, ohne daß dieſe ihren Eid der Treue dadurch brachen. Denn die Einwohner des Gebiets eines Lehnherrn waren ſeine Soldaten und Unterthanen. Der übermüthige Adel unterwarf ſeine Privatſtreitigkeiten keinem Richter; ſondern das Schwert muſte ſie entſcheiden. Die Vaſallen und Gefährten der Baronen nahmen natürlich auch dieſer ihre Geſinnungen an. Aus dieſem durch die Ausübung des Vorrechtes zu Privatkriegen bewirkten Zuſtand von Aufruhr entſprang ein ſehr wichtiger Unterſchied zwiſchen den Lehnträgern und den Beſitzern der lehnfreien oder Allodialgüter. Denn da die Obrigkeit ihre Macht nicht mit gleichem Nachdruk über alle

Stände der Gesellschaft ausbreiten konte, genossen die Lehnträger einen großen Vorzug vor den Eigenthümern der Allodialbesitzungen. Die leztern konten sich nicht so vertheidigen, wie jene, da sie mit ihren Gefährten ein gemeinschaftliches Interesse betrieben. Ja die Allodienbesitzer durften nicht einmal an dergleichen Meutereien Theil nehmen, und folglich keine Verbindungen unter sich gegen die sie bedrückenden Lehnbesitzer aufrichten. Dies war wirklich eine Ungereimtheit; weil auf solche Weise die Güter, die zu Dienstleistungen verpflichtet waren und dem Schenker wieder anheim fielen, einen Vorzug vor den Ländereien hatten, die dem Besitzer eigenthümlich zugehörten, und über welche er nach seinem Gutdünken schalten und walten konte. Man dachte demnach an die Verwandlung der Allodiale in Lehngüter. Auch hatten die Allodialbesitzer nicht nur nicht so viel Sicherheit, sondern auch nicht so viel Achtung als die Vasallen; weil sie nicht von der Gunst des Fürsten abhingen. Hintenangesezt von den Fürsten, ohne genugsamen Schuz von den Gesetzen, dem eigensinnigen Uebermuth und den verheerenden Anfällen der Großen ausgesezt, der Rohigkeit, Verachtung und Beschimpfung überdrüssig, wurden sie endlich in den Lehenkreis hineingetrieben. Sie unterwarfen ihre Besitze der Abhängigkeit, wählten sich den Oberherrn, der ihnen am besten anstand, gaben ihre Ländereien ihm auf, und empfingen sie als Lehen wieder von ihm zurük. So wurden allenthalben eigenthümliche Besitzungen in Feudalgüter verwandelt. Das blieb nicht blos auf Ländereien eingeschränkt, sondern nun wurde jedes Ding, das ein Objekt von Vortheil, Vergnügen,

Nu-

Nutzung oder Handel war, die Gründung eines Lehens, als, das Recht über die Verbrechen zu urtheilen, die in einem Walde begangen waren; das Recht der Jagd in einem gewiſſen Bezirk; die Auflage auf die Heerſtraßen; das Vorrecht, den Kaufleuten ein ſicher Geleit zu Jahrmärkten zu geben; das Amt eines Vormundes und Richters; die Bienenſchwärme in einer waldigten Gegend; das Einkommen einer Mühle; das Fiſchen in irgend einem Waſſer, gewiſſe Beſoldungen und Gehalte ꝛc.

IV) Kriegsgeiſt, Galanterie und Andacht. Der Urſprung der Ritterſchaft und der gerichtlichen Zweikämpfe; von Turnieren und Wappen. Die Quellen des Ritterweſens. — Hiemit verbinden wir gleich den nächſten Abſchnit.

V) Einrichtungen des Ritterweſens; Vorzug des Frauenzimmers; Höflichkeit; Gefühl von Ehre. — Der Jugend wurde die Leidenſchaft für Waffen früh eingeflößt. Das Schwert war der Weg zum Ruhm. Der Jüngling aber durfte nicht, ohne Erlaubnis, die Lanze und den Wurfſpies ergreifen. Das Recht, die Waffen zu tragen, war ein zu wichtiger Gegenſtand, um dem Zufal oder der eignen Wahl überlaſſen zu werden. Es war eine Vorſchrift da, nach welcher allein ſie zu dieſer Ehre befördert werden konten. Das Gebiet, wozu der Jüngling gehörte, verſamlete ſich; ſein Alter und ſeine Eigenſchaften wurden unterſucht. Wurde er tüchtig und würdig befunden: ſo rüſtete ihn der Anführer, oder ſein Vater, oder ein Verwandter, mit Schild und Lanze aus. Nun nahm er Theil an den

Sorgen fürs gemeine Beste; die häuslichen Angelegenheiten seiner Familie waren nicht länger Gegenstände seiner Aufmerksamkeit. Dieser so einfachen Ceremonie hat die Ritterschaft ihren Ursprung zu verdanken. — — Die Begierde zum Krieg und das räuberische Leben der Deutschen brachte sie auf den Wahn, daß die Götter immer auf der Seite des Tapfern wären. Stärke schien ihnen Gerechtigkeit, und Schwäche Verbrechen zu sein. Vor der Obrigkeit durfte man seinen Ankläger herausfordern. Der Richter befahl dem Kläger und dem Beklagten sich zum Streit zu rüsten, gab ein Zeichen zum Angrif, und that seinen Ausspruch für den Ueberwinder. Dies sind die gerichtlichen Kämpfe. Diese den Waffenübungen so ergebenen Völker hatten Lustbarkeiten und Feste, bei welchen sie die Kräfte des Geistes und des Körpers durch Uebung vervolkommeten, und sie gaben den Turnieren, Rennen, Scharfrennen und Lanzenbrechen ihr Dasein. Unter den Waffen war der Schild das merkwürdigste Stük. Wer ihn in der Schlacht zurüklies, lud den grösten Schimpf auf sich, der ihn zugleich der Wolthat seiner Religion und seines Ranges als Bürger beraubte. Die Zierrathen, die er an demselben mit allerhand Farben anbrachte, brachten in der Folge die Heraldik hervor. — — Die eigentlichen Quellen des Ritterwesens waren Kriegsgeist, Anhänglichkeit am Frauenzimmer, und Andacht; Züge, die im Charakter des Deutschen von jeher hervorstechend waren. Religion und Liebe entflamten seine Wildheit, stat daß sie sie hätten zähmen sollen. Die Ritterschaft ist demnach nicht die Frucht einer erleuchteten Staatskunst; denn in diesen

rohen

rohen Zeitaltern ließen sich dergleichen Entwürfe weder machen noch ausführen. Aus der Beschaffenheit des Feudaladels und aus den Wirkungen des Rechts zu Privatkriegen erfolgten Bewerbungen um die Gunst der niedrigern Klasse von Menschen. Die Söhne des Lehnherrn, die Söhne seiner Vasallen und Lehnmänner und der ehrgeizige Jüngling, den der Ruhm des Ritters aus der Ferne herbeizog, lernten unter seiner Anleitung die Kunst des Krieges, und erwarben sich dadurch das Recht zur Würde des Ritterstandes. Jeder Abkömling eines Edelmannes oder jeder Freigeborne war Waffen- und Ritterfähig. Eine lange Reihe von Dienstleistungen muste ihn aber zum Empfang dieser Würde vorbereiten. Von seinen frühesten Jahren an hielt er sich zur Hofstaat, und blieb in der Burg seines Lehnsherrn; und in dieser Schule erlangte er alle ritterliche Tugenden. Wenn nun gleich das Bestreben des Ritters nur auf Ruhm und die Vertheidigung des Staats, und auf Vermehrung der Macht und des Ansehns seines Anführers ging; so war doch das Lob seiner Geliebten die Springfeder seines Muths, und die Quelle seiner Thätigkeit. Jezt fühlte das Frauenzimmer seine Herrschaft. Der ehrerbietige keusche Umgang mit den Rittern, die Anbetung, die man ihm zolte, die Turniere, denen es vorstand, die Tugenden, die es einflößte, die Thaten, die zu seiner Ehre unternommen wurden; alles dieses vermehrte seinen Glanz und Erhabenheit. Da die Weiber auf solche Weise an großen Begebenheiten ihren Antheil hatten: so wurden sie auch durch große Leidenschaften selbst beseelt. Sie beförderten alles Edle, Grosmuth, Wolwollen,

Mensch-

Menschlichkeit und Tapferkeit. Bei öffentlichen oder Privatkriegen waren die Gegenstände ihrer Unterhaltung, wichtige Vorfälle, Thaten der Grosmuth, der Kühnheit und Entschlossenheit. Zu Friedenszeiten unterhielten sie die größern und kleinern Turniere, bei welchen sie durch ihre Gegenwart die Ritter zu den glänzendesten Thaten der Geschiklichkeit und des Muths anfeuerten, und nach geendigtem Turniere den Siegern, nach Aussage der Richter, die Siegeszeichen überreichten. Noch stärker, als Liebe und Ruhmsucht, wirkte hier die Religion mit. Das Christenthum mit seinem Schwerdt und Leben zu vertheidigen, wurde ein heiliges Gelübde; und der Ehrgeiz eines jeden Ritters gieng dahin aus, sich ihm zu unterwerfen. Er sah sich so gut für einen Heiligen, als für einen Helden an. Die Dame fühlte nicht weniger für die Religion, als der Ritter. Das Auge der Schönheit trübte sich in Klöstern und Einsiedeleien. Dieser Mönchsgeist hatte die gute Folge, daß sich der Ritter zum Schuz des Leidenden, Schwachen und Unterdrükten verwendete. So sichtbar die Wirkung der Chevallerie auf Staatsverfassung und Kriegswesen war: so gros war sie auch auf das gesellige Leben. Der Geist der Leutseligkeit, der die spätern Zeitalter auszeichnet; die Galanterie; das Gefühl von Ehre, welches die Heftigkeit unsrer Leidenschaften mildert, und uns unsern Werth schätzen lehrt, indem es uns auf den Werth andrer Menschen aufmerksam macht; alles dieses entsprang aus dem Ritterwesen.

So weit das erste Buch. Den Inhalt des Zweiten können wir nur durch eine kurze Mittheilung der Ueberschriften kentlich machen.

Das

Das erste Kapitel handelt von dem Geiste der Lehnseinrichtungen, in zweien Abschnitten. I) Unterscheidung zweier Zeitpunkte in der Geschichte der Lehenverbindungen. Lehnpflichten. Ihre Vorzüge in der einen; ihre Nachtheile in der andern Situation. Einflus dieser verschiedenen Situationen auf Geselschaft und Sitten. II) Unterscheidung in der Geschichte von Waffen und Ritterwesen. Der Oberher als die Quelle aller Ehren betrachtet. Der Zeitpunkt der Größe des Ritterwesens. Der Verfal der Lehen. Das Mittel zu ihrer Erholung. Die Erfindung des Ritter- oder Lehendienstes. Ritter oder Feldgötter. Unterschied zwischen einem Lehnritter und einem Ehrenritter. Lehen, Ritterdienst.

Zweites Kapitel. Fortgang des Lehnwesens. Verschiedene Benennung der Lehen zu verschiedenen Zeiten. Lehn- und Allodialgüter. Die verschiedenen Meinungen über diese Gegenstände. Folgen des Lehnwesens. Belehnungen auf immer. Zeitpunkt der Erbliehen. Ritterdienst.

Drittes Kapitel. Von der Kriegsmacht eines Feudalkönigreichs. In zweien Abschnitten. I) Darstellung der Feudalmiliz. II) Die Kraftlosigkeit der Feudalmiliz. Die Lehnbrüche. Lehnglieder. Versuche, sich von den Fesseln des Lehnwesens loszumachen. Veräußerungsstrafe. Dienstleistungen durch Stelvertreter. Verwandlung der Dienste in Geldzahlungen. Strafen für die Vernachlässigung des Dienstes. Ritterpferdlehen. Ursprung der Soldknechte und der Bedürfnisse der Fürsten. Erfindungen und Betrügereien, dem Ritterdienst und der Zahlung der Lehnpferdgelder zu entgehen. Ursprung des Handels.

Viertes

Viertes Kapitel. Der Fal des Ritterweſens, als eine militärische Anſtalt betrachtet. Die Ehrenritter verlieren ihre Achtung. Ihre Anzahl und ihr Feilſein. Reichthum giebt ein weſentlicheres Recht zur Ritterwürde, als perſönliches Verdienſt. Dieſe Würde wird mit dem Beſiz eines Lehens verbunden. Sie hört auf ehrenvol zu ſein, und wird dem Zwange unterworfen. Man bezahlt Geld, um kein Ritter zu ſein. Das alte Ritterweſen verſchwindet bei dem Urſprung regelmäßiger Heere.

Fünftes Kapitel. Die militäriſchen Anordnungen, die beim Verfal der Lehen und des Ritterweſens die Oberhand erhielten. Die Errichtung ſtehender Armeen. I) Von Soldknechten. Die Uebel, die durch ſie entſtanden. Urſprung der Auflagen. II) Unterſchied zwiſchen einem Soldknecht und einem Lehnmanne. Die Fürſten erhalten durch Vergleiche mit ihrem Adel, und mit Hauptleuten, die mit Soldaten Handel treiben, Truppen. Freiwillige tragen ſich zu ihren Dienſten an. Verordnungen zu Aushebungen. Die Nachtheile dieſer militariſchen Einrichtungen. Der Begrif und die Einführung eines ſtehenden Heeres. Frankreich und andre Staaten verlieren ihre Freiheit. England widerſezt ſich einer ſtehenden Armee. Die gänzliche Vernichtung der Lehen. Die daraus erwachſende Nothwendigkeit einer ſtehenden Armee. Die Vorſicht und die Unruhen, unter welchen ſie eingeführt wurden.

Sechſtes Kapitel. Von Sitten und Verfeinerung. Das üppige Betragen des weiblichen Geſchlechts, während dem Fal und dem Untergang des Lehnweſens. Das algemeine Verderbnis, welches ſich über das geſellige Leben verbreitet.

Die

Die Abhandlung geht nur bis S. 130. Von da an folgen Zeugniſſe, Widerlegungen und Anmerkungen, unſerm Urtheil nach, der ſchäzbarſte Theil des ganzen Buchs, weil es auffallende Belege zur Geſchichte dieſer Zeitalter ſind. Wir erinnern uns indeſſen, in *St. Foix* Eſſ. Hiſt. ſchon das meiſte hievon geleſen zu haben.

965.

## C.

Hodogetiſcher Entwurf einer vollſtändigen Geſchichte der Gelehrſamkeit. Für Leute, die bald auf Univerſitäten gehn wollen, oder kaum dahin gekommen ſind, von M. Hieron. Andr. Mertens, Rektor des evangel. Gymnaſ. zu Augspurg, und der daſigen öffentl. Bibliothek Aufſehers. Erſtes Bändchen. XX und 372 S. Zweites Bändchen. 468 Seiten. 8. Augſpurg, bei Eberh. Kletts ſel. Wittwe und Frank. 1779=1780.

Dies Buch kan denjenigen, zu deren Gebrauch es der V. beſtimte, wirklich nüzlich ſein. Hätte der V. noch mehr Fleis auf die Anzeige der Ausgaben der angeführten Werke gewandt: — man würde zufrieden ſein, wenn man nur bei jedem Buch eine einzige, etwa die beſte Ausgabe, genant fände, — ſo würde ſeine Arbeit

heit um vieles brauchbarer und gemeinnützger sein. Fehler sind bei einem solchen Werk unvermeidlich; das wissen wir alle. Aber der Fehler läst sich doch nicht verzeihen, wenn man in einem solchen Werk für Anfänger, die nur die eigentlichen Schätze der Litteratur, d. h. die besten Schriften kennen zu lernen wünschen, die schlechtern angeführt, und die bessern übergangen findet; z. B. bei den Sinesen den Pauw; bei der alten Geographie *d'Anville's* Géographie ancienne abregée, nebst den vortreflichen Karten dieses Mannes; bei der Metaphysik den Lambert; bei der Politik den Stewart, Smith ꝛc. Doch wir besinnen uns, daß wir tauben Ohren predigen; denn Hr M. schreibt am Schlus des zweiten Bandes: „Es versteht sich von selbst, daß sich bei jedem Artikel Erweiterungen anbringen lassen; sie sind aber wider meine Absicht, und die Herren Rezensenten können sich diese Mühe ganz ersparen.“ Wenn das ist: so wollen wir denn auch weiter kein Wort verlieren. Wir überlassen es aber unsern Lesern zu beurtheilen, in wie fern ein Schriftsteller, unter denen es keine infallible Päbste giebt, eine solche Erklärung über seine Beharlichkeit im Irthum hinschreiben darf. — Nur noch eins. Weil man es dem V. schon in andern gelehrten Zeitungen gesagt hat, daß er Herrn Hißmanns Anleitung zur Kentnis der auserlesenen Litteratur in allen Theilen der Philosophie wörtlich ausgeschrieben habe: so können wir diesen Tadel hier gleichfals bestätigen; denn wir haben beide Bücher im Kapitel Philosophie und Pädagogik verglichen, und sie einander ähnlicher gefunden, als ein Ei dem andern sein kan.

Neue

Neue oder unbekante Sachen und Bemerkungen wird man in diesem Werkchen nicht suchen. Genug, daß es sonst viel Gutes und Wissenswürdiges enthält.

365.

## CI.

Volständige, nach einer natürlichen Folge der Materien geordnete Ciceronianische Chrestomathie, von Joh. Henr. Vinc. Nölting, der Weltweisheit und Beredsamkeit Professor. Hamburg, gedrukt von Gottl. Fried. Schniebes. 1780. 8. 1 Th. 19 Bog. 2 Th. 1 Alph. 4 B.

Eine solche Chrestomathie wie diese ist schon lange unser Wunsch gewesen. Da es nicht möglich ist, alle alte Schriftsteller auf Schulen durchzulesen, auch manche Sachen, die sie enthalten, theils zu schwer, theils für die Sitten der Jugend nicht vortheilhaft sind, und doch in den meisten der Alten ein so richtiger, gesunder Geschmak, so schöne Gedanken und Maximen enthalten sind: so verdienen alle Bücher Beifal, wodurch der Zögling begreifen lernet, daß er aus den Alten viel Gutes lernen könne, und wodurch in ihm die Lust erwecket werden kan, sie nachher für sich durchzulesen. Dazu wird obige Chrestomathie, wie wir nicht zweifeln, nicht wenig beitragen. Denn sie unterscheidet sich von andern

dadurch, daß nicht nach der Ordnung der Bücher die Stücke gewählet sind; sondern was von einer Materie in verschiednen Büchern zerstreuet ist, zusammen gestellet ist, folglich das System des Schriftstellers vor Augen geleget wird. Einige Anmerkungen, die zur Erläuterung der Sachen dienten, würden nicht entbehrlich gewesen sein; vielleicht sind sie aber weggelassen, um das Buch nicht zu vergrößern.

Unser Wunsch ist bei dieser Gelegenheit, daß sich jemand die Mühe geben möchte, eine ähnliche Chrestomathie aus dem Seneca und dem ältern Plinius zu verfertigen, bei welcher leztern aber unstreitig Erläuterungen aus den Beobachtungen neuerer Naturforscher und Nachrichten, wo man sich weiter Raths erholen könte, sein müsten. Sie könte etwa aus zwei Theilen bestehen; der erste begriffe in sich, was Plinius von der Natur der Thiere, Gewächse und Minerclien gesamlet hat, und der zweite, was bei ihm von den Künsten vorkomt.

51.

## CII.

Erste Kentnis der Staaten in Europa, von M. Weissenstein. Frankfurt am Main bei Reiffenstein 1780. 8 Oktavbogen.

Um unsre Leser mit der in diesem mittelmäßig gerathenen Buche beobachteten Methode bekant zu machen,

chen, setzen wir einen kurzen Abschnit her: „Markgraf von Anspach und Baireuth. Christian Friedrich Karl Alexander, ein Herr von 43 Jahren, hat seine Länder im Fränkischen Krais. Er und seine Unterthanen sind lutherisch. Erst vor 11 Jahren hat er Baireuth von seinem Vetter Christian Friedrich geerbt. Seine Residenz ist Anspach oder Onolzbach. Wem ist Schwabach, wo so mancherlei kleine Waaren verfertiget werden, Fürth, wo so viele Juden sind, und Erlang, wo D. Seiler Lehrer ist, nicht bekant? Er hat eine Prinzessin von Sachsen-Saalfeld zur Gemahlin.“ Nicht selten ist der Ausdruk unrichtig und affektirt; auch in den Sachen selbst sind uns kleine Unrichtigkeiten und Mängel aufgestoßen.

188.

## CIII.

Geheime Geschichte der Verschwörung der Pazzi wider die Medicis. Halle, im Verlag der Hemmerdeschen Buchhandlung 1780. 196 Seiten 8.

Die bekante, interessirende Geschichte der im Jahr 1478 ausgebrochenen Verschwörung der Pazzi wider die Medicis ist in dieser Schrift mit allerhand nicht viel bedeutenden romanhaften Einmischungen in einer meistens sehr unkorrekten Schreibart vorgetragen. Als eine

Probe von des Verfassers Erzählungsmanier zeichnen wir folgende Stelle aus: „Julian fühlte sein Herz von verschiedenen Gemüthsbewegungen bewegt, aber war es, das er an den Worten der Monna zweifelte, oder war (er) von seinem Glük und Verdienst geschmeichelt, er hofte, daß ein wenig Standhaftigkeit und viel Liebe mit der Zeit andere Eindrücke auf ihren Geist machen würde, oder war es endlich, daß er glaubte, daß Camilla weniger unerschüttert als ihre Guvernantin wäre, er fuhr also von der ausnehmenden Hitze seiner Liebe zu reden fort, aber ohne das geringste davon einfließen zu lassen, das eine Verbindung von der Art könte erwarten lassen, so wie sies wünschte. Er bat sie nun das Billet zu übergeben, das er geschrieben hatte," u. s. w.

188.

## CIV.

Volständiges Braunschweig-Lüneburgisches Siegel-Cabinet. Fünfter, Sechster und Siebenter Abschnit. 1780. in Quart.

Die vier ersten Abschnitte dieses treflichen Siegelkabinets sind im XVIIten Bande der Auserlesenen Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur angezeigt worden. In den gegenwärtigen drei Abschnitten, welche die Alt-Braunschweigsche Linie, (zu Braunschweig bis aufs Jahr 1400, und zu Göttingen bis aufs J. 1463) die

die mitlere Braunschweigsche Linie (bis 1634) und die mitlere Lüneburgsche Linie (wovon die neuere sowol Braunschweigsche als Lüneburgsche Linie abstammet) enthalten, treffen wir ebenfals viele Merkwürdigkeiten an, von denen wir einige der wichtigsten unsern Lesern mittheilen wollen. Agnes, Ottonis largi Gemahlin, erscheint auf ihrem Siegel sitzend, zwischen zwei Schilden, worin die braunschweigschen Leoparden und der brandenburgische Adler sind. Sie war eine brandenburgsche Prinzessin, und hatte in der ersten Ehe den Kurfürsten Waldemar von Brandenburg. Hernach vermählete sie sich mit dem eben gedachten Herzog Otto von Braunschweig, Albrecht des Fetten Sohn, nachdem desselben erste Gemahlin Jutta von Hessen im J. 1317 gestorben war. Da das askanische Haus in der Mark im J. 1322 erloschen war, so bekam Otto durch sie die alte Mark. In einer Urkunde vom J. 1330 nennet Agnes „Waldemarum nostrum quondam conthoralem Hermannum genitorem n. ac Johannem n. germanum quond. March. Brandenb. & Annam matrem n.“ Und in einer andern Urkunde erwähnet sie „Ottonis avi sui ejusque fratrum Dn. Alberti & Dn. Ottonis p. m. March. quond. Brandenb.“ In unterschiedlichen Urkunden von den Jahren 1327, 1328, 1329 aber schreibt sich ihr Gemahl schon „Dux de Brunv. Antiquae Marchie Dominus,“ und Agnes selbst: „in Brunsv. Ducissa Antiq. March. Domina.“ (Durch das Angeführte wird also ein beträchtlicher Irthum beim Rehtmeier verbessert, welcher unserm Otto die brandenburgische Agnes, „Marggrafens Conradi I zu Brandenburg Tochter,“ zur ersten, die Jutta von Hessen,

welche erst „A. 1373 verstorben“ sein sol, zur zweiten Gemahlin giebt, auch gar nicht erwähnet, daß Agnes Kurfürst Woldemars von Brandenburg Witwe gewesen. Michaelis führet zwar dies leztere an, gedenkt aber der ersten Gemahlin Ottonis largi gar nicht.) Wenn Ludwig in Reliqq. Msc. einige Münzen, auf welchen einer Seits ein Löw, andrer Seits ein Adler; oder einer Seits ein Löw oder ein Adler, und andrer Seits der Löw und der Adler mit dem Rücken gegen einander gekehrt, ohne und mit der Umschrift: Otto oder Brandenburg, erscheint, dem braunschweigschen Ottoni largo und seiner Gemahlin Agnes zuschreibt, so hat er hierin höchst wahrscheinlich geirret. Sie kommen mit mehrerem Rechte dem Otto Markgrafen v. Brandenburg zu, dessen Mutter K. Wenzels in Böheim Tochter war, und eben deswegen in einem der Länge nach gespaltenen Schilde rechts den brandenburgschen Adler, und links den böhmischen gekrönten Löwen führte. — Von Otto dem Quaden, Herzog Ernst's in Göttingen Sohn, kommen diese dreierlei Siegel vor: 1) der freie Löw in einem mit Kleeblättern (Blumenlaube) bestreueten Felde, in den Jahren 1367, 1380, 1388. 2) Der Schild mit den beiden Leoparden, und darüber der Helm, worauf der Schaft mit dem Federbusch ohne die Blashörner, und das davor springende Pferd, 1362 (das Todesjahr seines Vaters) 1379, 1392, 1393. 3) Ein Löwenkopf mit ofnem Rachen, 1359. Auf seinem monumento sepulcrali im Kloster Wibbrechtshausen ist sein Bildnis in Lebensgröße mit einer vom Halse herabhangenden Sichel; zu den Füßen ein Löwe; in der Rechten ein mit der Spitze niederwärts gekehrtes Schwert in der

Scheide,

Schelde, worunter der Schild mit den beiden Leoparden; in der Linken der Helm, worauf der Federbusch in einem langen Schaft, ohne die Blashörner, und davor ein springendes Pferd, mit der Umschrift: Anno Domini MCCC. nonagesimo quarto die Luciae Virg. obiit Otto Dux in B. cujus anima requiescat in pace. Amen. Qui cum magna dilectione & humilitate Domini in vita sua hunc locum eligebat in sepulturam. Die vom Halse herabhangende Sichel ist das Zeichen von einer damals subsistirenden Ordensgesellschaft gewesen. — Eben diesem Otto war von seinem mütterlichen Grosvater, Landgraf Heinrich dem Eisernen, die Succession in dem von ihm besessenen Antheil von Hessen zugedacht. Bald hernach aber, da Otto sich nicht gar zu gut gegen ihn betrug, erklärte Heinrich seines Bruders Sohn Herman den Gelehrten zu seinem Nachfolger. Hierüber kam es zu einem schweren Kriege, welcher für Otto so unglüklich ablief, daß er nebst seiner Mutter und seinen beiden Schwestern, da er selbst noch nicht beerbt war, alles Anspruchs sich begeben muste. Bei dieser Gelegenheit ist der erste Grund zu der noch jezt dauernden Erbverbrüderung zwischen Hessen und Türingen gelegt worden. — Die Gemahlin dieses Otto des Quaden Margaretha de Monte führet einen der Länge nach gespaltenen Schild, in welchem rechts die Leoparden befindlich sind; links ist er queer getheilt, oben und unten erscheinet ein Löwe; im Mittelschilde sind die Bergischen Sparren. Diese Margarethe war Herzog Otto's zweite Gemahlin. Seine erste Gemahlin, deren Abkunft man nicht gewis weis, hies Mirislava. Scheid, welcher die beiden Urkunden, worin ihrer erwähnt wird, zuerst ans Licht

gestellet hat, hält sie für eine Tochter vom Grafen Johan von Holstein und von der Miroslava, deren Vater der im J. 1323 gestorbene Graf Nikolaus von Schwerin war. Man mus hiebei unsers Verfassers gelehrte Abhandlung von dem weißen Pferd im Braunschweig-Lüneburgischen Wappen nachlesen. — Otto der Jüngere, Otto des Quaden Sohn, mit welchem die Göttingische Linie im Jahr 1463 erlosch, hatte von seiner Gemahlin, der hessischen Prinzessin Agnes, zwei in der Braunschweig-Lüneburgischen Genealogie fast gänzlich unbemerkt gebliebene Töchter, Margarethe und Agnes, deren die erste an H. Heinrich zu Schleswig vermählt gewesen ist. — Von dem im J. 1373 gestorbenen H. Magnus mit der Kette hat man unter andern ein Siegel, auf welchem er in einem mit vielem Blumenlaub ausgezierten Felde, zu Pferd in vollem Harnisch, mit Schild und einer viereckigen Banniere erscheinet; in beiden befindet sich das mit den Leoparden und dem Löwen quartirte Wappen; auf dem Haupt ist ein gekrönter Helm, mit zwei Blashörnern; (ohne den Federbusch und das davor springende Pferd.) Dergleichen Siegel zu Pferde hat weder vor ihm seit Heinrico palatino, noch nach ihm keiner der Herzoge aus diesem Hause geführet. Dieser H. Magnus Torquatus wurde, ob er gleich älter war als sein Bruder Ludwig, wegen eines vom Vater auf ihn geworfenen Unwillens in der Landesfolge zurükgesezt. Nach seines Bruders Tod aber konte ihm die Folge sowol in dem Lande zu Braunschweig, als in dem Lande zu Lüneburg, zumal da weder von der Grubenhagischen, noch von der Göttingischen Linie ihm deshalb etwas im Weg gelegt war, nicht entzogen werden.

Doch

Doch war er, was Lüneburg betrift, da vom K. Karl IV dies Land dem Hause Braunschweig entfremdet, und das Haus Askanien in der kursächsischen Linie damit belehen werden wollen, nicht im Stand etwas auszurichten. Er gerieth vielmehr darüber in die Reichsacht, und verlor bald darauf in einem Gefechte mit dem Grafen Otto von Schaumburg, welchen seines Bruders Ludwig Witwe geheirathet hatte, sein Leben. Die Gemahlin dieses Magnus Katharina führet in drei in einem Triangel gesezten Schilden den sächsischen Rautenkranz, das anhaltsche Wappen und den lüneburgischen Löwen. Dieses Siegel beweiset, daß sie nicht, wie Gebhardi meint, eine brandenburgsche, sondern eine anhaltsche Prinzessin war. Auch läst sich aus der zu ihrer Vermählung mit Magnus im J. 1356 vom Pabst ertheilten Dispensation nicht undeutlich schließen, daß sie Bernardi spoliati, Fürsten zu Anhalt, Tochter gewesen sein müsse. Nach Herzogs Magnus Tode vermählete sie sich zum zweiten mal mit H. Albrecht von Sachsen, und bante hiedurch ihren Söhnen erster Ehe den Weg, zum Besitze von Lüneburg wieder zu gelangen. Mehrgedachter H. Magnus hatte einen natürlichen Sohn Heinrich mit dem Zunamen Hertog, von welchem sich ein Siegel vom J. 1414 findet, worin die beiden Leoparden zu sehen sind. — H. Wilhelm der ältere, welcher auch unter den Beinamen des Siegreichen und Streitbaren bekant ist, führet einen bald mit den Leoparden und dem Löwen, und bald mit dem Löwen und den Leoparden quartirten Schild, bald ohne Helm, bald mit demselben, worauf der Federbusch in einem langen Schaft, und davor das springende Pferd, bald ohne, und bald zwischen den in Sicheln ausge-

bildeten Blashörnern. Dieser Herzog fieng im Jahr 1473 an, sich zu schreiben: „Wilhelm der Aeltere zu Brunsv. auch des braunschweig. Landes Obeswald bei der Leine und zu Lüneburg Herzog; zu Everstein zu Wunstorpe zur Wölpe zu Hallermund Graf; und Herr zu Homburg.“ Aber keiner seiner Nachkommen oder Vettern hat solche vermehrte Titulatur sich gefallen lassen; sondern sie sind alle, gleich ihren Vorältern, bei der alten einfachen, und auf alle Fälle genug sagenden Titulatur: Herzog zu Braunschweig und Lüneburg geblieben. Der Schwiegervater dieses Wilhelms, wegen seiner ersten Gemahlin Cacilia, Friederich, erster Kurfürst von Brandenburg, aus dem Hause der Burggrafen von Nürnberg, wolte denselben gern zu der eben im Jahr 1423, da die Vermählung geschahe, erledigten Kur Sachsen verhelfen, unter der Bedingung, daß er Wittenberg an die Mark Brandenburg abträte. H. Wilhelm schikte auch einen v. Schwichelde, und einen v. Honrode ab, um deshalb Unterhandlung zu pflegen. Aber seine Vettern von der ältern Linie zu Lüneburg waren ihm hinderlich, weil sie die jüngere nicht wolten sich über das Haupt wachsen lassen. — H. Erich der Aeltere in Calenberg, Wilhelms des Jüngern zweiter Sohn, führet einen mit Braunschweig Lüneburg, Everstein und Homburg quartirten Schild, und darüber den Helm. Um den Kaiser Maximilian I machte er sich in der Schlacht mit den Böhmen im Jahr 1504 besonders verdient, und erwarb hiedurch zum Andenken den Stern in dem Federbusch auf dem Helme. — Vom H. Heinrich dem Aeltern in Wolfenbüttel, Wilhelms des Jüngern ältesten Sohne, hat man den vierfeldigen

digen Wappenschild, über welchem der gekrönte Helm mit dem Federbusche, den in Sicheln ausgearteten Blashörnern und dem Pferde; zur Seite sind zwei Löwen, welche den Schild halten. Auch führet er das viertheilige Wappen ohne Helm. Noch ist merkwürdig S. Judicii Secularis Oppidorum V. in Brunsvic. Der Herzog und der heilige Autor, der Schuzpatron der Stadt, neben einander, bis am halben Leib, jener das bloße Schwert in der Quere vor sich haltend, und dieser mit Inful und Kreuz; unterhalb zwei Schilde, rechts die beiden Leoparden, und links der Stadt Braunschweigsche Löwe. 1506. In eben diesem Jahre lies die Stadt Braunschweig vom K. Maximilian I das schon im Jahr 1438 vom R. K. Albrecht ihr verliehene Wappen (ein erhabener rother Löw in weißem Felde) sich bestätigen.

Im J. 1495 wurde H. Heinrich auf dem Reichstage zu Worms öffentlich in Person belehnet. Ihm wurden vorgetragen die Fanen von Braunschweig, von Lüneburg, Everstein, Homburg, Wunstorp, Hallermund, Wolpe, und von den Regalien; und Christian von Hanstein, Ritter und Marschal, berennete von seinetwegen den Stuhl mit einem rothen Bannier, worin eine kleine silberne Flamme befindlich war. — Dieser Fürst ist im J. 1514 in Friesland umgekommen, und er ist der lezte, der im Dohm zu S. Blasii in Braunschweig begraben liegt, indem die folgenden Herzoge in der neuerbauten U. L. F. Kirche zu Wolfenbüttel ihr Erbbegräbnis haben. — Dieses Erbbegräbnis ist von dem im J. 1568 gestorbenen Herzog Heinrich dem Jüngern, Heinrichs des Aeltern zweitem Sohne, errichtet. Das erste

Gewölbe

Gewölbe desselben, welches 10 fürstliche Leichen auf eisernen Rosten enthält, ist im J. 1651 zugemauert, und das zweite ist nunmehr auch angefüllet; H. August Wilhelms Witwe ist die lezte gewesen, welche in demselben beigesezt worden. H. Ludwig Rudolf ruhet nebst seiner Gemahlin in dem Dom zu S. Blasii in Braunschweig unter einem besondern Monument; und die übrigen fürstlichen Leichen sind seit dem J. 1735 in dem Fürstl. Beverschen Gewölbe beigesezt worden. — Herzog Heinrich Julius, Bischof zu Halberstadt, führet 1) den sechsfeldigen Wappenschild, nebst einem Mittelschilde, mit dem Stiftswappen, darüber drei Helme. 2) Den Wappenschild von neun Feldern, nachdem im J. 1593 Honstein, Lutterberg und Klettenberg hinzu gekommen waren, nebst drei Helmen, wovon jedoch Hoia und Bruchhausen, so wie Honstein und Lutterberg zusammen gesezt sind. 3) Den Wappenschild von 11 Feldern, nachdem auch Blankenberg und Regenstein dazu gekommen, nebst fünf Helmen, nemlich von Braunschweig-Lüneburg, von Hoia, Bruchhausen, Honstein und Lutterberg, und von Blankenburg und Regenstein. Bei seinem Leichbegängnis sind auch 11 Fanen mit diesen Wappen vorgetragen, nebst einer rothen Blutfane, einer weissen Rennfane und einem Panier, worin das ganze zusammengesezte Wappen mit Feldern und Helmen befindlich war. — — Von Ottone claudo oder de Erica, Bernhards, Stifters der mitleren lüneburgischen Linie, Sohne, findet man diese Siegel: Der quartirte Schild, und zwar 1) mit Braunschweig und Lüneburg, oder auch mit Lüneburg und Braunschweig A. 1418, 1432, 1435, 1443; 2) mit Braunschweig, Lüneburg, Everstein

stein und Hornburg 1419, 1420, 1435; 3) mit dem Pferde, dem lüneburgischen Löwen, den braunschweigischen Leoparden und dem everstainschen gekrönten Löwen. Ohne mit demselben, worauf der Federbusch und das springende Pferd. Imgleichen der Löw allein im Schild, und darüber der Helm. 1428, 1432, 1439, 1440. — Herzog Heinrich der Mitlere, Otto des Grosmüthigen Sohn, führet den mit Braunschweig, Lüneburg, Everstein und Hornburg quartirten Schild, darüber der Helm mit dem Federbusche, dem Pferd und den Blashörnern; auch den quartirten Schild ohne Helm; imgleichen die Leoparden ganz allein. Dieser Fürst begab sich, nachdem er wegen des an der Stift Hildesheimschen Fehde genommenen Antheils in die Reichsacht erkläret war, im J. 1522 der Regierung, hielt sich einige Jahre in Frankreich auf, und gieng nach seiner Rükkunft in das Kloster Wienhausen, wo er im J. 1532 gestorben ist. Von seinen hinterlassenen drei Söhnen vermählete Otto sich mit einer von Campen, und lies sich, ob er gleich der Aelteste war, mit den Aemtern Harburg und Moisburg abfinden. Sein Stam gieng mit seinem Enkel Wilhelm im J. 1642 aus. Franz zu Gifhorn hinterlies nur eine Tochter. Ernst der Bekenner, welcher im J. 1546 starb, ist der lezte algemeine Stamvater des noch blühenden Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg geworden. Es wäre überflüssig, von ihm und seinen Nachkommen sowol, als von seinen Brüdern Siegel anzuführen, da aus den vielen Münzen, welche von der Zeit an sich in diesem Hause besonders auszeichnen, weit besser als aus Siegeln die Beschaffenheit und Gestalt der Wappen ersichtlich wird. — Diesen drei Abschnitten

schnitten sind vier genealogische Tabellen zur Erläuterung beigefüget.

S. B. H.

## CV.

L. Annaei Senecae Cordubensis Flores ex operibus illius selecti ad Exemplar Lipsii & Gronovii accuravit Mart. Fried. Schäfferus, supremi regii Consistorii Consiliarius curiaeque superioris regiminis Secretarius, Societatis Liberal. art. in Acad. Lipsiensi Sodalis. Wratislaviae 1780. apud Joh. Fried. Korn sen. 22 B. 8.

Von Senecas Schriften pfleget gewöhnlich wenig auf Schulen gelesen zu werden, und doch verdienet er es wol, daß man mit ihm nicht ganz unbekant bleibe. Scheinet gleich manches bei ihm übertrieben und gesucht zu sein, und seiner Schreibart das Simple und Natürliche zuweilen zu fehlen: so hat er dagegen manchen Gedanken, der erwogen und angewändt zu werden verdienet. Man lernet aus ihm die damalige Art zu philosophiren, und durch die Vergleichung seiner Schreibart mit der Ciceronianischen kan zur Bildung des Geschmaks nicht wenig beigetragen werden. Eine Samlung guter gemeinnüziger Betrachtungen aus demselben scheint uns deswegen ein Beifal verdienendes Unternehmen zu sein. Die

in

in dem vor uns liegenden Buche enthaltene Stellen sind hinlänglich, einen Anfänger mit der Schreibart und Denkungsart desselben bekant zu machen. Das meiste ist aus den Briefen genommen, das übrige aus den Büchern de ira, de clementia, de brevitate vitae, de consolatione ad matrem Helviam, de consolatione ad Marciam, de providentia, ex libro natural. quaest. Anmerkungen fehlen, und die wünschten wir doch bei einem solchen Buche, das manche Ausdrücke und Vorstellungen enthält, die sich auf philosophische Begriffe gründen, die nicht algemein bekant sind. Das Register enthält die im Buche vorkommenden Materien.

5 t.

## CVI.

Dissertatio chemica de mineris zinci, quam praes. Torb. Bergmann sistit Bened. Reinh. Geyer. 1779. Upsal. 4.

Voraus die Geschichte des Zinks, von welchem die erste etwas deutliche Spuren bei Paracelsus vorkommen. Sage und Bayen haben Braunstein für Zink gehalten. Gediegenen Zink möchten wir blos auf Banare's Treue und Glauben nicht annehmen. Das Verhalten des Zinks im Feuer mit und ohne Salze, natürliche Zinkkalke, wohin der Hr. V. auch Zinkspat, und, wie

sich von selbst versteht, Galmei rechnet. Denn die Blenden, als Zinkerze und Zinkvitriol. Zulezt Zergliederungen des Zinkspats, des Galmeis, einer schwarzen Blende von Damermora, einer andern kastanienbraunen von Stahlberg, einer andern mit metallischem Glanze von Bovallen und des Zinkvitriols. Der Zinkspat enthielt außer ungefähr einem Pfunde Eisenkalk im Centner acht und zwanzig Pfunde vester Luft, und sechs Pfunde Wasser, welche durch das Verkalken verloren giengen, und löste sich wie Zinkblumen ganz in Vitriolsäure auf. Der Galmei verlor im Feuer nichts am Gewicht, und hielt im Centner außer Zinkkalk drei Pfund Eisenkalk, ungefähr ein Pfund Alaunerde, und zwölf Pfund Kieselerde. Die schwarze Blende brante sich im Glüheseuer ziegelroth, verlor mit einem Schwefelgeruch den vierten Theil am Gewicht, und enthielt im Centner 45 Pfund Zink, 29 Pfunde Schwefel, 6 Pfunde Blei, 6 Pfunde Wasser, 4 Pfunde Kieselerde und ein Pfund Arsenikkönig: die braune Blende hatte im Centner ungefähr 44 Pfunde Zink, 24 Pfunde Kieselerde, 17 Pfunde Schwefel, 5 Pfunde Eisen, eben so viele Alaunerde, und eben so vieles Wasser. Die Blende vom Borallen im Centner 52 Pfunde Zink, 26 Pfunde Schwefel, acht Pfunde Eisen, 6 Pfunde eisenschüssiger Kieselerde, vier Pfunde Kupfer, und eben so vieles Wasser. Kalkerde, Blei, Silber, Kobolt und Arsenik sind also nur zufällig in den Blenden; gelegenheitlich eine Geschichte der chemischen Prüfung der Blenden in Schweden. Die meisten riechen nach Schwefelleber, wenn man Salz oder Vitriolsäure darauf giest; an ihnen machen, sagt der V. Schwefel, die Materie der Wärme, und der brenbare Grundstof

durch

durch ihre Verbindung unter einander die Schwefelleberluft (phlogistisirte Luft) aus. Den Feuerschein, den einige, wenn sie gerieben werden, im Dunkeln von sich werfen, leitet er mit Scheele von der Materie der Hitze mit einem Uebergewicht von brenbarem Wesen her. Zinkvitriol könne durch das Anschießen in Kristallen nicht von Eisen oder Kupfer gereinigt werden.

32.

## CVII.

Bestimmung der Bestandtheile einiger Edelgesteine, von Franz Carl Achard, Mitglied der Königl. Preuß. Academie der Wissenschaften ꝛc. Berlin bei Arnold Wever 1779. gr. 8. 8 B. 2 Kupfert.

So lange wir von mineralischen Körpern die Bestandtheile nicht wissen, so lange wird in der Mineralogie noch manche Lücke bleiben, so lange werden sich die Systeme nicht vereinbaren lassen, und so lange wird es auch, zur Beschwerde der Wissenschaft, an Zweifeln und Widersprüchen nicht fehlen. Die Kentnis der äußern Merkmale ist zwar durchaus nicht zu verwerfen; allein bei vielen Dingen ist sie nicht hinreichend, und wenn es auf die Eigenschaften, Wirkung und die Entstehungsart der Mineralien ankomt: so läst sie uns gar hülflos. Untersuchungen also, welche die Körper des

Mineralreichs aufschließen, sie in ihre Bestandtheile zerlegen, und das Verhältnis derselben gegen einander bestimmen, müssen dem Mineralogen von äußerster Wichtigkeit sein.

Eine solche Untersuchung ist die gegenwärtige. Sie ist von einem Manne, von dessen Einsicht in der Chemie, Scharfsin, Fleis und Genauigkeit im Arbeiten die Mineralogie noch manche Aufklärung zu erwarten hat, wenn er, wie er dazu Hofnung macht, so fortfährt, mehrere Fossilien einer dergleichen Zergliederung zu unterwerfen. Die gegenwärtige erstrecket sich auf den orientalischen Rubin, auf den orientalischen Saphir, den orientalischen Smaragd, den orientalischen Hyacinth, auf die böhmische Granaten, und auf den schlesischen Chrysopras.

Ein Anhang enthält höchst merkwürdige Versuche von der Entstehungsart der Edelgesteine.

Diese nent der Verf. Körper, die blos aus mit einander verbundenen Erden bestehen. Der einfachen Erden sind fünf, die Kieselerde, die Kalkerde, die Alaunerde, die Bittersalzerde und die Erde des Flusspats, welche er gegen Scheel für alcalisch erkent. Die Versuche sind auf doppelte Art gemacht, einmal per se, und dieses so wol im troknen als nassen Wege; und das zweite mal durch Versaz, in einem bekanten Verhältnis mit verschiedenen Salzen, Erden und Metallkalken. Leztere sind der Kürze wegen auf Pottsche Art in Tabellen gebracht. Aus diesen Versuchen sind nun folgende Resultate entsprungen:

30 Gran Rubin beſtehen aus 12½ Gran Kieſelerde, 11 Gran Alaunerde, 2½ Gran Kalkerde, und 3¼ Gran Eiſenerde.

30 Gran Saphir beſtehen aus 10 Gran Kieſelerde, 17½ Gran Alaunerde, 2 Gran Kalkerde und 1 Gran Eiſenerde.

30 Gran Smaragd beſtehen aus 6½ Gran Kieſelerde, 18 Gran Alaunerde, 2½ Gran Kalkerde und 1½ Gran Eiſenerde.

30 Gran Hyacinth beſtehen aus 6½ Gran Kieſelerde, 12½ Gran Alaunerde, 6 Gran Kalkerde, und 4 Gran Eiſenerde.

30 Gran Granat beſtehen aus 14½ Gran Kieſelerde, 9 Gran Alaunerde, 3½ Gran Kalkerde, und 3 Gran Eiſenerde.

Eine Unze Chryſopras beſtehet aus 456 Gran Kieſelerde, 6 Gran Bitterſalzerde, 8 Gran Kalkerde, 2 Gran Eiſenerde und 3 Gran Kupferkalk.

Dieſe Arbeiten, die durch die zweite Art von Verſuchen, mit Beimiſchung verſchiedener Subſtanzen im Schmelzfeuer, ihre Beſtätigung erhalten, ergeben nun, daß obige Edelſteine meiſtens aus alcaliſchen Erden beſtehen; da man hingegen bisher geglaubt hat, daß die Edelſteine aus Kieſelerden beſtünden. Und ſo lange man dieſer Meinung geweſen iſt, hat man auch ihre Chryſtalliſation nicht erklären können.

Durch dieſe glükliche Entdeckung aber hat der Verf. die Wege aufgeſpüret, auf welchen die Natur wahrſcheinlicher Weiſe ihre Chryſtalliſationen verrichtet. Seine Theorie iſt folgende:

Eine jede Chrystallisation erfordert eine vorher gegangene Auflösung. Wir kennen aber keine Auflösungsmittel der Kieselerden; hingegen sehr viele der alcalischen Erden. Damit aber die Chrystallen, wie solches bei den Edelsteinen stat findet, unauflösbar sind: so ist nothwendig, daß das Auflösungsmittel in dem Augenblik, wo die Chrystallisation geschiehet, die aufgelöste Substanz verlasse. Die fixe Luft ist das einzige Auflösungsmittel in der Natur, bei welchem diese Bedingung stat finden kan. Man kan sich also die Sache folgendergestalt vorstellen:

Das mit fixer Luft geschwängerte Wasser, welches wir so häufig in der Natur antreffen, löset die alcalischen Erden auf, aus welchen die Edelgesteine bestehen. Wenn sich diese Auflösung durch Erdlaugen filtrirt, und sich endlich tropfenweis anhänget, so entbindet sich die fixe Luft, und die Erdtheile, die blos durch sie im Wasser aufgelöset waren, vereinigen sich und bilden Chrystallen.

Diese bis dahin nur wahrscheinliche Theorie hat der Verf. durch die Erfahrung zu bestätigen gesucht, und mittelst eines von ihm hier beschriebenen und in den Kupfertafeln vorgestellten sehr sinreich ausgedachten Werkzeuges wirkliche Chrystallen hervorgebracht.

Gewis eine wichtige Entdeckung! welche, wenn sie durch mehrere Versuche bestätiget wird, und wenn diese künstlichen Chrystallen sich eben so in der Prüfung, wie die natürlichen, verhalten, durch die ganze Mineralogie ein großes Licht verbreiten wird.

Möchte es doch dem Hrn. Verf. gefallen, diese zwar kostbaren und mühsamen, aber auch lehrreichen

Ver-

Verſuche fortzuſetzen, und bald etwas von den Beſtandtheilen des Diamants, des Topaſes, des Chryſolithes und des Amethiſts zu liefern.

Seinen Verleger bitten wir, bei dergleichen Büchern, wie dieſem, den Corrector zur gehörigen Achtſamkeit anzuweiſen.

8.

## CVIII.

Diſſertatio gradualis de primordiis chemiae, quam praeſ. Torb. Bergmann publico examini ſubmittit Jac. Paulin. d. 4. Jun. 1779. Upſ. 4.

Zuerſt die Gründe von dem langſamen Fortgang der Naturkunde überhaupt; dann die Geſchichte der Chemie, welche der V. in die mythologiſche, die ſich bis ungefähr in die Mitte des ſiebenden Jahrhunderts nach der Erſcheinung unſers Erlöſers erſtrekt; in die dunkele, welche bis gegen die Mitte des ſiebenzehenden Jahrhunderts geht, und in die gewiſſe, welche ſich bis auf unſere Zeiten erſtrekt. Einzelne Künſte, deren Nüzlichkeit entſchieden iſt, und deren glükliche Ausübung auf chemiſchen Grundſäzen beruht, waren wol die erſte Veranlaſſung zu ihrer Erfindung und Achtung. Der V. hat hier mehreres, doch mit der ausdrüklichen

Verwahrung, daß er weit entfernt sei, ihm Glouben beizumessen, beigebracht, was Borrich und andere, um das Alter der Chemie zu erweisen, fabelhaftes zusammengeraft haben. Zuerst die Kentnisse der Egyptier in der Chemie, die wenigstens manche Zweige der angewandten, so viel sich aus ihren von dem V. sorgfältig gesamleten Denkmälern urtheilen läst, mit vielem Erfolg trieben; auch die Art, wie diese Wissenschaft unter den Egyptiern behandelt wurde, deren Beschreibung, so wie die übrigen Theile dieser Schrift, eine ausgebreitete Belesenheit und Bekantschaft mit den alten Quellen verräth. Selbst etwas von ihrer Lehre von der Zusammensetzung der Körper. Dann Spuren der Chemie bei den Griechen. Schon lange vor Homer wusten die Griechen die Metalle zu schmelzen, mit einander zu vermischen, zu schneiden, und zu löthen; Hippokrates gedenkt des Verkalkens, Galen kante das Marienbad, die Sublimation und eine Art der Destillation (per descensum). Noch deutlicher scheint Dioskorides die Destillation gekant zu haben. Sie hatten schon hellere Begriffe von den Elementen. Thales hielt das Wasser, Anaximenes die Luft, Heraklitus das Feuer, und Hesiodus die Erde für das einige Element. Plato nahm drei, Aristoteles vier an. Nun die chemische Kentnisse der Israeliten aus der heiligen Schrift: bei dem Verbrennen des güldenen Kalbes scheint er der Michaelischen Erklärung sehr geneigt zu sein. Dann der Phönicier, die 700 Jahre nach der Sündfluth das Glas erfunden; der Babylonier, der Persen, der Indianer, vornemlich der Brachmanen, der Sinesen, der Römer, der Nordländer, die schon

meh-

ehrere Jahrhunderte vor der Erscheinung unsers Hei. nndes ein Getränk aus Getreide und Honig kanten. vor Constantin dem Großen beschäftigte sich kein Christ it der Chemie. Der Weingeist war in dem mythogischen Zeitalter der Chemie unbekant.

32.

## CIX.

Albrecht von Hallers Samlung academischer Streitschriften in einen volständigen Auszug gebracht und mit Anmerkungen versehen von Lorenz Crell, D. und Prof. zu Helmstädt, 2ter Band 1779. 557 Seiten.

Der 2te Band dieser nüzlichen Arbeit des Hrn. P. Crells enthält folgende Abhandlungen, an der Zahl Ein und dreißig, mit fortlaufenden Nummern. 41) Tob. Lamberg Tagebuch über die Heilung eines Krebses. Die Kranke war nach dem Gebrauch der Belladonna, wovon sie 6 Quentgen verbraucht, vollkommen hergestelt; auf 1 Scrupel des Pulvers von Blättern wurden 10 Tassen heißes Wasser gegossen, und eine Nacht digerirt. Auf die ersten Dosen folgte geringer Schwindel, und eine ganz ungewöhnliche Trockenheit im Munde. 42) Bosseville von den Brechmitteln im Keichhusten. Es scheint noch nicht völlig ausgemacht zu sein, ob die Krankheits-Materie in der

Lunge allein, oder im Magen ihren Siz habe. Indes lassen die damit verbundnen Symptome einen Arzt nicht lange in dieser Ungewisheit. Denn wenn Mangel an Esluſt, Neigung zum Erbrechen, Ekel, und dergleichen vorhanden sind, so ist Indikation gnug da, Brechmittel zu brauchen. Der Brechweinstein in kleinen Gaben ist hier das sicherste Mittel. Rosenstein, Huxham und Brendel haben im Krampfhusten die Rinde empfohlen, und Burton hat zu dieser noch Campher und Cantheridenpulver hinzugethan. Morris fand den Vitriolæther sehr wirksam, und verseżte die Rinde mit Bibergeil. Unter die übrigen noch nicht bewährten Mittel gehören der Schierlingsextract, das Ledum. Sylv. Poleisaft und der Bilsenextract. 43) Buchelmann von dem Röcheln eines Kindes nach einer übereilten Heilung der verschwornen Ohrendrüsen. Der Siz dieses Uebels war die kleine Vertiefung über der Stimritze, in der sich die ausgegosne verdorbne Lymphe aufhielt, und den Ein- und Austrit der Luft erschwerte, auch die Ursach des besondern Schalles und des Röchelns. 44) und 45) Nikol Rosen zwei praktische Abhandlungen über den Husten. 46) Theod. Forbes vom Keichhusten. Nach seiner Meinung entsteht der Keichhusten von einer scharfen reizenden Materie in der Athmosphäre, die wir einathmen; diese wird ins Blut gebracht, mit dem Schleim vermischt, und kömt durchs Niederschlucken auch in den Magen und in den Darmcanal, welches das häufige Erbrechen zu beweisen scheint. Auch kan das Erbrechen aus Mitleidenheit der Nerven erreget werden, da das achte Nervenpaar sowol zur Lunge als zum Magen

geht.

geht. Die sich während des Anfals brechen, laufen weniger Gefahr. Desto gefährlicher ist dieser Husten, wenn Masern oder Pocken dazu kommen. Aderlässen oder Blutigel an den Hals gelegt, schaffen bei Volblütigen große Erleichterung. Den Lichen pixid. das Zinsalz und die Rinde rühmt der V. nebst andern gewöhnlichen Mitteln. 47) Bubbe von der Blutgeschwulst der Lungengefäße, die vor dem Blutspeien und Lungensucht der Steinbrecher zu Seebergen vorher geht. — Der Steinstaub, der durch das Odemholen eingesogen wird, spant durch seine erdigte zusammenziehende Natur die Häute der Blutgefäße. Es folgt eine Ausdehnung und ein beständiger Reiz; vermehrter Zuflus des Bluts, wodurch Blut- und Pulsadergeschwülste entstehen. Mit einem stark saturirten Kräuterbier, wovon die lange Formul mit angeführt ist, versichert der V. viele Kranke hergestelt zu haben. 48) Von einer Niederdrückung des Brustknochens nach dem Friesel. Nach diesem war eine krampfhafte Engbrüstigkeit zurükgeblieben; das ängstliche beschwerliche Odemholen zog das Zwergfel unterwärts, und das daran bevestigte Brustbein wurde einwärts gezogen. Durch Hülfe einer Schnürbrust ward diesem Uebel abgeholfen. 49) Schroeter von einer Engbrüstigkeit, die durch den Gebrauch der Meerzwiebel erleichtert wurde. In krampfhaften Husten, der durch zähen Schleim veranlast wird, hat die Meerzwiebel mit Schwalbenwurzel und Salpeter gute Dienste gethan. Die feinsten Bestandtheile derselben sind salzartig und kaustisch, und lösen leicht auf. 50) J. Gerh. Wagner Clinische Beobachtung 1) von einem hitzi-

gen Fieber in der Gegend des Balthiſchen Meers, beſonders um Lübek herum, 2) von der herlichen Würkung der Squilla. Dieſes Fieber befiel hauptſächlich diejenigen, ſo heftige Alteration gehabt hatten, und fieng ſich mit beſchwerlichen Odemholen an; die Eslust war weg, die Kräfte verſchwanden auf einmal; dabei ein drückender Kopfſchmerz, weiße Zunge, kleiner, ſchwacher, ſchneller Puls, geſpante Haut, entkräftende kalte Schweiße. Der Harn war weis und dün, der Leib verſtopft, Abends Fieberſchauer mit Flechſen Hüpften, mit großer Niedergeſchlagenheit. Von 100 ſtarben 10; die Criſe geſchah meiſt durch den Harn oder durch die Gelbſucht, oftmals durch Schwülſte an den Füßen. Die Heilart ſcheint uns einfach, und oft nicht treffend genug. Riverius Salzmixtur, häufige Säuren und viel Aufgus von Chinarinde würden vielleicht die 10 von 100 auch noch gerettet haben. Von dem herlichen Nutzen der Squilla in Geſchwulſt des Unterleibs, der Füße und in Gallenfiebern. Gleich nach den erſten Gaben von 4 Gran Pulver, 8 Gran Salpeter und 1 Skrupel Schwalbenwurzel fieng der Harn an zu fließen, und durch das Erbrechen warf die Kranke eine ungeheure Menge Schleim aus. 51) Triller von dem im Sommer ſeltnen Seitenſtiche. In der Mitte des Sommers iſt der Seitenſtich ſelten, vorzüglich aber in kalten feuchten Sommern, wo der vorhergehende Winter rauh geweſen iſt. Der hier beſchriebne Seitenſtich iſt eben derjenige, welchen Hippokrates, Galen, Trallien, u. a. m. den troknen nanten und faſt immer für tödtlich hielten. Der häufige Genus des Eiſes im Sommer giebt hiezu

oft

oft Anlas. Bei dieſen hier beſchriebnen Kranken wurde noch am 21 Tage zur Ader gelaſſen, da das Geſicht roth braun und angeſchwollen, und der Athem ſehr beſchwerlich war. Auf dem Blute ſchwam ein gelbliches Serum, am 25ten Tage erſchien die Criſe durch den Harn, und am 28ten folgte eine vollige Geneſung. 52) Seger von einem bösartigen Seitenſtiche, der durch ein kritiſches Frieſel gehoben ward. Am ſiebenden Tag erſchien ſtarker übelriechender Schweis, und während deſſelben wurde der ganze Leib mit weißen Frieſelbläsgen bedekt. Das Blut im gutartigen Seitenſtich iſt ordentlicher Weiſe mit einer zähen weißen Haut bedekt, im bösartigen Seitenſtich hingegen iſt das Blut meiſt ganz rein, ſchön hel und roth, und nach deſſelben Anſehen ſcheint es faſt unmöglich zu ſein, daß der Kranke ſterben kan. 53) Preval von dem Nutzen der Brechmittel in der fäuligten Lungenentzündung. Die Urſach dieſer Krankheit liegt in den erſten Wegen, wovon der Geruch aus dem Munde und die Gegenwart des Schleims zeugen. Die Warnungen für Brechmittel ſind hierbei gerade unnüz; wenn Blut gelaſſen iſt, können Brechmittel, ohne Furcht gegeben werden. Gleich nach den erſten Brechen iſt der Kranke ſchon um vieles leichter; der Blutauswurf iſt ſchwächer, und die Furcht vor der Zerreißung der Lungengefäße iſt ganz vergeblich, da die Beiſpiele nicht ſelten ſind, daß heftiges Blutſpeien, das mit nichts zu ſtillen war, einzig und allein durch Brechmittel in kleinen Gaben gehoben wurde. 54) Fried. Krauſe von dem Nutzen des wiederholten Blutlaſſens in der Lungenentzündung. Kein Eingeweide iſt der wieder-

kommenden Entzündung so ausgesezt als die Lunge. Cothenius muste bei einer Peripneumonie sieben mal Blut lassen, und bei der 7ten Aderlasse war noch immer Spekhaut auf dem Blute. Meistens wird der Kranke nach der ersten Blutlässe schwächer und kränker, und dieses ist immer die sicherste Indikation noch mehr Blut zu lassen. Man öfne die Ader am Arme auf der schmerzhaften Seite, denn Werlhof sahe aus der entgegengesezten Seite beim Aderlas das schönste helleste Blut fließen, so bald aber die Ader an der kranken Seite geöfnet wurde, erschien zähes speckigtes Blut. 55) Joh. Gerh. Wagner von einer kurzen und wirksamen Curart des Blutspeiens, besonders des Eingewurzelten. Diese besteht in dem Gebrauche der Rinde, die der Verf. als ein ohnfehlbares blutstillendes Mittel anräth. Opium und Eisenvitriol kan füglich mit der China versezt werden. Der Gebrauch des Brechweinsteins in Mutter-Blutstürzen zum Viertheil bis zum Drittel Gran gehört ebenfals unter die sichern blutstillenden Arzneien. 56) Chr. Cranz glükliche und unglükliche Beispiele der Eitersäcke in der Lunge und den benachbarten Glandeln. Bei einem schon gebildeten Lungengeschwüre ist der Puls hart und ungleich; wird das Fieber stärker, so wird der Puls geschwinder, und sezt oft ab. Nach Gabers Erklärung ist der Eiter ein Bodensaz der Lymphe, dessen weiße Farbe oft durch beigemischtes Fet und Blut, oder auch durch andre feste Theile verändert wird. 57) Günz von dem Wege des Eiters aus der Brust in die Luftröhrenäste. Viele große Aerzte haben nicht begreifen können, wie bei einem Seitenstich der Eiter in

die

die Lunge kömt; Galen glaubte, daß die Lungenflügel das Eiter einsaugten, und Lancisius Meinung, daß der Eiter in die Rippenblutader und von da in die Ungepaarte komme, aus dieser durch die feinsten Röhrchen theils in die Luftröhre, in die Hohlader und ins Herz; aus selbigen in die Lungenarterien, aus deren Endungen es vermittelst der Luftröhrenästgen in die Lunge ergossen würde, scheint noch mehr Beifal zu verdienen. Bei Brustwunden schmekt der Kranke oft ganz eigentlich den Liquor im Munde, der in die Wunde eingesprüzt wird. 58) Stahl von der Schwindsucht. Zu einiger Hofnung eines glüklichen Ausgangs dieser Krankheit wird erfodert, daß die leidende Stelle den grösten Aesten der Luftröhre so nahe sei, daß dadurch ein baldiger Auswurf des Eiters und dann eine völlige Zuheilung erfolgen könne. — Die Ursach, warum Schwindsucht und Lungenkrankheiten nicht alzu häufig sind, liegt an der weisen Veranstaltung der Natur: überflüssiges Blut, oder andre verdorbne Säfte durch andre Wege auszuführen als durch die Lunge. Nasenbluten, güldene Ader, Schnupfen, Durchfal u. s. w. schaffen ohne Gefahr allen lästigen Ueberflus fort, welches der Lunge vermöge ihres zarten Baues nicht immer möglich ist. — Der Dampf des Spiesglases hat bei einem beschwerlichen Husten gut gethan. — Hr. Prof. Crell schlägt zur Abführung des Eiters bei Lungensuchten oft wiederholte gelinde Abführungsmittel vor, besonders bei dem Anfang der Krankheit. Es ist nicht bloße Spekulation, — sondern etliche glükliche Versuche haben Hrn. C. auf diesen Vorschlag aufmerksam gemacht. — 59) Schacher Leichenöfnung eines

Schwind.

Schwindsüchtigen. Die Beispiele von ganz verschwundnen Lungenflügeln sind nicht selten. Der vom Eiter zerfresne Theil verliert seine Empfindung, und eine Lunge, die ins Wasser gelegt wird, löset sich nach und nach ganz auf. 60) Vater von einem Tertianfieber, das wegen eines zerplazten Eitersaks tödtlich wurde. 61) Fried. Rupp von einem schleichenden Fieber aus einem Falle aufs Knie. 62) G. Ernst Stahl von dem Unterschied des geschwinden und oft schlagenden Pulses. Geübte Aerzte finden doch hier einen Unterscheid, so gering er auch sein mag, und nennen einen Pulsschlag, der mit einer gewissen Schnelligkeit geschieht, einen geschwinden Puls, und wenn viele Schläge auf einander folgen, ohne merkliche Zwischenzeit zwischen jeden — einen oftschlagenden Puls. 63) Rud. Camerarius, von aussetzendem und knarrendem Pulse. Bei der Leichenöfnung fand man den rechten Lungenflügel mit einer knorplichten Haut verwachsen, in der Brusthöhle war eine beträchtliche Menge gelbes Serum, ein schlaffes bleiches Herz mit einem $1\frac{1}{2}$ Zol langen Polypen, einen großen Schlagaderbruch in der Aorta, der inwendig mit einer zerreiblichen Cruste überzogen war. Leztres war die Ursache des knarrenden Pulses, da die rauhen *Lamellen* der Arterie bei dem Zusammenziehen sich an den harten Polypum rieben. 64) Joh. Georg Beck Leichenöfnung eines Mannes, der an Herzklopfen starb. 65) S. Philip Sauber und Stenzel von den Spekgewächsen in der Aorta und den Balggeschwülsten überhaupt. Die Feuchtigkeit, welche zu talgichten Spekgewächsen Anlas giebt, wird aus den Gefäßen

des

des Herzens selbst abgeschieden, und der Balg, worin die Speckgewächse eingehült sind, entsteht von den dicken festrigten Theilen der Lymphe, welche stilstehen, durch die wechselseitige Berührung ihrer Flächen und Endungen zusammengehalten werden, und so nach und nach eine Haut bilden, welche immer dicker und fester wird. Solche Gewächse haben einen talchichten Kern in der Mitte, der von einer Menge talchichter Lamellen umgeben wird, und sich folglich immer größer bildet. — Alzuhäufiger Genus des Branteweins giebt zu solchen Speckgewächsen in der Aorta Anlas. Sie sind unheilbar, und Blutlässe einzig und allein schaffen kurze Erleichterung. 66) Sam. Reinhold von der Verknöchrung der Cranzader des Herzens. In der muskulösen Textur der Venen findet die Verknöchrung nicht stat, sondern allein in zellichten Fasern der Adern, die bis zum Knochen verdichtet werden können. 67) Salzmann von einer plözlichen aus Ergießung des Bluts in den Herzbeutel erfolgten Tod. 68) Cas. Christ. Schmiedel von der Verschwärung des Herzbeutels und des Herzens. 69) Kaltschmidt von einigen Merkwürdigkeiten bei einer Leichenöfnung. 70) Georg Götz von verschiednen durch Polypen hervorgebrachten Krankheiten der Brust. Ob die Polypen Gefäße haben, wodurch sie ernährt werden, ist noch unentschieden. Die gröste Wahrscheinlichkeit ihrer Entstehung liegt in dem gallertartigen Wesen des Bluts. Jede Verdickung, und jedes Stillstehen des Bluts kan zu solchen polypösen Ansäzen Anlas geben. Wenn sich die gerinnenden Theile der Lymphe mit einander verbinden, und sich zwischen die

Fasern

Fasern der Herzklappen setzen, so entsteht der erste Keim von Polypen. Kerkring und andre waren der Meinung, daß die Polypen erst nach dem Tode erzeugt würden. — Venerische Personen sollen sehr dazu geneigt sein. 72) Phil. Adolph Böhmer von der Verhütung der Polypen. Kaltes Trinken nach Erhitzungen ist ein der gemeinsten Ursachen zur Erzeugung der Polypen; nächstdem häufige Säuren, styptische Mittel, Brantewein, und unter den Leidenschaften vorzüglich der Schrecken. Eben dieses gilt von Entzündungskrankheiten, unterdrükter Reinigung, Goldaderflus, von venerischen Krankheiten, Schaarbock, Pest und allen übrigen, welche die Lymphe verdicken. Das Wasser des Carlsbades sol eine eigene Kraft haben, dem Wachsthum der Polypen zu verhüten, und selbige aufzulösen und zu zertheilen.

34.

## CX.

Caji Plinii Secundi Naturalis historiae, cum interpretatione & notis integris Johannis Harduini, itemque cum commentariis & adnotationibus, Hermolai Barbari, Pintiani, Rhenani Gelenii, Dalechampii, Scaligeri, Salmasii, Is. Vossii, O. F. Gronovii, & Variorum, Volumen Primum; recensuit, varietatemque lectionis adiecit Joh. Georg. Frid. Franzius. Lipsiae 1768. 8 maj. p. 756.

p. 756. Plinii Natur. histor. Volumen secund. Ib. eod. p. 788.

---

Plinius Naturgeschichte, dieser reichhaltigste Schatz der Kentnisse der Alten, vor seinen Zeiten, verdiente der Sachen wegen, selbst auch wegen seiner herlichen Schreibart, in den Händen aller Naturkündiger zu sein, welche alsdenn, durch diese häufigere Bekantschaft mit ihm, auch gewis noch viele bis izt dunkle Stellen aufklären würden. Allein die Kostbarkeit seiner Ausgaben (besonders der Harduinischen) und das unbequeme Format sind bis izt ein Hindernis gewesen, daß man ihn nicht zu einer anhaltenden, fast mögte ich sagen zu seiner täglichen Lectüre gemacht hat. Eine gute Ausgabe, in bequemen Formate, und zu einem billigen Preise würde also schon allein dankenswerth sein: allein H. D. Franz (den die Liebhaber der Litteratur, besonders auch der Naturkunde in ihrem ganzen Umfange, schon aus mancher rühmlichen Unternehmung zur Ausbreitung derselben, hinlänglich kennen werden,) hat hier noch viel mehr geleistet. Er hat die beiden besten und kostbarsten Editionen, die Gronovische und Harduinische, hier mit einander vereinigt, und sie, bei allen ihren guten Ansehn, und dem bequemen Format, doch wohlfeil in die Hände der Liebhaber geliefert. Der Text selbst ist unverändert nach Harduin abgedrukt: die verschiedenen Lesarten dieser Edition (die jener an das Ende des Buchs verwiesen hatte) so wie auch die aus der Gronovischen, und aus den verschiedenen Handschriften, hat er unmittelbar

## CXIII.

Caroli Strack Med. Doct. & in Univ. Mogunt. Instit. Med. Profess. Publ. Ord. Eminentiss. ac Celsiss. Princ. Elect. Mog. Consil. Jud. Aul. Electoral. Util. Scient. Acad. Erford. Regiae Societ. Medicae Parisiensis & Hassia Academ. Soc. Giesen. Socii ad Quaestionem, quam de enervando variolarum miasmate saluberrima Facultas Medica Parisiensis proposuerat Responsum quod ejusdem Facultatis Judicio proxime ad Praemium accessit Die 5 Novembris Anno 1778. Francofurti ad Moenum. Typis Andreaeis MDCCLXXX. Auf 29 Oktavseiten.

---

Bekanklich gab die mediciniſche Facultät zu Paris für das Jahr 1778 noch einmal die Preisfrage auf: Giebt es ein Mittel, welches das Blattergift auch alsdann noch, wenn die Krankheit ſich ſchon deutlich zeigt, ſchwächen, und ſeine Wirkung unterbrechen kan? Der Hr. Hofrath Strak erhielt den Preis, und gegenwärtige Schrift iſt die Beantwortung. Wir wollen das Weſentliche derſelben herſetzen.

Ein ſolch Mittel giebt es nicht, und wenn es auch dergleichen gäbe, ſo wäre es ohne Nutzen, woferne es nicht eher, als zu der in der Frage beſtimten Zeit angewendet

wendet würde. Dies zu beweisen, beruft sich der Hr. Verf. auf seine eigene Erfahrung. Es giebt kein solch Mittel, 1) weil die medicinische Facultät zu Paris, deren Kentnis so ausgebreitet ist, erst ein solches sucht. (Dies beweiset wol überhaupt nichts, und ist blos ein Compliment; man weis oft das nicht, und glaubt nicht, daß es da sei, was man sucht, und findet es gleichwol doch, und man sucht, um es zu finden.) 2) Weil, wenn es auch nur ein einziger Arzt mit Erfolg gebraucht hätte, es bald bekant worden wäre. (Dies beweiset wieder nichts, außer daß noch kein solch Mittel da ist, nicht, daß es nicht da sein kan.)

Sodan beweiset der Hr. Verf., daß, wenn es auch ein solch Mittel gäbe, es zu der oben besagten Zeit in der einen Gattung der Blattern überflüssig, in der andern unschiklich sei. Zuerst von den variolis discretis. In diesen ist ein solch Mittel unnöthig, weil diese Blattern ohne Gefahr sind, keinen Schaden hinter sich zurüklassen, sondern von selbst gut Eiter machen, welcher Naturarbeit die Kunst nichts hinzuthun, nichts wegnehmen mus, denn eine volkomne Eiterung zeigt die gänzliche Genesung an. Und eben deswegen empfielt man die eingepfropften Blattern.

Es lassen zwar zuweilen auch die variolae discretae, sonderlich wenn sie sehr häufig sind, verschiedene üble Folgen hinter sich; dies geschieht aber überhaupt nicht oft, und nur mehr bei den zusammenfließenden, und wenn das ins Blut zurükgegangene Eiter nicht sogleich durch den Urin abgeht. Nichts destoweniger sind die variolae discretae mehr nüzlich als schädlich, und sie schaffen oft Krankheiten fort, die keine Arznei bezwingt.

Tugend und keine dauerhafte Glükseligkeit möglich sei.

51.

## CXII.

Herrn S. A. D. Tissot, der Arzneikunst Doktors und öffentlichen Lehrers zu Lausanne — sämtliche zur Arzneikunst gehörige Schriften, nach den neuesten von dem Herrn Verfasser selbst verbesserten und vermehrten Originalausgaben übersezt, und mit einigen Anmerkungen begleitet, von Johan Christian Kerstens, der Weltweisheit und Arzneikunst Doktor, und öffentl. ordentl. Lehrer auf der königl. Universität zu Kiel. — Erster Theil. Zweite viel verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig bei Jacobäer 1779. 1 Alph. 20 Bogen 8.

Den Werth Tissotscher Schriften beweiset auch diese neue Auflage einer Uebersetzung, da schon so viele andere derselben vorher gegangen sind. Der Herausgeber hat sie von neuem mit der sechsten Originalausgabe auf das genaueste verglichen, sie von allen Uebersetzungs- und Sprachfehlern so viel möglich gesäubert, Tissots neuere Zusätze gehörigen Orts eingerükt, und seine eigenen vermehret. Dadurch hat also diese Auflage vor der ersteren

Ausgabe

Ausgabe offenbare Vorzüge erhalten, die bekantlich von Drukfehlern wimmelte. Die rükständigen drei Theile sollen noch mit mehrerer Schönheit abgedrukt werden, und davon der vierte am spätesten in der Ostermesse 1781 an das Licht treten. Alles dieses sagt der Vorbericht unterschrieben Kiel den 19ten Julius 1779. Es enthält dieser Theil die Belehrung an das gemeine Volk über seine Gesundheit, die durch des Herausgebers Anmerkungen für Deutschland, und besonders für Niedersachsen gemeinnüzziger gemacht worden ist. Erläuterungen solcher Art finden sich bei den Kapiteln vom Gliederfluß, dem Wechselfieber, der Tollheit, und man kan dabei den Wunsch nicht unterdrücken, zu Ausrottung alles Aberglaubens und aller sympathetischen und anderer Curthorheiten Ofterdingers Werk auf eine ähnliche Weise behandelt, und in den Händen würdiger Landprediger zu sehen, da noch viele, die an chronischen Krankheiten ein sieches Leben führen müssen und sterben, hätten gerettet werden können, wenn ihnen gleich anfangs schiklicher Rath gegeben worden wäre. Daß auch hin und wieder Bemerkungen vorkommen, die, wenn sie gleich gut und wahr sind, nicht zum Fache der Arzneigelahrtheit gehören, ist bekant, so wie S. 34. die Fürsten des Reichs getadelt werden, die fremde Werbungen in ihren Landen gestatten, oder ihre grösstentheils aus Landeskindern bestehende Kriegsvölker in fremden Sold geben. Bei der Anmerk. S. 98. könte allenfals noch erinnert werden, daß Buchoz eine bequeme Maschine zum Einathmen wässeriger Dämpfe in die Lungen bekant gemacht hat, die man Kranken in nöthigen Fällen empfelen mus.

75.

unter den Text gesezt; damit der Leser sogleich und mit Leichtigkeit selbst wählen könne, welche Lesart er für die beste hält, und den andern vorzieht. Auf diese Lesarten folgen die Noten der angezeigten Herausgeber, zu denen er einige wenige eigene (die recht gut sind, die wir aber nicht alle anzeigen können) hinzugefügt hat, und noch mehrere, nach der Endigung des ganzen Werks, verspricht. Da die verschiedenen Herausgeber nicht auf einerlei Art die Capitel abgetheilt und überschrieben haben; so hat Hr. Fr. diese Verschiedenheiten besonders bemerkt; eine Bequemlichkeit, die die Leser ihm sehr verdanken werden. Nach diesem gut ausgedachten und gut ausgeführten Plane sind also vorizt die beiden Bände abgefast, welche die sechs ersten Bücher des Plinius enthalten: die übrigen denkt Hr. F. noch in 4 Bänden zu liefern. Am Ende des Werks wird er noch das Merkwürdigste aus den Betrachtungen über den Plinius vom Grafen Rezzonico (welche er nicht zeitig genug hat erhalten können) hinzufügen: noch schäzbarer werden aber die volständigen Register über das ganze Werk sein, da er sich bemühen wird (und jeder Naturkündiger weis es, wie schwer dies Unternehmen ist), von allen vorkommenden zum Naturreiche gehörigen Körpern die Benennungen bestmöglichst anzugeben, unter denen sie Linne aufgeführt hat.

Aus allem dem, was bisher angeführt ist, wird jeder wahre Liebhaber der Natur erkennen, wie sehr er Hrn. F. den auf dieser Ausgabe bereits gewandten Fleis und Mühe zu verdanken hat, und wie viel grösser noch jenes Verdienste um den Plinius werden, wenn

wenn er, wie wir nicht zu zweifeln Ursach haben, alles dasjenige leistet, was er uns versprochen hat.

2†7.

## CXI.

Gebete für Studierende, vornemlich in Gymnasien und lateinischen Schulen, nebst einigen Festgebeten, als ein Versuch zur Verbesserung der Liturgien, von D. Georg Friederich Seiler. Erlang in der Schleichischen Buchhandlung. 12½ B. 8.

Der Einfal Gebete für Studierende herauszugeben, verdient allen Beifal, weil junge Studierende dadurch an ihre Pflichten und den Endzwek, warum sie studieren sollen, auf das kräftigste und heilsamste erinnert werden; nemlich zur Ehre Gottes und zum Besten anderer ihre Geschäfte einzurichten. Der erste Theil dieses Buchs enthält besondere Gebete für Gymnasien und Schulen, der zweite algemeine, auch sind einige zwekmäßige Lieder eingeschaltet. Der Ausdruk ist simpel und plan, wie man es von dem Hrn. V. gewohnt ist. Wir wünschen, daß junge Studierende sie nicht nur fleißig lesen und sich bekant machen; sondern auch daraus lernen mögen, daß ohne Gebet, das ist, ohne beständiges Andenken an Gott keine wahre

Alles dieses macht, daß man die variolae discretae mit Recht einem Mittel, wenn es auch das Blattergift schwächen, und die Blattern unterdrücken könte, vorziehen mus.

Ferner verlangt die medicinische Facultät zu Paris zu wissen, ob ein solches Mittel mit Nutzen wirken werde, wenn es nicht eher angewendet wird, als bis man gewis weis, daß die entstandene Krankheit die Blatterkrankheit sei? Die Kenzeichen, die die Blattern anzeigen sollen, sind überhaupt ungewis und betrieglich. Vor dem wirklichen Ausbruch der Blattern läst sich nichts mit völliger Gewisheit bestimmen. Dieses sezt der Hr. Verf. sehr gut aus einander.

Dann fährt er fort: ein solch Mittel ist, wenn es alsdann erst, wenn die Blattern schon wirklich ausgebrochen sind, angewendet würde, entweder vergeblich oder schädlich. Vergeblich, weil der Ausbruch der Blattern die Crisis des Fiebers ist, die die Gefahr abgewendet hat, und folglich keiner Kunst bedarf; schädlich, weil man, wenn man zu einer solchen Zeit das Blattergift schwächen und unthätig machen wolte, die heilsame Eiterung entweder verhindern, oder gar aufheben würde. Vielleicht könte man einwenden: es könne das Blattergift durch ein solch Mittel so geschwächt und zubereitet werden, daß es durch einen neuen und ungewöhnlichen Weg aus dem Körper gienge. Hierauf antwortet der Hr. Verfasser: 1) Bekantlich brechen die Blattern nicht auf einmal aus, sondern es erscheinen zuerst wenige Blattern, und den andern Tag kommen die übrigen alle zum Vorschein. Während dieses Zeitraums dauert ein gelindes Fieber fort, welches als eine perturbatio critica anzusehen ist, und

diese

diese perturbatio mit einem specifiken Mittel angreifen oder hintertreiben zu wollen, ist entweder vergeblich oder schädlich; 2) bei wenigen Blattern intermittirt das Fieber vom Ende des Ausbruchs bis zum Anfange der Eiterung, es remittirt aber nur bei vielen Blattern; zwischen dieser Zeit füllen sich die Blattern, und werden zur Eiterung geschikt gemacht. Remittirt nur das Fieber, so wird kein Mittel die Eiterung abhalten können, denn das Fieber hört nicht auf zu wirken; intermittirt es, so ist der Zwischenraum zu kurz, als daß ein solch Mittel hinlänglich wirken könte. So hebt die Peruvianische Rinde das Fieber, das Quekſilber das Venusgift, ein anderes Mittel die Wuth vom Bis eines tollen Hundes nicht auf einmal.

Eben dieses gilt auch von den zusammen fließenden bösartigen Blattern; denn das Miasma ist einerlei, und es sind nur verschiedene andere Fehler noch zugegen, die die Ursache sind, daß die Blattern zusammen fließen. Gesezt auch, man hätte ein Mittel, das bei einzeln stehenden Blattern die verlangte Wirkung thäte, so würde es doch bei den zusammenfließenden ganz ohne Nutzen sein, wenn es alsdann erst angewendet würde, wenn sich die Krankheit schon offenbar zeigte. Dieses läst sich aus Erfahrung beweisen. Man erinnere sich, daß man bei den einzeln stehenden Blattern dreierlei Fieber, das Ebullitions- das Suppurations- und ein hektisches Fieber bemerkt. In der Zwischenzeit dieser Fieber intermittirt oder remittirt nur das Fieber, je nachdem mehrere oder wenigere Blattern vorhanden sind.

Ganz anders verhält es sich aber bei den zusammenfließenden Blattern; die Fieber halten keine Perio-

daß er seinen Schülern nicht viel Gutes über diesen Leitfaden beibringen werde.

53.

## CXVI.

Gamaliels eines philosophischen Juden, Spaziergänge über die Berlinischen Betrachtungen der Wundergaben, Schwärmerei, Toleranz, Spötterei und Priesterschaft. Constantinopel, 1780. 8 Bogen, 8.

Der Herausgeber dieser wahrscheinlich in der Schweiz verfertigten Gespräche, (der, wie wir hören, Herr Rektor Kleuker sein sol,) berichtet in seiner Vorrede:

„Gegenwärtige Spaziergänge sind zwar schon vor ein Paar Jahren geschrieben; aber doch jezt noch nicht unnüz. Als Original in der Denk- und Behandlungsart verdienen sie auch von solchen gelesen zu werden, deren Meinungen von den hier geäußerten Grundsäzen und Behauptungen sonst abstehen, wie Himmel und Erde. Diejenige Wahrheit, von welcher der eben so launenreiche als in sich selbst tief und festgegründete Verfasser Profession macht, hat ihr Gebiet weit über dem Dunstkreise, worin die Mücken tanzen.“

Mehr haben wir unsern Lesern von dieser Schrift nicht zu sagen. Daß die hier berührten Lehren neue Bestim-

stimmungen oder Beweise erhalten hätten, können wir wenigstens nicht berichten. Wer Lust hat, über dergleichen Gegenstände alles zu lesen, der wird auch diese Gespräche lesen.

365.

## CXVII.

**Gedanken, wie man den Schülern das Gefühl des Wahren, von Anfang an, beibringe. (Münster 1780.) 1 Bogen, 4.**

Diese Gedanken rühren von Sr. Exzellenz, dem Herrn Minister von Fürstenberg, her. Sie tragen das Gepräge ihres großen Verfassers kentlich, der das ganze Al des menschlichen Wissens, in so fern es gemeinnützig und brauchbar ist, durch die vortrefliche Schulordnung auszubreiten gesucht hat. Die Nachwelt wird noch die Verdienste dieses großen Mannes um Aufklärung und Ausbildung eines so edlen Theils unsres Vaterlandes dankbar erkennen.

Diese Schrift ist auch durch einen Nachdruk (Frankfurt 1780, 8. bei Gebhard) auf die Messe gekommen, und dadurch dem deutschen Publikum bekanter geworden.

365.

## CXVIII.

Kinder. Magdeburg, bei Johan Adam Creuz. 1779. Auf 1 Alphabet und 3 Bogen in Oktav.

---

Der Hr. Verf. bedienet sich dieses Buchs bei seinem Unterricht, den er den Hebammen, seinem Amte nach, geben mus. Es gehört unter die besten von der Menge dieser Schriften, die seit einigen Jahren aus gleicher Absicht heraus gekommen sind. Man erblikt in demselben den praktischen Geburtshelfer selbst, der, frei von allen Vorurtheilen, helle sieht, genau beobachtet, und gründlich denkt. Hr. M. ist freilich in dieser Schrift etwas über die gewöhnlichen Gränzen gegangen, die er sich beim Unterricht der Hebammen gesezt hat; allein er sehen doch nicht, daß er seine Schülerinnen überladet, sie kühn mit Instrumenten macht, und ihnen Lehren ertheilt, die ihnen nicht gehören. Er sagt viele Dinge, die als Kleinigkeiten in vielen solchen Büchern mangeln, doch aber in Rükſicht der Hebammen von äußerster Wichtigkeit sind. Wir können diese Schrift allen denen, die solchen Personen Unterricht ertheilen müssen oder wollen, empfehlen, die Lehrer aber müssen ganz nothwendig Morgensterne sein.

17.

---

CXV.

## CXV.

Grundkentnisse vom Menschen, und einigen zu seiner frühen Ausbildung gehörigen Wissenschaften, von J. H. Voigt, Professor an der Herzogl. Landschule zu Gotha. — Gotha, bei C. W. Ettinger 1780. 326 Seiten. 8.

Dies Buch ist eine Encyklopädie, worinnen der Verfasser allerlei nüzliche Kentnisse vorträgt, die den Kindern in ihrem frühern Alter beigebracht werden können. Unsrer Einsicht nach hat der V. auf ein bestimtes Alter der Kinder, mit welchen man dies Buch lesen sol, nicht durchgängig Rükſicht genommen. Dies erhellet daraus, daß dasjenige, was jedes Kind schon weis, zu sehr mit solchen Dingen vermischt ist, die ihm ganz unbekant sind. Dahin gehören z. B viele Paragraphen in den Abschnitten S. 20. Kentnis des Menschen im ausgebildeten Zustand; S. 40. Kentnis des Menschen im gesellschaftlichen Zustand ꝛc. Die hier vorkommenden Sachen sind dem Knaben, dem der Unterricht in den folgenden Absätzen durchaus neu sein dürfte, gewis schon bekant.

Tief eingehende Untersuchungen gehören in ein solches Buch nicht. Der V. hat das leicht- und Wissenswürdige auszuheben gesucht. Wir zweifeln gar nicht,

daß

den, sondern dauern in eins fort. Die Ursache davon liegt im Körper, z. E. wenn die Säfte scorbutisch, Unreinigkeiten und Würmer in den ersten Wegen sind, oder der Körper zur Auszehrung geneigt ist. In diesen Blattern nun, deren Miasma an sich nicht schlimmer, als in den variolis discretis ist, das Gift mit einem specifiken Mittel oder einer besondern Curart entkräften wollen, ist vergeblich, sondern man mus hier auf die verdorbenen Säfte sehen, damit ein gutes Eiter, wie bei den abstehenden Blattern, erfolge. Hätte man ein solches specifikes Mittel, so müste man es eigentlich gleich im Anfange der Krankheit, wenn dieser Anfang mit Gewisheit erkant werden könte, und ehe noch die Blattern ausgebrochen, angewendet werden. Einige versprachen zwar ein Mittel, wodurch sie das Blattergift so zu schwächen glaubten, daß keine Blattern entstünden; allein der Erfolg kam mit dem Versprechen nicht überein.

Zulezt theilt der Hr. Verf. noch einige Beispiele von Curarten mit, wodurch er von den Augen die Blattern abhielt. Zur Zeit einer Blatterepidemie bekam er verschiedene Kinder mit entzündeten Augen in die Cur. Das älteste von diesen Kindern lies er sogleich zur Ader, verordnete des Abends ein Clistier, den folgenden Tag ein Laxiermittel, ein Blasenpflaster in dem Nacken, und äusserlich ein Augenwasser, das aus Rosenwasser und Bleizucker bestand; von diesem Wasser lies er täglich oft einige Tropfen in das Auge fallen. Den vierten Tag war hierdurch alle Entzündung gehoben. Den sechsten Tag erschienen die Blattern, und im Gesichte sehr viele derselben, wodurch dasselbe bei der Eiterung heftig aufschwelte. Das linke Auge, an welchem vorher keine Entzündung

gewesen

gewesen war, ward nun zugeschlossen, an dem rechten hingegen, und so weit die Compresse gereicht hatte, erschienen gar keine, obschon dasselbe kurz vorher beschädigt gewesen war. Ein junger Mensch bekam die Blattern, und genas. Sein Bruder von 15 Jahren hatte von Jugend auf rothe triefende Augen, und daher verfuhr der Hr. Verf. aus Vorsicht, wenn er etwa die Blattern bekommen möchte, eben so, wie mit dem vorhergehenden Kinde. Die Augen wurden dadurch gesund, blieben es auch, obgleich nach drei Wochen sich zusammenfließende Blattern einstelten. Auf diese Art hat der Hr. Verf. mehrmalen von solchen Augen, die vorher entzündet waren, die Blattern abgewendet.

17.

## CXIV.

Friedrich Simon Morgensterns, der Arzneigelahrheit Doktors, Stadtphysici zu Magdeburg, Hebammenlehrers im Herzogthum Magdeburg und in der Grafschaft Mansfeld, des königl. Provincialcollegii Medici und Sanitatis, der kaiserl. Academie der Naturforscher, wie auch der Churfürstl. Mainzischen Academie nüzlicher Wissenschaften Mitgliedes, Unterricht in der Hebammenkunst, nebst einer kurzen diätetischen und medicinisch-praktischen Anweisung für Schwangere, Gebährende, Wöchnerinnen und neugeborne

Kin-

## CXVIII.

Thomas Abbts, weil. Gräfl. Schaumburg-Lippischen Hof- und Regierungsraths, vermischte Werke. Vierter Theil, welcher vermischte Aufsätze enthält. 244 Seiten. — — — — Fünfter Theil, welcher vermischte Aufsätze und Briefe enthält. 208 Seiten. 8. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai 1780.

Es ist unbegreiflich, wie die Freunde des sel. *Abbts* bei der Bekantmachung seiner Schriften so wenig für den bleibenden Ruhm des Mannes sorgen. Denn fürwahr sie sorgen nicht dafür, da sie alles, was sie zusammentreiben können, auch Schulexercitia, und die unbedeutendesten Briefe abdrucken lassen. Der Herausgeber dieser beiden Bände, (der, wie wir hören, Herr Biester in Berlin sein sol,) entschuldigt sich zwar damit, „daß selbst die jugendlichen Arbeiten eines Schrift„stellers sowol seine Anlagen, als auch wie er stufenweise „gestiegen, am besten zeigen.“ Das ist nun wol wahr; aber doch, wenn von Bekantmachung schlechter oder wenigstens ganz unerheblicher Aufsätze die Rede ist, eine kahle Ausflucht. Diese Art von jugendlichen Produkten gehört für die Vettern und Basen, nicht für's Publikum, dem sie der V. nicht gewidmet hatte. Ich möchte wol wissen, wo man aufhören müsse, wenn man sich einmal vornimt, alles, was ein Mann gedacht und geschrieben hat,

hat, drucken zu lassen. Da bekämen wir ja auch die ersten Anfänge des Denkens, die Schulübungen, die kein Mensch zu lesen verlangt, wenigstens nicht aus dem Nicolaischen Verlag.

Einige in diesen beiden Bänden enthaltene Aufsätze erscheinen jezt zum erstenmal. Die andern waren schon vorher durch den Druk bekant; oder wenigstens gedrukt, wenn auch nicht sehr bekant. Was hier zum zweitenmal erscheint, sagt der Herausgeber, wird sich durch die späteren Verbesserungen des Verfassers empfehlen.

## Vierter Theil.

I. Ueber die Freundschaften der Frauenzimmer. S. 1-24. Es sol ein Beweis sein, daß die Freundschaften unter den meisten Damen viel sublimer sind, als die Freundschaften unter den meisten Personen des andern Geschlechts.

II. Vom Einflus des Schönen auf die strengern Wissenschaften. S. 25-58. Es ist ein Rintelnsches Program von 1762. Diese beiden Aufsätze haben wenig Vorzüge. Sie hätten schlechterdings nicht in die Reihe von Schriften gestelt werden sollen, die sich durch Sachen und durch die Sprache auszeichnen. Ist's doch leerer Wortschal, und weiter nichts.

III. Von der Gewisheit in sinlichen, theoretischen und moralischen Wahrheiten. S. 59-134. Dies ist eine Beantwortung der bekanten Preisfrage: „Ob die metaphysischen Wahrheiten überhaupt einer solchen Evidenz fähig sind, als die mathematischen?“ Diese Abhandlung ist lesenswürdig, wenn sie gleich den

damals von der königl. Akademie bekant gemachten Preisschriften in keinem Betracht an die Seite gesezt werden kan.

IV. Ueber die Vorurtheile. S. 135-188. Es ist eine Abhandlung über die Frage, die die patriotische Gesellschaft zu Basel auf das Jahr 1763 aufgab: „Finden sich dergleichen Vorurtheile, die Ehrerbietung verdienen, und die ein guter Bürger öffentlich anzugreifen sich ein Bedenken machen sol?“

V. Von der Furcht bei Sonnen- und Mondfinsternissen. S. 189-212. Ist aus den Rinteinschen Anzeigen von gelehrten und gemeinnüzigen Sachen abgedrukt.

VI. Leben und Charakter Alexander Gottlieb Baumgartens. S. 213-244. Ist sonst schon bekant.

## Fünfter Theil.

VII. Erfreuliche Nachricht von einem evangelisch-lutherischen Auto da Fe. S. 1-24. Auch diese Satyre ist schon 1766 erschienen.

VIII. Geschichte der Grafen von Schaumburg und von der Lippe. S. 25-42. Aus dem Stadthagenschen Kalender von 1767.

IX. Einrichtung der ersten Studien eines jungen Herrn von Stande. S. 43-104. Unter Abbts Papieren hat man viele Zusäze gefunden, die er dieser sonst schon bekanten Abhandlung beigeschrieben. Diese sind hier beigefügt, und der Herausgeber hat sie mit einigen litterarischen Zusäzen, die bis auf unsre Zeiten gehn, vermehrt. Der Herausgeber scheint doch

häufig

häufig über Werke zu urtheilen, die er selbst nicht gelesen oder doch nicht geprüft zu haben scheint. Denn, wie könte er sonst z. B. S. 101. sagen, daß Tiedemann's Buch eine stärkere Speise sei, als Hume und Irwing; oder wie könte er auch Tetens, Tiedemann, Bonnet und Lambert in eine und eben dieselbe Klasse bringen?

X. Briefe. 1) An Herrn Blum. Sie stehn schon im Deutschen Museum, Julius und August 1778. 2) An Herrn Kammergerichtsrath Gause. Auch diese haben wir im Deutschen Museum gelesen. 3) An Herrn Kanonikus Gleim. 4) An den verstorbenen Geheimen Rath Klotz. 5) Zwischen Herrn Abbt, Moses und Nicolai. — Wir haben unsre Meinung über die Korrespondenz der Gelehrten schon gesagt. Viele und zwar die meisten von diesen Briefen verdienen gar nicht gelesen zu werden, weil sie Privatangelegenheiten und grösstentheils Miserien enthalten. Wozu wurden die gedrukt? Abbts unbegränzter Ehrgeiz, Stolz und Eitelkeit leuchtet aus diesen Briefen hervor. Das ist der Dienst, den ihm seine Freunde mit der Bekantmachung derselben erweisen, in die ihr Verfasser gewis nie würde gewilliget haben. Wir hören, daß Herr Möser die Briefe, die er vom sel. Abbt erhalten hat, nicht hat hergeben wollen. Das ist edel.

Noch sol ein sechster Theil folgen, der gleichfals vermischte Aufsätze, Briefe u. s. w. enthalten sol. — Item es geht ab!

365.

## CXIX.

**Magazin der neuern französischen Litteratur. Herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Erstes Stük. Leipzig, bei Joh. Gottlob Imman. Breitkopf. 1780. 6 Bogen, Oktav.**

Der V. giebt uns von der innern Einrichtung seines Magazins folgende Nachricht: „Jedes Stük ist in vier Rubriken abgetheilt: 1) In Auszüge aus den interessantesten Schriften, in welchen, so zu sagen, die Werke im Kleinen geliefert werden. 2) In kurze Nachrichten von weniger interessanten Schriften, oder solchen, die mir nicht selbst zu Gesichte gekommen. Schlechte Schriften bleiben ganz unangezeigt, außer wenn die Titel anziehend sind, und dann geschieht es, um das Publikum dafür zu warnen. 3) In Uebersetzungen, nemlich Nachrichten von Werken jeder Litteratur, die ins Französische übersezt werden, um zu sehn, was für Zuwachs die französische Litteratur von der ausländischen erhält. 4) In einem Anhang von Mannichfaltigkeiten, welche die neuesten Nachrichten, Einrichtungen, Vorfälle u. s. f. von der französischen gelehrten Republik enthalten.“

Die zwote Nummer, nemlich die Anzeige solcher Bücher, die der V. nicht gesehn hat, dürften sich wol die meisten Leser mit uns verbitten. Auch der Anhang ist, nach diesem Stücke zu urtheilen, nicht viel werth.

Der

Der V. müste, wenn sein Institut bestehn sol, getreue und volständige Auszüge aus den wichtigsten französischen Schriften liefern; und dabei alles Bekante weglassen, da ja nur das Neue, das Hervorstechende unsre Kentnisse weiter bringt. — Die Nachlässigkeit des V. in der Angabe des Drukjahres, der Stärke und des Formats der Bücher, die er rezensirt, bringt Schaden. Wir wünschen, daß er in dieser Rükficht, bei den künftigen Stücken, genauer sein möge.

53.

## CXX.

Magazin der italiänischen Litteratur und Künste, herausgegeben von C. J. Jagemann. Weimar 1780. bei Carl Ludolf Hofmann. 1 Alphabet, 1 Bogen, in Oktav.

Ein jeder Band dieses Magazins sol aus sechs Abtheilungen bestehn. Die erste enthält Auszüge und freie Uebersetzungen prosaischer Werke aus verschiedenen Fächern der Litteratur, und aus verschiedenen Jahrhunderten. Wir bitten den V., daß er nur die merkwürdigsten und lehrreichsten Aufsätze dieser Art in sein Magazin einrücken möge. Die Aufsätze dies s Bandes, die unter dieser ersten Rubrik stehn, sind gewis nicht alle merkwürdig. — Die zwote Abtheilung ist den besten Werken der italiänischen Dichtkunst bestimt. Wir fürch-

ten, diese Arbeit dürfte dem V. am meisten mislingen. Poetische Uebersetzungen erfordern mehr Geschmak, als man bei Herrn Jagemann voraussetzen kan, da sich dieser Schriftsteller bisher in den eigentlich wissenschaftlichen Fächern der Gelehrsamkeit bekant gemacht hat. — Die dritte Abtheilung liefert Anzeigen und kurze Nachrichten nicht nur von den neuesten Büchern, sondern sie geht auch nach und nach zurük bis zur Mitte unsers Jahrhunderts. Hier bedient sich Hr. J. der besten italiänischen Journale; weil es, wie er sagt, nicht möglich ist, alle Bücher selbst in Händen zu haben. Aber, wer verlangt, alle italiänischen Bücher zu kennen? Wir können es gar nicht billigen, daß der V. Journale ausschreibt. Weis doch ein jeder, wie wenig man sich auf Rezensionen verlassen kan. Es wäre daher besser, Hr. J. lieferte uns nur von solchen Schriften gründliche Anzeigen, die er selbst gelesen hat. Lieber wenig; aber dies Wenige gut. — Die vierte Abtheilung enthält Anzeigen und Nachrichten von den vornehmsten gelehrten Werken der italiänischen Litteratur, welche seit der zwoten Helfte des vorigen Jahrhunderts gedrukt worden sind. Auch hier bedient sich der V. der ältesten Journale Italiens. Diese Rubrik könte brauchbar werden, wenn sie nicht so mager und wenig belehrend wäre, und wenn der V. die Bücher nicht so unordentlich durch einander werfen, sondern unter gewisse Hauptklassen, nach den verschiedenen Wissenschaften, ordnen und eintragen wolte. — In der fünften Abtheilung geht der V. in seiner Bücheranzeige über die Helfte des vorigen Jahrhunderts hinaus. Seine Quellen sind: Fontanini dell' Eloquenza Italiana; Baretti's Italian Library; Haym's Notizia de' Libri rari;

Scipione

Scipione Maffei's Traduttori Italiani; Crescimbeni's Commentarj della Storia della vulgar Poesia. — Die sechste Abtheilung enthält vermischte Nachrichten von Kunstsachen, Alterthümern, Erfindungen aus verschiedenen Zeitaltern.

Sehr nachlässig zeigt der Verfasser die Originaltitel der Bücher an; dagegen übersezt er die italiänischen Büchertitel ins Deutsche. Dies nimt viel Raum weg, der besser genüzt werden müste. Dieses Institut wird sich schwerlich erhalten können, wofern es in der Folge nicht interessanter wird. Auch der Ladenpreis des Buchs ist viel zu hoch. Ein deutlicher Beweis, daß die ganze Spekulation zu gewinsüchtig sein mus.

In der alten so wol, als in der neuen Raccolta stehn viele Abhandlungen, die es weit mehr verdienten, von Herrn J. übersezt zu werden, als alles, was der erste Band dieses Magazins enthält.

53.

## CXXI.

Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur. Herausgegeben von Georg Christoph Lichtenberg und Georg Forster. Ersten Jahrgangs erstes bis drittes Stük. 1 Alphabet, 10 Bogen. 8. Mit Kupfern. Göttingen, bei J. Chr. Dieterich. 1780.

Da der Rezensent mit den meisten Verfassern, die zu diesen drei Stücken Beiträge geliefert haben, und mit dem Institut selbst in einiger Verbindung steht: so mus er sich mit der bloßen Inhaltsanzeige begnügen. Unsre Leser werden das Werk ohnehin nicht ungelesen lassen, wenn sie auch nur die Namen der Männer kennen, die an dieser gemeinnützigen Anstalt Theil nehmen.

Die Abhandlungen im ersten Stük sind: 1) Neuer Versuch einer einleuchtenden Darstellung der Gründe für das Eigenthum des Bücherverlags, nach Grundsätzen des natürlichen Rechts und der Staatsklugheit. Vom Herrn Prof. Feder. S. 1-37. 2) Beobachtungen merkwürdiger Gestalten der Wolken. Von Herrn Prof. Meister. S. 38-68. 3) O-Tahiti. Von Herrn Prof. Forster. S. 69-104. 4) Dr. Erxleben an Prof. Lichtenberg. S. 105-108. Dieses Schreiben betrift einen angeblichen Gewitterschlag. 5) Von den Zähnen der alten Aegyptier, und von den Mumien. Von Herrn Prof. Blumenbach. S. 109-139. 6) Dr. Forster an Prof. Lichtenberg. S. 140 156. Ueber Buffons Epochen der Natur, die Herr F. im Justinus II. 1. gefunden zu haben glaubt. 7) Nachricht von einem neuen botanischen Werk des Herrn John Miller. S. 157-164. 8) Vermischte Nachrichten. S. 164-168.

Das zweite Stük enthält: 1) Schreiben eines Kenners der Berg- und Hüttenwerke an der Lahne, an Herrn Kammerrath Klipstein in Darmstadt, vom 28 Nov. 1779. 2) Herrn Dr. Forsters Versuch einer Theorie über die Ursache, welche die Blätter der Pflanzen veranlast, im Sonnenlichte die faule Luft zu reinigen,

im Schatten aber dieselbe zu vergiften, in einem Sendschreiben an Herrn Prof. Lichtenberg. S. 185-206. 3) Protocol des Sekretärs der königl. Societät der Wissenschaften zu London, über Dr. Burneys Bericht von William Crotch, dem musikalischen Kinde. Vom Hrn. Prof. Lichtenberg. S. 206-215. 4) Prof. Lichtenberg an Herrn Dr. Erxleben. S. 216-220. Ist die Antwort auf E. Schreiben im ersten Stük. 5) Feder, Ueber das Verlagseigenthum. Zweiter Abschnit. S. 220-242. 6) Einige Lebensumstände von Capt. James Cook, gröstentheils aus schriftlichen Nachrichten einiger seiner Bekanten gezogen, von Hrn. P. Lichtenberg. S. 243-296. 7) Ueber eine Stelle in des Herrn Grafen Lamberg Epoques raisonnées sur la vie d'Albert de Haller, von Hrn. Hofr. Kästner. S. 297. 8) An Herrn Prof. Lichtenberg über den Ocean der Alten, von J. H. Voß. S. 297-309. 9) Dr. Canterzani an Dr. Pizzardi, das Erdbeben in Bologna betreffend. S. 309-322. 10) Herrn Kirchhofs Zurüstung, die Wirkung der Gewitterwolken darzustellen. S. 322-326. 11) Nachtrag zu einigen der vorhergehenden Artikel. S. 326-330. 12) Nachrichten. S. 330-333.

Drittes Stük. 1) Ueber die Rechtmäßigkeit der Lotterien, insonderheit der Zahlenlotterien, eine rechtliche Erörterung, vom geh. Justizrath Pütter. S. 339-370. 2) Beitrag zur Geschichte der Denkart der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt, in einigen Betrachtungen über die Neuplatonische Philosophie, von C. Meiners. S. 370-415. Unstreitig der wichtigste unter allen Aufsätzen! 3) Zu der Geschichte der empfindsamen Liebe,

von J. A. Eberhard. S. 416=419. 4) O=Taſiti, von G. Forſter. Zweiter Abſchnit. S. 420=458. 5) Anhang zur Abhandlung vom Verlagseigenthum, von Hrn. P. Feder. S. 459=466. Es ſind litterariſche Nachrichten. 6) Vorſchlag zu einem Orbis pictus für teutſche dramatiſche Schriftſteller, Romanendichter und Schauſpieler, nebſt einigen Beiträgen dazu, von G. C. Lichtenberg. S. 467=498. 7) Von einer neuen Erfindung des Herrn Bolton. S. 498=500. 8) Nachrichten. S. 500=503.

53.

## CXXII.

Joh. Ge. Sulzers — — Beobachtungen und Anmerkungen auf einer im Jahr 1775. und 76 gethanen Reiſe aus Deutſchland nach der Schweiz und Oberitalien, und über den St. Gothard zurük nach Deutſchland. Worin zugleich eine ausführliche Beſchreibung der Städte Hieres, Nizza und des Fürſtenthums Monaco enthalten iſt; auch Nachrichten von der Univerſität Turin und den Schulanſtalten in den Piemonteſiſchen Staaten mitgetheilet werden. Als Fragment aus ſeinem Tagebuch gezogen. Bern und Winterthur 1780. 18½ B. 8.

Mit

Mit eben so großem Vergnügen als Nutzen haben wir dies Werkchen gelesen. Denjenigen zu gefallen, die etwa nicht Gelegenheit haben, es selbst zu esen, theilen wir die vornehmsten Merkwürdigkeiten aus demselben mit. Der Verfasser hat auf seinen Reisen bemerkt, daß die Residenzen reicher geistlicher Fürsten durchaus, wo nicht mehr Pracht, doch mehr Anmuth und ein frischeres, ergötzenderes und festlicheres Ansehen haben, als die Palläste der großen weltlichen Fürsten. „Wäre, sezt er hinzu, die Beobachtung wirklich wahr, so könte sie aus der Verschiedenheit des Karakters der geistlichen und weltlichen Fürsten und ihrer Regierungen leicht erklärt werden. Ein großer weltlicher Fürst hat freilich ganz andre Sorgen, Geschäfte und Gelegenheiten seine Einkünfte anzuwenden, als daß das Bauen sein Hauptgeschäft ausmachen und eine seiner vornehmsten Ausgaben sein könte.“ (Dies bedarf jedoch unsers Erachtens einiger Einschränkung. Auch der große weltliche Fürst mus das Bauen überhaupt genommen, wenn nicht besondre Gründe für das Gegentheil eintreten, einer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdigen, und der König von Preußen giebt einen auffallenden Beweis, daß dis mit den übrigen wichtigen Geschäften, Ausgaben ꝛc. gar wohl bestehen könne. — ) In Frankfurt, „der einzigen Reichsstadt in dem südlichen Theile Teutschlandes, an welcher man keinen Verfal gewahr wird,“ sahe der sel. Sulzer Herrn Göthe. Er karakterisiret ihn so: Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken sowol über politische als gelehrte

An-

Angelegenheiten. Er besizt bei wirklich scharfer Beurtheilungskraft eine sehr feurige Einbildungskraft und sehr lebhafte Empfindsamkeit. Aber seine Urtheile über Menschen, Sitten, Politik und Geschmak sind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterstüzt. Im Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig. — Das Mainzische schien dem V. außerordentlich stark bevölkert. — Die Gegend der Bergstraße ist die gelindeste in ganz Teutschland. Mit Recht befremdete es dem Verf. daß keine Maulbeerbäume zum Seidenbau hier gezogen werden; die große Menge Walnusbäume könte man weit besser nüzen, wenn man feines Oel zum Gebrauch der Tafel anstat des schlechten Oeles preste. Wird das Walnusöl mit Sorgfalt gepreßt, so kan es das feinste Provenceröl ersetzen; und Teutschland könte das feine Olivenöl entbehren, ohne am Wohlleben etwas zu verlieren, wenn man mehr Walnusbäume anpflanzte und nur feines Oel daraus verfertigte. — Die Vorstadt von Bruchsal, welche eigentlich die Residenz des Bischofs ausmacht, sezte den Verf. in eine angenehme Verwunderung. „Es herscht in dieser Vorstadt eine solche Reinlichkeit, Nettigkeit und Zierlichkeit in allen, auch den geringsten Nebengebäuden, daß man beinahe eher eine Operndecoration, als einen wirklichen Plaz in einer Stadt zu sehen glaubt.“ Sehr richtig heist es: man kan von dem Geschmak, der an einem Ort in Gebäuden herscht, viel von dem Karakter des Volks erkennen, so wie man ein gelehrtes oder lesendes Volk aus dem Geschmak der Werke, die es vorzüglich liebt, beurtheilen kan. — — Je weiter man gegen die südli-

che

che Grenze von Teutschland komt, je arbeitsamer und verständiger wird das Landvolk. Die meisten Dörfer in Schwaben sind, gegen die sächsischen und brandenburgischen gerechnet, Städte, und die Bauerhäuser beinahe Palläste in Vergleichung der elenden Hütten in Niederteutschland. — S. 21 finden wir ein verdientes Lob des seit dem in die Ewigkeit gegangenen vortreflichen Hallers. „Er ist, heist es unter andern von ihm, gleichsam ein lebendiges Lexikon der algemeinen menschlichen Kentnisse.“ — Sehr reizend wird die Gegend um Bern beschrieben. Durch den Fleis der Menschen und die Veranstaltungen einer weisen Regierung ist sie so entzückend geworden, da sie vor ihrem Anbau eine fürchterliche Wildnis gewesen sein mus. — Vom Hrn. Tissot sagt der Verfasser: „Dieser würdige Man scheint anfänglich, ehe man näher mit ihm bekant wird, in seinem Wesen etwas kalt und gleichgültig, aber jeden Tag wird er wärmer und interessanter, so daß die Freundschaft und Hochachtung für ihn immer zunimt, je länger man mit ihm umgeht.“ — — Die verbürgerten Einwohner von Lausanne sehen diese Stadt gleichsam als den Hof des Landes an. Die vornehmeren führen eine hofmäßige und sehr freie Lebensart; und selbst der gemeine Bürger hält sich zu vornehm, durch irgend ein Handwerk seinen Unterhalt zu verdienen. Die Handwerksleute sind Fremde, meist teutsche Schweizer. Handlung ist wenig hier. — Die dasige Academie ist im Grunde blos ein Seminarium zur Bildung junger Geistlichen für das Pais de Vaud. Fremde, die hier studieren, müssen besondern Unterricht von den Gelehrten nehmen und denen

ben

ben ziemlich theuer bezahlen. — Aubonne, etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen von Lausanne, hat eine bezaubernde Lage. Der berühmte Tavernier wählte, als er sich zur Ruhe begeben wolte, diesen Ort zu seinem Aufenthalt, als den schönsten, den er auf seinen weiten Reisen angetroffen hatte. Er hatte die Herschaft Aubonne käuflich an sich gebracht und an dem Schlosse viel gebauet. Gegenwärtig gehöret die Herschaft dem Stande Bern, der sie durch einen Landvogt regieren läst. — In Nyon sah der Verf. den Hrn. Espinasse, einen sehr geschikten Naturforscher und Lehrer des jetzigen Königs von Grosbritannien und seiner Brüder in der Experimentalphysik. Derselbe besizt eine sehr merkwürdige Samlung von allen Arten zur Experimentalphysik gehörender Instrumente, von welchen er viele selbst erfunden und auf das volkommenste gearbeitet hat. Unter andern hat er ein bewundernswerthes kleines Mikrometer von Glas, welches er vom Duc de Chaulnes bekommen, auf dessen Theilungsmaschine es verfertiget ist. Eine Quadratlinie des Pariser Zolles ist auf demselben mit der Diamantspize in 400 Quadrate eingetheilet, so genau und sauber, daß der geübteste Zeichner mit Reisfeder und Tusch ein großes Quadrat auf dem Papiere nicht mit größerer Nettigkeit in kleinere Quadrate theilen könte, als hier auf dem Glase geschehen ist. — Von dem berühmten Naturkundigen und Philosophen Bonnet sagt S.: „Man kent den edlen, liebenswürdigen Karakter und den scharfsinnigen Geist des Herrn Bonnets aus seinen Schriften; aber noch mehr rührt im Umgange sein freundschaftliches, herzliches und redliches Wesen, das

ihn

hn zu einem der besten Menschen macht, in dessen Sele Liebe zur Warheit, zur Tugend und allem Guten herschende Neigungen sind.“ — Der Verf. besahe Ferney und fand dies ehmalige schlechte Dorf in einen ganz angenehmen Ort verwandelt, besuchte aber Voltären nicht. — Genf gehört nach Verhältnis seiner geringen Größe unter die reichsten Städte in Europa. Die zahlreichen Einwohner dieses Orts gewähren ein sehr interessantes Schauspiel. „Freiheit, Wolstand, froher Muth und eine besonders lebhafte Physiognomie kündigen wirklich ein außerordentliches Volk an. Eine solche Kraft der Gesichter, besonders der Augen, habe ich sonst nirgends gesehen, wie hier; alles lebt, arbeitet und bestrebt sich in diesen seelenvollen Gesichtern. Schwerlich wird man irgendwo eine Stadt finden, wo der gemeine Man so viel Kentnis, Geschmak an Litteratur und Lust sich zu unterrichten hat. Es gibt hier eine Menge Handwerksleute, die nach verrichteter Arbeit sich mit Lesen der besten Bücher beschäftigen, und so viel Kentnis der Geschichte, der Geographie, der Werke des Witzes und selbst der Philosophie haben, als in manchen andern Ländern unter den Vornehmsten schwerlich angetroffen wird.“ — — In Hieres sind viele der altäglichen Bedürfnisse nicht einmal zu kaufen, sondern sie müssen auf 3 Lieues von Toulon dahin geholt werden; wozu aber oft Gelegenheit ist. Der Handel mit Zitronen und Orangen macht daselbst ein beträchtliches Gewerb aus. Auch mit Küchengewächsen und Blumen wird starker Handel getrieben. Eine Stunde weit von Hieres liegen die großen Salzwerke. Sie bestehen überhaupt aus vielen noch an der See lie-

gens

genden, in die Erde ausgegrabenen Becken oder Waſſerbehältniſſen, die mit Meerwaſſer können angefüllet werden, welches darin ausdünſtet und das Salz zurük läſt. Jährlich werden hier 90, bis 100,000 Minots Salz gemacht, den Minot zu einem Zentner gerechnet. Der König oder vielmehr die Generalpachter bezahlen dem Eigenthümer für jeden Minot 5 Sous. Dafür mus er das Salz an die Schiffe liefern und die koſtbare Unterhaltung der Werke auf ſeine Rechnung nehmen. Die jährlichen Ausgaben belaufen ſich auf 14,000 Livres; alſo bleiben dem Eigenthümer wenige 1000 Livres reine Einkünfte übrig. Die Pachter verkaufen für einen Louisd'or, was ihnen 5 Sous koſtet. — — Die Einwohner von Hieres und der daſigen Gegend ſind ein ſehr gut geſintes, arbeitſames und ſparſames Volk. — — Nizza iſt ein ſtark bewohnter, aber unreinlicher und ungeſunder Ort. Der daſige Hafen iſt ganz durch Kunſt gemacht, und noch ſo klein, daß ſchwerlich 40 Kauffartheiſchiffe darin Plaz haben; er kan aber füglich verlängert werden. Uebrigens wird an dem Hafen nichts geſparet. Die beiden Molen ſind ſchön gebauet, vorzüglich der, welchen man bei der Ausfahrt linker Hand hat. Er hat inwendig gegen den Hafen viele Gewölbe, offene Niſchen, in denen das Schifsvolk im Troknen ſein und kochen kan. Gleich neben dem Hafen liegt ein vortreflicher Steinbruch von einem weislichen marmorartigen Kalkſtein. In demſelben fand man vor einigen Jahren, als man zwei durch eine ſehr dünne Schicht getrennete Steine von einander ſpaltete, einen faſt ganz verroſteten Kupfernagel zwiſchen dieſen Steinen, der ſich in den einen

eingedrükt hatte. Kurze Zeit nachher wurden unweit des Hafens noch mehr solche sehr wohl erhaltene kupferne Nägel gefunden, von welchen der sel. Sulzer einen in das Naturalienkabinet der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gegeben hat. Eine andre Merkwürdigkeit dieser Seeküste sind die von ihrer Figur so genanten Dattelmuscheln. Diese Muscheln fressen sich, wenn sie noch ganz klein sind, in den harten im Grunde des Meers liegenden Kalkstein ein, dringen darin immer tiefer, und so wie sie anwachsen und älter werden, erweitert sich auch der Gang, den sie sich im Stein ausgraben. Er ist aber nur um die Dicke von 2 bis 3 Kartenblättern weiter, als die Muscheln dick sind, so daß sie sich darin nicht umwenden können. Man speiset die Dotteln, wie Austern; sie sind sehr delikat und von besserm Geschmak als die feinsten Austern aus der Nordsee. Die hiesige Handlung ist, obgleich der Hafen für einen Freihafen erklärt worden, sehr gering. Die Artikel zur Ausfuhr sind: Oel, woran die Grafschaft Nizza großen Ueberflus hat, Seide, Hanf aus Piemont, Reis ebenfals daher, Limonen, Zitronen, Pomeranzen, Anchois, Sardellen, Tonfisch, Gartengewächs und etwas Leder. Fabriken sind in der Grafschaft Nizza nicht. — Eingeführet wird: Getraide, woran es der Grafschaft gänzlich mangelt, Salz aus Sardinien, alle Arten von Fabrikwaaren, Bauholz, Zucker, Cacao, Caffee u. s. w. Beträchtlich kan der Handel hier nie werden, nicht nur wegen der Nachbarschaft von Genua, Marseille ꝛc. sondern auch wegen des Mangels an fahrbaren Straßen aus den inneren Provinzen Ita-

liens, oder von hier dahin. Die Anzahl der Einwohner in der Stadt Nizza wird auf 25,000 angegeben; dies scheint jedoch, so volkreich auch der Ort ist, zu viel. Der Adel ist ziemlich stark, aber meistens unvermögend. Unter demselben sind viele neugeadelte; für wenige 1000 Thlr. kan man Conte oder gar Marchese werden. Gleichwol ist der Adel auch hier auf die Vorzüge seines Standes stolz. Die Geistlichkeit, als die zweite Classe der Einwohner, ist ebenfals zahlreich, aber nicht sehr ansehnlich. Die Pfründen der Weltgeistlichen sind gering, und die meisten Klöster sehr arm. Selbst der Bischof hat schwache Einkünfte. Ohne die vielen Seelmessen würde die Hälfte der hiesigen Geistlichkeit verhungern oder auswandern müssen. So aber verdient jeder Priester doch täglich 10 Sols (ungefehr 4 Groschen) für eine Messe; und hievon kan einer zur höchsten Noth leben. Ein edeldenkender, freimüthiger Ordensgeistlicher versicherte den sel. S., daß unter der großen Anzahl Geistlicher in Nizza nur etwa drei wären, die Litteratur oder Wissenschaft besäßen. — Die Kaufleute machen die dritte Classe der Einwohner aus. Gar wenig Häuser haben hier alle etwas bedeutende Handlung in Händen; die übrigen sind Commissionäre und Krämer. Das geringere Volk ist hier durchgehends arm. Eine Gattung desselben, die Fischer, zeichnen sich sehr zu ihrem Vortheil aus. Sie machen einen besondern Stam aus, aus welchem ihre Kinder nie heraus heirathen. Sie unterscheiden sich von allen andern ihres gleichen durch einen guten Lebenswandel und bessere Sitten; seit Menschengedenken ist kein Fischer und niemand aus einer

Fischer-

Fischerfamilie einer Criminalsache halber belangt worden. — Von Bettlern wimmelt es in Nizza. — Große Unwissenheit in Religionssachen und blinder Aberglaube herscht hier fast durchgehends, und herzliche Andacht ist desto seltener. So sind auch gelehrte und philosophische Kentnisse, selbst blos historische über den algemeinen Zustand der Welt, Bemühungen den Geist aufzuklären, oder den Geschmak zu erhöhen, hier gar seltene Erscheinungen, und Bücher sind sehr schwer zu bekommen. Von Industrie traf S. keine Spur an. — Die Einwohner der Stadt Nizza und des zu ihrem Gebiet gehörigen Landes machen eine kleine Munizipalrepublik aus. Aus den 4 Classen des Volks: Adel, Kaufleute, Handwerker, Bauern, wird der Munizipalmagistrat besezt. Er besteht aus 3 Consulen und 24 Räthen. Der erste Consul wird aus dem Adel gewählt, der zweite aus der Kaufmanschaft, und der dritte wechselsweise aus den Handwerkern und dem Bauernstande. Sie besitzen, wie die Räthe, ihre Stellen lebenslang. Die tägliche Geschäfte besorgen blos die Consulen, nur bei wichtigen Vorfällen werden die Räthe versamlet. Vom Hofe ist ein Intendant für die ganze Grafschaft gesezt, und dieser hat in der Ratsversamlung den Vorsiz, doch ohne Stimme. Die jährlichen Einkünfte der Stadt belaufen sich ungefehr auf 150,000 Lire, worunter aber die Domänenein künfte nicht mit begriffen sind. — Die sämtlichen Einkünfte des Fürstenthums Monaco sollen sich nicht viel über 100,000 französische Livres belaufen; und das ist sehr glaublich, da das ganze Fürstenthum nur zwei Städte und ein elendes Dorf enthält. — — Alle

Schulen und Gymnasien der sämtlichen Staaten des Königs von Sardinien auf dem festen Lande, nur die Klosterschulen und die bischöflichen Seminarien ausgenommen, stehen mit der Universität Turin in Verbindung. Alle zum Studiren gehörigen Anstalten durch das ganze Land stehen unter der Oberaufsicht und Regierung des Magistrato della Riforma, der vom König ernant wird. Derselbe besteht aus dem Großkanzler, 4 Riformatori, die ansehnliche königliche Räthe sind, und einem Censore, denen noch ein Beisitzer, der ein Rechtsgelehrter sein mus, und ein Sekretär zugeordnet sind. Dies Collegium besezt alle Schulämter, und entsezt auch von denselben. Nur die Professoren der Universität bekommen ihre Patente vom König, und können auch nur auf königlichen Befehl abgesezt werden. Sie werden aber dem Könige vom Magistrato della Riforma vorgeschlagen. Jede drei Jahre überreicht dies Collegium dem König einen Bericht über den algemeinen Zustand der Erziehungsanstalten. Zu Anfange jeden akademischen Jahres, der auf den 3ten November fält, wird jeder Professor der Universität vor gedachtem Collegio aufs neue beeidiget. Täglich findet sich einer der Riformatori auf der Universität ein, um die schriftlichen Klagen der Professoren oder Studenten anzunehmen, und, so oft es ihm beliebt, den Lectionen und Prüfungen beizuwohnen. Der Censore hat die nähere Aufsicht über alle zur Universität gehörige Personen, imgleichen über die Lehrer der untern Schulen der Hauptstadt, und er mus, so oft der Magistrato della Riforma es gut findet, die Schulen in den Provinzen visitiren; auch ist seine

Pflicht,

Pflicht, den Versamlungen der Fakultäten der Universität beizuwohnen. Der Assessor, welcher alle 3 Jahr abgewechselt wird, ist gewissermaßen der Justitiar und Fiskal der Universität. Er richtet in Civil- und geringern Criminalsachen. Von seinem Spruch kan nicht an das höchste Landgericht appelliret werden, es sei denn, daß die streitige Summe über 400 Lire betrage. Der Rector der Universität wird jährlich vom Könige selbst aus den jüngern Doctoren der drei (obern) Fakultäten ernant. Zwölf Beisitzer der Fakultäten (Consiglieri), die von den sämtlichen Studenten gewählt werden, schlagen dem Könige 4 Personen zum Rectorate vor, aus denen eine ernant wird. Die Professoren sind, wie auf den teutschen Universitäten, in 4 Fakultäten getheilet. Für die Theologie sind 4 Professoren bestellet, die Juristenfakultät hat 5 Lehrstellen, die medizinische eben so viel, und noch 3 für die Wundärzte, und in der philosophischen sind 7 Lehrer. Nach 14jährigem Dienst kan ein Professor zum Veteran erklärt werden; alsdenn geniest er ohne Arbeit die Hälfte seines Gehalts. Alle Lectionen werden öffentlich gehalten. Jeder Professor hat 5 Viertelstunden Zeit für seine Lection, wovon er 3 zum Dictiren, und 2 zur Erklärung des Dictirten, anwenden sol. Kein Student wird aufgenommen, der nicht mit gehörigen Zeugnissen von den Gymnasien versehen ist, und die Reformatoren müssen verhindern, daß ganz arme, und solche, die von ganz niedriger Herkunft sind, angenommen werden; doch können sie in Ansehung vorzüglich guter Köpfe Ausnahmen machen. — Aus der medizinischen Fakultät wird das Protomedikat bestellet,

ein Collegium, welches die Oberaufsicht über die Ausübung der Arznei- und Wundarzneiwissenschaft hat. — Für die Bibliothek sind jährlich 2700 Lire bestimt. — Die Bücherzensur ist in den Staaten des Königs von Sardinien äußerst streng, woran gewisse Geistliche Schuld sind. — Die Wissenschaften sind zu Turin in weit größerm Flor als die schönen Künste, welche, wenn man etwa die Musik ausnimt, daselbst wenig bedeuten. — — — Das hoch auf den Alpen liegende angenehme und fast ebene Urseler Thal ist der Wonsiz eines besondern, nicht zahlreichen Volks, das unter der Oberherschaft des Cantons Ury fast einer völligen republikanischen Freiheit geniest. Es wohnt in 4 in dem Thal zerstreut liegenden Dörfern. Das ganze Thal ist von allen Seiten so sehr mit hohen und steilen Bergen umgeben, daß alle Zugänge in dasselbe mit gar leichter Mühe jeder menschlichen Macht könten verschlossen werden. Der hier gewonnene sogenante Urseler Käse wird häufig nach Italien, besonders nach Napel verschikt, und von dort aus geht auch viel davon nach Spanien. Diese Waare und das zum Verkauf aufgezogene Vieh bringen den Einwohnern das nöthige Geld zur Anschaffung der ihnen fehlenden Bedürfnisse. — — Altorf, der Hauptort des Cantons Ury ist ein schöner Ort ohne Mauern, der aber viel gute und große öffentliche und Privatgebäude hat, und sehr gut gelegen ist. Was hier und in der umliegenden Gegend sich von Reichthum befindet, ist in fremden Kriegsdiensten erworbenes Vermögen. Die vornehmen Familien haben immer jemand aus ihrem Mitel in französischen, spanischen, päbstlichen oder andern

Dien-

Diensten. Die zu Hause an der Regierung sitzen, leben meistens von Pensionen des französischen Hofes. So ist es auch in den übrigen katholischen Cantonen. Dies macht, daß vermittelst einer jährlichen Summe von etwa 40,000 Louis d'or der König von Frankreich von den katholischen Orten erhält, was er in seiner Verbindung mit den Eidgenossen zu erhalten wünschet. Aber eben dies hat dem ganzen helvetischen Staatskörper seine ehmalige Macht und Ansehn genommen. Die katholischen Stände haben aus einem unglüklichen Mistrauen gegen die etwas stärkern und weit reichern reformirten Stände geglaubt, die Politik erfodre von ihnen, sich sehr genau und eng an Frankreich zu halten; und der Vortheil, den nun die an der Regierung sitzenden Personen genießen, da 100 Pistolen in diesem Lande beinahe hinreichen, eine ganze Familie das Jahr hindurch zu erhalten, hat diese Verbindung noch enger und fast unauflöslich gemacht. Daher ist es jezt beinahe unmöglich, daß der helvetische Staatskörper je einen Schlus fassen könte, der dem französischen Hofe misfällig wäre. — — In Ulm lernte der sel. S. Herrn Schubart, Verfasser der teutschen Chronik, kennen, „einen jungen, überaus gefälligen Gelehrten von sehr lebhaftem Geiste.“ Die dasige große Münsterkirche ist eins der prächtigsten gothischen Gebäude, mit weit mehr Geschmak angelegt und ausgeführt, als das berühmte Strasburger Münster. — Das Land um Bamberg gehört unter die besten und fruchtbarsten Gegenden Teutschlandes. Dennoch scheint das Landvolk in geringem Wolstande zu leben; alles hat ein ärmliches Ansehen. Außer den starken Abgaben, wo-

mit der Landman hier beladen ist, mus er noch eine große Menge müssiger Geistlichen unterhalten, und mus bei dem reichen Ertrag seiner Aecker sich selbst sehr kümmerlich behelfen, weil die, deren Herschaft er unterworfen ist, gar zu viel davon für sich fodern. — — Wir schließen hier unsern Auszug, der hoffentlich unsern Lesern nicht misfallen wird. Er beweiset, daß die angezeigte Schrift dem Andenken ihres Verfassers, auf welchen Deutschland und Helvetien stolz ist, in aller Absicht Ehre macht. Ein Ungenanter, der sich blos W. unterzeichnet, hat hin und wieder ganz gute erläuternde Anmerkungen beigefügt.

3**5.

## CXXIII.

Chemisch-mineralogische Beobachtungen, von D. Christian Ehrenfried Weigel, der Arzneigel. Chemie, und Pharmacie O O. Lehrers zu Greifswalde — aus dem Lateinischen übersezt, und mit Zusäzen vermehrt von D. Johan Theodor Pyl, kön. preuß. Feldarzt in Schlesien, und approbirten praktischen Arzt in Berlin. Erster und zweiter Theil. Mit Kupfern. Breslau 1779. 1 Th. 92 S. 2 Th. 162 S. 8.

Hr. Pyl hat uns hier eine Uebersezung der von Hrn. W. längst bekanten und geschäzten Observationum

num chemicarum geliefert *), die denjenigen Scheidekünstlren, die dieselben bis izt noch nicht gekant haben, sehr wilkommen sein wird. Allein es ist dies Buch nicht bloße Uebersezung jener, sondern Hr. W. selbst hat sie mit sehr vielen, durch das ganze Buch vertheilten, Zusäzen bereichert, welche verschiedenes genauer erörtern und erläutern, auch die seitdem gemachten chemischen Entdeckungen beibringen. Am weitläuftigsten aber ist Hr. W. an den Orten, wo er sich gegen Hrn. Langmeier vertheidigt, der im Supplemento in J. J. de Well defensionem doctrinae Blacnianae, & epicrisi super calcis incalescentia seine Beantwortung der Einwürfe gegen Hrn. v. Well angegriffen hat. Es interessirt diese Vertheidigung nicht blos, wie oft geschieht, den Verf. allein; sondern die eingestreuten weiteren Bemerkungen über Hrn. W. Feuerwesen und die sogenante fixe Luft, machen es jedem Leser nüzlich. Man würde es zwar wol lieber sehen, daß es Hr. W. gut gefunden hätte, stat der vielen untergesezten weitläuftigen Noten, von der neuen Beantwortung vieles mit in den Text hereinzunehmen; da sich alsdenn die ganze Abhandlung besser lesen ließe: jedoch wer weis, wie viel Zeit zu einer solchen Umarbeitung gehört, und wie sehr Hr. W. mit andern noch nüzlichern Arbeiten überhäuft ist; der wird ihn gern entschuldigen, und die Sachen willig so nehmen, wie sie sind. Was die Art der Antwort anbetrift, so ist sie mit einer rühmlichen Bescheidenheit abgefast, und dabei so gründlich, daß sie die meisten unpartheilschen Leser



*) Wir haben derselben in unserer Auserl. Bibl. B. 5. S. 315, und B. 6. S. 483 ff. rühmlichst gedacht.

überführen wird. Wir wollen einige wenige der neuen Bemerkungen ausheben. Bei 7 Beob. 1 Th. sezt Hr. W. hinzu, daß um Gold und Silber im Wundersalze aufzulösen ein Zusaz von Kohlen, oder einem andern brenlichen Wesen erforderlich sei; wodurch die ganze Sache sich viel leichter begreifen läst: merkwürdig ists, daß die Schwefelleber nähere Verwandschaft mit dem Silber, als dem Golde hat. Die verschiedenen Bemerkungen über das Feuerwesen (bei Gelegenheit seiner Vertheidigung) sind sehr gut; besonders die Eigenschaften, wodurch dieses vom Phlogiston verschieden ist; wie beides in einander wirke, und dann die zugleich angeführte Schmelzung des Kalkes im stärksten Feuer ist noch unerwiesen; hat wenigstens sehr geschikten Chemisten nicht glücken wollen. Hr. Bergmann sol zuerst die Meinung geäußert haben, der natürliche Zustand des Kalks und des Laugensalzes sei der caustische, und die sogenante Luftsäure mildere diesen nur: allein diese Meinung hat ja schon Blak gehegt: und wenn man sie annimt; so möchte es Hrn. W. schwer fallen zu zeigen, daß noch außerdem, unter dem Brennen des Kalkes, der Hinzutrit neuer Feuertheile zur Causticität absolut nothwendig wäre. — Mit Recht behauptet der Verfasser, daß die bloße Bewegung der elementarischen Theile der Körper nicht zur Erzeugung des Feuers und der Wärme hinlänglich; sondern daß dazu eine gewisse Flüssigkeit, das Feuerwesen, erforderlich sei: eine Meinung, der, mit Boerhaaven, Hambergern u. a. Recens. völlig beitrit. — Hr. W. versichert in der 5 Beob. 2 Th. von neuem, daß (ob er gleich der Erinnerung in unserer Auserles. Bibl. 6. B. (S. 289.) und anderer ausdrüklich gedenkt) er wirklich bei der Destillation des

soge-

sogenanten Esprit, Quekſilberkügelchen in der Vorlage gefunden habe; seine Zuschläge bei der Rectifikation seien nicht merkurialisch gewesen; sogar habe er, (wie er bei genauerer Durchsicht seiner Papiere fände,) sich zu dieser Arbeit gläserner Gefäße bedient. Es sei weit von uns entfernt, die Glaubwürdigkeit des Verf. zu bezweifeln: aber das wird er uns nicht verdenken, daß wir die ganze Sache wenigstens, bis zu neuen Versuchen, unentschieden halten.

Diese Beobachtungen werden jedem wahren Chemisten so viel Vergnügen machen, daß er mit uns recht sehr wünschen wird, die Fortsetzung derselben bald zu sehen.

35.

## CXXIV.

De aëre fluidisque ad aëris genus pertinentibus, auct. Joh. Nob. de Herbert, presbytero Vindob. typis Joh. de Kurzboeck. MDCCLXXIX. 8. S. 184.

In der Vorrede wundert sich der V., daß bei den allgemein und schon seit langen Zeiten anerkanten Tugenden der Gesundbrunnen, und den vielen Beispielen tödtlicher Wirkungen von schädlichen Arten der Luft Hales der erste war, der die Lehre von der vesten Luft einigermaßen ins Licht sezte. Er saß Wasser in einer Glasröhre

bei

bei einem Grad der Wärme, der nach dem Fahrenheitischen Wärmemesser 4:5 Grade unter dem Grade des schmelzenden Schnees war, flüssig bleiben, aber bei der schwächsten Bewegung, in welche die Glasröhre gesezt wurde, zu Eis werden, und schliest daraus, daß die Flüssigkeit nicht immer mit der einheimischen Bewegung bestehen könne. Nach seinen Versuchen läst sich unter allen flüssigen Körpern die Luft am stärksten, dann das Wasser, auf dieses der Weingeist, dann Leinöl, am wenigsten Quekssilber zusammendrücken; auch hat ihm seine Erfahrung gezeigt, daß der Unterschied des Gewichts, welches die Dünste des kochenden Wassers haben, sich gänzlich nach dem Unterschied in dem Grad der Wärme richte. Die Schnelkraft der Dünste ändert sich durch die Kälte, die Schnelkraft der Luft hingegen nicht. Die Luft dehne sich von der Frostkälte bis zur Hize des kochenden Wassers nur um etwas mehr als den dritten Theil ihres Umfangs aus. Auch veste Körper ziehen, besonders bei ihrem Erkalten in der Luft, Luft in sich. Von zwo gleichgewichtigen stählernen Stangen, welche glühend gemacht wurden, wurde die eine, die in freier Luft erkaltete, beständig schwerer, als die andere, welche in Wasser abgelöscht wurde. Zusammengepreste Luft löse nicht so viele Dünste auf, als die Luft in ihrem gewöhnlichen Zustande. Durch ihre beständig bleibende Flüssigkeit unterscheidet der V. die Luft und ihre Arten von Wasser, Quekssilber und dergl. durch ihre beständig bleibende Schnelkraft von den Dünsten. Alle seine Versuche hat er mehrmalen wiederholt, und niemalen keine Folgerung daraus gezogen, wenn nicht zween derselben so mit einander übereinstimten, daß ihr Unterschied höchstens ei-

nen

nen zwanzigsten Theil betrug. Nach den angegebenen Merkmalen fand der V. nun, daß Kochsalzluft, veste Luft, Vitriolluft, brenbare und Salpeterluft wahre Arten der Luft sind; überhaupt stimmen die Versuche, welche der V. mit diesen Luftorten angestelt hat, ob sie gleich nicht so mannigfaltig sind, gröstentheils mit denjenigen überein, welche Priestley beschrieben hat. Zwischen der Schwere der gemeinen und der Kochsalzluft fand er nur einen sehr geringen Unterschied, doch war jene etwas schwerer; die Luft, die sich durch die Gährung entwickelt, mehr als noch einmal so schwer, als gemeine Luft; beinahe eben so schwer war auch die Luft, welche vom Zucker aufstieg, wenn man Vitriolöl darauf gos. (Solte dieses nicht die sogenante Vitriolluft sein, um so mehr, da sie eine sehr starke Verwandschaft zum Wasser, offenbare Spuren einer Säure, und einen sehr merklichen Unterschied von der gemeinen Luft zeigt?) Von brenbarer Luft sahe Hr. H. nach einiger Zeit, so wie auch vom elektrischen Funken, den Veilchensaft grün werden, und schliest daraus auf eine laugenhafte Natur der erstern; er nimt aber mehrere Arten brenbarer Luft an, und zählt die laugenhafte darunter. Vitriol- und Salpetersäure haben keine eigene Schnelkraft, sondern diese von einem beiwohnenden Feuer oder brenbarer Luft. Salpeterluft entstehe aus Salpetersäure und dem brenbaren Wesen des Eisens. Aus der geringen Schwere der brenbaren in Vergleichung mit der gemeinen Luft erklärt der V. die Entzündungen oder feurige Erscheinungen in den obern Gegenden der Luft. So oft der V. auf den rauchenden oder auch schwächern Salpetergeist, den er bereits auf ein flüchtiges Oel gegossen hatte, noch überdies Vitriolöl gos, konte er alle

diese

diese Oele zur Entzündung bringen, aber nicht, wenn er in einer andern Ordnung verfuhr, oder stat des Vitriolöls rauchenden Salzgeist wählte. Daraus erklärt nun der V. diese Entzündung so; das Vitriolöl bringe Wärme, der Salpetergeist brenbare Luft hervor, welche beide zur Entzündung nothwendig erfordert werden. Auch bemerkt er, daß das Kalkwasser nicht blos von vester, sondern auch von gemeiner, von mephitischer und von einer durch das Athemholen der Thiere schädlich gewordenen Luft trüb werden, und seine Kalkerde roh fallen lasse, und bestätigt dieses durch einige Erfahrungen des Hrn. v. Well. Ein Versuch, der eine schon von Margraf gemachte Erfahrung bestätigt. Der V. lies eine recht gesättigte (solte sie das wol gewesen sein?) Auflösung des Eisens in Vitriolöl mehrere Stunden lang in einem unterirdischen Keller stehen, seihte sie durch, legte ein Stük Kupfer hinein, und schlos das Glas vest mit einem Korke zu; nach zween Tagen legte er wieder ein stählernes Stäbchen hinein, und fand bald Kupfer auf seiner Oberfläche gefält. Auch er glaubt, die metallische Kalke haben die Zunahme an Gewicht dem Beitrit der Luft zu danken. Durch die Vermischung mit andern Luftarten verlor die brenbare Luft auch in des V. Versuchen ihre Entzündbarkeit. Brenbare Luft, die aus der Auflösung des Eisens in Vitriolsäure aufsteigt, nimt durch die Vermischung mit Salpeterluft um den sechsten Theil im Umfange ab. Daraus, daß die Luft in der einen Gegend mehr oder weniger von den Ausdünstungen aus der Lunge auflöst, als in der andern, erklärt der V. das Heimweh, daß die kleinern Theilchen aller Flüssigkeiten kugelrund sein, scheint uns zu viel gesagt, z. B. von den wenigsten Salzauflösungen

zu

zu gelten. Wir wenigstens haben schon oft, ohne Umrühren nöthig zu haben, den aufgelöften Körper sich durch die ganze Auflösung verbreiten gesehen, nur erfordert es dann etwas längere Zeit. Auch der V. hat es Leeuwenhoek nachgesehen, daß mehrere lymphatische Kügelchen einen serosum u. s. w. machten. Mit Hrn. Zimmermann glaubt er, das Wasser lasse sich zusammendrücken. Wasser, das gekocht hatte, sah er schneller zu Eis frieren, als solches, welches nicht gekocht hatte. Nicht alle Metalle, z. B. Quekfilber, erfordern zu ihrer Auflösung verdünte Vitriol- oder Salpetersäure. Es wäre zu wünschen, daß der V. seine Sätze und Versuche etwas leichter, fließender und angenehmer vorgetragen hätte. Das Buch ist übrigens der römischen Kaiserin zugeeignet.

69.

## CXXV.

Zoologiae danicae seu animalium Daniae & Norwegiae rariorum ac minus notorum icones editae ab Oth. Frid. Müller. Fasc. I. continens tabul. I-XL. Hafn. typis Hallageri. 1777. fol.

Der Anfang eines für den Zoologen äußerst wichtigen und vornemlich unter solchen Händen viel versprechenden Werkes. In diesem Hefte ist fast allein für den Helmin-

Helminthologen, und nur in einigen wenigen Abbildungen für den Ichthyologen geſorgt; jener insbeſondere wird hier nicht nur viele neue Arten, und ſelbſt, wenn er des V. übrige helminthologiſche Schriften nicht kennen ſolte, manche neue Geſchlechter, ſondern auch äußerſt genaue, und ſo viel es nur immer eine getreue Nachahmung der Natur zuläſt, mit der gröſten Zierde gemachte Abbildungen hier finden. Wir wollen alſo unſern Leſern nur ein Verzeichnis der Platten, und der darauf befindlichen Abbildungen vorlegen. Pl. I-III. Holothuria elegans. Pl. IV. Hydra ſquamata. Pl. V. Patella anomala. Pl. VI. Spatagus purpureus. Pl. VII. Meduſa Lemiſphaeſica. Pl. VIII. Aſcidia mentula. Pl. IX. Trichodia transfuga, inquilinus und Lyncaſter. Pl. X. Holothuria ſquamata, Penicilus und Fuſus. Pl. XI. Pennatula mirabilis. Pl. XII. Patella caeca, virginea und teſſulata. Pl. XIII. und XIV. Cardium echinatum. Pl. XV. Aſcidia ruſtica. Pl. XVI. Pedicellaria globifera triphylla und tridens. Pl. XVII. Doris clavigera und quadrilineata. Pl. XVIII. Nereis tubicola. Pl. XIX. Aſterias Pulvillus. Pl. XX. Calliomymus Dracunculus. Pl. XXI. Hirudo groſſa. Pl. XXII. Lumbricus fragilis und armiger. Pl. XXIII. Actinia rufa. Pl. XXIV. Patella fulva, Fiſſurella und Fiſſura. Pl. XXV. Alcidia venoſa. Pl. XXVI. Amſmitrite auricoma. Pl. XXVII. Calliomymus Lyra. Pl. XXVIII. Venus islandica. Pl. XXIX. Nereis pennata und pinnata. Pl. XXX. Faſciolae Scorpii, Lucio-percae, Percae cernuae, Aeglefini, Bramae, Blennii, Lucii, binodis

binodis und distícha. Pl. XXXI. Holothuria inhaerens und peutactes. Pl. XXXII. Planariae tremellaris, atomata und cornuta. Pl. XXXIII. Lernaeae clavata, cyclopterina, gobina, radiata, nodosa, cornuta und pectoralis. Pl. XXXIV. Ascidia Prunum und conchilega. Pl. XXXV. Vorticella gathina, putrina und patellina. Pl. XXXVI. Pennatula stellifera. Pl. XXXVII. Echinorhynchi laevis, lucii, candidus und lineolatus. Pl. XXXVIII. Cucullanus cirratus und maticus. Pl. XXXIX. Lucemaria quadricornis, und Pl. XL. Spongia offiformis.

69.

## CXXVI.

C. Ph. B. Freih. von Dethmars Schreiben an seine Freunde über das im Druk erschienene von dem Exjesuiten Franz Beuth verfaste Werklein Juliae & Montium subterranea und die darauf neulich gefolgte Continuatio. Köln am Rhein. 1779. 8. S. 69.

Man hat wol wenige mineralogische Kentnisse und wenigen kritischen Scharfsin nöthig, um Hrn. Beuth aus seinem Werke: Juliae & montium subterranea (denn die Continuatio ist uns wenigstens nicht zu Gesicht gekommen) als einen sehr schwachen Mineralogen

zu beurtheilen, aber sehr viele Geduld, um allen den mikrologischen Unsin zu verdauen, womit er sein Buch überladen hat; aber daß Hr. B. auch bei der Angabe der Oerter, wo er seine vermeintliche Wunderdinge gefunden haben wolte, oft ganz vorsezlich den treulosesten Lügner spielte, konte wol mancher Leser von seiner Sprache nicht erwarten. Daß er sich aber so frevelhaft an dem Publikum vergangen habe, zeigt der Fr. der in diesem Schreiben sein Werk und die Fortsezung desselbigen von einem Punkte zum andern durchgeht, durch eigene Erfahrung und gütige Zeugnisse anderer. Für diese Entlarvung eines gelehrten Betrügers sind wir ihm vielen Dank schuldig; nur hätten wir gewünscht, daß es hin und wieder mit mehr Anstand und Würde geschehen wäre.

69.

## CXXVII.

Beiträge zur Erweiterung der Geschichtkunde. Herausgegeben von Johan Georg Meusel. Erster Theil. Augsburg, bei Stage 1780. 20 B. gr. 8.

Der vom Herrn Hofrath Meusel herausgegebene Geschichtforscher ist bekantlich mit dem 7ten Theile geschlossen, und die von eben demselben veranstaltete Samlung historischer Untersuchungen ist durch eine in der Verlagshandlung vorgenommene Veränderung unterbrochen

chen worden. Auf vielfältiges Ersuchen einiger von denjenigen Gelehrten, die ihm ihre Aufsätze zur frühzeitigen Bekantmachung anvertrauet hatten, sah er sich also genöthiget, dies neue Magazin historisch-kritischer Abhandlungen und Bemerkungen, imgleichen vorher ungedrukter Urkunden anzulegen. Der gegenwärtige erste Theil enthält folgende sehr lesenswürdige und für den Forscher in der Geschichte gewis auch unterhaltende Stücke:

1) Historische Abhandlung von dem Münzwesen der Reichsstadt Augsburg.

2) Vom Gau Tullifeld.

3) Eines kaiserlichen Hofraths Bedenken, daß Ihro Kais. Maj. den Aufstand in Böheim 1618 nicht per arma, sondern durch gütigen Weg stillen sollen.

4) Wie Herzog Buchsloff von Pommern mit Marggraf Albrechten zu Krieg kam, und dadurch vermainet, die Lehne nicht mehr von Brandenburg, sondern vom Reiche zu empfahen.

5) Die Pommerschen Herzoge Otto und Wartislaff IV. vergleichen sich auf vier Jahre einer gemeinschaftlichen Hofhaltung, und theilen ihre gesamte Lande zu desto bequemerer Regierung in vier Theile, ordnen auch jedem Theil einen fürstl. Commissarium aus dem fürstl. Rath zu, der von den Einkünften zuförderst die fürstl. Schulden bezahlen, und das übrige zum Unterhalt des fürstl. Hofes anwenden solte, 1321.

6) Beschreibung der Burâten, oder nach russischer Mundart Bratsky, eines unter russischer Bothmäßigkeit stehenden tatarischen Volkes, das ohne Zweifel

von den Mungalen abstammet, und die sibirischen Gegenden von Krasnojar, Irkutsk', Himsk', Nertschinsk', Selenginsk' und Kiachta bewohnet. Der Verfasser dieser im Jahr 1774 aufgesezten Beschreibung ist Herr Regnier, ein Schweizer, der sich einige Jahre bei dem Hrn. v. Bril, Generalgouverneur von Irkutsk' als Lehrer seiner Kinder aufgehalten hat. Herr Prof. Schaden in Moskau schikte sie dem Hrn. Herausgeber zu. Dieser verglich sie mit Hrn. Pallas historischen Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften, und fand, daß bald die eine Aussage die andre bestätiget, bald beide von einander abgehen und Dinge erzählen, die sie nicht mit einander gemein haben, so daß beide durch einander ergänzet werden können. Dieser Abhandlung ist ein kleines Verzeichnis burätischer Wörter angehängt.

7) Historische Anekdoten und Berichtigungen. Sie betreffen folgende Gegenstände: Accise, Zeugen, eigentliches Verwüstungsjahr der Stadt Mailand, und Lage des Orts Rora.

8) Diplomatischer Beitrag zur Geschichte des Klosters Seligenthal, von Gr. Wilh. Zapf.

9) Neue Samlung zur Geschichte Herzog Ulrichs von Würtemberg, von J. K. Fäsi. Wir lassen es bei dieser troknen Anzeige bewenden. Ein Auszug würde für den Kenner sowol als für den bloßen Dilettanten, wiewol aus sehr unterschiedenen Gründen, höchst überflüssig sein. Am Schlusse der Vorerinnerungen sagt Herr M., er wolle, wenn diese Samlung mit Beifal aufgenommen, folglich fortgesezt würde, jedem zweiten oder dritten

ten Theile ein genaues Register beifügen. Wir hoffen, und jeder, der etwas mehr als bloßer Geschichtleser ist, wird mit uns wünschen, daß Herr M. bald möge veranlasset werden, dies Versprechen zu erfüllen.

## CXXVIII.

Icones plantarum medicinalium Centuria II. Abbildungen von Arzneigewächsen zweites Hundert. Nürnberg auf Kosten der Raspischen Buchhandlung 1780. 8.

Der Herausgeber dieser Samlung, Apotheker Zorn zu Kempten, verdienet durch die Fortsetzung unsern Dank. Er sagt in der kurzen Vorrede: „Die Botanik in Abbildungen studieren, würde schlechten Fortgang und Gewisheit versprechen, dies gebe ich zu; aber durch Hülfe guter Abbildungen, bei welchen die Geschlechtstheile bemerkt und zergliedert sind, mit dem Linné in der Hand, sich an Beispielen aus allen Classen Fertigkeit (auch ohne Anweisung) zu verschaffen, ist allerdings möglich. Dies ist die Ursache, warum ich bei Beschreibung der Pflanzen so kurz bin. Wer die Kosten auf dieses Werk verwendet, der läst wol den Linné nicht zurük. Die Kräfte und Wirkungen der Arzneigewächse, über welche ohnehin noch eine ungemeine Verschiedenheit

der Meinungen herrschet, fand ich nicht rathsam, beizufügen. Eher wünsche ich, doch ein mit Sorgfalt verfertigtes Realregister über die Arzneigewächse dieses nachzuholen, wozu ich bei der Unterstützung unsers Stadtarztes Herrn D. Mellin gegründete Hofnung habe." Hieraus nehme der Liebhaber den Schlüssel zu diesem Unternehmen. Die Tafeln liefern gute Abbildungen von hundert Arzneigewächsen, wenn auch einige darunter in den Kräften zweifelhaft bleiben und nicht algemein angenommen sind. Wir geben zu, daß man wohl handelt, darin eher zu viel als zu wenig zu thun. Daß aller angewandten Sorgfalt ohnerachtet die Abbildung einer Pflanze durch Kupferstich und Illuminirung von der Natur abweichend vorgestellet wird, ist eine bekante Wahrheit, nach der man auch auf sie Rükſicht nehmen mus. Getreu abgebildet und schön sind unter andern Ajuga pyramidalis, Sanicula Europaea, Trigonella, foenum graecum, Centaurea benedicta, Sempervivum tectorum, Saponaria officinalis, Eryngium campestre, Sonchus oleraceus.

75.

Jahr-

# Jahrbücher der Gelehrten

## vom März bis zum September 1780.

### Altona.

Im Junius starb daselbst Herr Ferdinand Ambrosius Fidler. Er ward zu Wien — ich weis nicht, in welchem Jahr — von römischkatholischen Eltern geboren, und dem geistlichen Stande gewidmet, trat auch zeitig in den Augustinerbaarfüßerorden zu Wien. Nach vollendeten Studien wurde er in dem Kloster Lehrer und Korrepetitor der Philosophie, der polemischen Theologie und der geistlichen Rechte. Im J. 1767 beschloß er, das Klosterleben und die römischkatholische Religion zu verlassen. Er war auch so glüklich, über die östreichischen Gränzen nach Sachsen zu kommen. Nachdem er sich eine Zeitlang in Leipzig und in Hamburg aufgehalten; so berief ihn der Herzog von Meklenburg-Schwerin als Hofprediger nach Ludwigslust. Einige Zeit hernach

ernante er ihn zu seinem wirklichen Konsistorialrath und zum dritten Professor der Theologie auf der Universität zu Bützow. Ein paar Jahre hernach wurde er Superintendent zu Dobberan im Meklenburgischen, mit Beibehaltung seiner Konsistorialwürde. Da er immer eine glänzendere Lebensart und einen delikatern Tisch führte, als seine Umstände erlaubten, so gerieth er in Schulden; und durch diese lies er sich verleiten, einige hundert Thaler Kirchengelder abzugreifen, und sie in seinen Nutzen zu verwenden. Diese wieder herbei zu schaffen, und seine übrige Schulden zu bezahlen, schien sich ihm eine bequeme Gelegenheit darzubieten. Es kam ein Man aus Holland, dem, wegen einer großen Erbschaft, sehr daran gelegen war, eine priesterliche Bescheinigung aus dem Kirchenbuche zu Dobberan zu haben, daß ein gewisser Man zu der oder der Zeit daselbst gestorben und begraben sei. Er erbot sich, dasselbe allenfals mit 2000 Rthlrn. zu bezahlen. Ob man nun gleich weder im Kirchenbuch, noch durch einen Leichstein, noch durch ein Epitaphium, den berührten Sterbefal beweisen und bescheinigen konte; so machten doch die versprochenen 2000 Rthlr. einen starken Eindruk auf das Fidlerische Herz, und er trug kein Bedenken, den verlangten Schein von sich zu stellen. Da jemand in Lübek, der an der Sache Theil hatte, dies erfuhr, und bei dem Meklenburg-Schwerinschen Hof denuncirte; so wurde Fidler zur Verantwortung nach Schwerin citirt; er fand aber für dienlicher zu entwischen, und seine Frau mit zwei Kindern zu verlassen. Dies geschah im Jahr 1778. Man erfuhr seinen Aufenthalt nicht eher, als bei seinem vorhin gemeldeten Tode. Einigen Nachrichten zufolge sol er Schul-

meister

meister in Altona gewesen sein. Er hat viel geschrieben, vornemlich gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen, oft zu heftig und leidenschaftlich. Beweise davon sind: Der Proselyt, eine Wochenschrift. Leipz. 1768 8. Man hat davon einige Auflagen. Antipapistisches Journal, oder der unpartheyische Lutheraner. 7 Theile. Hamburg und Leipz. 1771. 1774 8. Geschichte und Beschreibung alter Cärimonien und andrer Merkwürdigkeiten der römischen Kirche, in einer Reihe von Briefen. 1 Band. Leipz. 1777. 8. Vor diesem Buche steht auch sein Bildnis.

## Anspach.

Im Mai starb daselbst Herr Johan Christoph Hirsch, Hochfürstl. Brandenburgischer geheimer Hof-Kammer- und Landschaftsrath, auch Landökonomie-Deputationsrath, in einem Alter von 60 bis 70 Jahren. Er war ein großer Kenner der Numismatik und Oekonomie. Zeugen davon sind folgende Werke: Bibliotheca numismatica. Nürnberg. 1760. fol. Des teutschen Reichs Münzarchiv. 9 Theile. Nürnberg 1766-1768. fol. Schlüssel zu des teutschen Reichs Münzarchiv, oder Nachrichten von dem Werth der teutschen Münzen, vom 8ten bis 18ten Secul. 1766. 4. Gesamlete kleine Schriften in Münzsachen. 1 Theil. 1767. Eröfnetes Geheimnis der praktischen Münzwissenschaft. Frankf. 1768. 4. Samlung ökonomischer Nachrichten. Anspach 1762. 2ter Th. 1764. 8. Der redliche Schäfer, oder Beschreibung einer Schäferei. 1764. 8. Fränkischer Bienenmeister, oder gründliche Nachricht von der Bienen-

zucht. 1767. 8. Gesamlete Nachrichten der ökonomischen Gesellschaft in Franken. 1. 2 und 3ter Jahrgang, auf 1765. 1766 und 1767. Anspach in 4. Algemeine Regeln zur Beförderung des Feldbaues, hauptsächlich zum Unterricht der Jugend auf dem Lande. Ebend. 1772. 8. Fränkischer Haushaltungskalender auf das Jahr 1769 u. folgg. — Noch hat er geschrieben: Beleuchtung des Ursprungs und der Beschaffenheit des Kreisobristenamts. Ebend. 1766. 4.

## Berlin.

Der Kaiser hat den Herrn Holland, vormaligen Hofmeister bei der Familie des Prinzen Friedrich Eugen von Würtemberg, und Verfasser der Reflexions philosophiques sur le système de la nature, in den Adelstand erhoben.

## Braunschweig.

Der neue Herzog zu Braunschweig hat die Professoren Ebert und Gärtner zu Hofräthen ernant.

## Bützow.

Herr Doktor Johan Jakob Prehn ist bei dortiger Universität als ordentlicher Professor der Rechtsgelehrsamkeit angestelt worden.

## Buxheim.

## Buxheim.

Der Bibliothekar des dortigen Reichs-Gotteshauses, Herr P. Krismer, bekant durch seine Willfährigkeit gegen Litteratoren, und durch seine Kentnisse in der Bibliographie, ist im April 1780 der gelehrten Welt durch einen frühzeitigen Tod entrissen worden.

## Göttingen.

Der Herr Professor Murray, ein gebohrner Schwede, ist mit dem Königl. Schwedischen Wasaorden beehrt worden.

## Halle.

Herr Magister Jani, Konrektor an dem dortigen Evangelisch-Lutherschen Stadtgymnasium, der sich durch mehrere Schriften und vornämlich durch seine Ausgabe der Horazischen Gedichte berühmt gemacht, ist nach Eisleben als Rektor der dortigen Schule abgegangen.

Am 2ten Julius starb auf seinem Guthe Benkendorf im Stift Merseburg der gelehrte Arzt und Münzkenner, Herr David Samuel von Madai, Hochfürstl. Anhalt-Cöthenscher Hofrath und Medikus am Waisenhause zu Halle, an einem Marasmus im 71sten Jahr seines Alters. Er war aus Schemnitz in Ungern gebürtig. Dort legte er den Grund zu wissenschaftlichen Kentnissen. In der Chemie hatte er den berühmten Physikus Moller in Neusohl zum Wegweiser.

ser. Im J. 1729 gieng er nach Wittenberg, von da nach Halle, wo er 1732 Doktor wurde. Im Jahr 1733 vereheligte er sich mit Maria Margaretha, einer Tochter Christoph Siegmund Richters, des Hallischen Waisenhauses Physikus; und als dieser 1739 starb, kam er an dessen Plaz. In die Kaiserl. Akademie der Naturforscher wurde er 1745 aufgenommen. Seine vornehmsten Schriften sind: Abhandlung von den sogenanten kalten oder Wechselfiebern. Halle 1747. 8. Vollständiges Thalerkabinet. 3 Theile. Königsberg 1765. 1766. 1767. Erstes Supplement 1768. 2tes Supplement 1770. 3tes Supplement 1774. 8. Kurz vor seinem Ende gab er noch heraus: *Guilielmi Battie* Aphorismos de cognoscendis & curandis morbis nonnullis, ad principia animalia accommodatos. Hal. 1780. 8. Er hat auch des Grafen von Solms Uebersetzung des Horaz herausgegeben. In dem 10ten Band der Actor. Acad. imperial. Curios. stehen einige Observationen von ihm.

Daselbst ist endlich der, bereits im Jahr 1778 als Professor der Naturgeschichte berufene ältere Herr Forster von London angekommen. (s. dieser Bibl. 15ten Band S. 699.)

## Helmstädt.

Sr. Durchl. der neue Herzog von Braunschweig, haben den Hrn. Prof. Crell, zum Bergrathe, mit einer ansehnlichen Erhöhung seines Gehalts, ernant.

Herr

Herr Professor Henke hat eine ordentliche Professur der Theologie und die vierte Stelle in der theologischen Fakultät erhalten. Zugleich ist ihm die Aufsicht über das theologische Seminarium anvertrauet worden.

Der dortige Herr Professor Wernsdorf ist von dem Herzog von Braunschweig mit dem hofräthlichen Charakter beehrt worden.

## Kiel.

Der jüngere Herr Cramer, bisheriger außerordentlicher Professor der Philosophie auf dortiger Universität, ist zum ordentlichen Professor derselben, und Herr Hegewisch, bisheriger Königl. Dänischer Legationssekretar zu Hamburg, Verfasser der Versuche über die Geschichte Karls des Großen und der Karolinger, zum außerordentlichen Professor der Philosophie daselbst bestelt worden.

## Königsberg in Preußen.

Am 21sten Junius starb daselbst Herr Karl Andreas Christiani, erster ordentlicher Professor der Philosophie. Er ward in Königsberg gebohren am 29sten Novemb. 1707, wurde ordentlicher Kollege des Pädagogiums im Waisenhause zu Halle, von 1731 bis 1735; hernach Magister in Halle, 1735 außerordentlicher Professor der praktischen Philosophie in seiner Vaterstadt; dabei Inspektor der Gröbenschen Stipendiaten 1736, ordentlicher Professor 1749. Er war auch Aufseher

seher der academischen und der Wallenrödischen Bibliothek. Er starb als Prorektor der Universität. Außer einigen academischen Schriften hat er meines Wissens nichts drucken lassen.

## Leipzig.

Die dortige Universität hat in gegenwärtigem halben Jahr einen sehr wichtigen Verlust erlitten durch das Absterben des Herrn Hofraths und Professors Johann Gottlob Böhme. Dieser vortrefliche Man und große Geschichtkenner ward zu Wurzen 1717 gebohren. Er studirte auf der Universität zu Leipzig, vornämlich unter dem großen Joh. Jak. Mascov, dessen würdiger Nachfolger er wurde. Er legte sich vornemlich auf alte Litteratur, Geschichtkunde und Staatsrecht; ward 1747 Magister, 1751 außerordentlicher Professor der Philosophie, am 19ten Jul. 1758 ordentlicher Professor der Geschichte, 1760 Kursächsischer Historiograph, 1766 Kursächsischer Hofrath, als er einen Ruf nach Utrecht, wo er das Natur- und Völkerrecht, nebst dem teutschen Staatsrecht, lehren solte, ausgeschlagen hatte. Im Jahr 1767 wurde er Ephorus der Kurfürstlichen Stipendiaten, 1771 Decemvir der Universität, und 1772 Senior des Fürstenkollegiums. Er war auch Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, nämlich der Akademie der Arkadier zu Rom, des historischen Instituts in Göttingen, der Kurmainzischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt, der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig, der Gesellschaft der Wissenschaften zu Duisburg, und

der

der lateinischen und teutschen Gesellschaft zu Jena. Am 30sten Jul. Abends um 8 Uhr verschied er an einem Schlagflus, der ihn zween Tage vorher, mitten in seinen Vorlesungen über die Sächsische Geschichte überfallen und ihn sogleich der Sprache beraubt hatte. Von seinen elegant und fleißig ausgearbeiteten Schriften nennen wir nur folgende: Carminum latinorum specimen. Lipl. 1749. 1757. 8. (Kurz vor seinem Ende gab er eine neue verbesserte Auflage unter die Presse). *Haltausii* Glossarium Germ. editum cum praef. Lipl. 1756. fol. De Augustino Olomucensi & patera ejus aurea commentariolus. Dresd. & Lipl. 1758. 8. Epitome rerum Germanicarum ab a. C. 1617 ad 1643, cum annotationibus. Lipl. 1760. 8. Vorrede und Anmerkungen zu dem aus dem Englischen übersezten Leben K. Gustav Adolphs in Schweden von Walter Harte. Ebend. zwei Theile 1760. 1761. 4. *Jo. de Curiis* poëmata & hymni, e bibliotheca Zalusciana, cum prooemio. Vratisl. 1764. 8. Acta pacis Olivensis inedita. ib. 1763. 1765. 2 Tomi in 4. Sächsisches Groschenkabinet. 1stes Fach. Leipzig und Züllichau 1765. 2tes Fach 1768. 8. Antiquitatum Burggraviatus Misnensis specimina duo. Lipl. 1770. 4. Comm. de Runibergo, ubi victus a Francis est Hermenfridus, Thuringorum ultimus rex ib. 1773. 4. Editio altera ib. 1774. 4. Einige seiner lateinischen, vorher grösstentheils einzeln gedrukten Reden hat er 1779 in 8. zusammendrucken lassen, unter dem Titel: De litteratura Lipsiensi Opuscula academica. Seine in das teutsche Staatsrecht einschlagende

gende akademische Schriften hat er noch kurz vor seinem Tode zu einem neuen verbesserten Abdruk zubereitet. Wenn doch nun jemand eben dies in Ansehung seiner schäzbaren historischen Disputationen und Programmen thäte! Nichts ist mehr zu bedauern, als daß der Seelige die längst versprochene Ausgabe des Sleidan, wozu er einen treflichen, volständigen Apparatus hatte, nicht zu Stande gebracht. Er hat auch eine Sächsische Geschichte grösstentheils ausgearbeitet. Er wolte auch eine Geschichte von Livland und eine verbesserte Ausgabe des Haltausischen Kalendariums liefern. Seine ansehnliche Bibliothek hat er bereits vor einigen Jahren der Universität zu Leipzig vermacht, auch einige rühmliche Stipendien gestiftet. Die auserlesene Bibliothek auf seinem Landguthe Gohlis ist nicht mit unter jener Schenkung begriffen.

## Mainz.

Als ordentlicher Professor des teutschen Staatsrechts und der Geschichte auf dortiger Universität ist Herr Hofrath und Professor D. Peter Anton Frank von Trier berufen und angestelt worden.

## Mannheim.

Am 8ten Junius starb daselbst Herr Johann Metzger, Kurpfälzischer Hofastronom und adjungirter Professor der Astronomie, ein Exjesuite, im 45sten Jahr seines Alters. Er hat herausgegeben: Elementa trigonometriae sphaericae. Mannh. 1774. 8;

8; und Tabulas aberrationis in aſcenſionem rectam & declinationem inſigniorum 352 ſtellarum cum aliis tabulis eo ſpectantibus, methodo facili omnibusque aſtronomis perquam utili in hunc ordinem digeſtas. ibid. 1778. 8 maj.

## Marburg.

Der bisherige geheime Regierungsrath und Vicekanzler der dortigen Univerſität, Herr Aemilius Ludwig Hombergk zu Vach, hat von dem Landgrafen zu Heſſen-Caſſel die Würde eines geheimen Raths und Kanzlers der Univerſität erlangt.

## München.

Im März 1780 ſtarb daſelbſt Herr Andreas Felix Oefele, Kurpfalzbayriſcher Hofrath und Bibliothekar, im 74ſten Jahr ſeines Alters. Durch ſeine Willfährigkeit gegen wisbegierige Gelehrte und durch ſeine aus zween Folianten beſtehende Samlung vorher ungedrukter Bayriſcher Geſchichtſchreiber (Auguſt. Vindel. 1763) hat er ſich große Verdienſte um die Litteratur erworben.

## Pitſchen bei Breslau.

Daſelbſt ſtarb ſchon am 19ten November 1779 der Reichsgraf Heinrich Gottfried von Mattuſchka, Freiherr von Spöttgen und Toppeltſchau auf Pitſchen, Königl. Preuſiſcher Oberamts-Regierungsrath, Ge-

nerallandschafts-Repräsentant von Mittelschlesien, und dirigirendes Mitglied der patriotischen Gesellschaft in Schlesien. Er war am 22sten Februar. 1734 in Jauer gebohren. Die Humaniora erlernte er in dem väterlichen Hause zu Breslau von geschikten Hofmeistern, die Philosophie und Mathematik auf dortiger Universität, unter Direktion der von dem König zur Verbesserung der Lehrart nach Schlesien berufenen Jesuiten. Nach geendigtem Kursus und nach überstandenen Prüfungen und Disputationen ward er zum Bakkalaureus und Magister der Philosophie kreirt. Dem väterlichen Verlangen zufolge widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit, ward 1754 Referendarius bei der Breslauischen Oberamts-Regierung, gieng 1755 nach Berlin, um sich vor der großen Examinationskommission zu stellen, arbeitete ein Jahr lang bei dem dortigen Kammergericht, und erhielt 1756 die, durch Resignation seines Vaters erledigte Stelle eines Oberamts-Raths bei der Breslauischen Regierung, von der er bei den, in diesem Kollegium erfolgten Veränderungen entlassen wurde. Seitdem überlies er sich ganz seinem Lieblingsfach, dem Studium der Algebra und Astronomie, und beschäftigte sich meistentheils auf dem Lande mit Observiren und Kalkuliren. Als aber dis schlimmen Einflus in seine Gesundheit hatte; so vertauschte er diese Wissenschaften mit der Oekonomie und Botanik. Er samlete viele, theils schlesische, theils ausländische Pflanzen, lies auf Kniphofische Art Abdrücke davon verfertigen, und illuminirte sie nach dem Leben mit eigener Hand. Im Jahr 1770 ward er bei Errichtung der Landschaft zum Landesältesten des Bisthums Bres-

lau

lau niedern Kreises, und 1772 zum Generallandschafts-Repräsentanten von Mittelschlesien erwählt. Auch ernannte ihn 1770 die patriotische Gesellschaft zum dirigirenden Mitglied der dritten oder physischen und mathematischen Klasse. Seine Schriften sind: Traité de l' art militaire dans la fortification, l' athaque & la defense des places, selon la methode de Mr. le Marechal de Vauban, à Breslau 1750. 8. Anzeige der Beobachtungen, welche dienen können, einen für die Landwirthe sehr nüzlichen Naturkalender zu verfassen; entworfen für die patriotische Gesellschaft in Schlesien. Sagan 1773. 4. Flora Silesiaca, oder Verzeichnis der in Schlesien wild wachsenden Pflanzen, nebst einer umständlichen Beschreibung derselben, ihres Nutzens und Gebrauchs, sowol in Absicht auf die Arzney- und Haushaltungswissenschaft. 2 Theile. Breslau 1776. 1777. gr. 8. Beiträge zu den Schlesischen ökonomischen Nachrichten.

## Quedlinburg.

Herr Johann Heinrich Friedrich Meinecke, Prorektor am dortigen Gymnasium, ist im Frühjahr 1780 an die Stelle des verstorbenen Rektors Hergt, Herr Bremer aber, der vorher an der Realschule zu Berlin gestanden, wieder Prorektor geworden. (Vergl. den 17ten B. dieser Bibl. S. 700 u. f.)

Herr Oberprediger Rambach ist an die Stelle des sel. Seniors Herrnschmidt zum Hauptprediger bei St. Michael in Hamburg erwählt worden, und zu

Ende des Augusts daselbst angekommen. Seine Stelle in Quedlinburg ist mit dem bisherigen Prediger zu Dittfurth im Magdeburgischen, Herrn Johann August Hermes wieder besezt worden.

## Rebdorf ohnweit Eichstett.

Bereits im December 1779 starb daselbst Herr Michael Stein, des dortigen befreiten Kollegiatstiftes bei St. Johann Baptist und Bibliothekar, im 32sten Jahr seines Alters. Wer seine diplomatischen Nachrichten von dem Orte und dem ehemaligen Kloster Königshofen im 5ten Theil des Meuselschen Geschichtforschers und seine beiden historisch-kritischen Abhandlungen im ersten Band der neuen historischen Abhandlungen der Bayrischen Akademie der Wissenschaften gelesen hat, wird uns Recht geben, wenn wir versichern, daß die Geschichtkunde durch diesen Todesfal einen nicht geringen Verlust erlitten hat. Wie viel hätte ein solcher Forscher künftig noch leisten können!

## St. Petersburg.

Herr Johann Gotthilf Stritter, Konrektor an dem Gymnasium der dortigen Akademie der Wissenschaften, und Verfasser der Memor. Populorum e scriptor. historiae Byzant. ist zu Anfang des Jahrs 1780 zum Archivar beim Reichsarchiv in Moskau ernant, und ihm der Rang eines Kollegienassessors, nebst dem Titel eines Adjunkts der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ertheilt worden.

Eben

Eben daselbst starb am 23sten März 1780 Herr D. Johan Jakob Lerche, Russischkaiserlicher Kollegienrath und erster Stadtphysikus zu St. Petersburg. Er war in Potsdam geboren am 21sten December 1703, und hat sich vorzüglich durch seine beiden persische Reisen und seine botanische Kentnisse, am meisten aber durch seine überaus fleißige meteorologische Beobachtungen berühmt gemacht, von denen er verschiedene Bände vom J. 1729 an, im Manuscript hinterlassen hat.

## Wien.

Im Mai starb daselbst Herr Joseph Landes, kaiserl. königl. Hofkammerkonzipist. Er ward am 30sten April 1742 in Wien geboren, und studierte dort Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit. Einen vorzüglichen Hang zu den schönen Wissenschaften bekam er schon in seinem 16ten Jahr, und dieser Hang wuchs täglich. Mit dem 21sten Jahr seines Alters wagte er den ersten Versuch für das Theater, mit der Ponnela als Frau. Der gröste Theil der Stücke, die er dem Theater gab, wurde mit Beifal aufgenommen. Zu besonderem Ruhm gereicht es ihm, daß er sich durch manche Verdrieslichkeiten nicht irre machen lies, fürs regelmäßige Theater zu arbeiten. Lektür unter seinen Mitbrüdern verbreiten, und an der Reinigung des Geschmaks Antheil nehmen zu können, war stets sein wärmstes Vergnügen. Im J. 1769 wurde Landes bei der k. k. Hofkammer zum Protokol angestelt, nachdem er sich fünf Jahre lang bei dem Hofrath von Ziegler in Prari geübt hatte. Im J. 1773 bekam er die Stelle eines Supernumerarkonzipisten; im

folgenden Jahr wurde er wirklicher Konzipist, und dem Hofrath von Bolza zur Verfertigung der sogenanten Rathsbogen zugetheilt. So stark seine Neigung zur Litteratur war, mit eben so starkem Eifer und mit eben so strenger Genauigkeit bestrebte er sich, den Pflichten seines Berufs Genüge zu leisten. Außer dem schon genanten Theaterstük hat er noch verfast: Die Verwechselung; die verliebten Zänker; die verstelte Kranke; die Schnitter; der bestrafte Gek; nicht alles ist Gold, was glänzt; die Sitten der Zeit; Pygmalion; der Franzos in Wien; die Nacht. Diese Stüke sind grösstentheils nach fremden Originalien geformt, meistens nach goldonischen Stücken. Die meisten teutschen Programmen zu den Balletten der Herren Noverre und Angiolini sind von ihm.

Eben daselbst starb im Julius Herr Franz Ferdinand Edler von Schrötter, beider Rechte Doktor, und derselben erster ordentlicher Lehrer, wie auch Präses und Direktor der Juristenfakultät, dann kaiserl. königl. wirklicher Hofrath und Official bei dem geheimen Departement der auswärtigen Geschäfte des k. k. Hofs in Wien, geboren daselbst 1736. Im J. 1774 erhielt er eine Stelle bei der k. k. Studienhofkommission, legte aber 1776 diese Stelle wieder nieder. Er starb als Rektor der Universität. Seine Schriften sind: Diatribe de iurisprudentia veterum persarum. Vindob. 1757. 8. D. de origine iuris patronatus. . . . 4. Abhandlung aus dem östreichischen Staatsrechte. 4 Theile. Wien 1762-1766. 8. Anmerkungen über Pütters patriotische Gedanken, in Absicht auf einige das Kammergericht und dessen Visitation betreffende Fragen. Franf.

und

und Leipz. 1768. 4. Fortgesezte Anmerkungen ꝛc. 1769. 4. Abhandlung von dem Siz- und Stimrechte der Krone Böheim bei den Reichstagberathschlagungen, und dem dieser Krone hierin gebührenden Rang. Wien 1769. 4. Beobachtungen über Pütters Versuch einer richtigen Bestimmung des kaiserl. Rektifikationsrechts bei Schlüssen reichsständiger Versamlungen, insonderheit der Visitation des Kammergerichts. Frankf. und Leipz. 1770. 4. Patriotische Bemerkungen gegen die an das das Licht getretene kurbairische Schriften, unter dem Titel: Rechtmäßigkeit derjenigen kurbairischen Landesverordnungen, welche von einigen Komitialgesandten zu Regensburg angefochten worden. Ebend. 1770. fol. Versuch einer östreichischen Staatgeschichte, von dem Ursprunge Oestreichs bis nach dessen Erhöhung in ein Herzogthum. Wien 1771. 8. Grundris des östreichischen Staatsrechts. Ebend. 1775. 8. Ratio studii iuridici in universitate Vindobonensi. Viennae 1775. 8mai. Collectio dissertationum historiam imperii Romano-Germanici illustrantium. T. I & II. Viennae & Lipſ. 1776. 1777. 8mai. (Die Fortsezung dieser nüzlichen Samlung ist sehr zu wünschen.) Wahre Bewandnis der am 8ten Mai 1776 erfolgten Trennung der bisherigen Visitation des Kais. und Reichskammergerichts. Wien 1776. 4. Im lezten Krieg zwischen Oestreich und Preußen hat er einige Staatsschriften verfertiget, z. B. Unpartheiische Gedanken über verschiedene Fragen, bei Gelegenheit der Succession in die von dem verstorbenen Kurf. Max. Joseph zurükgelassene Länder und Güter. 1778. 4.

## Windsheim.

Am 4ten April starb daselbst Herr D. Johann Gerhard Christian Rücker, Professor der Rechte zu Utrecht. Er ward zu Windsheim 1722 geboren, wurde 1751 Doktor der Rechte zu Gröningen, 1752 Professor der Rechte daselbst, und 1760 kam er in eben dieser Qualität auf die Universität zu Utrecht. Ein äußerst beschwerliches Asthma nöthigte ihn, mit Erlaubnis seiner Obern im Jahr 1769 mit Beibehaltung seines Lehramts, der Besoldung und übrigen Emolimente, zur Herstellung seiner Gesundheit nach Teutschland zu gehen. Er hielt sich meistens zu Windsheim, und zulezt auch eine geraume Zeit in Erlangen auf, und suchte sich in dem Umgang mit den dortigen Gelehrten die Beschwerlichkeiten des Lebens erträglicher zu machen. Ein harter Anfall von Gicht und erfolgte Lähmung machte, daß er ohngefähr vor einem Jahr sich wieder zu den Seinigen nach Windsheim verfügte, wo er auch an dieser Krankheit verschieden ist. Er besas besonders im römischen Recht eine ausnehmende Stärke; welches zum Theil seine wenige, aber gründlich und elegant abgefaste Schriften, beweisen.

Zwie-

# Zwiefaches
# Register

über den achtzehnten Band der Litteraturbibliothek.

---

## I.

## Nach den verschiedenen Wissenschaften.

### 1) Gottesgelehrsamkeit.

Fuchs, Georg Daniel, Bibliothek der Kirchenversammlungen des 4ten und 5ten Jahrhundert. 1ter Theil. S. 469.
Herrman, Joh. Wilh. Gotth., Gedächtnißpredigten auf den verstorbenen Herzog Carl zu Braunschweig. S. 240.
Jerusalem, Joh. Friedr. Wilh., Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, 2ten Theils 4tes St. S. 1.
Lavaters und eines Ungenannten Urtheile über Steinbarts System des reinen Christenthums, mit Zusätzen von Semler. S. 569.
Semler, Chr. Wilh., der Prediger gegen seinen Kirchenpatron. S. 109.
Perschke, Religionsvorträge. S. 92.

Schulz, Hartwig Joh. Chr., Reden bei der Confirmation der Prinzessin Auguste Caroline Friederike Louise von Braunschweig. S. 242.
Seiler, Georg Friedr., Gebete für Studirende. S. 643.
Semlers, J. S., Antwort auf das Bahrdtische Glaubensbekentnis. S. 573.
Stosch, Eberh Dan., Institutiones Theologiae dogmaticae. S. 575.
Velthusen, Joh. Caspar, Gedächtnispredigt auf den seligen Uebergang des Herzogs Carl zu Braunschweig. S. 238.

## 2) Rechtsgelehrsamkeit.

Abhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit. Erstes Stük. S. 22.
Eckhardi, Christ. Henr., Hermeneutica juris. S. 244.
Lobethan, F. G. A., Systema elementare Jurisprudentiae privatae. Tom. I. II. III. S. 110.
de Steck, Joh. Wilh., Observationum subsecivarum specimen. S. 324.
Xaver, Franc., Statistica Ecclesiae Germanicae. S. 310.

## 3) Arzneigelehrsamkeit.

Baudelocque Anfangsgründe der Geburtshülfe. S. 488.
Gieseke, Paul. Dieter. Index Linnaeanus in Leonh. Plukenetii opera botanica. S. 348.
von Haen, Anton, Heilungsmethode in dem kaiserl. Krankenhause zu Wien, herausgegeben von Platner. 1ter Band. S. 493
de Haen, Ant., Ratio medendi. Tom. III. Vol. I. S. 253.
von Hallers, Albrecht, Samlung academischer Streitschriften. 2ter Band. S. 631.
Hebenstreit, Joh. Ern, Palaeologia therapiae. S. 344.
Icones plantarum medicinalium, Centuria II. S. 693.
Lorry's, Anna, Carl, Abhandlungen von den Krankheiten der Haut. 1. 2ter Band. S. 134.

Morgenstern, Friedrich Simon, Unterricht in der Hebammenkunst. S. 651.
Murray, Jo. Andr., Observationes & animadversiones super variolarum insitione. Sect. I. II III. S. 134.
Murray, Jo. Andr., apparatus Medicaminum. Vol. II. S. 476.
Retzii, Andr. Joh., observationum botanicarum, Fasciculus primus. S. 491.
Samlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte. 5ter B. 1tes St. S. 275.
— — 2tes Stük. S. 277.
— — 3tes Stük. S. 279.
Strack, Caroli, ad Quaestionem, quam de enervando variolarum miasmate Facultas Medica Parisiensis proposuerat Responsum. S. 646.
Thompson, Thomas, medicinische Rathpflege. S. 350.
Tissot, S. A. D., sämtliche zur Arzneikunst gehörige Schriften. 1ter Theil. S. 644.
Voltelenii, Floris, Jac. de lacte humano. S. 587.
Weikard, M. A., medicinische Schriften. 2tes St. S. 30.
Withers, Thomas, Bemerkungen über die langwierige Mattigkeit. S. 273.

## 4) Weltweisheit.

Abbts, Thomas, vermischte Werke, 4. 5 Th. S. 656.
Briefe, philosophische, an meine Schwester. S. 356.
Ciceros, Marcus Tullius, tusculanische Untersuchungen, übersetzt von H. F. Diez. 1ter B. S. 254.
Gamaliels Spaziergänge über die berlinischen Betrachtungen der Wundergaben u. s. w. S. 654.
Garve, Chr., Samlung einiger Abhandlungen aus der N. Biblioth. d. sch. W S. 39.
Gedanken, wie man dem Schüler das Gefühl des Wahren beibringe. S. 655.
Mayer, J. E., über den Vernunftschluß. 2ter Th. S. 516.
Meiners, Christoph, Historia doctrinae de vero Deo. Pars I & IIda S. 499.
Ueber Physiognomik. S. 367.
Voigt, J. H., Grundkentnisse vom Menschen. S. 653.

5) Schö-

## 5) Schöne Wissenschaften, Künste, Dichtkunst und Litterairgeschichte.

Alderman, Gustav, 2ter Th. S. 286.
Bertuch, F. J. Magazin der spanischen und portugiesischen Litteratur. 1. 2ter Band. S. 591.
Blauaugen. S. 143.
Blumenlese, poetische, aufs Jahr 1780. S. 282.
Berlocken aus Allerlei der Gros- und Kleinmänner. S. 150.
Denis, M., Einleitung in die Bücherkunde. 1 2ter Theil. S. 225.
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des d'Aubigné. S. 322.
Erasini, Desiderii, Encomium moriae. S. 497.
Geschichte des Hrn. von Morgenthau. 2ter B. S. 284.
Hartmans hinterlassene Schriften. S. 498.
Heuman, J. H., über den Werth der humanistischen Wissenschaften. S. 381.
Hofkalender, Gothaischer, auf das Jahr 1780. S. 360.
Klopstock, über Sprache und Dichtkunst. S. 34.
Lessing, Gotthold Ephraim, Nathan der Weise. S. 391.
Magazin der neuern französischen Litteratur, herausgegeben von W. H. Becker, 1tes Stück. S. 660.
Magazin der italiänischen Litteratur, herausgegeben von C. J. Jagemann. S. 661.
Magazin, göttingisches, herausgegeben von Lichtenberg und Forster, 1. 2. 3tes Stück. S. 663.
Mertens, M. Hieron. Andr., hodogetischer Entwurf einer vollständigen Geschichte der Gelehrsamkeit. 1. 2tes Bändchen. S. 607.
Reinhards, Joh. Paul, Einleitung zu einer allgemeinen Geschichte der Gelehrsamkeit. 1ter B. S. 368.
der Soldat, eine Wochenschrift 1ter B. S. 370.
Sophiens, einer jüngern, Reisen, aber nicht von Memel nach Sachsen. 1ten B. 1ter Th. S. 142.
Sturz, Helfr. Peter, Schriften. 1te Samlung. S. 43.
Taschenkalender, Göttinger, vom Jahr 1780. S. 360.
Weißenfeld, Carl, 2ter Th. S. 144.

## 6) Geschichte, Geographie, Reisebeschreibungen, Statistick und Diplomatik.

Anweisung, praktische, zur Diplomatik. S. 403.

Beschreibung aller Merkwürdigkeiten Wiens. S. 151.
Boscowich, Joseph, Reisen. S. 45.
Bruggeman, Ludw. Wilh., Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes von Vor- und Hinterpommern. 1ter Th. S. 94.
Geschichte, geheime, der Verschwörung der Pazzi. S. 611.
Griselini, Franz, Versuch einer Geschichte des Temeswarer Banats. 1. 2ter Th. S. 451.
Journal, petersburgisches. S. 533.
Kalender, Grosbrittanischer genealogischer, auf das Jahr 1780. S. 360.
Krebel, Gottl. Friedr., europäisches genealogisches Handbuch. 2 Theile. S. 409.
Lorenz, M. Franz, Europens Handel nach beiden Indien, ein Auszug aus dem Raynal. S. 514.
Meusel, J. G., Beiträge zur Erweiterung der Geschichtskunde. Erster Theil. S. 690.
Siegelkabinet, vollständiges braunschweigisches, 5. 6. 7ter Abschnit. S. 612.
Stats, und Erdbeschreibung des schwäbischen Kreises. S. 256.
Stuarts, Gub., Abriß des geselschaftl. Zustandes in Europa. S. 594.
Sulzers, J. H., Beobachtungen und Anmerkungen auf einer Reise nach der Schweiz. S 666.
Weißenstein, M., erste Kentnis der Staaten in Europa. S. 619.

## 7) Philologie, Sprachen und Alterthümer.

Aeliani, Claudii, varia Historia ex editione C. G. Kuehn. 1. 2ter Theil S. 411.
Bibliotheca critica. Vol. I. S. 412.
Crome, Ludw. Gottl. philologische Schriften. S. 287.
Dathii, Joh Aug., Prophetae majores S. 203.
Euripidis Tragoediae. Tom. I II. S. 50.
Nölting, Joh. Henr. Vinc., vollständige ciceronianische Chrestomathie. 1. 2ter Th. S. 609.
Plinii, Caji Secundi, naturalis historiae, Vol. I. recensuit Franzius. S. 640.

Reper-

Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur. 3. 4ter Th. S. 177.

— — Fünfter Theil. S. 218.

Schellers, Immanuel Joh. Gerh., ausführliche *lateinische* Sprachlehre. S. 415.

Schütz, Christ. Godofr., Commentationum in Aeschyli Tragaedian. Agamemnon libellus primus. S. 417.

Senecae, L., Annei flores ex operibus illius selecti cura Schaefferi. S. 622.

Teller, Guil. Abr., Opuscula. S. 305.

## 8) Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mathematik.

Achard, Franz Carl, Bestimmung der Bestandtheile einiger Edelgesteine. S. 625.

Achard, Franz Carl, Bestimmung der Bestandtheile einiger Edelgesteine. S. 165.

Almanach für Scheidekünstler aufs Jahr 1780. S. 296.

d'Arcet Abhandlung über die pyrenäischen Gebürge. S. 168.

Baumer, J. Guil. Fundamenta geographiae & hydographiae subterraneae. S. 435.

Bergmann, Torb. Dissertatio gradualis de primordiis chemiae. S. 629.

Bergmann, Torb. Dissertatio chemica de mineris Zinci. S. 623.

Commentationes Regiae Societatis scientiarum Gottingensis. Vol. II. S. 148.

Crell, Lorenz, chemisches Journal. 2ter Theil. S. 68.

Dethmars, E. Ph. B. Freih. von, Schreiben über das Werklein des Exjesuiten Franz Beuth: Juliae & Montium subterranea, und die darauf gefolgte Continuatio. S. 689.

Ebert, Joh. Jac., Untersuchung in den philosophischen und mathematischen Wissenschaften. S. 531.

Ferbers, Joh. Jac., neue Beiträge zur Mineralgeschichte verschiedener Länder. 1ter Band. S. 549.

Geschichte, praktische, der europäischen Naturprodukte. I. II. III. IV. Heft. S. 548.

Herbert, J. N. de, de aëre fluidisque ad aëris genus pertinentibus. S. 683.

Hofmans, Gottfr. Aug., Anleitung zur Chemie. S. 176.

Lamberts, Joh. Heinr., Pyrometrie. S. 76.

Leske, Matth. Gottfr., Anfangsgründe der Naturgeschichte. 1 Th. S. 558.

de Luchet Essais sur la Mineralogie. S. 298.

Martini, Fr. Heinr. Wilh., neues systematisches Conchyliencabinet. 4ter B. 1 und 2te Ausgabe. S. 447.

Milhuber, J. Tr., de magnesia cruda atque calcinata. S. 295.

Mojsjernkow, Theod., mineralogische Abhandlung von dem Zinsteine. S. 562.

Müllers, Joseph, von den Turmalinen. S. 74.

Müller, Oth. Frid., Zoologiae danicae icones. Fasc. I. S. 687.

Rosenthals. Gottfr. Fr., Anleitung, wie das de Lücsche Barometer zu einem viel größern Grade der Vollkommenheit gebracht werden kan. S. 174.

Weigel, D. Chr. Ehrenf., chemische Beobachtungen. Aus dem Lateinischen von D. J. T. Pyl. I. II. Th. S. 680.

Wenzels, Carl Friedr., Lehre von der Verwandschaft der Körper. S. 461.

## 9) Oekonomie, Polizei, Finanz- und Cameralwissenschaft.

Bemerkungen der Churpfälzischen physikalisch-ökonomische Gesellschaft. S. 418.

Bob, Franz Jos., von den System der Policeiwissenschaft S. 158.

Magazin, gemeinnütziges fränkisches, St. 1. 2. S. 566.

Pfeifers Policeiwissenschaft. 1ter Theil. S. 52.

## 10) Neueste Jahrbücher der Gelehrten.

Jahrbücher, neueste, der Gelehrten. S. 695.

---

II. Nach

# II.

## Nach dem Alphabeth eingerichtetes Autoren- und Sachregister.

---


Abbts, Thomas, vermischte Werke, 4. 5 Th. S. 656.

Abhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit. Erstes Stük. S. 22.

Achard, Franz Carl, Bestimmung der Bestandtheile einiger Edelgesteine. S. 625.

Achard, Franz Carl, Bestimmung der Bestandtheile einiger Edelgesteine. S. 165.

Aeliani, Claudii, varia Historia ex editione C. G. Kuehn. 1. 2ter Theil. S. 411.

Alderman, Gustav, 2ter Th. S. 286.

Almanach für Scheidekünstler aufs Jahr 1780. S. 296.

Anweisung, praktische, zur Diplomatik. S. 403.

d'Arcet Abhandlung über die pyrenaischen Gebürge. S. 161

Baudeloucque Anfangsgründe der Geburtshülfe. S. 488.

Baumer, J. Guil. Fundamenta geographiae & hydographiae subterraneae. S. 435.

Bemerkungen der Churpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft. S. 418.

Bergmann, Torb. Dissertatio gradualis de primordiis chemiae. S. 629.

Bergmann, Torb. Dissertatio chemica de minerali Zinci. S. 623.

Bertuch, F. J. Magazin der spanischen und portugiesischen Litteratur. 1. 2ter Band. S. 591.

Beschreibung aller Merkwürdigkeiten Wiens. S. 151.

Bibliotheca critica. Vol. I. S. 412.

Blauaugen. S. 143.

Blumenlese, poetische, aufs Jahr 1780. S. 282.

Bob, Franz Jos., von den System der Policeiwissenschaft. S. 158.

Böhme, Joh. Gottl., Hofrath und Professor in Leipzig, stirbt. S. 702.

Boscowich, Joseph, Reisen. S. 45.

Berlocken aus Allerlei der Gros- und Kleinmänner. S. 150.

Bremer

Bremer, wird Prorektor in Quedlinburg. S. 707.

Briefe, philosophische, an meine Schwester. S. 356.

Brüggeman, Ludw. Wilh., Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes von Vor- und Hinterpommern. 1ter Th. S. 94.

Christiani, Carl Andreas, erster ordentlicher Professor der Philosophie in Königsberg, stirbt. S. 707.

Ciceros, Marcus Tullius, tusculanische Untersuchungen, übersetzt von H. F. Diez. 1ter B. S. 254.

Commentationes Regiae Societatis scientiarum Gottingensis. Vol. II. S. 148.

Cramer, der jüngere, wird ordentlicher Professor in Kiel. S. 701.

Crell, Professor in Helmstädt, wird Bergrath. S. 700.

Crell Lorenz, chemisches Journal. 2ter Theil. S. 68.

Crome, Ludw. Gottl. philologische Schriften. S. 287.

Dathii, Joh. Aug., Prophetae majores. S. 203.

Denis, M., Einleitung in die Bücherkunde. 1. 2ter Theil. S. 225.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des d'Aubigné. S. 322.

Dethmars, E. Ph. B. Freih. von, Schreiben über das Werklein des Exjesuiten Franz Bruch: Juliae & Montium subterranea, und die darauf gefolgte Continuatio. S. 689.

Ebert, wird Hofrath in Braunschweig. S. 698.

Ebert, Joh. Jac., Untersuchung in den philosophischen und mathematischen Wissenschaften. S. 531.

Eckhardi, Christ. Henr., Hermeneutica juris. S. 244.

Erasmi, Desiderii, Encomium moriae. S. 497.

Euripidis Tragoediae. Tom. I. II. S. 50.

Ferbers, Joh. Jac., neue Beiträge zur Mineralgeschichte verschiedener Länder. 1ter Band. S. 549.

Fidler, Ferdinand Ambrosius, Schulmeister in Altona, stirbt. S. 695.

Forster, der ältere, wird Professor in Halle. S. 700.

Franke, Pet. Ant., Hofrath und Professor wird ordentlicher Professor des teutschen Staatsrechts und der Geschichte. S. 704.

Fuchs, Georg Daniel, Bibliothek der Kirchenversammlungen des 4ten und 5ten Jahrhundert. 1ter Theil. S. 469.

Gärtner, wird Hofrath in Braunschweig. S. 698.

Gamaliels Spaziergänge über die berlinschen Betrachtungen der Wundergaben u. s. w. S. 654.

Garve, Chr., Samlung einiger Abhandlungen aus der N. Biblioth. d. sch. W. S. 39.

Gedanken, wie man dem Schüler das Gefühl des Wahren beibringe. S. 655.

Geschichte, geheime, der Verschwörung der Pazzi. S. 611.

Geschichte des Hrn. von Morgenthau. 2ter B. S. 284.

Geschichte, praktische, der europäischen Naturprodukte. I. II. III. IV. Heft. S. 548.

Gieseke, Paul. Dieter. Index Linnaeanus in Leonh. Plukenetii opera botanica. S. 348.

Griselini, Franz, Versuch einer Geschichte des Temeswarer Banats. 1. 2ter Th. S. 451.

von Haen, Anton, Heilungsmethode in dem kaiserl. Krankenhause zu Wien, herausgegeben von Platner. 1ter Band. S. 493.

de Haen, Ant., Ratio medendi. Tom. III. Vol. I. S. 253.

von Hallers, Albrecht, Samlung academischer Streitschriften. 2ter Band. S. 631.

Hartmans hinterlassene Schriften. S. 498.

Hebenstreit, Joh. Ern., Palaeologia therapiae. S. 344.

Hegewisch, königl. dänischer Legationssekretär zu Hamburg, wird außerordentlicher Professor der Philosophie in Kiel. S. 701.

Henke, wird ordentlicher Professor der Theologie in Helmstädt. S. 701.

Herbert, J. N. de, de aëre fluidisque ad aëris genus pertinentibus. S. 683.

Herrman, Joh. Wilh. Gotth., Gedächtnißpredigten auf den verstorbenen Herzog Carl zu Braunschweig. S. 240.

Heuman, J. H., über den Werth der humanistischen Wissenschaften. S. 381.

Hirsch, Joh. Christoph, Hochfürstl. Brandenburgischer geheimer Hof-Kammer- und Landschaftsrath, auch Landökonomie Deputationsrath in Anspach, stirbt. S. 697.

Hofkalender, Gothaischer, auf das Jahr 1780. S. 360.

Hofmans, Gottfr. Aug., Anleitung zur Chemie. S. 176.

Holland, vormaliger Hofmeister bei der Familie des Prinzen Friedrich Eugen von Würtemberg, wird im Adelstand erhoben. S. 698.

Hombergk zu Vach, Aemilius Ludwig, geheimer Regierungsrath und Vizekanzler zu Marburg, wird daselbst geheimer Rath und Kanzler. S. 705.

Jani, Konrektor am Evangelisch-Lutherschen Stadtgymnasium zu Halle, wird Rektor zu Eisleben. S. 699.

Icones plantarum medicinalium, Centuria II. S. 693.

Jerusalem, Joh. Friedr. Wilh., Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, 2ten Theils 4tes St. S. 1.

Journal, petersburgisches. S. 533.

Kalender, Grosbrittanischer genealogischer, auf das Jahr 1780. S. 360.

Klopstock, über Sprache und Dichtkunst. S. 34.

Krebel, Gottl. Friedr., europäisches genealogisches Handbuch. 2 Theile. S. 409.

Krismer, P. Bibliothekar des Reichs-Gotteshauses in Buxheim, stirbt. S. 699.

Lamberts, Joh. Heinr., Pyrometrie. S. 76.

Landes, Joseph, Hofkammerkonzipist zu Wien, stirbt. S. 709.

Lava-

Lavaters und eines Ungenannten Urtheile über Steinbarts System des reinen Christenthums, mit Zusatzen von Semler. S. 569.

Lerche, Joh. Jac., zu Petersburg, stirbt. S. 709.

Leske, Matth. Gottfr., Anfangsgründe der Naturgeschichte. 1 Th. S. 558.

Lessing, Gotthold Ephraim, Nathan der Weise. S. 391.

Lobethan, F. G. A., Systema elementare Jurisprudentiae privatae. Tom. I. II. III. S. 110.

Lorenz, M. Franz, Europens Handel nach beiden Indien, ein Auszug aus dem Raynal. S. 514.

Lorry's, Anna, Carl, Abhandlungen von den Krankheiten der Haut. 1. 2ter Band. S. 134.

de Luchet Essais sur la Mineralogie. S. 298.

von Madai, Samuel David, Hochfürstl. Anhalt-Cöthenschen Hofrath und Medikus am Waisenhause zu Halle, stirbt zu Benkendorf. S. 699.

Magazin der neuern französischen Litteratur, herausgegeben von W. H. Becker, 1tes Stück. S. 660.

Magazin der italiänischen Litteratur, herausgegeben von C. J. Jagemann. S. 661.

Magazin, göttingisches, herausgegeben von Lichtenberg und Forster, 1. 2. 3tes Stück. S. 663.

Magazin, gemeinnütziges fränkisches, St. 1. 2. S. 566.

Martini, Fr. Heinr. Wilh., neues systematisches Conchyliencabinet. 4ter B. 1 und 2te Ausgabe. S. 447.

von Mattuschka, Heinr. Gottfr., Reichsgraf ꝛc., stirbt zu Pitschen bei Breslau. S. 705.

Mayer, J. E., über den Vernunftschluß. 2ter Th. S. 516.

Meinecke, Joh. Heinr. Friedr., kömt an die Stelle des verstorbenen Rektors Hergt in Quedlinburg. S. 707.

Meiners, Christoph, Historia doctrinae de vero Deo. Pars I & IIda. S. 499.

Mertens, M. Hieron. Andr., hodogetischer Entwurf einer vollständigen Geschichte der Gelehrsamkeit. 1. 2tes Bändchen. S. 607.

Metzger, Joh., Kurpfälzischer Hofastronom und adjungirter Professor der Astronomie, ein Exjesuite zu Mannheim, stirbt. S. 704.

Meusel, J. G., Beiträge zur Erweiterung der Geschichtskunde. Erster Theil. S. 690.

Milhuber, J. Tr., de magnesia cruda atque calcinata. S. 295.

Mojsjernkow, Theod., mineralogische Abhandlung von dem Zinsteine. S. 562.

Morgenstern, Friedrich Simon, Unterricht in der Hebammenkunst. S. 651.

Müllers, Joseph, von den Turmalinen. S. 74.

Müller, Oth. Frid., Zoologiae danicae icones. Fasc. I. S. 687.

Murray, Professor in Göttingen, erhält den Königl. Schwedischen Wasaorden. S. 699.

Murray, Jo. Andr., Observationes & animadversiones super variolarum insitione. Sect. I. II III. S. 134.

Murray, Jo. Andr., apparatus Medicaminum. Vol. II. S. 476.

Nölting, Joh. Henr. Vinc., vollständige ciceronianische Chrestomathie. 1. 2ter Th. S. 609.

emler, Chr. Wilh., der Prediger gegen seinen Kirchenpatron. S. 109.

efele, Andreas Felix, Kurpfalzbayrischer Hofrath und Bibliothekar zu München, stirbt. S. 705.

erschke, Religionsvorträge. S. 92.

feifers Policeiwissenschaft. 1ter Theil. S. 52.

inii, Caji Secundi, naturalis historiae, Vol. I. recensuit Franzius. S. 640.

rehn, Joh. Jac, wird ordentlicher Professor der Rechtsgelehrsamkeit in Bützow. S. 698.

leinhards, Joh. Paul, Einleitung zu einer allgemeinen Geschichte der Gelehrsamkeit. 1ter B. S. 368.

Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur. 3. 4ter Th. S. 177.

— — Fünfter Theil. S. 218.

letzii, Andr. Joh., observationum botanicarum, Fasciculus primus. S. 491.

Rosenthals, Gottfr. Fr., Anleitung, wie das de Lücsche Barometer zu einem viel größern Grade der Vollkommenheit gebracht werden kan. S. 174.

Rücker, Joh. Gerh. Christ., Professor der Rechte zu Uetrecht, stirbt zu Windsheim. S. 712.

Samlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte. 5ter B. 1tes St. S. 275.

— — 2tes Stük. S. 277.

— — 3tes Stük. S. 279.

Schellers,

Schellers, Immanuel Joh. Gerh., ausführliche lateinisch Sprachlehre. S. 415.

von Schrötter, Franz Ferdinand, ordentlicher Lehrer d Rechte zu Wien, stirbt. S. 710.

Schütz, Christ. Godofr., Commentationum in Aeschyli Tr goediam: Agamemnon libellus primus. S. 417.

Schulz, Hartwig Joh. Chr., Reden bei der Confirmatio der Prinzessin Auguste Caroline Friederike Louise vo Braunschweig. S. 242.

Seiler, Georg Friedr., Gebete für Studirende. S. 643.

Semlers, J. S., Antwort auf das Bahrdtische Glaubens bekentnis. S. 573.

Senecae, L., Annei flores ex operibus illius selecti cur Schaefferi. S. 622.

Siegelkabinet, vollständiges braunschweigisches, 5. 6. 7te Abschnit. S. 612.

der Soldat, eine Wochenschrift. 1ter B. S. 370.

Sophiens, einer jüngern, Reisen, aber nicht von Memel nach Sachsen. 1ten B. 1ter Th. S. 142.

Staats- und Erdbeschreibung des schwäbischen Kreises. S. 256.

de Steck, Joh. Wilh., Observationum subsecivarum specimen. S. 324.

Stein, Michael, stirbt zu Rebdorf ohnweit Eichstett. S. 708.

Stosch, Eberh Dan., Institutiones Theologiae dogmaticae. S. 575.

Strack, Caroli, ad Quaestionem, quam de enervando variolarum miasmate Facultas Medica Parisiensis proposuerat Responsum. S. 646.

Stritter,

Stritter, Joh. Gotth.) Conrektor der Akademie der Wissenschaft in Petersburg, wird Archivar beim Reichsarchiv in Moskau. S 708.

Stuarts, Gilb., Abriß des geselschaftl. Zustandes in Europa. S. 594.

Sturz, Helfr. Peter, Schriften. 1te Samlung. S. 43.

Sulzers, J. H., Beobachtungen und Anmerkungen auf einer Reise nach der Schweiz. S. 666.

Taschenkalender, Göttinger, vom Jahr 1780. S. 360.

Teller, Guil. Abr., Opuscula. S. 305.

Thompson, Thomas, medicinische Rathpflege. S. 350.

Tissot, S. A. D., sämtliche zur Arzneikunst gehörige Schriften. 1ter Theil. S. 644.

Ueber Physiognomik. S. 367.

Velthusen, Joh. Caspar, Gedächtnispredigt auf den seligen Uebergang des Herzogs Carl zu Braunschweig. S. 238.

Voigt, J. H., Grundkentnisse vom Menschen. S. 653.

Voltelenii, Floris, Jac. de lacte humano. S. 587.

Weigel, D. Chr. Ehrenf., chemische Beobachtungen. Aus dem Lateinischen von D. J. T. Pyl. I. II. Th. S. 680.

Weikard, M. A., medicinische Schriften. 2tes St. S. 30.

Weißenfeld, Carl, 2ter Th. S. 144.

Weißenstein, M., erste Kentnis der Staaten in Europa. S. 610.

Wenzels, Carl Friedr., Lehre von der Verwandschaft der Körper. S. 461.

Wernsdorf, Professor in Helmstädt, wird Hofrath. S. 701.

Withers, Thomas, Bemerkungen über die langwierige Mattigkeit. S. 273.

Xaver, Franc., Statistica Ecclesiae Germanicae. S. 310.

Ende des achtzehnten Bandes.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Digitized by Google